

Sieben komplett erschienen und auch in 2 eleganten Original-Prachtbänden à 24 Mark zu beziehen.

Neuer Prachtwerk.
 Die deutsche Kaiserstadt
Berlin
 und ihre Umgebung
 von
Max Ring Mit 300 Illustrationen.
 In 30 Hefen à 1 Mark.

Sieben komplett erschienen und auch in 2 eleganten Original-Prachtbänden à 24 Mark zu beziehen.

Die ersten Hefte sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

Verlag: Otto Spamer in Leipzig u. Berlin.

Wird beim sechsten erschienenen achten Bande liegt vollständig vor die zweite, bis zur Gegenwart fortgeschrittene Auflage von:

**Illustrierte
 Weltgeschichte**

Begründet von **Schub** und **Gorin**, fortgeführt von **R. Diefenbach**, Prof. Dr. G. Diefel, Prof. Dr. S. Ramm, Dr. G. Kammert, R. G. Stogt, (Sohnm.-Dir. Dr. R. Hof) mit über 2500 Abbildungen, Karten, Statuen etc. In 30 Hefen à 2 Mark. In 24 Lieferungen à 2 Hef. = 1 Fl. 80 Kr. 3. 8 Bänden gebunden. 4. In 8 Bänden, in Folio, gebunden.
 Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen

Zweite, neugestaltete Auflage in handlicherem Form

Otto Spamer's
 Synonymisches
Konversations-Lexikon
 für das Volk.

Wird 5—6000 Wort-Erklärungen, Statistiken, Karten
 In acht Bänden oder 200 Lieferungen à 50 Pf.

Prospekte gratis. Erste Lieferung in allen Buchhandlungen vorrä.

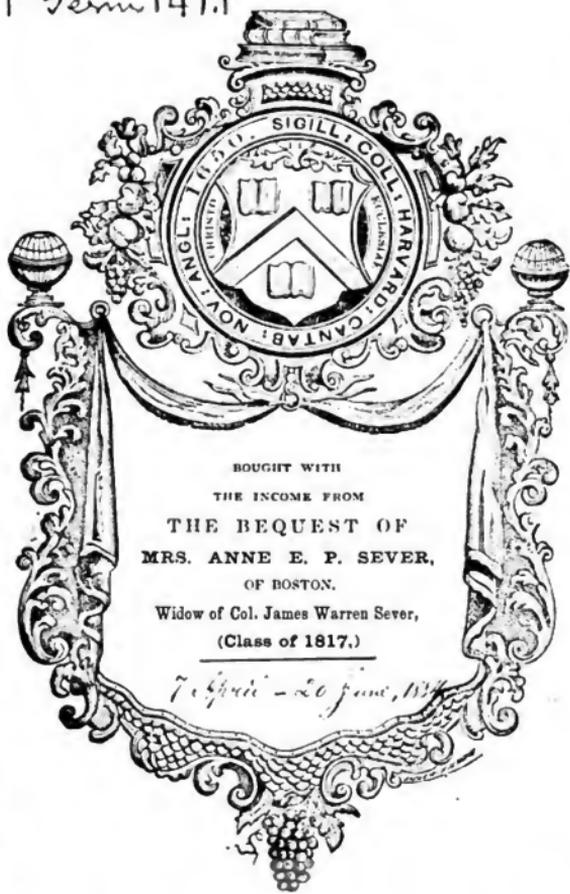
Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart

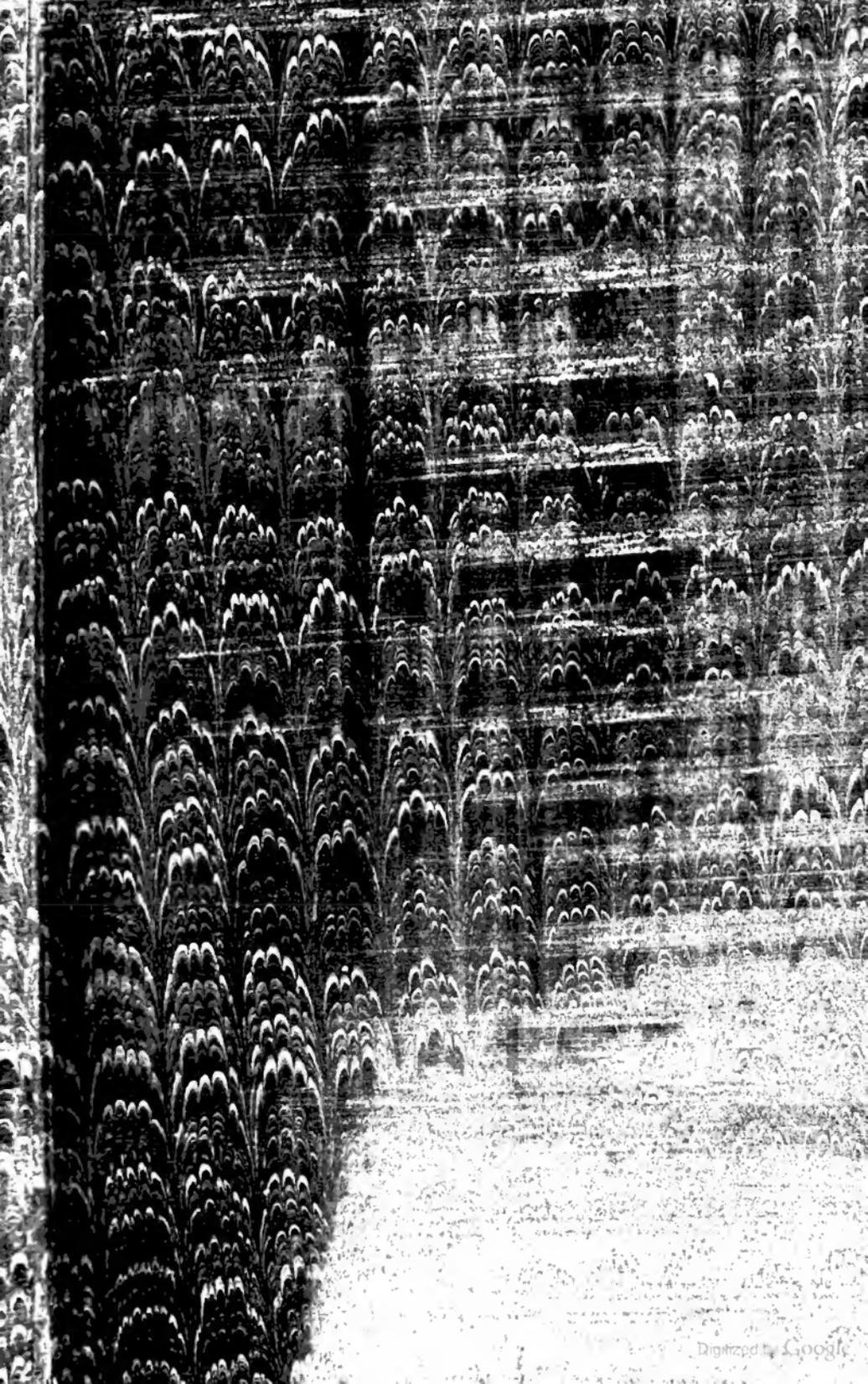
1915
 von **Rußbaum**,
 abstr. 3 Bogen.

Diese hervorragende und interessante Abhandlung des hochgeschätzten Arztes und Forschers ist nicht nur Medizinern von Fach, sondern auch weiteren Kreisen am ehesten empfohlen. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

P Genm 147.1

Dec. Ser. 1534.





Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Neunter Jahrgang. — Zweiter Band.

(April bis Juni 1884.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

1884.

1871, 1872, 1873 - June 20.

P. Germ. 147.1

Cover bound.

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs IX.

(April bis Juni 1884.)

	Seite
Henning Schönberg: Das Bitter mit der Blume. Erzählung	1
J. Friedrich von Schulte: Zur Orientierung über die Zustände in Osterreich. I. II. u. III. (Schluß) 19. 199.	350
Joh. N. v. Ruffbaum, Geheimrat: Über Chloroform-Wirkung	28
Franz Toula: Aus den Tiefen der See	44
Ludwig von Bar: Gerechtigkeit und Gerechtigkeitsideale in Staat- und Volkswirtschaft	60
Karl Theodor Gaedertz: Das niederdeutsche Schauspiel von Ecthof bis zur Franzosenzeit	75
Ludwig von Herbeck: Ein Brief Richard Wagners über die Aufführung der „Meistersinger“	87
W. Berger: Über Auflösung des Seebataillons der kaiserlichen Marine	91
Karl A. Bittel: Vom Atlantischen zum Stillen Ozean	95
Heinrich Viehoff: Goethe und Ulrike von Levekov. Erzählung	133
Der Hof, die Diplomatie und Gesellschaft von Wien	154
Franz Delitzsch: Zwei wunderbare Geschichten aus der Reformationszeit	164
Johannes Gad: Über Verdauung und Ernährung des Menschen. Eine physiologische Skizze	177
Ein Wort an den Reichskanzler über die Orient-Politik	186
G. F. Herzberg: Die römische Kaiserzeit und die Erforschung der Gegenwart	193
Paul Reis: Die drei Eisheiligen. I. u. II. (Schluß) 214.	353
Julius Fröbel: Konstitutionalismus und Parlamentarismus	221
Ludwig Stern: Die Bibliothek in Kairo	233
von Bonin, Generalmajor z. D.: Kriegsaussichten für Deutschland	237
Henning Schönberg: Kandidat Rambowski. Erzählung	261
Karl Braun-Wiesbaden: Friedrich Rückert. Als Demagoge und abschreckendes Beispiel	273
Robert Eitner: Musik. Sonst und Jetzt	285
Graf Cadorna: Der italienische Staatsrat	294
E. Fleischer: Die Feuchtigkeit der Luft als wichtiger Faktor unseres Wohlbefindens	298
Franz von Holzendorff: Vergangenheit und Gegenwart der Universität Edinburg	313

	Seite
König Leopold I. als Kritiker	326
J. Wilking: Über die Natur der Kometen	334
Germine von Sillern: Unter Rosen. Eine Erzählung aus alter Zeit	344

Berichte aus allen Wissenschaften:

Geschichte.	
G. Winter: Die Memoiren de Catts	110
Georg Trmer: Eine Schilderung König Gustav Adolfs von Schweden von einem Augenzeugen	247
Medizin.	
P. Kokitansky: Die Hautperspiration beim gesunden Menschen und bei Nephritikern. Von Dr. Jansen	115
P. Kokitansky: Über die Behandlung der Tuberkulose mit Arsen von G. Kempner	371
Forstwesen.	
Th. Nördlinger: Die Jagd als Sport und Erwerbszweig	117
Staats- und Rechtswissenschaft.	
L. Geßner: Die bewaffnete Neutralität. Eine Entwicklungsphase des Völkerrechts in Seekriegen	243
Kriegswissenschaft.	
Emil Schlagintweit: Die Europäer-freiwilligen-Korps in Britisch-Indien	249
Geologie.	
A. von Lasaulx: Sahara und Saharameer	361
Theologie.	
Th. Holzmann: Ein neues Dokument zur Geschichte des Urchristentums	374
Volkswirtschaft.	
A. Sammers: Die Phasen der Sozialreform	366
Naturwissenschaftliche Revue	119

Kleine Revuen:

Litterarische Revue	254
Litterarische Berichte	126. 259. 377
Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarkts	383

Beigabe zum II. Quartals-Band 1884.

(Inhalt von 1884 Heft 6.)

- I. Ludwig Passini: „Passeggio“. Gemälde, reproduziert von Fr. Bruckmann in München.
 - II. Kunstrevue:
 1. G. Semper: „Il Passeggio“. Aquarelle von L. Passini.
 2. Allgemeine Kunst-Chronik.
-

Inhalts-Verzeichniss.

April 1884.

	Seite
I. Henning Schönberg: Das Bitter mit der Blume. Erzählung . . .	1
II. F. Friedrich von Schulte: Zur Orientierung über die Zustände in Oesterreich	19
III. Joh. N. von Ruschbaum, Geheimrat: Über Chloroform-Wirkung . . .	28
IV. Franz Loula: Aus den Tiefen der See.	44
V. Ludwig von Var: Gerechtigkeit und Gerechtigkeitsideale in Staat und Volkswirtschaft	60
VI. Karl Theodor Gaedertz: Das niederdeutsche Schauspiel von Ekhof bis zur Franzosenzeit	75
VII. Ludwig von Herbeck: Ein Brief Richard Wagners über die Aufführung der „Meistersinger“	87
VIII. W. Berger: Über Auflösung des Seebataillons der Kaiserlichen Marine	91
IX. Karl A. Zittel: Vom Atlantischen zum Stillen Ozean	95
X. Berichte aus allen Wissenschaften	110
1. Geschichte. G. Winter: Die Memolen de Latts.	
2. Medizin. F. Rokitanzky: Die Hautperspiration beim gefunden Menschen und bei Nephritikern. Von Dr. Jansen.	
3. Forstwesen. Th. Nördlinger: Die Jagd als Sport und Erwerbszweig.	
XI. Naturwissenschaftliche Revue	119
XII. Litterarische Berichte	126

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Zur Beachtung!

Das sechste Heft der „Deutschen Revue“ erscheint in etwa 14 Tagen. Dasselbe wird die Kunstrevue und das Kunstblatt des II. Quartals pr. 1884 enthalten, welches von Bruckmann in München nach einer Aquarelle von L. Passini „Passeggio“ photographisch hergestellt wird. — Da das Kaiserliche Postzeitungsamt dieses in Groß-Folio erscheinende Heft nicht befördert, so ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, den geehrten Postabonnenten gegen Einsendung des Abonnementscheines sowie der Portogebühren von 50 Pf. das Heft kostenfrei zuzustellen.

Breslau, im März 1884.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhandlung.

Das vorliegende Heft enthält eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung von Hugo Engel in Wien „Bibliothek für Ost und West“ betreffend, welche der freundlichen Beachtung ganz besonders empfohlen wird.

APR 7 1884

Das Bitter mit der Blume.

Erzählung
von
Henning Schönberg.



In milder April war in einem der letzten Jahre des sechszehnten Jahrhunderts über den deutschen Süden gekommen. In den Vorbergen der Alpen grüntem die Birken, Erlen, Weiden und die Frühbuchen. Die Kirschen- und Zwetschgenbäume prangten in dichtem Blütenweiß, und herrlich schimmerten die Wiesen. Weiße und gelbe und rote Blumen schauten aus dem Grafe heraus, und blaue kleine Enzianen samt der zarten Erika schmückten die Berggehänge. In solcher Herrlichkeit war es kein Wunder, daß die drei Jünglinge, welche seit einigen Tagen die Donau hinaufzogen auf der alten Straße, welche die Nibelungenkönige in der Sagenzeit von Westen herab geritten waren, gar fröhlich plauderten und heitere Lieder in die Lenzluft sangen gleich den Lerchen über ihnen.

Studenten waren es, die den Winter an der Hochschule zu Wien geseffen hatten und nun der engen Stadt entwichen, um zu wandern und anderwärts ihre Wissenschaft zu bereichern. Wenzel Tomek hieß der eine, aus Böhmen und der Heilkunst beflissen, Maternus Elger der zweite, ein Humanist aus der Schlesien, und Melchior Teutsch der dritte, ein lutherischer Theologe aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Bei Linz hatten sie die Donau verlassen und waren im Traunthal hinaufgezogen über Wels, wo sie des guten Kaisers Maximilian gedachten, der im dortigen Schloß sein Leben aufgegeben hatte, bis nach Lambach, in dessen Klosterhospiz sie einen Kasttag hielten. Da ließen sie die schöne Traun und sahen ihr sehnsüchtig nach, wußten sie doch, daß an seinem See dort oben das alte Stifft Mondsee lockte. Aber sie mußten die alte Straße an der Ager hinnehmen bis Böcklabruck und dann ging es weiter im Wiesenthal über Straßwalchen und Seekirchen, denn sie begehrten nach dem berühmten Salzburg, der Residenz des größten geistlichen Fürsten in Oberdeutschland. Da wollte der Böhme bleiben, in der Stadt des Theophrastus Paracelsus, des großen naturkundigen Heilkünstlers, weil dessen Wissenschaft noch bei den Ärzten daselbst fortleben sollte. Die beiden andern gedachten weiter, der Sachse nach Tübingen, der Schlesiener auf Heidelberg.

Die Straße lief an bewaldeten Bergen hin. Der Tag neigte sich schon zu Ende, und die Wanderer ersehnten das Ziel. Da wichen die Hügel zur rechten Hand zurück, und über der grünen Wiesenfläche, welche die Salzach in breitem Bette durchfließt, erhoben sich auf dem goldnen Himmelsgrunde die schönen Pyramiden des Staufen und links davon eine Reihe aufstrebender Gipfel, die herauschauten aus dem wilden Felsgebirge. Ein Ruf des Entzückens brach aus den Jünglingen, sie beflügelten die Schritte, — da stunden sie plötzlich still, denn vor ihnen lag die geistliche Stadt, überragt von dem Mönchsberg und der Hohensalzburg, deren weißliche Türme und Mauern rötlich bestrahlt waren. Darüber stieg in scharfen Linien der Untersberg hoch empor, links davon der mächtige Göll, und weiter gen Nordost glühten die nackten Felskämme des Hagen- und Tennengebirges, scharf gespalten durch den Paß Lueg.

„Herr Gott, dich loben wir“ intonierte der Siebenbürger Theologe. Dann stunden die drei eine Zeitlang in freudigem Staunen und jubelnd eilten sie drauf die Straße hinab und in die Linzer Gasse hinein.

Wo sie an das Salzachufer ausmündet am Pläzel, hatte der große Theophrastus sein Haus gehabt. Das wußte der Böhme. Er wollte es gleich beim Einzug begrüßen und blieb daher an der Schmiede stehen, die an der Ecke lag, um den Meister, welcher feiernd davor stand, nach der geweihten Wohnstätte zu fragen. Rupert Reckseifen hieß der stattliche Mann, der auf die höfliche Frage nach dem mehrstöckigen steinernen Gebäude schrägüber wies. „Dort hat er gewohnt, der Paracelsus. Aber sterben hat er doch gemußt, ob er auch Tausenden das Leben verlängerte. Doktor oder Schmidt ist all eins, der Tod faßt alle am Kragen und sperrt sie ins Beinhaus. Auch Euch drei wird er packen, die Ihr so lustig bei uns einwandert, ihr junges Blut, denn

Nichts ist gewisser als Todes Schlund,
Nichts ungewisser als seine Stund.

„Aber bitt ich,“ rief der Böhme, „ehrbarer Meister! das ist ein schlimmer Gruß beim Einzug in Eure löbliche Stadt. Möcht' uns ein böser Angang sein!“

„So war meine Rede nicht gemeint,“ sprach der Schmidt. „Alles Unholde weiche von Euch, ihr werten Gefellen! Nichts für migt, und wenn ich Euch worin dienen kann, soll es gern geschehen.“ Er fragte sie nun, ob sie in Salzburg Bescheid wüßten und riet ihnen eine Herberge drüben in der inneren Stadt, wo es sich gut und billig lebe. Dann schüttelte er ihnen die Hände, und die drei schritten über die gedeckte Brücke und durch den hohen Thorturm und die engen Gassen der fürsterzbischöflichen Hauptstadt.

Hinter den Nageleinsträuchen und Gelbveigelein des vergitterten Fensters im ersten Stock der Schmiede hatten zwei dunkle Mädchenaugen unter feingezogenen Brauen auf die drei Jünglinge herabgeschaut, mit denen der Meister redete. Jungfrau Ehrentraut Reckseifen war es, des Meisters einziges Kind, siebzehn Jahr alt, ein Mägdlein mit feinen roten Lippen und dicken schwarzen Zöpfen, schlank aufgeschossen und doch von weichen Formen. Alle Nachbarinnen redeten

ihr Gutes nach, und mancher Bursche hatte schon seine Augen auf sie geheftet. Freundlich war sie auf jeden ehrbaren Gruß, doch keiner wußte, daß sie ihm ein vertrauliches Wort gegönnt hätte.

Während der Böhme mit dem Meister sprach, waren Maternus Blicke an dem Hause in die Höhe gegangen und dabei des jungen Gesichtes hinter dem Blumen gewahr worden. Die Augen hatten sich begegnet, rasch gemieden und bald wieder gesucht, und als die drei auf die Brücke zgingen, kehrte sich der Humanist noch einmal nach dem Gitterfenster um. Es war ihm, als erhasche er noch einen Strahl aus der Jungfrau Augen und als habe der Zunder in seiner Brust Funken gefangen.

Maternus Uger war guter Leute Sohn in einer schlesischen Stadt. Seine Eltern hatten ein Haus am Ringe, stattlicher als das des Paracelsus. Zinnen nach den neuen aus Welschland gekommenen Formen krönten die breite Stirn des Hauses, hinter welchem ein mehrsächriges Dach lag, das ein paar Geschlechter früher hinter drei spitzen Giebeln sich versteckt hatte. Ein breites, rundbogiges Steinportal, aus dem rechts und links zierlich gemeißelte römische Kriegerköpfe über muschelförmiger Nische heraussprangen, führte auf den großen Flur, der fast die ganze Breite des Hauses einnahm. Nur ein einfenstriges Zimmer war zur ebenen Erde ausgebaut, mit einem Fensterlein auf den Flur, durch welches der Hausherr beobachten konnte, was dort geschah. Maternus Vater war Tuchhändler und hatte das Amt eines städtischen Kammerherrn, das heißt er war über die Tuchlammer mit ein paar anderen Bürgern gesetzt.

Auch Matern war seiner Eltern einziges Kind. Zur Weberei und zum Handel hatte er keine Lust gezeigt, wohl aber zu den alten römischen Büchern, und so war er von dem Vater, nachdem er die lateinische Schule seiner Vaterstadt durchlaufen, nach Breslau auf die berühmte Schule bei St. Maria Magdalena gegeben worden, von wo er nach Wien in die Universität zog. Er wollte nicht Pfarrherr noch Ludimagister werden, aber lernen wollte er in den Büchern und im Leben. Er machte seine lateinischen Poemata fehlerfrei und im Inhalt besser als die meisten seiner Genossen, denn er hatte ein warmes Herz und eine bewegliche Phantasie. Auch ein deutsches Gedicht konnte er reimen, das nicht so steif als eines der Meisterfinger oder anderer Poeten der Zeit klang. Denn Matern dachte bei dem Reimen immer daran, daß ein Carmen gesungen werden solle, und da fielen ihm Weisen ein, die er von wandernden Gefellen oder hübschen Graßmaidelein bei der Heuernte gehört hatte, und darnach machte er seine Verse.

Wie er so neben den zwei Gefährten in die Stadt hineinschritt, sumnte es ihm durch den Kopf von einem Schreiber, der durch die Gassen zieht und hinter den Fensterstäben ein rosiges Kind schaut. Eine Blume wirft sie ihm zu, und er pflanzt sie in sein Herz, und die Wurzeln schlagen hinein, halb zur Lust halb zum Leid. Es war ein dumpfes Summen, und er wußte nicht, wie das Lied ausgehn möchte.

Am zweiten Morgen nach ihrem Einzug in Salzburg hatten sich die drei Studenten zum Lebetrunke in die Trinkstube bei St. Peter bestellt. Der Sachse und der Schlesier wollten weiter ziehen und der Böhme ihnen Valet sagen. Sie hatten sich wenig gesehen, denn Tomek war mit seiner Einrichtung beschäftigt gewesen.

In der Frühe des sonnigen Apriltages war Maternus noch einmal über die Salzachbrücke gegangen, von dort aus die malerische Feste zu beschauen, und ganz von selbst trugen ihn die Füße bei der Schmiede am Plakel vorbei. Wer hätte es dem jungen Blut verdacht, daß er die Blumen am Fenster Meister Redtseisens betrachtete, und wer, daß er sein Baret zog, als er das saubre Kind erblickte, welches die blühenden Stöcke begoß? Er schritt ein wenig in die Linzer Gasse hinauf, kehrte dann rasch um und ward sehr betrübt, als sich das Mägdelein nicht mehr zeigte. Aber eine rote Nelke lag unter dem Gitter am Boden, er hob sie auf und barg sie in seinem Wams.

Der Böhme ließ am Trinktisch auf sich warten. Teutsch und Elger saßen beim zweiten Glase des goldnen Dornbachers, den die schwarzen Väter von ihren niederösterreichischen Weinbergen verzapften, als Tomek eintrat. Ein schlauer Zug spielte um seinen Mund, hinter seinem Ohr steckte eine große rote Nelke.

„Ich habe eine gute Herberge funden,“ sprach er nach einem guten Zuge. „Wo Paracelsus wohnte, bin ich bei einer ehrbaren Wittib eingezogen, und schräg über die Straße schon ich die schönste Jungfrau, die unter dem Krummstabe des Primas aufgeblüht ist, die sittige Ehrentraut Redtseisen. Ich hab' mit dem Vater gestern Abend beim Weinkrug gute Freundschaft gemacht, und ich denke, das Mägdelein wird gern eines Doktors der Heilkunst geehrte Hansfran werden. Die Nelke, die ich trage, gab sie mir vorhin. Stoßt an, ihr Brüder, auf das, was wir lieben!“

Sie stießen an und thaten einen guten Trunk, Maternus berührte dabei heimlich die Schreibtafel, drein er seine Blume gelegt hatte.

„Du bist glücklich zu preisen,“ sprach er, indem er dem Böhmen zutrank, „bist eben ein Sohn des heiligen Wenzeslaus. Nun vielleicht wird mir auch ein Mägdelein dieses schönen Landes hold, geb's Gott! denn die Jungfrauen gefallen mir zu Salzburg ganz sonderbar und ich habe darum daran gedacht, noch etwas hier zu bleiben. Die Bücherei von St. Peter hat, wie ich von Wien her weiß, gar manches köstliche uralte Pergament, das sich für einen Humanisten wohl lohnte zu studieren.“

Der rasche Entschluß verwunderte die beiden sehr, und der Sachse klagte, daß er den guten Gefährten verlieren sollte, auf den er bis ins Schwabenland gehofft hatte. Gewandt erzählte Matern, ihm habe es heute früh ein Mägdelein angethan, das er vor dem Münster erblickte. Er wolle wenigstens so lange hier verweilen, bis er Rundschaft von ihr erlangt, und wenn die nach seinen Wünschen laute, bliebe er länger. Augen und Mund der Salzburgerinnen pries er nun über alles, und der Dornbacher machte die Herzen fröhlich und die Zungen geschmeidig. Als sie endlich aufbrachen, den Siebenbürger hinaus aus der Stadt

zu geleiten, war dieser sehr traurig, der Schlesier schwärmte und sprach in Reimen, und der Böhme prahlte von großen Kuren, die er gemacht habe, wobei er mit den Füßen manche krumme Linie ging.

Maternus holte sich wirklich am nächsten Tage bei dem Abte des St. Peterstiftes die Erlaubnis, in der Klosterbibliothek zu studieren, was den hochwürdigen Herru sehr Wunder nahm. Dann ging er zum Meister Reckseisen und bat ihn, als den ersten Salzburger Bürger, den er kennen gelernt, um Bürgerschaft, wenn man nach ihm, dem Fremden, sich erkundige. Dabei hatte er notwendig Namen und Herkunft nennen müssen. Als der Meister vernahm, er sei aus der Schlesien, so erzählte er, daß er selbst lange in der guten Stadt Breslau gearbeitet habe, und lobte die gastfreien Leute daselbst und das gute Weizenbier sehr, das in den vielen Kretschamhäusern gebraut werde. Auch Elgers Geburtsstadt kannte er, da er beim Durchwandern für einen franken Landsmann bei einem Meister dort eingestanden war. Er erinnerte sich auch des Vaterhauses des Jünglings, als dieser es ihm beschrieb. Das war alles in der Werkstatt geredet worden. Beim Abschied aber sprach der Meister freundlich, der Studiosus möge nächsten Sonntag nach dem Hochamt zu ihm hinauf in die Stube kommen und eine Suppe mit ihm und seinen Leuten essen. Zwar laute ein alter Spruch

Wilt dein Haus du halten rein,
Laß Studenten mit herein.

Aber er wisse ja, daß der junge Freund von guten Eltern sei, und im bösen Falle verstehe er schon, Spinnen und Fliegen und solch Geschmeiß aus allen Winkeln zu fegen.

Am nächsten Sonntag um eilf Uhr schritt Maternus mit unruhigem Herzen über die Salzachbrücke. Er sollte zum erstenmale vor die Magd treten, die er liebte — denn dieses wußte er so sicher als das Paradigma amo amas amat. Er sollte mit ihr reden, ja wohl auch ihre Hand zum Gruße berühren. Es war nicht das erste Mädchen, das sein Blut rascher fließen machte; eine blonde Landsmännin hatte es ihm, ehe er nach Wien zog, gewaltig angethan, und er hatte sie als Glavia in lateinischen und deutschen Versen hoch gepriesen. Aber was jetzt da in seiner Herzkaammer schmiedete, erschien ihm um so stärker, als er sich sagte, es könnten manche Schwierigkeiten kommen, wenn es Ernst würde. Doch er stund schon auf der Brücke zu der Minneburg, und der eigne Vater der Geliebten hatte ihm das Thor aufgeriegelt.

Die Stube Meister Reckseisens war ein großes Zimmer mit einem Erker. Braunes Holzgetäfel reichte bis zur halben Höhe der weißgetünchten Wände; eine Balkendecke mit Schnitzwerk lag über diesen. An der Thür hing der Weihbraunkessel, daneben etwas tiefer das zinnerne Waschbecken mit Guckanne und buntgesticktem Handtuch über einer kleinen Rolle. Ein mächtiger Ofen mit bildnisreichen Racheu und der Bank davor nahm die eine Ecke ein. Schrägüber im Winkel unter dem Hauskrucifix stund der Eßtisch sauber gedeckt und mit Zinn- und Holzgeschirr belegt. Im Erker wie an den Wänden liefen Bänke herum, und

oben unter der Decke zogen sich Bretter hin, auf denen sich Krüge und Schüsseln aneinander reihten; an einer Stelle sah man mehrere Bücher. Ein Estrichboden weiß und eben breitete sich unter den Füßen, heute mit duftenden Lannenzweigen bestreut. Das war eine heitere, heimliche Wohnstätte, die das russige Handwerk des Besitzers nicht ahnen ließ.

Das schönste darin freilich war Jungfer Ehrentraut in der Goldhaube, und Maternus senkte die Augen schüchtern, als er vor sie trat. Die Mutter war in den besten Lebensjahren, freundlich und herzlich, es war dem Studiosus, als sehe er seine eigene.

„Ihr müßt fürlieb nehmen, junger Herr! Wir sind einfache Bürgerleute und haben auch wohl andere Bräuche bei Speise und Trank als Ihr im Polerlande. Aber Ihr seid gern gesehen.“

„Das ist wohl das beste und liebste,“ nahm der Jüngling auf. „Wer in der Fremde ist, dankt für den Bissen Brot, den er nicht in der Herberge zu heischen braucht und der ihm aus freiem Herzen gereicht wird.“

„So ist's,“ sprach der Meister. „Weiß aus meiner Wanderzeit davon zu sagen. Handwerksgefallen und Studiosen reiben sich oft die Fersen wund auf dem harten Boden der Fremde. Ihr Gelehrten bekommt es freilich besser. Doch sah ich auch manchen alten Bacchanten, der verwitterter und kläglicher ausschaute als ein Gesell, der Winter und Sommer feierend über das Gäu läuft. — Müßt übrigens nicht meinen, daß ich bloß mit Hammer und Amboss Bescheid weiß. Dort oben am Brett könnt Ihr ein paar Bände von Hans Sachs schauen und daneben den Livius verteutscht und von dem weisen Cicero das Buch von allen Ämtern und Ständen der Welt, in unsere liebe Muttersprache übertragen. Diese Bücher dünken mich tröstlicher oft, als was der Pfaff in der Franziskanerkutte von der Kanzel herab schreit.“

„Seid nicht gottlos, Meister!“ fiel ihm Frau Barbara in die Rede. „Der Mönch predigt Gotteswort, und der Cicero war doch ein blinder Heide.“

„Das redest Du, wie Du es verstehst. Wenn mir Ehrentraut aus den alten Römern abends vorliest oder ein schönes Gedicht von dem Nürnberger Hans, da geht mir das Herz auf, und ich ginge gerne noch auf die Schulbänke als lateinischer Schütz.“

Maternus sah den Schmidt freudig an und seine Augen flogen weiter auf die Vorleserin aus Cicero und Livius und aus dem wackern Meister Sachs, dessen Verse die ganze Geisteswelt widerspiegeln, die in den deutschen Bürgern der Zeit wirkte. Ehrentraut begegnete seinen Blicken und ihr Auge ruhte auf dem schmucken Jüngling, als er zu dem Vater redete:

„Mit Verlaub, ehrfamer Meister, und ohne Schmeichelei. Mir scheint Euer Leben doch vor allem gerecht, der Ihr ein gutes Handwerk pflegt und Eures Leibes Kräfte dazu arbeiten laßt, und damit zu verbinden wißt, was den Geist nährt und ergötzt. Wir Studiosen, groß und klein, verkümmern oft über den Büchern und werden lahm an Beinen und Gedanken, oder das Feuer in der Schmiede des Kopfes verbrennt uns das Hirn vor der Zeit. Wäre mein Vater

ein Schmidt und kein Weber und Gewandschneider, wer weiß, ob ich nicht auch lieber vor dem Amboss stünde als durch die Schulen liefe.“

Das Gespräch unterbrach Wenzel Lomel, den der Meister auch geladen hatte. Dann kam noch der Altgesell; die andern aus der Werkstatt hatten heute früher gespeist. Man setzte sich nach kurzem Gebete an den Tisch, auf den Ehrentraut die Suppenschüssel gestellt hatte, und Wenzel erzählte unendlich viel von den Kranken, die er behandelte und dem Vertrauen bei den Spittelherren. Auch mußte er bald dem Meister, bald den Frauen etwas Schönes zu sagen.

Maternus ward schweigsam, so daß ihn Frau Barbara fragte, ob es ihm nicht munde oder ob er krank sei.

„Es ist mir von dem Fiisch, es mag wohl ein böhmischer sein, eine Gräte in den Hals gekommen,“ sprach der Züngling.

„Aber bitt' ich, was Gräte böhmische,“ warf Wenzel ein, „weiß das besser. Ist Paternosterfugel vom Fiischgebet, die Dir lutherischem Kezer im Schlunde steckt.“ Und er lachte über seinen Wiß.

„Zhr seid ein Lutherischer?“ fragte die Meisterin.

„Ja, ehrfame Frau! wie wir Schlesier alle, soweit wir deutsch sind und keine Hörige des Bischofs oder der großen Klöster. Wenn übrigens der Hussit meint, das Fiischgebet habe mich stumm gemacht, so weiß er, daß wir Lutherischen unserm Herrgott ebenso für seine Gaben danken als die Römischen.“

Eine Pause trat ein, der Altgesell, ein Bongauer, trank dem Schlesier mit stummem Nicken zu. Wenzel schwieg mit schiefem Blick aus seinen dunkeln kleinen Augen. Da hub der Meister an:

„Ich mag den großen Kezer Dr. Martinus schon leiden, ob ihn auch der heilige Vater in der Hölle braten läßt. Traun er war ein starkes deutsches Blut, das seinen Zorneshammer in die Pfaffenwirtschaft schmiß, und mag er auch manches zerbrochen haben, das gut zu behalten war, da ist doch Mark in den Knochen, und ich gestehe frei, so ein lutherisch geistlich Lied mit seiner Weise, die an die Nieren greift, mag mich erbauen wie — nun wie wenn der Pfaff seine Messe singt. Ich gedente im Glauben meiner Väter zu leben und zu sterben. Mit Euch, junger Kezer, will ich mich aber wohl vertragen.“

Die beiden stießen die Krüge an, der Altgesell that einen tiefen Trunk, Frau Barbara faltete die Hände, und Wenzel sah finster vor sich nieder.

Meister Reckseifen fragte dann den Schlesier: „Wird bei Euch noch soviel gesungen auf Gassen und Feldern und drinnen in den Stuben, wie damals, als ich in Eurem Lande war?“

„Noch eben so viel, Meister! Wir lieben ein wohlklingendes Lied. Die Bauern singen die alten Weisen, und bei Bürgern und Edelleuten geht die Musik im Schwange, wie die neuen Lieberbücher, die sie bringen aus Nürnberg oder München.“

„So könnt Ihr wohl auch singen?“ wagte Ehrentraut zu fragen.

„Bin kein kunstmäßiger Sänger, aber zum Saitenspiel weiß ich wohl einen schlichten Sang nach Studentenart vorzutragen.“

Die Mutter nickte, und das Mädchen holte eine Laute von der Wand und reichte sie mit zierlicher Reizung dem Jüngling. Frau Barbara sprach: „Ich höre ein Lied gern. Wir sind mit dem Essen fertig und der Nachtrunk mundet den Männern zur Musik gewiß doppelt.“

Maternus präliodierte auf dem Saitenspiel und sang:

Ich weiß ein rotes Nägelein,
O Nägelein wärst du meine!
Das ist ein schönes Jungfräulein,
Die Welt hat nichts so feine.
Die Vögel fliegen durch die Welt,
Ich laß durch jeden grüßen:
Ich werb' um sie, die mir gefällt,
Und sollt' ich's bitter büßen.

Und würd' man mich in tiefen Turm,
Ich sah dich Blume blühen,
Und heult um mich der Wintersturm,
Mein Herz müßt dir doch glühen.
Ich weiß ein rotes Nägelein,
O Nägelein wärst du meine!
Das ist ein schönes Jungfräulein,
Die Welt hat nichts so feine.

„Verliebt seid ihr Schlesiern!“ lachte Wenzel auf, als Matern die Schlußgriffe gethan hatte, „verliebt und wetterwendisch. Der Czech liebt eine nur und treu, o so treu!“ und er warf einen stehenden Blick auf Ehrentraut. „Das hast Du doch selbst gereimt, Bruder?“

„Und wenn ich es hätte,“ erwiderte Matern gereizt, „was ging es Dich an? Dir ist es nicht gesungen worden.“

„Glaub's ohne Eid,“ sprach Wenzel, „bin ja kein rot Nägelein. Die blühen hier an der sittsamen Jungfrau Reckseifen Gitter.“

„Und anderwärts auch,“ sprach der Altgesell. „Bei uns im Pongau und Pinzgau hängen sie im Sommer von jeder Laube. Das war ein feines Lied, mit Verlaub, junger Herr!“

„Hat mir auch gefallen,“ rief der Meister, „und ich denke, Ihr singt uns noch öfter eins, denn ich hoffe, Ihr wart nicht zum letztenmal an meinem Tisch.“

Die beiden Studiosen verließen gemeinsam das Haus des Schmidts. Sie gingen stumm die wenigen Schritte zu des Paracelsus einstiger Residenz. Ehe Wenzel hier eintrat, fragte er den Gefährten: „Warum warst Du noch nicht in der Fechtschule? Es ist ein trefflicher Meister hier.“

Ich habe noch keine Zeit dafür gewonnen. Morgen will ich sie auffuchen.

„Um welche Stunde?“

Vor dem Mittagmahl.

„Gut, ich werd auch dort sein.“

In der Fechtschule war ein buntes Treiben. Junge Bürger und Edelleute, auch einige fahrende Schüler und Landsknechte machten hier ihre Waffengänge, und unter ihnen schritt der Meister Jörg Sturmfeder einher, lobend und tadelnd, mit Wort und Wink bessernd und lehrend. Das ein- und zweihändige deutsche Schwert, der lange, spanische Stoßdegen, das feine französische Fleuret wurden geübt. Maternus stand eine Weile und beobachtete die übliche Art, denn jede Schule hatte ihre Eigenheiten. Wenzel focht bereits mit einem Partner und hieb mit rotem Gesicht um sich, nicht ungeschickt aber mit allerlei Finten. Endlich bot er dem Schlesier einen Gang auf Stoßdegen und dieser nahm ihn an. Ein Kreis bildete sich um die Fremden, die man kennen lernen wollte. Maternus legte sich vorsichtig aus, er dachte an die *sides bohemica*, er parierte anfangs nur, dann ward er lebhafter, als Wenzel ihn reizte. Der Meister Jörg trat herau und gab dem einen und dem andern anweisende Worte. Da fiel der Böhme plötzlich mit einem verwunderlichen Stich aus und würde den Gegner durchstoßen haben, hätte nicht Sturmfeder mit rascher Klinge seinen Degen gefaßt und aus der Hand gedreht. „Das ist gegen die Schule,“ sprach der Meister streng, „Ihr habt das Recht verwirkt, hier zu fechten.“

Gegenrede half nichts und Entschuldigung mit Prager Regel. Der Böhme ward von allen Fechtbrüdern mit Geschrei aus dem Saale gedrängt.

An einem der nächsten Sountage, auf den Meister Reckseifen die beiden Studiosen geladen hatte, blieb Wenzel Lounek aus. Frau Barbara berichtete, er sei am Morgen gekommen und habe sich entschuldigt, weil er drüben in Mülln ein armes krankes Weib in ihrer Not zu besuchen habe. Als sie drauf in die Küche ging, zum rechten zu sehen, bis der Hausherr heimkomme, fragte Ehrentraut den Maternus: „Ist das wahr, was meine Fremdin Margarete Hofer mir erzählte, die es von ihrem Bruder vernahm, daß am vorletzten Montag ein Böhme in der Fechtschule einen jungen Schlesier meuchlerisch angerannt hat?“

„Wenn Ihr fraget, ehrsame Jungfrau!“ erwiderte Elger, „darf ich nicht lügen. Was Ihr vernahmet, ist geschehen.“

„Und der Böhme war der Wenzel, den die Mutter eben gerühmt hat?“ Maternus schwieg.

„Und Ihr seid der Schlesier?“

„Ich kenne keinen andern zur Zeit in Salzburg.“

„Ich weiß genug“, sprach Ehrentraut leise und trat in den Erker, ihre Rägelein zu begießen.

Der Vater kam und man setzte sich nach dem Tischgebet, das er vorbetete, an die Tafel. Aber es ging ziemlich schweigsam her. Es mußte dem Schmidt manches durch den Kopf gehen. Er sah bald sein Kind, bald den Gast an und fragte diesen endlich, was er lerne und lese. Und nachdem er sich von den alten Römern hatte vorerzählen lassen, wie aus dem kleinen Räuberneste an dem Tiber die Hauptstadt des Erdkreises geworden, fragte er den Jüngling, was er eigentlich werden wolle, nachdem er von den hohen Schulen in die Heimat zurückge-

kehrt sei? Maternus sagte, er werde seiner Vaterstadt oder wenn es gehe auch dem ganzen Lande Schlesiens dienen, sei es nun im Schulanthe oder in einer Kanzlei. Der Meister nickte dazu, und der Jüngling sprach weiter, daß sein Vater Bekanntschaften habe mit Räten am fürstlichen Hofe von Liegnitz und Brieg und daß es ihm auch in den Fürstenthümern Schweidnitz und Sauer nicht an Ausichten mangle, wo es angenehme Städte gebe an dem hohen Gebirge entlang.

Als er sich beurlaubte, reichte ihm die Jungfrau zum erstenmale die Hand.

In der Nacht darauf ward Frau Barbara Reckseisen von heftigen Schmerzen befallen. Man rief in der Angst den Nachbar Tomek. Mit wichtiger Miene machte er seine Anordnungen, und als die Pein sich steigerte, verlangte er mit der Kranken allein zu sein.

„Ich darf es Euch nicht verschweigen, Frau Meisterin, daß Ihr schwer krank seid. Die viscera sind krampfhaft zusammengedreht, und ich fürchte, es wird Euch das praecordium abwürgen.“

„Jesus Maria und Joseph,“ rief das geängstigte Weib, „helft mir, helft mir vom Tode, Herr Wenzel, ich möchte so gern noch leben! helft mir um meines Kindes willen! was soll denn aus Ehrentraut werden, so ich schon scheiden soll aus dieser Welt?“

„Ihr dauert mich, sprach Wenzel, aber ich kann für nichts stehen. Es ist ein schwerer Kasus. Vielleicht schlägt ein Tränklein an, das ich mit aller geheimen Kunst bereiten will, aber ich sage Euch, es geht auf Tod und Leben. Darum, ehe ich es Euch gebe, müßt Ihr mir anvertrauen, was Ihr über Jungfrau Ehrentraut bestimmt, damit ich im Nothfall dafür zeugen könnte. Ihr werdet lange gemerkt haben, Frau Mutter, welche ehrbare Neigung ich zu Eurem Töchterlein von Anfang an gefaßt habe. Ich hätte davon noch drei Monate geschwiegen, bis ich mir von Prag den Doktorhut geholt. Aber nun Euch der grimmige Tod in den visceribus sitzt, so bekenne ich es Euch als der Frau Mutter und bitte Euch um die Zusage der Hand Eures Töchterleins, salvo jure Eures Eheherrn, des Meisters Rupertus.“

Frau Barbara schnitt die Kolik eben recht scharf in dem Innersten, und sie war zu allem willig, wenn sie nur leben durfte. Sie versprach ihm von ihrer Seite die Tochter, und komme sie auf, werde sie mit ihrem Ehemann reden, und sie zweifle nicht, daß er die Ehre erkennen werde, einen Doktor zum Eidam zu gewinnen.

Darauf mischte Tomek ein Pulver in Wasser, und Ehrentraut kam mit warmen Tüchern, und am Morgen war die Meisterin ein wenig schwach noch von Schmerz und Angst, aber sie wußte, daß sie am Leben bleiben werde.

Wenzel und Matern, die sich seit der Fuchtschule vermieden hatten, begegneten sich an diesem Tage in der engen Judengasse, wo kein Ausweichen war. Reck und mit listigem Lächeln trat der Böhme auf den früheren Freund zu und streckte ihm die Hand entgegen. Dieser rührte sich nicht.

„Du grollst mir wohl, amice, ob des neulichen Waffengangs? Es war eine Prager Quinte, welche die Salzburger Stierwaschel so übel vermerkten. Bei uns zu Lande kommen sie alle Tage vor. Es thäte mir leid, wärst Du herb auf mich, denn ich möchte Dich einladen, über drei Monde mein Brautführer zu sein.“

„Dein Brautführer? willst Du heiraten? und wo und wen?“ fragte der Schlesier.

„Ja mein Brautführer sollst gerade Du sein, Materne! denn ich gedenke alsdann die tugendreiche Jungfrau Ehrentraut zum ehelichen Gemahl zu nehmen, des Meister Rupert Reckseisen Dir nicht unbekannte Tochter.“

„Ehrentraut —“

„Ehrentraut Reckseisen, ja ja, die mir verlobt ist. Das scheint Dich ja stark anzugreifen, amicissime? Du wirst bleich, und ich rate Dir einen Aderlaß oder eine Purganz. Nun verdaue die Pille, so Du magst, und kriege nicht Leibschneiden, wie heute Nacht meine liebwerteste Schwiegerin. Vale, Materne! vale ac fave!“

Er schritt höhnlich lachend weiter. Maternus mußte sich an den Thürpfosten des nächsten Hauses halten, es ward ihm finster vor den Augen.

Mühsam schlich er zu seiner Wohnung und saß lange auf seiner Kammer mit wogendem Herzen, bis es um ihn dunkel ward, gleich wie in ihm. Ehrentraut, die ihm gestern so günstig geschienen, die dem Wenzel niemals einen freundlichen Blick gegeben, sie war mit diesem Menschen heimlich verlobt? Das junge Gemüt ward von dieser Falschheit in seiner Grundfeste erschüttert. Endlich brachen Thränen aus seinen Augen, eine lange schlaflose und bange Nacht legte sich über ihn.

Erst gegen Morgen fiel er in unruhigen Schlumner. Ein starkes Pochen an seiner Thür weckte ihn auf, als die Sonne schon hoch stand.

Der Altgefelle des Schmidts war es.

„Der Meister läßt Euch, junger Herr, bitten, um zehn Uhr bei ihm zu sein. Ich habe dem Jungen die Botschaft abgenommen, um Euch zu sagen, wie es am Plagel ausschaut. Denn ich mag Euch gern. Ich bin ein Pongauer, wie Ihr wißt, und wir Pongauer sind meist lutherisch gesinnt, wie Ihr es seid. Der Kapuzinerpater, den der Fürstbischof zu uns in die Mission schickte, das reine Wort Gottes auszukehren im Gäu, hat dort oben nichts gefrummt. An uns hat der Wolf sich die Zähne stumpf gemacht, die ehemaligen die Keher so eifrig bissen. Auf mich, und das wollt ich nur sagen, könnt Ihr trauen, Herr Maternus!“

Der Jüngling drückte die dargereichte rauhe Faust des Gesellen und heifchte Befcheid.

„Das war gestern ein böser Tag bei uns. In der Nacht zuvor schrie die Meisterin vor Schmerzen; der Böhm ward geholt, und am andern Morgen war sie genesen. Was dann geschehen ist, weiß ich nicht, denn ich war nicht dabei. Der Meister fuhr unwirksam in der Werkstatt umher und schlug alle Beine trumm.“

Die Jungfrau schlich verweint durch das Haus, Frau Barbara und der Czech steckten immer zusammen. Heut früh ging es laut oben zu. Ich hörte nur, wie der Meister rief: „Ich bin Herr im Hause, und das Kind ist mein!“ Dann hat er den Jungen zu dem Quacksalber geschickt, dem scheinheiligen Hufsitzen, der jetzt täglich auf den Berg kriecht zu den Kapuzinern, und ich bin zu Euch gegangen. Ihr seid beide auf zehn Uhr geladen. Seid getrost, liebes junges Blut! wenn ich Euch beistehen kann, ich thue es von ganzem Herzen.“

Der Gefelle ging und Maternus sah das Bild des geliebten Mädchens nicht mehr von Schatten getrübt. In lichtigem Frühglanz stand ihre liebliche Gestalt vor seiner Seele.

In der Stube des Schmidts saß um zehn Uhr jenes Tages an dem Tisch in der Herrgottscke der Hansherr mit dem Meister Lienhard Peugenzlein und Meister Virgil Eisenhammer, alle drei im Festtagsgewand. Im Erker stand Frau Barbara, die Hansfrau, den Rosenkranz um die gefalteten Hände geschlungen und neben ihr bleich und mit trüben Augen Jungfrau Ehrentraut.

Als die Schläge der Seigerglocke vom Münster herübertönten, öffnete sich die Thür und herein schritt mit züchtiger Verbengung Maternus Elger in schwarzem Kleide, den Degen an der Seite. Gleich nach ihm trat der Böhme ein und stellte sich in die Nähe der Frauen. Meister Rupert bat die beiden Studenten ihm gegenüber an dem Tisch zu sitzen. Dann hub er an:

„Ehrsame Meister im löblichen Schmiedehandwerk, liebe Gevattern! Ich habe Euch gebeten zu einer heimlichen Morgensprache. Denn was wir hier bereden, geht die Ehre meines Hauses an und muß geheim bleiben und sich nicht öffnen bis über Jahr und Tag. Gebet mir darauf Euern Handschlag und gelobet mir Euern Beistand!“

Die beiden Meister schlugen in die Rechte Reckseisens und sprachen: „Wir geloben.“

„Nun so hebe ich an“, fuhr Meister Reckseisen fort. „Es sind wenige Wochen ins Land gangen, daß ich Kundschaft machte mit diesen zwein Studenten, die Euch hier gegenüber sitzen, Maternus Elger aus der Schlesien und Wenzeslaus Tomek aus Böhheim. Sie haben dann an meinem Tische hier Salz und Brot mit mir und meinem Weibe und meinem Kinde gefessen, und ich habe an ihnen nichts bemerkt, das mir unloblich schien, wenigstens nichts dergleichen mit meinen Augen geschaut. Da hat nun meine Ehefone, Frau Barbara, in der vorjüngsten Nacht sich unbaß gefühlt, und da es jäh gehen mußte, ward der Herr Wenzel Tomek als ein Student der Arzneikunst herüber geholt, und da hat nun Frau Barbara ihm unsere Tochter von ihretwegen versprochen. Ein solch Versprechen ist aber nach altem Recht und Herkommen ungiltig, wenn es der Vater nicht bestätigt und gut heißt — (die drei Meister schlugen dabei fast mit einem Schlage auf den Tisch), und darum ist die Hand meiner Tochter Ehrentraut frei und ungebunden, wie vorher.“

Der Böhme ward bleich und rot.

Der Meister Rupert fuhr fort: „Weil ich aber das Wort meiner Ehefrau nicht schänden will und schmähen, so setze ich ihrem Wort das meine gegenüber ohne Gefährde, das ich nicht in der Nacht und in Angst und Schmerzen mir habe herauswinden lassen (er sah den Wenzel strenge an), sondern das ich vor Jahr und Tag gesprochen habe bei scheinender Sonne und vor den beiden ehrsamem Meistern hier, Lienhard Feugenzein und Virgil Elsenhammer, des sie meine Zeugen sind.“

„Wir sind dessen Zeugen,“ sprachen beide Männer.

„Das Wort lautet,“ sprach Meister Reckseisen, „daß ich mein einzig Kind nur einem Manne zum ehelichen Gemahl verloben und übergeben werde, so den Hammer und die Zange löblich führt und ein gut Schmiedestück fertigen kann, welches die Meister der Zunft loben.“

Da nun dieses also steht, so wird das Versprechen der Frau Barbara an den Wenzel Tomek durch mich, Rupert Reckseisen als den Vater meiner Tochter Ehrentraut, deren geborner Vormund ich bin, einzig als recht und verbindlich anerkannt werden, ob er mein gesehtes und verpfändetes Wort einlösen kann. Aber weil ich Ursach habe zu meinen, daß auch Maternus Elger, der uns gegenüber sitzt, Lust und Willen hätte, um meine Tochter zu werben, so ich es ihm vergönnte“ —

Hier stand Maternus auf und legte die Hand betuernd auf das Herz — so biete ich Euch zwei Studenten das gleiche Spiel. Wer von Euch nach Frist eines Jahres in einer Werkstätte der löblichen Stadt Salzburg sein Handwerkstück am feinsten arbeiten wird, dem will ich mein liebes Kind, die Jungfrau Ehrentraut Reckseisen, verloben, und mein Eheweib wird den Segen darauf legen.“

Frau Barbara sprach: „Ich willige in alles, das mein Ehemann hier vor diesen Zeugen gesprochen hat.“

„So frage ich Euch zuerst, Wenzel Tomek, wollet Ihr die gesehte Wette annehmen?“

„Aber bitte ich,“ sprach der Böhme, „hat mir doch die Frau Mutter schon die Jungfrau verlobt?“

Barth rief der Meister Rupert ihm zu: „Soll ich Euch lehren, was eines deutschen Mannes Rede bedeutet, und was Recht ist im Hause des deutschen Bürgers?“

„Verstehe schon, nichts für ungut,“ sprach nun Wenzel geschmeidig, „da es nun so sich gewendet hat, will ich das Spiel annehmen.“

„Und Ihr, Maternus Elger?“ fragte der Meister.

„Mit Eurer Gunst, ehrsamem Meister, ich werde mich heute über ein Jahr in Eurer Werkstatt stellen,“ sprach der Jüngling fest und bescheiden.

„So sehet nun aus, liebe Freunde und gute Meister, was die zwei über Jahr und Tag schmieden sollen.“

Die beiden Schmiede berieten sich in der Kammer nebenan und verkündeten dann: „Die beiden Burschen sollen dann ein jeder ein zierliches Gitter vor ein

Fenster schmieden, als es zur Zeit Gebrauch ist in der fürstlichen Stadt Salzburg."

Meister Reckseisen sprach weiter: „Ich rede ohne Gefährde. Ihr zwei jungen Herren werdet heute noch die Stadt verlassen, und einer wird nach Osten ziehen und der andere nach Westen, wie das Los fällt. Und Ihr werdet mir einen teuern Eid schwören, daß keiner dem andern vorher oder nachher, von ihm bis über ein Jahr und von da ab bis in Ewigkeit Gefährde und Nachstellung bereiten wird, und daß, der verliert, solches hinnehmen will als Gottes Schickung.

„Ehrentraut soll heute noch hinauf auf den Nonnberg zu den Klosterfrauen und soll dort bleiben bis zum Entscheid. In dieser Frist mag sie sich prüfen, ob sie eines lutherischen Mannes Weib werden könne, so die Schanz für diesen falle.

„Und eines noch: Als Ihr das Schmiedestück gearbeitet habt, seid Ihr wieder frei vom Handwerk. Mehr fordere ich nicht, als ich mit dem Wort gelobt habe. Aber mein Wort muß aufrecht bleiben, bei meiner Seligkeit, die ich erhoffe und so wahr ich Rupert Reckseisen heiße.“

Drauf schwur Wenzel Tomek den Eid, den die drei Meister ihm vorsprachen, auf das Kreuzifix, und nach ihm Maternus Elger. Dann zog Ehrentraut das Los, wohin jeder wandern sollte, und es traf den Böhmen ostwärts zu ziehen und den Schlesier westwärts. Beide gelobten, am Urbanitage des nächsten Jahres früh sieben Uhr vor der Schmiede am Pläzel zu Salzburg sich zu stellen, so Gott ihnen das Leben gönnte, und darauf neigten sie sich vor den Meistern und vor den beiden Frauen, welche Thränen vergossen, und dann schritten sie hinaus.

Zwei Stunden später wanderte Wenzel Tomek, sein Felleisen auf dem Rücken, die Linzer Straße hinauf. Er schwenkte vor der Schmiede das Barett. Auf der Straße gen Baiern aber schritt Matern Elger und neben ihm der Altgesell, der geleitete ihn eine Kaste weit. Dann gab er ihm ein zerbrochenes Hufeisen, das sollte er in München in der Schmiede vor dem Kaufinger Thor vorweisen und sollte den Meister von ihm grüßen, der würde sich seiner redlich annehmen.

Au dem Abend jenes Tages blickte ein schönes Mädchengesicht von dem Nonnberg in den goldenen Abendhimmel hinein, und die, deren Leib es schmückte, betete lange und brünstig. Und als sie im Dormitorium die Augen zumachte, flüsterte sie leise, daß niemand es hörte: „Herr Jesus, schütze den guten Gesellen, den ich liebe.“ Und so betete sie nun alle Abende.

Der Sommer ging mit viel Regen und heißem Sonnenschein über Salzburg dahin, der Herbst kam und der Winter folgte. Meister Rupert fragte den Altgesellen von Zeit zu Zeit, ob er nichts gesehen von dem Böhmen, nichts gehört von dem Schlesier. „Ich passe scharf auf, Meister!“ sprach der Geselle. „Nüngst war es mir als sähe ich einen Buben wie der Wenzel ist, in dem Stein bei den Hafnerhäusern schleichen, doch habe ich mich getäuscht. Wills auch dem Böhmal nicht geraten haben, vor Urbani aus der Salzach zu trinken; möchte sein letzter Trunk gewesen sein! Von dem Herrn Maternus brachte mir gestern

ein wandernder Knecht einen Gruß aus München. Ich erhoffe, daß es ihm wohl gehe."

Oben auf dem Nonnberge saß zur selben Stunde die ehrwürdige Frau Magdalena von der Alm in der Lehrstube und las den Mägdelein, die dem Kloster zur Unterweisung und Pflege übergeben waren, aus erbanlichen Büchern vor, dieweil sie kunstreich sticketen. Es war ein kurzer Sermon, den Abt Johannes von Staupitz vor Zeiten den Klosterfrauen am Nonnberg gehalten hatte über die Stelle in der Bergpredigt: Selig sind, die reines Herzen sind, denn sie werden Gott schauen. Und als sie zu Ende gelesen, sprach die Lehrmeisterin: „Das war ein frommer Herr, der Abt Johannes, der drunten bei St. Peter begraben liegt, wo er Ruhe gesucht hat nach den schweren Kämpfen seines Lebens. Er hat um den rechten Glauben gerungen, und Gott hat ihn begnadigt, daß er ein großes Licht anzündete in der Finsternis in einem Manne von hohen Gaben. Und er leitete ihn auf das Eiland, darin man allein Ruhe und Zuflucht findet im tobenden Meer, das ist zu der Gewißheit, daß alle Seligkeit sich gründet auf die Rechtfertigung durch den Glauben allein.“

Die Augen der Nonne glänzten, ihre bleichen Wangen röteten sich, und die Jungfräulein schauten sie verwundert an, denn sie hatten nicht begriffen, was die Meisterin rebete.

Die halbe Stunde der Erholung kam, und die Mädchen gingen, weil es ein milder Wintertag war, von zwei Nonnen geschützt in den schmalen Garten, welcher am Stift den Berg hinaufsteigt. Ehrentraut blieb sitzen und war mit Frau Magdalena allein.

„Was gehst Du nicht an die Luft gleich den andern, Ehrentraut Neckseifen?“

„Bergönnt mir, ehrwürdige Schwester, daß ich Euch um etwas frage, das mich seit lange schwer drückt und ängstet.“

„Was ist das? und warum fragst Du nicht den Beichtvater? Vater Benignus ist ein milder Herr, und ich weiß, daß er Dir günstig ist, als einem Kinde, das fromm ist und rein.“

„Ehrwürdige Frau, ich vermag nicht ihn zu fragen; ich fürchte mich. Aber zu Euch habe ich Vertrauen wie zu einer Mutter, und Ihr seid ebenso klug und gelehrt in geistlichen Dingen, wie die Herren von St. Peter.“

Das Mädchen war vor der Klosterfrau niederkniet und küßte mit den roten schwellenden Lippen die schmalen, feinen, weißen Hände der Benediktinerin. Diese sprach: „Rede, meine liebe Tochter, und was Du mir vertraust, bewahre ich wie ein Beichtgeheimnis.“

Da schlang die Jungfrau ihre Arme um die geistliche Frau und fragte leise und bebend: „Sagt mir um Gotteswillen, ist es wahr, daß die Lutherischen ewig verdammt sind und mit ihnen jeder, der an ihnen hängt?“

Frau Magdalena sah das Mädchen überrascht an und fragte: „Bist Du heimlich lutherisch oder sind es Deine Eltern?“

„Ich nicht, und auch Vater und Mutter nicht.“

Die Nonne schwieg eine Weile, während Ehrentraut ihr Gesicht in ihrem

Schoße barg, dann sprach sie: „Wir glauben all an Einen Gott, und die Lutherischen beten das Credo mit denselben Worten als wir im alten Glauben. Sie bekennen gleich uns Gott Vater und Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, und den heiligen Geist. Sie hoffen die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben gleich uns, sie werden getauft im Namen des dreieinigen Gottes und begehren das Sacrament des Altars, nur in andrer Gestalt. Sie glauben, daß sie nur selig werden können durch den Veröhnungstod unseres Heilands. Und darum meine ich in meiner Einfalt, daß sie nicht verdammt werden um ihres Glaubens willen vor dem Richterstuhl Gottes, der die Spreu sondert von dem Weizen nicht allein unter den Menschen, sondern auch unter den Lehrsätzen der Bücher.“

Ehrentraut schaute mit glänzenden Augen in das Gesicht der Klosterfrau und sie sprach, als sie geendet: „Gott vergelte es Euch tausendmal im Himmel oben!“ Magdalena aber zog das Mädchen an sich, küßte es und sprach, indem sie die Hände auf sein Haupt legte:

„Der Herr segne und behüte Dich, er lasse sein Angesicht über Dir leuchten und gebe Dir seinen Frieden! Denke mein, wenn Du wieder in der Welt bist, und wenn Du das Weib eines geliebten Mannes geworden. Bete für mich, die ich dann lange unter den Steinplatten unserer Kirche liegen werde, denn meine Tage schwinden hin wie eine kleine Opferkerze.“

Endlich war das Jahr verlaufen, so lang für die einsamen Eltern am Pläzel, so lang für die fast verbannte Jungfrau am Nonnberge.

Am Urbanitage früh sieben Uhr wanderte die Linger Gasse herab Wenzel Tomel, und über die Salzachbrücke kam Materius Elger, den Ranzen auf dem Rücken nach Schmiedebruch. Vor der Schmiede stunden die Meister Rupert, Lienhart und Virgil samt den Knechten und Jungen der Reckseisenschen Werkstatt. Die beiden Studenten grüßten und stellten sich vor sie hin, und Rupertus sprach: „Tretet ein in die Schmiede!“

Das geschah. Drinnen fuhr er nun fort: „Ihr wisset noch, Ihr zwei eingewanderten Gefellen, was verabredet und was gelobt ist und wie das Spiel gesetzt ward.“

„Wir wissen es, ehrfamer Meister,“ antworteten beide.

„Also mit Gunst,“ fuhr Reckseisen fort. „Ich künde Euch, daß wir drei Meister uns beraten haben und das Los ist geworfen worden ohne Gefährde, und das Los hat den Wenzel aus Böhme in die Schmiede Meister Feugenzeins gesetzt und den Materius aus der Schlesiens zu Meister Eisenhammer. Da werdet Ihr Euer Probestück arbeiten. Auf daß aber die Zeit gekürzt werde, die schon lang geworden für Eltern und Kind, haben wir einem jeden von Euch einen wackern Knecht zugeordnet, nicht damit er für Euch die Arbeit thue, aber daß er Euch zur Hand gehe und nach Eurer Anweisung den Hammer brauche. Den Riß habt Ihr ganz allein zu entwerfen und auch an den feineren Stücken werdet Ihr schmieden ohne Beistand. So ziehe ein jeder von Euch an seine Stelle;

haltet Frieden wie Ihr geschworen habt! In sechs Wochen und drei Tagen will das ehrsame Handwerk Eure Arbeit auf der Zunftstube prüfen.“

In den Schmieden von Feuzgenzein und Eisenhammer ward über die gegebene Frist rüstig geschafft. Meister und Gesellen hielten darauf, daß alles redlich zugehe. Die beiden Studenten arbeiteten mit Hülfe ihres Knechtes von früh bis über den Feierabend, und so wurden die Stücke zur Tagsatzung fertig.

In der Zunftstube der Salzburger Schmiede war am sechszehnten des Monats ein lustiges Gedränge. Die Meister und Gesellen hatten ihr Festtagsgewand angethan; auf der Tafel stunden die Kleinode der Zunft, und an dem Getäfel hingen Fahnen und Schilde und Schwerter und Streitkolben zwischen den grünen Zweigen.

„Sie kommen, sie kommen!“ rief es durch die Versammlung. Vor das Haus rollten zwei niedrige vierrädrige Karren mit Grün geschmückt, und herein kam zuerst der Böhme mit seinem Knecht und stellte sein blankes Fenstergitter an die freigelassene Wand. Dann kam der Schlesier mit seinem Beistand und that desgleichen.

Meister Kupert Reckseifen trat nun vor den Zunftmeister mit Reigung des Kopfes und redete:

„So mit Gunst, ehrsamtes Handwerk! ich sage mit Gunst, ehrbarer Zunftmeister und günstige liebe Brüder. Ich trete vor Euch und bitte, daß Ihr die zwei Fenstergitter prüfet, so Ihr hier vor Euch gestellt seht, und die Arbeit sind, das eine des Wenzel Tomek aus Böhheim, das andere des Maternus Elger aus der Schlessien, zweier Studenten. Die haben, weil es eine von mir gebotene Wette gilt, ein Jahr das löbliche Handwerk gesucht und haben drauf in zünftigen Werkstätten unserer fürstlichen Stadt ihre Probestücke geschmiedet. Ich bitte darum mit Gunst, ehrbare Meister, prüfet nun die Arbeiten und erkennet durch den Mund des löblichen Zunftmeisters, welche Ihr für die bessere findet, so den Preis erhalten soll, den ich im geheimen darauf gelegt habe. Alles mit Gunst und ohne Gefährde habe ich gesprochen.“

Die Meister traten an die beiden Stücke. Das eine war ein wenig niedriger denn das andere, aber breiter. Die Eisenstäbe flochten sich in schrägen Kreuzungen durcheinander, und in dem Mittelpunkt legte sich ein kleiner Zein wie zum Kranze hindurch. Das andere war in gleicher Art angelegt, der Zein in der Mitte aber bildete ein Herz und darüber sprang eine zierliche Eisenblume heraus, ein Nägelein mit kunstreich gezackten Blütenblättern. Die Meister prüften genau mit Augen und Händen und setzten sich drauf wieder hinter den Tisch. Der Zunftmeister schlug nun mit dem Hammer auf die Tafel und sprach:

„Mit Gunst, so frage ich den jüngsten Meister, welches er nach Glauben und Gewissen für das bessere der zwei Stücke erachtet habe?“

„Mit Gunst, ehrsamer Zunftmeister,“ antwortete dieser, „das Gitter mit der Blume.“

Ein Meister nach dem andern ward gefragt nach der Reihe seines Eintritts

in die Zunft und einer nach dem andern antwortete: „Das Gitter mit der Blume.“ Auch der Zunftmeister urtheilte also. Darauf rief er:

„So fordere ich den Gefellen vor diesen Tisch, des Werk das Gitter mit der Blume ist!“

Da trat Maternus Elger hervor und sprach: „Mit Günst, ehrsame Meister! das Gitter mit der Blume ist meine Arbeit, und ich nenne mich Maternus Elger, der freien Künste Studiosus!“

Der Zunftmeister sprach nun: „Nach einhelligem Schluß unserer löblichen Zunft habt Ihr, Maternus Elger, das bessere Stück vor uns gestellt, und so es sich um eine Wettarbeit handelt, erkennen wir Euch den Preis zu. Damit aber ein ewiges Gedächtnis dieses sonderbaren Wettstriedens zweier freien Studenten in unserer guten Stadt bestehe, wollen wir an einem sichtbaren Ort die zwei Gitter einsetzen lassen, damit noch in späteren Zeiten davon geredet werde. Also thue ich es kund, Marianus Schoberlechner, der Zeit Zunftmeister der Schmiede zu Salzburg.“

Meister Reckseisen war auf Maternus zugehritten und hatte ihm die Hände geschüttelt, und so thaten alle Meister.

Wenzel stund bleich beiseite, die Leidenschaft fuhr über sein Gesicht, und als Reckseisen sich zu ihm kehrte, sprach er:

„Meister Ruperte, meinen Eid auf das Kreuzißr werde ich halten, des seid gewiß und ohne Sorge. Ich schüttle noch in dieser Stunde den weißen Staub dieser Stadt von meinen Schuhen und kehre heim in mein Vaterland. Mein Nest habe ich mir schon gebaut in der königlichen Stadt Prag, der Böhm ist klug! Grüßt Frau Barbara und Euch möge der Ausgang nimmer gereuen!“

Er schritt mit leichtem Gruß gegen den Zunftmeister hinaus.

Ein festlicher, fröhlicher Zug ging durch die Gassen der Stadt und über die Salzachbrücke nach dem Pläzel. Pfeifer und Trumler voran, dahinter der Altgesell der Reckseisenschen Schmiede stolz und mit spielenden Augen; darauf Meister Rupert und neben ihm zur Rechten Matern Elger, das freie Haupt mit einem Kranze von Enzianblumen geschmückt, dahinter alle Meister und Gefellen der Zunft.

In dem Erker der Schmiede stund Frau Barbara und Ehrentraut, bleich und erregt. Das Mädchen war heute nach der Frühmesse vom Nonnberge geholt worden und hatte von den Klosterfrauen bewegten Abschied genommen. Ihr Herz pochte laut, als die Musik den nahenden Zug verkündete. Was wird er bringen, Freude oder Leid? Leben oder Tod?

Da sie nun neben dem Vater den Geliebten ihres Herzens erkannte, sauf sie mit einem Aufschrei der Seligkeit an den Busen der Mutter.

Was dann folgte, weiß jeder. Meister Reckseisen verlobte am selben Morgen seine Tochter mit dem Schlesier in dem Kreise, welchen Freunde und Nachbarn um das Paar schlossen. Die Hochzeit ward auf den Herbst gesetzt.

Droben in Reichenhall auf bayrischem Boden segnete am bestimmten Tage Melchior Teutsch, der in Wittenberg die Ordination empfangen, das junge Paar ein und darauf fuhr es in dem Wagen, worin der Bräutigam zur Heimholung seines Gemahls gekommen war, dem Lande Schlesien zu. Dort hat es lange gelebt, und nach dem Tode der Frau Barbara ist Meister Rupert seinem Kinde nachgezogen und hat sich freuen können an der verständigen blühenden Hausfrau an der Seite des stattlichen Mannes, der seiner Vaterstadt Bürgermeister geworden, und an drei schönen Enkelkindern.

Wenn Du aber, der Du diese Geschichte liest oder hörst, in der schönen Stadt Salzburg von dem Kapitelsplatz nach der Festungsgasse einbiegst, um hinauf zu steigen zur hohen Salzburg, so wirst Du ein altes fürstbischöfliches Mühlengebäude finden. Dran kannst Du jene zwei Fenstergitter heute noch schauen: nach dem Platz sieht das des Wenzel Tomel, in das Gäßlein hinein das Gitter mit der Blume. Oft geht dort eine kunstreiche Jungfrau vorüber, die schaut sich die Arbeit an und fragt, was wohl die Blume bedeutet habe? Wenn Du sie zufällig dort findest, lieber Leser, sage ihr: ich lasse sie grüßen.



Zur Orientierung über die Zustände in Oesterreich.

Von

F. Friedrich von Schulte.

I.

Der Leiter des österreichischen Ministeriums, Graf Taaffe, hat bereits vor drei Jahren durch Purifizierung des Kabinetts, sodann durch wiederholten Pairschub, einen Weg betreten, der geringe Aussicht bot auf das angebliche Ziel des Ministeriums, die Versöhnung der Parteien und Vereinigung der Nationalitäten in dem österreichischen Staatsgedanken. Von Zeit zu Zeit traten die offensten Bevorzugungen der Tschechen und Polen unter gleichzeitiger Verletzung der Deutschen zutage; die Nationalitäten stehen förmlich zum Kampfe bereit einander gegenüber. Es giebt kaum mehr ein anderes, als Entlassung dieses Ministeriums und Einsetzung eines verfassungstreuen, oder eine Richtung der innern Staatspolitik, vor welcher Oesterreich bewahrt zu sehen der Wunsch eines jeden sein muß, der es mit demselben gut meint. Wollen wir versuchen, uns über diese mögliche Richtung zu orientieren, oder, besser gesagt, unseren Lesern ein solches Verständnis der innerösterreichischen politischen Sachlage zu verschaffen, daß sie selbst die möglichen Ereignisse voraussehen, jedenfalls durch schroffe Wendungen sich nicht mehr überrascht finden werden, so müssen wir eine Rückschau halten und nicht scheuen, auch derjenigen Richtung und Partei, welche im großen und ganzen unsere Sympathie hat, einen offenen Spiegel vorzuhalten.

I. Ministerien seit dem Jahre 1860.

Das kaiserliche Patent vom 31. Dezember 1851 hatte dem kurzen konstitutionellen Leben ein Ende gemacht, der Absolutismus herrschte bis zu dem Momente, wo infolge des ersten italienischen Krieges das bisherige Regiment unmöglich geworden war. Ein einziges hatte diese Periode Gutes geschaffen vom Standpunkte desjenigen Österreichers aus, der den österreichischen Staatsgedanken höher stellt als die Geschichte der „Königreiche und Länder“, welche unter dem Szepter des Kaisers vereinigt waren, aber gerade dieses einzige: die durch Gesetz erfolgte Zentralisation, die Übertragung des österreichischen Rechts auf die polnischen, wie auf die „Länder der ungarischen Krone“, einheitliche Verwaltungsnormen, war dem Magyaren, Czechen, Polen u. s. w. der größte Stein des Anstoßes. Der „verstärkte Reichsrat“, welcher am 27. September 1860 schloß, zeigte in dem vom Grafen Szecsen gestellten Antrage auf Gewährung gleichmäßiger Autonomie für die einzelnen Kronländer, welche Richtung die Nationalen dem zentralisierten Staate geben wollten. Das Diplom vom 20. Oktober 1860, kontratsigniert von dem Ministerpräsidenten Grafen Rechberg, erfüllte deren Wünsche, indem es sich anlehnd an die pragmatische Sanction Karls VI. vom 19. April 1713 für gemeinsame Angelegenheiten einen „weiteren Reichsrat“, für die gemeinsamen der nicht ungarischen Länder einen „engeren Reichsrat“ schuf, für eine Reihe von Gegenständen „Landtage“ mit gesetzgebender Befugnis. Kurz war die Lebensdauer dieses Diploms. Am 13. Dezember wurde Graf Goluchowski des Postens eines Staatsministers enthoben, v. Schmerling in denselben eingesetzt, jener Mann, in dem der österreichische Staatsgedanke in reinster Verkörperung zu leben schien. Unruhen und Proteste in Ungarn mehrten sich; am 4. Februar 1861 wurde Graf Rechberg vom Präsidium des Ministeriums enthoben, Erzherzog Rainer damit betraut. Mit Patent vom 26. Februar 1861 wurden für die Länder außer Ungarn, Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen unter Aufhebung der erlassenen Landesstatute 16 Landesordnungen erlassen, das Institut des engern und weitem Reichsrats jedoch beibehalten. In den weitem trat nur Siebenbürgen ein. Dies Ministerium blieb mit einer nicht bedeutenden Aenderung bis zum 22. Juli 1865. An diesem Tage wurde Erzherzog Rainer enthoben, am 27. Schmerling, Lasser, Plener, Burger, Kalchberg, Mecsery entlassen, Graf Belcredi Präsident und an der Entlassenen Stellen Personen gestellt, die theils unbedeutend, theils ganz im Geiste des Präsidenten waren. Dieser, bis dahin Statthalter von Böhmen, war die Seele der ultramontan-feudal-föderalistischen Partei. Seine Thätigkeit entfaltete sich rasch und unheilbringend. Ein kaiserliches Manifest vom 20. September 1865 sistierte die Geltung der Verfassung vom 26. Februar 1861, zwei Tage vorher waren die Landtage zum 23. November einberufen. Jubel in Ungarn und auf den Landtagen, welche vorherrschend oder ganz slavisch waren. Der Krieg von 1866 änderte die Lage. Herr v. Beust wurde am 30. Oktober zum Minister des Außern ernannt, der ungarische Landtag forderte (15. und 19. Dezember) volle Wiederherstellung der ungarischen Verfassung und erbot sich alsdann das königliche Reskript gebührend

mit Ehrfurcht in Erwägung zu ziehen. Am 7. Februar 1867 wurde Graf Belcredi enthoben, Beust mit dem Präsidium betraut, am 8. Februar der Ausgleich mit Ungarn vereinbart, am 20. das ungarische Ministerium ernannt, die Landtage aufgelöst, am 9. März ein Ministerium für die nichtungarischen Länder eingesetzt, Graf Taaffe Minister des Innern, am 27. Juni Beust Reichskanzler, Graf Taaffe Präsident des cisleithanischen Ministeriums, worin John, Hye, Becke als Minister saßen. Das Reichsministerium unter Beust als Reichskanzler blieb mit einer Personaländerung (an Stelle Beckes trat 21. Mai 1870 Graf Lonyay als Finanzminister) bis zum 14. November 1871, wo Graf Andrássy an seine Stelle trat, der am 8. Oktober 1879 dem Herrn v. Haymerle Platz machte, nach dessen Tode Graf Kalnoky (November 1881) folgte; die beiden andern Posten haben seit 1872 einen mehrfachen Wechsel ohne politische Bedeutung gehabt.

Während für Ungarn seit 1867 stabile Zustände eintraten, auf welche wir zurückkommen werden, entwickelten sich die Dinge in Cisleithanien anders. Nachdem am 25. September 1867 der von der ungarischen und der cisleithanischen Reichsratsdeputation beratene Ausgleich festgestellt und vom Reichsrat angenommen war, sanktionierte der Kaiser am 22. Dezember 1867 die neuen Staatsgrundgesetze und ernannte am 30. Dezember das neue Ministerium: Fürst Carlos Aueršperg Präsident, Graf Taaffe (Sicherheit), Plener (Handel), Hasner (Kultus), Graf Potocki (Ackerbau), Giskra (Innere), Herbst (Justiz), Brestel (Finanzen), Berger ohne Portefeuille. Abgesehen von der auf seine Bitte am 26. September 1868 erfolgten Enthebung des F. Aueršperg, an dessen Stelle erst provisorisch, dann definitiv Taaffe trat, blieb dies Ministerium bis in den Januar 1870 unverändert. Die im Dezember 1869 in demselben entstandene Spaltung über die Frage, ob den Slaven Zugeständnisse zu machen seien, führte zu der eigentümlichen Erscheinung, daß beide Teile, die verfassungstreue Mehrheit und die föderalistische Minderheit, dem Kaiser ein Promemoria und die eventuelle Entlassung überreichten. Der Kaiser entschied sich am 15. Januar 1870 für jene, es traten Taaffe, Berger, Potocki aus (17. Januar), das neue Ministerium am 1. Februar bestand aus: Hasner, Plener, Giskra, Herbst, Brestel, Stremayr (Kultus). Giskra trat 22. März aus, am 4. April reichten alle ihre Demission ein, das neue bildeten Potocki, Taaffe, Tschabuschnigg, Holzgethan, Petrino, Stremayr. Die Vorgänge in dem Landtage von Böhmen, der die Wahlen verweigerte, führten, nachdem das Ministerium bereits am 23. November seine Demission eingereicht, zu dessen Entlassung am 7. Februar 1871. Das neue Ministerium: Graf Hohenwart, Habietinek Justiz, Holzgethan Finanzen, Schäffle Handel, Firczejek Kultus, Scholl Landesverteidigung, war erquisit föderalistisch. Die Ansprüche der Slaven, besonders der Tschechen, wurden vom Kaiser am 21. Oktober abgewiesen, das Ministerium am 30. entlassen, ein neues gebildet aus: Holzgethan Vorsitz und Finanzen, Grocholski ohne Portefeuille, fünf andere ohne Bedeutung. Nachdem Graf Beust entlassen und Andrássy Reichskanzler geworden, wurde am 25. November 1871 ein neues, rein verfassungstreu-

Kabinet konstituiert: Fürst Adolf Auersperg, Kaiser Juneres, Stremayr Kultus, Glaser, Banhans, Chlumetzky, Bretis, Horst, Unger ohne Portefeuille, welches, mit einer Personalveränderung, als die Neuwahlen zum Reichstage im Juli 1879 zu ungunsten der Liberalen ausgefallen waren, am 12. August dem jetzigen wich: Graf Taaffe Präsident; Stremayr Justiz und interimistisch Kultus, am 26. Juni 1880 ersetzt durch Streit, der schon im folgenden Jahre ging; Horst Landesverteidigung, seit 26. Juni 1880 ersetzt durch Graf Welfersheimb; Zimialkowsky ohne Portefeuille; Graf Falkenhayn Ackerbau; Korb, Handelsminister, ersetzt 26. Juni 1880 durch Kremer, der auch schon abtrat, seit 14. Januar 1881 Pino; Prajak ohne Portefeuille, seit 14. Januar 1881 Justizminister; Chertel Finanzen, am 26. Juni 1880 ersetzt durch Dunajewski; Konrad v. Gybesfeld seit 17. Januar 1880 Kultus und Unterricht.

Ein wunderliches Bild, dieser Wechsel der Ministerien, sein Anblick ist erforderlich, um ein wirkliches Verständnis zu gewinnen. Zehn verschiedene Ministerien mit gegen 50 Ministern in zwanzig Jahren; derselbe Graf Taaffe, der heute als Chef des Ministeriums immer weiter auf der föderalistischen Bahn schreitet, 1867 Minister unter Beust, dann Ministerpräsident, Minister unter Auersperg bis Januar 1870, wieder vom März 1870 bis Februar 1871! Man sollte glauben, dieser Mann, der in dem deutschesten „Bürgerministerium“ jahrelang saß, könne nicht undeutsch und unkonstitutionell sein. Aber noch andere Eigentümlichkeiten treten hervor: Alle Minister, welche dem Föderalismus auf die Beine zu helfen suchten: Rechberg, Belcredi, Hohenwart, Taaffe sind Deutsche, freilich nicht minder die bedeutendsten Häupter der feudalen und nationalen Partei, die Grafen Clam, Thun, Harrach, Schönborn, die Fürsten Schwarzenberg, Ottingen, Taxis, Liechtenstein u. a. Bei allen diesen ist es nicht die czechische oder slavische Nationalität, welche ihre Stellung bewirkt; sie fühlen, daß sie nur dann ihre ultramontanen und noch mehr ihre Bestrebungen nach maßgebender Stellung des Grundabels durchsetzen können, wenn der Schwerpunkt nicht in dem ganzen Östreich, sondern in Böhmen, Mähren u. s. w. liegt. Das ist der einzige Grund ihres Handelns. Das Bündnis mit der polnisch-czechisch-nationalen Partei ist für diese Herren nur Mittel zum Zweck; umgekehrt glaubt die letztere jene Herren als Mittel benutzen zu können. Würde Böhmen u. s. w. nach dem Sinne der jetzigen Verbündeten verfassungsmäßig gestaltet, der Bund würde sich bald lockern. Doch wir wollen uns auf die Untersuchung darüber beschränken: wie sich die heutigen Zustände entwickelten, was die Nationalen wollen, was der österreichische Staat fordert.

II. Östreichs Lage hinsichtlich der Nationalitäten. Bedeutung des Großgrundbesitzes. Der Klerus.

Der Nationalität (Sprache) nach zählt Eisleithanien: 8010000 Deutsche; 5100000 Czechen, Mähren u.; 3250000 Polen; 2800000 Ruthenen; 1730000 Slavonen, Kroaten, Serben (also 12880000 Slaven), 700000 Italiener, 191000 Rumänen. Die 1000000 Juden sind den einzelnen zugezählt.

Rein deutsch sind: Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Vorarlberg, Nordtirol, Teile von Böhmen, Schlesien, Steiermark und Kärnten; rein slavisch sind Galizien, Teile von Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnten, Krain; italienisch ist Südtirol, der Rest ist gemischt. Der Religion nach sind rund 20300000 Katholiken, 405000 Protestanten, 500000 Griechen, dazu die Israeliten u. s. w. Es liegt auf der Hand, daß ein Reich mit so gemischter Nationalität nur dann gedeihen kann, wenn feste Regierungsgrundsätze befolgt werden, die Nationalität nur jene Berücksichtigung findet, welche ihr zukommt. So mannigfaltig, wie die Nationalität, ist der Kulturzustand. Galizien und die Bukowina sind lediglich auf Ackerbau angewiesen, die Industrie spielt noch heute keine Rolle. Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol mit Vorarlberg, Salzburg sind Gebirgsländer, in denen der Ackerbau, aber daneben Bergbau und auch die Industrie teilweise bedeutend sind. Die übrigen Länder, abgesehen von dem maritimen Küstenlande, haben etwa dieselben Verhältnisse, wie Schlesien, Rheinland, Westfalen. Ein Punkt kennzeichnet aber besonders Galizien, die Bukowina, Böhmen, Mähren, Schlesien wesentlich, das ist der Großgrundbesitz in den Händen des Adels und einzelner Nichtadliger und der Kirche. So hat z. B. Böhmen in runder Zahl (Joh. Zechl, Statist. Nachweisungen über den land- und lehentässlichen Grundbesitz u. s. w. Prag 1868; die Ziffern haben sich kaum wesentlich geändert) 742935 Grundbesitzer, darunter 681 land- und lehentässliche, welche ein Drittel des gesamten Bodens besitzen; von diesen 681 haben 57 Besitzer von Fideikommissen über 12 Prozent des ganzen Grundbesitzes, ein einziger, Fürst Johann Schwarzenberg, über 3 Prozent des gesamten Grundbesitzes des 51955 qkm umfassenden Landes, also etwa 30 Quadratmeilen. Ähnlich ist's in Mähren und Schlesien, wo der Erzherzog Albrecht und Fürst Liechtenstein riesige Besitzungen haben. Besitzer von 1 bis 6 Quadratmeilen giebt es eine große Zahl. Ohne viel Kopfzerbrechen begreift man den Einfluß dieser Großgrundbesitzer auf Wahlen durch die Schar von Beamten und andere abhängige Personen. Auf die Gemeinde-, Bezirks- und Landesverfassung kommt unendlich viel an, da diese Besitzer bei allen Leistungen in einer großen Zahl von Gemeinden oft bis zu 90 Prozent beitragen müssen; für sie ist an erster Stelle die Beschaffenheit der Gesetze von Bedeutung, da es von diesen abhängt, ob sie den entscheidenden Einfluß üben können.

Ganz besonders fällt in die Waagschale der Einfluß der Großgrundbesitzer auf den Pfarrklerus, dessen Bedeutung niemals unterschätzt werden darf. Von 1980 kirchlichen Pfründen in Böhmen stehen 1285, von 1033 in Mähren 509, von 1419 in Ober- und Niederösterreich 386, von 1478 in Steiermark, Kärnten und Krain 230 im Patronate privater Grundbesitzer. Fast größer noch ist die Zahl der Patronate in Galizien, wo z. B. von 307 Pfründen der Diözese Przemyśl 233, von 73 der Diözese Krakau österr. Anteils 20 im Privatpatronate stehen. In zahllosen Fällen hängt demnach die erste Anstellung, ebenso die Beförderung auf eine bessere Stelle vom Patron ab; es ist wesentlich für den Geistlichen, wenn er eine angenehme soziale Stellung

haben und auf Aufbesserung rechnen will, zu dem Gutsherrn in guten Verhältnisse zu stehen. Neben den zumest adligen Großgrundbesitzern haben die Orden und Kapitel als Grundbesitzer und wegen der Verbindung der Seelsorge einen ähnlichen Einfluß, da über 1200 Pfründen theils von ihnen als Patrone verliehen, theils von Ordensgeistlichen pastoriert werden. Das ist ein Faktor, mit dem jeder vernünftige Politiker rechnen muß. Da wir einmal die Stellung des Klerus berührt haben, mögen noch einige Punkte erwähnt werden, die für die folgenden Betrachtungen bedeutsam sind. Das Einkommen des Klerus ist sehr verschieden. Bei den Bischöfen steigt es von 24000 Mark (Lavant, Görz) zu 30000 (Budweis, Linz, Laibach), 31500 (Brixen, St. Pölten, Trient), 40000 (Leitmeritz, Königgrätz, Seckau), 42000 (Salzburg), 50000 (Gurk), 70000 (Brünn), 80000 (Wien), 200000 (Prag), 400000 (Olmütz); der Breslauer Fürstbischöf hat aus Ost.-Schlesien gegen 120000 M. Reichlich ist das Einkommen der Mitglieder der alten Kapitel in Olmütz, Prag u. s. w., das zwischen 10000 bis 70 und 80000 M. variiert; die meisten übrigen haben zwischen 2000 und 8000 M. Unter den weltgeistlichen Pfarrpfründen sind zahlreiche sehr einträglich, aber die Mehrzahl dürfte kaum über 1600 bis 2000 M. kommen. Erbärmlich ist durchgehends die Stellung der Hülfsgeistlichen, welche größtenteils beim Pfarrer Wohnung und Kost haben und kaum neben den außer den größeren Städten geringen Stolzgebühren 300 M. baar beziehen. Von dem Besiz der Kirche in Osterreich macht man sich gewöhnlich übertriebene Vorstellungen. Wir können genauere Angaben nur bezüglich Böhmens machen, da verschiedene Schriften und Aufsätze authentisches Material liefern. Die Stifte der Benediktiner, Prämonstratenser, Cisterzienser und Kreuzherrn haben zusammen etwa 746 Hekt., die übrigen geistlichen Güter in den Händen der Bischöfe, Kapitel und Orden haben etwa 900 Hektare, der gesammte geistliche Besiz (einschließlich dessen, der den Kirchen, Pfarreien u. s. w. gehört) ist nicht so groß, als der des Fürsten Schwarzenberg allein. Größer ist das Verhältnis des geistlichen (Ordens-Besizes) in Ober- und Nieder-Osterreich, Tirol, Steiermark und Kärnten.

Die kirchlichen Bedürfnisse, für die kein besonderes Einkommen vorhanden ist und kein zunächst Verpflichteter (Patron u. dgl.) eintreten muß, werden bestritten aus dem sogenannten Religionsfonds, welcher gebildet wurde aus den unter Kaiser Josef II. säkularisierten Ordensgütern und den bei diesen Instituten vorhandenen Stiftungen; er steht unter Staatsverwaltung. Wenn dieser nicht hinreicht, hat nach den bisher angenommenen Grundsätzen der Staat den nötigen Zuschuß zu leisten. Diese Religionsfonds reichten in einzelnen Kronländern niemals aus und sind durchweg aus einem eigentümlichen Umstande Schuldner des Staats geworden. Ihre Gelder wurden nämlich infolge des Finanzpatents (richtiger Staatsbankerott) von 1812, das den Wert der Valuta um $2\frac{1}{2}$ reduzierte, in Staatsobligationen angelegt, die erst allmählich ausgelöst wurden; die Notwendigkeit erforderte bis dahin die vollen Zinsen u. s. w. vorzuschießen; man rechnete diese Vorschüsse den Fonds an und setzte sie somit in ein Schuldverhältnis.

Untersucht man nun, welche Wege die Politik seit 1860 eingeschlagen hat, so ist vorerst eine Einsicht in den Zustand zu gewinnen, den das Verfassungsleben vorfand.

III. Der Zustand bis zum Jahre 1848.

Bis zum Jahre 1848 konnte sich Oesterreich einer Stagnation rühmen, wie wenige Länder. Industrie und Handel und auf geistigem Gebiet die Naturwissenschaften, insbesondere die Medizin, erfreuten sich löblicher Ausnahme von der Staatsbevormundung, die Fabriken u. s. w. prosperierten als „k. k. ausschließlich privilegiert,“ die Naturwissenschaften sah man als ein Ding an, das politisch ungefährlich war. Volk und Staatsgenossen, wie man zu sagen beliebte, lebten eines „patriarchalischen“ Stilllebens. Die Steuern waren sehr gering; wenn der Staat Geld brauchte, machte er Anlehen, die sehr beliebt waren und neben denen des Königreichs Neapel ziemlich den höchsten Kurs hatten; die Zinsen wurden prompt gezahlt, in Deutschland, Holland u. s. w. galten die österreichischen Papiere als die beste Kapitalanlage. Die Staatsverwaltung befand sich fast auf dem Fuße wie zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josephs II. An der Spitze schaltete der Haus-, Hof- und Staatskanzler allmächtig im Äußeren, ein Staats- und Konferenzminister für das Innere, ein Hofkammer-Präsident für die Finanzen u. s. w., in den einzelnen Ländern walteten die Gubernialpräsidenten (Statthalter), die Kreispräsidenten, die Justiz und Administration in unterster Instanz hatten die Beamten der Herrschaftsbesitzer weltlichen und geistlichen Standes, Städte u. s. w. Die Leibeigenschaft war seit der großen Kaiserin aufgehoben, die „Untertänigkeit“ geblieben; Zehnten an die Pfarrer, Frohnden (Hand- und Spanndienste), Naturalabgaben und Geldabgaben aller Art hafteten an dem in den meisten Ländern in Erbpacht befindlichen bäuerlichen Grundbesitze. Gegen das Ausland und innerhalb des Reiches zwischen Ungarn und Cisleithanien schückten Zölle aller Art; das Reisen gehörte wegen des auf Tritt und Schritt nötigen Paß-Visums zu den wenigst gesuchten Dingen. Die Kommunikationsmittel waren spärlich, außer den alten trefflichen Hauptstraßen gab es einige gute Nebenstraßen, die Eisenbahnen beschränkten sich auf eine Linie, die meisten Kreise erfreuten sich gänzlich ungenügender Verkehrswege. Die Beamten genossen zum meist Gehälter, deren Höhe vor 60—80 Jahren fixiert war, befanden sich aber in der Lage, vielfach das Gehalt doppelt und dreifach übersteigende Nebeneinkünfte zu verschaffen; die Advokaten, geschädigt durch schwierige Prüfungen und geringe Zahl hatten eine glänzende Stellung, wer von ihnen kein Vermögen erwarb, mußte sehr unfähig oder ein schlechter Hansvater sein. Schule und Kirche lebten in idyllischer Patriarchalität. Volksschulen gab es nirgends in genügender Zahl, die Aufsicht und Leitung gehörte noch der Josefinitischen „Politischen Verfassung der deutschen Volksschulen für die k. k. österreichischen Provinzen,“ wie solche zuletzt Kaiser Franz am 11. August 1805 bestätigt hatte, zu der wenige Zusätze gekommen waren, dem Staate, in Wirklichkeit der Kirche. Denn Ortspfarrer, Dechante und Vizedechante waren die nächsten Leiter, über ihnen die Kreisämter und bischöflichen Konvikorien mit gleichem Range; auch in

den Hauptstädten „mußte ein Geistlicher Distriktsaufseher sein“; alle weltlichen Oberaufseher fielen fort, für jede Diözese hatte ein vom Kaiser dazu ernannter Domherr (Scholastikus) „die Stadt-Distrikts- und Diözesan-Schulen-Oberaufsicht“, die höchste Stelle war die k. k. Studien-Hofkommission zu Wien. Der Bischof ernannte die Distriktsaufseher, schlug die Direktoren der Normal- oder Muster-Hauptschulen, die Direktoren und Lehrer der Realschulen der Landesstelle, jene der hohen Hofstelle vor, die Direktoren und Lehrer der übrigen Hauptschulen wurden auf den Vorschlag des Konsistoriums von der Landesstelle ernannt, von der sie ihr Anstellungsdekret durch das Konsistorium erhielten; die Trivialschullehrer wurden präsentiert von der Landesregierung den Herrschaften, Pfarrern, Gemeinden oder Pfarrern und Gemeinden zusammen je nach dem besonderen Falle. Für die lokale Erziehung der Jugend sorgte ein kleiner Katechismus, betitelt „Pflichten der Unterthanen gegen ihren Monarchen“, der merkwürdig ist, wie einige Beispiele zeigen. Die „2. Frage. Wer ist im Kaiserreich Osterreich, unserem Vaterlande, die höchste Obrigkeit?“ hat folgende „Antwort. Die höchste Obrigkeit ist Sr. Kais. Kön. apost. Majestät, das ist der Kaiser von Osterreich;“ „4. Frage. Was für andere Obrigkeiten bestehen außer Sr. Majestät dem Kaiser? Antwort. Die verschiedenen Aunter und Behörden, welche berufen sind, im Namen und Auftrage des Kaisers die Regierungsgewalt auszuüben.“ Im 2. Abschnitte finden sich: „1. Frage. Von wem haben die Obrigkeiten ihre Gewalt? Antwort. Die Obrigkeiten haben ihre Gewalt von Gott.“ Das wird durch Röm. XIII. 1. Epr. VIII. 15. 16. Joh. XIX. 2. bewiesen; im 3. Abschnitte werden Bürger und Bauern definiert, gesagt, was sie zur Landeswohlthat beitragen, aus Röm. XII. 4. 5. ihre Verbindungen demonstriert, ihre Pflichten debuziert, im 4. Abschnitte die dem Landesfürsten schuldige Ehre gelehrt, „wie man Vater und Mutter ehrt, weil er Vater seiner Unterthanen ist.“ Der 6. Abschnitt definiert den Gehorsam dahin, „daß die Unterthanen die Landesgesetze genau beobachten und die Gebote des Landesfürsten willig und gern erfüllen,“ weil „der Ungehorsam eine Todsfünde ist,“ hier und im 7. Abschnitt wird biblisch die „Pflicht Abgaben zu entrichten“ gelehrt, in den folgenden 3 die Pflicht in Kriegszeiten, die Strafen der Unterthanen und die Vaterlandsliebe behandelt. Dieser Katechismus, den wir in einer offiziellen Ausgabe von 1863 benützen, trägt keine Schuld daran, daß nicht alle Unterthanen gut sind; er ist auch merkwürdig dadurch, daß er von geistlichen Obrigkeiten nicht redet, den Papst, die Bischöfe, Pfarrer nicht erwähnt. Für korrekte Bücher war gesorgt, indem alle in den Schulen gebrauchten nur im „k. k. Schulbücherverlag“ erschienen, der nebenbei eine gute Einnahme abwarf.

Die Gymnasien befanden sich in kläglichem Zustande bis zu dem von dem jetzigen preussischen Geheimrat Bonitz verfaßten Organisations-Entwurf von 1851. Die meisten wurden von den geistlichen Orden gehalten, sie waren thatsächlich außer Kontrolle der Regierung. Prüfungen für den Lehrberuf waren teils gar nicht gefordert, teils gänzlich ungenügend. Zur Ergänzung der Gymnasialbildung mußte jeder vor Ergreifung des Fachstudiums die „philosophischen Jahrgänge“

an der Universität absolvieren, d. h. zwei Jahre Vorlesungen über Religion, Philosophie, Geschichte u. dergl. hören. Das Fachstudium der Theologie war wohl nicht schlechter als heute, da der von den Bischöfen auf ihrer Versammlung zu Wien 1856 festgestellte und zum Gesetz erhobene Plan wissenschaftlich sehr mangelhaft ist; das juristische und philologische Studium befand sich auf höchst niedrigem Fuße, das medizinische war dem an deutschen Universitäten vollkommen ebenbürtig, ja überlegen, wozu die großartigen Anstalten beitragen. Bekanntlich ist die neuere Medizin von Prag ansgegangen. Die Fakultäten hatten außer den Dekanen „Studiendirektoren“, welche den Prüfungen beiwohnten, die Zeugnisse unterschrieben u. s. w. Dazu nahm man für die theologische und philosophische Fakultät einen Prälaten, für die juristische einen Beamten, für den die Einnahme ein angenehmer Nebenerwerb war und bei dem es, ähnlich wie vereinzelt hinsichtlich der preussischen Universitätskuratoren, gar nicht beachtet wurde, ob er wegen besonderer Kenntnis der Universitätsverhältnisse geeignet sei; der medizinische fiel regelmäßig zusammen mit dem Medizinalrate bei der Landesstelle, dem sogenannten „Protomedikus“. Approbierte Lehrbücher, Kontrollieren des Besuchs durch fleißiges Lesen der Namen, Semestralprüfungen vollendeten die Organisation. Eine für die Professoren bequeme Einrichtung waren die „Adjunkten“ und „Assistenten“, welche nicht bloß wie auch in Deutschland heute für die demonstrativen Fächer, sondern allgemein bestanden und die Annehmlichkeit boten, nach Neigung in die Vorlesung zum Ablesen des Heftes und in die Prüfungen zur Stellvertretung den Adjunkten zu schicken. Aber bei aller Schwäche konnte man eins nicht leugnen, die Studenten lernten das wenige durchgehends wirklich und erlangten positive Kenntnisse in höherem Maße, als das wohl auch heute an den deutschen Universitäten namentlich bei den Juristen der Fall ist.

Das kirchliche Leben bewegte sich im großen in den ihm von Kaiser Josef II. gemiesenen Bahnen, welche nur wenig durch neuere Verordnungen verändert waren. Die Bischöfe, größtenteils hervorgegangen aus den geistlichen Räten bei den Landesstellen, denen die Besorgung der geistlichen Sachen oblag, aus dem Lehrstande und dem Adel, waren meist gute Josefiner, kannten gleich ihrem Klerus als Kirchenrecht nur die k. k. Verordnungen in publico-ecclesiasticis. An ihrer Stelle regierten, während sie selbst hohe Herren, meistens wirkliche Geheimräte waren, die mit den höheren Beamten auf dem besten Fuße standen und diese zur Tafel zogen, die Konsistorien mit den geistlichen Referenten der Landesstellen; eine milde Disziplin, geübt von geistlicher und weltlicher Behörde, machte dem Klerus das Leben nicht sauer; die Gesetze, welche eine Kontrolle des religiösen Lebens forderten, schlofen einen sanften Schlaf. Die Stellung des Pfarrklerus war bei dem billigen Leben behaglich; die Orden, unbehelligt durch römische Eimischung, bewegten sich im alten Geleise; die Bevölkerung wurde vom kanonischen Rechte nicht geniert, die Dispense von Ehehindernissen ohne Schwierigkeit erteilt, und daß diese samt den Taxen nicht zu hoch waren, dafür hatte die väterliche Regierung Rom gegenüber gesorgt. Der Charakter des kirchlichen Lebens war gewohnheitsmäßiger Kirchenebesuch, offizielle Gottesdienste, völliger Indifferentismus.

Ultramontanismus war dem Volke fremd. Aber seit dem Ende der 30er Jahre war durch die Jesuiten, noch mehr durch Rückwirkung von Bayern und Deutschland und durch römische Bildung einzelner Geistlichen eine Reaktion eingetreten; man hatte angefangen, katholische Vereine zu gründen, auch die einzige wirklich wissenschaftliche Richtung, welche zutage getreten war, die Günther'sche Philosophie, als nicht korrekt zu verdächtigen, wobei die strengen Römlinge mit jenen, die jede Wissenschaft als Werk des Bösen ansehen, Hand in Hand gingen.

Heben wir schließlich hervor, daß die Landstände in dem seit Kaiser Ferdinand II. herkömmlichen Geleise vegetierten. Ziemlich regelmäßig wurden sie in den Kronländern, wo es überhaupt solche gab, alljährlich berufen, die Fürsten, Herren, Ritter, Prälaten hielten in ihren Prachtkarossen Auffahrt; alle hörten die Regierungspropositionen an; Opposition war ein gefährliches Ding, das im besten Falle die Reise des Opponenten ins Ausland zur Folge hatte: Adel und Prälaten sagten „ja“, die Abgeordneten der Städte vernahmten es, ein unfruchtbares Wahl folgte, und der Staat durfte ruhig weiter leben.

Bohl gährte es, Ungarn regte sich in Lied und Schrift, die „Grenzböten“, draußen verlegt, machten dem Polizeiminister Sorge, aber eine sehr genaue Polizei, Verzeichnisse aller Journalisten, für Oesterreich besonderer Abdruck einzelner deutschen Zeitungen, welche Eingang fanden, offiziöse Korrespondenten, die Bevormundung des deutschen Bundestags, eine Zensur, die freilich des Komischen mehr als des Ernstes bot, alle diese Dinge schienen die Ruhe zu verbürgen, in welcher der getreue Bürger ein Phäakenleben führen durfte.

Mit einem Schlage wurde die Situation anders. Kaum war der Bauernaufstand in Galizien vergessen, als die Wiener Revolution von 1848 und in Ungarn eine auf Losreißung gerichtete losbrach, Italien sich erhob. Nachdem dieses durch Radetzky niedergeworfen, Ungarn nach hartem Kampfe zuletzt mit russischer Hilfe besiegelt, die Aufstände in Prag und Wien bewältigt waren, der gute Kaiser Ferdinand seinem Neffen Franz Josef Platz gemacht hatte, trat seit 1851 eine Periode der Reaktion ein, die ihresgleichen sucht.



Über Chloroform-Wirkung*)

von

Geheimrat von Rufbaum.

So weit die Geschichte reicht, lesen wir, daß sich die Menschen immer Mühe gegeben haben, die Schmerzen zu stillen, namentlich die großen Schmerzen während einer chirurgischen Operation unspürbar zu machen. Der indische Hanf, welchen wir heutzutage oft noch als ein berausches, betäubendes und schmerz-

*) Vortrag, gehalten am 9. Januar 1884 in dem kaufmännischen Vereine zu München.

stillendes Mittel kennen, kann als das älteste Narkotikum für Operationschmerzen genannt werden. Die chinesische und ägyptische Geschichte bezeichnet ihn als das Mittel zu diesem Zwecke.

Das Zusammenpressen der großen Halsadern, welches noch heutigen Tags von vielen Leuten als ein Mittel benützt wird, um einen epileptischen Anfall zu unterdrücken, war bei Kinderoperationen, namentlich bei der Beschneidung benützt worden, um den Schmerz zu lindern. Dieser Eingriff ist auch nicht ohne Wirkung, denn wenn wir die großen Adern, welche zum Kopfe hinaufgehen und dem Gehirne das ernährende Blut bringen, so fest zusammendrücken, daß sie kein Blut mehr zum Gehirn hinauf lassen, so wird ein großer Teil des Gehirns in seiner Thätigkeit beeinträchtigt und bestimmt eine gewisse Bewußtlosigkeit und Gefühllosigkeit eintreten.

Der indische Hanf, wenn er aus einer kräftigen Pflanze stammt, ist jedenfalls ein gut betäubendes und zwar erheiterendes Mittel. Es tritt ein Zustand von Heiterkeit ein, welcher die ernstesten Menschen fortwährend lachen macht.

Große Schmerzen können aber nie beseitigt, sondern höchstens etwas gelindert werden. Das Zusammenpressen der Halsadern wirkt noch weniger stark.

Ganz dasselbe Urtheil müssen wir auch von dem sogenannten Stein von Memphis sagen, welcher zur Zeit Christi bei Operationen als schmerzlinderndes Mittel benützt ward. Man pulverte ihn und legte ihn mit Essig vermischt auf jenen Körperteil, welcher operiert werden sollte. Der Stein von Memphis war nichts Anderes als eine Art Marmor, also kohlenaurer Kalk, der, wenn er gepulvert und mit Essigsäure vermischt wird, natürlich Kohlenäure entweichen läßt, und die Kohlenäure mindert die Empfindlichkeit der Haut.

Eine weit wichtigere Rolle spielte aber von der frühesten Zeit bis in das 16. Jahrhundert die Mantragora oder Alraun-Wurzel, welche mit Wein gekocht, gläserweise zur Schmerzstillung und deshalb auch vor Operationen getrunken wurde. Manche zogen die Blätter der Pflanze ihren Wurzeln vor, und selbst das Einatmen der Dämpfe wurde, nachdem man sie mit Schierling vermischt hatte, bei Operationen zur Schmerzstillung benützt. Alle diese Versuche, den Operationschmerz zu nehmen, hatten sehr mangelhafte Resultate und waren alle fast mehr darauf berechnet, die Schmerzen nach der Operation, als jene während der Operation zu nehmen.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts versuchte man, wo es ausführbar war, den Operationschmerz durch lange und anhaltende Kompression der Nerven zu nehmen und dadurch wurde in der That sehr viel erreicht, weshalb man diesen Versuch nie mehr ganz vergaß, und selbst in unserem gegenwärtigen Stadt-Krankenhaus zu München wurden bis zur Erfindung der Schwefel-Äther und Chloroform-Narkosen viele Amputationen durch Kompression der Nerven fast schmerzlos gemacht.

Es ist vielleicht den meisten unter Ihnen schon einmal passiert, daß Sie, mit dem Kopfe auf dem Arme liegend, einschliefen, und wenn Sie dann erwachten, den Arm ganz tot, bewegungslos und gefühllos fanden. Was nun hier der Zufall oft thut, das führte man also absichtlich aus, das Komprimieren der großen

Abern und Nerven hebt die Funktion aller davon versorgten, peripher gelegenen Teile auf. Komprimiert man die Adern und Nerven des Oberschenkels, so wird das Knie, der Unterschenkel und Fuß ganz gefühllos und leblos, und eine Amputation geht mit ganz geringen Schmerzen vor sich. Allein dieses schmerzstillende Mittel gelingt eben nur an den vier Extremitäten. Am Kopfe, Halse, an Brust und Bauch ist es unansführbar, da kann man die Nerven und Adern nicht ab-schnüren.

Im vorigen Jahrhundert war man schon sehr nahe daran die Schwefel-Äther- und Chloroform-Narkose zu entdecken. Lungenkranke ließ man zur Stillung ihrer Schmerzen Schwefelätherdampf einatmen, wobei die Kranken manchmal bewußtlos wurden. Der Engländer Davy ließ auch schon unser gegenwärtiges Lachgas gegen Zahnschmerz und Kopfschmerz einatmen, sodaß zur Erfindung unsrer jetzigen vollkommenen Narkose nur noch ein kleiner Schritt gewesen wäre. Man muß staunen, daß man die Versuche nicht weiter führte und die schmerzstillende und schlafmachende Wirkung dieser Mittel nicht mehr ausbentete. Im Gegenteil verließen die Ärzte den richtigen Weg und verloren sich in das mystische Dunkel.

Der magnetische Schlaf wurde versucht, um Operationen schmerzlos zu machen, allein man kann sich denken, wie selten dies gelang.

Diese bis zur Stunde noch ganz unerklärliche Einwirkung des einen Menschen auf den anderen kann wohl nicht geleugnet werden, ist aber durch lügenhafte Übertreibungen und schimpfliche Täuschungen so verschleiert und unbrauchbar, daß an eine Ausbeutung für schmerzlose Operation noch heute nicht gedacht werden kann. Ist es oft schon recht schwer, manchmal sogar unmöglich jemanden einschlafen zu machen, so ist es noch viel schwerer und seltener den magnetischen Schlaf so tief zu machen, daß eine schmerzhaft Operation nicht mehr gefühlt wird.

Die Möglichkeit ist allerdings nicht zu leugnen. Man machte im magnetischen Schlaf schon eine Oberschenkel-Amputation, ohne daß der Schmerz gefühlt wurde. Nach dem Vielen, was ich vom Magnetismus erlebt habe, halte ich ein solches glückliches Vorkommnis für keinen Betrug, sondern halte es für möglich, als für einen höchst seltenen glücklichen Zufall. Ganz ähnlich möchte ich über den Hypnotismus urteilen. Der Hypnotismus, welchen der Engländer M. Braid vorschlug, ist auch eine Art magnetischer Schlaf, welcher aber nicht durch die Manipulation einer zweiten Person erzeugt wird, sondern durch angestregtes Beschauen eines glänzenden kleinen Gegenstandes entsteht, z. B. eines kleinen Kupferzylinders. In der That giebt es sehr nervös erregbare Leute, welche in wenigen Minuten in eine Art magnetischen Schlafes verfallen, wenn sie einen glänzenden Gegenstand sehr angestregt beschauen. Es tritt eine Art Katalepsie und Gefühllosigkeit ein, welche manchmal sogar die schmerzlose Ausführung von Operationen gestattet. Man hat vor den Augen vieler vorurteilsfreier Chirurgen in Paris hiernit eine Amputation und mehrere kleinere Operationen vollkommen schmerzlos ausgeführt.

Gott sei Dank, daß man so sehr nervöse Menschen nur höchst selten findet. Es sind nur ganz wenige gelungene Fälle bekannt geworden. Hingegen hörte

man überall und hundertfach von gänzlich mißlungenen Experimenten erzählen, so daß sich heutzutage kein Arzt mehr weder mit dem magnetischen Schlaf noch mit dem Hypnotismus zu Operationszwecken beschäftigt.

Erst ein halbes Jahrhundert später, nachdem Davy seine interessanten schmerzstillenden Experimente mit Äther und Lachgas bei Zahnweh, Kopfweh gemacht hatte, nahm man dessen Arbeiten und Versuche wieder auf und führte sie dann auch glücklich weiter.

Der Amerikaner Jackson machte mit dem Äther viele Experimente an Tieren und sich selbst und theilte selbige dem Zahnarzt Morton mit, welcher alsbald damit ganz gelungene schmerzlose Zahnoperationen machte. Sie hielten ihr Mittel anfangs geheim und wollten ein Patent darauf nehmen und viel Geld daraus machen, allein alsbald schämten sie sich einer solchen Handlung und theilten ihren Fund öffentlich mit.

Der amerikanische Operateur Warren machte alsbald auch größere Operationen mit glücklichem Erfolge ganz schmerzlos. Zahnarzt Wells hatte mit dem Lachgas hingegen weiter gearbeitet, war aber weniger glücklich, da seine Experimente, wie es eben geht, zuhause gelungen sind, in öffentlicher Sitzung aber oft mißlingen und er deshalb verhöhnt wurde. Schließlich wurde er darüber so unglücklich, daß er sich selbst das Leben nahm. Es dauerte sehr lange, bis das Lachgas wieder zu Ehren kam.

Die Narkose mit Schwefeläther machte hingegen rasch den Lauf durch die ganze zivilisierte Welt, denn jeder sorgfältig ausgeführte Versuch gelang zur Verwunderung aller Zuschauer ganz vollkommen.

Die große Aufgabe, schmerzhaft Operationen ganz schmerzlos zu machen, sie war nun vollkommen gelungen.

Schon am Ende des Jahres 1846 wurden an allen Orten die gelungensten Narkosen ausgeführt.

Aber es verging kein Jahr, so fand Simpson, daß das Chloroform noch viel besser und schneller wirke, als der Schwefeläther. Das Chloroform war schon 1831 entdeckt und stand also schon 16 Jahr unbenützt im Schranke der Apotheker und Chemiker parat, aber niemand dachte daran es zum Einatmen als betäubendes und schmerzstillendes Mittel zu benutzen. Erst seit 1847 spielt es diese große Rolle. Das Chloroform hatte den Schwefeläther bald verdrängt, weil es viel schneller, angenehmer, sicherer, vollständiger wirkt, weil man es einfach auf ein Taschentuch schüttet und den Kranken einatmen läßt, während der Äther so flüchtig ist, daß man nicht gut ohne Vorrichtung oder Apparat narkotisieren kann.

Das Chloroform hat noch eine herrliche Eigenschaft dem Äther gegenüber, es brennt nicht, während der Äther so furchtbar brennbar ist, daß er schon auf 1 Fuß Entfernung Feuer fängt. Das Chloroform läßt sich mit der größten Mühe nicht anzünden, was für Operationen, die man nachts bei Licht machen muß, äußerst angenehm ist. Der Schwefeläther brennt in staunenerregender Weise, eine ganze Schüssel kalten Wassers brennt hell lodern auf, wenn man

nur 1 Löffel voll Äther hineinmischt, was natürlich das Operieren bei Licht sehr gefährlich macht.

Äther und Chloroform beherrschen jetzt 36 Jahre lang seit den Jahren 1846—1847 die ganze Welt, als narkotisches Mittel bei Operationen. Es sind wohl noch Duzende andere ähnliche flüchtige Flüssigkeiten entdeckt und versucht worden, aber etwas Besseres fand man nicht.

Der Methylläther, das Methylochlorür, das Methyolat, Amylen, Aldehyd, der Essigäther und viele andere Flüssigkeiten ähneln entweder dem Äther oder dem Chloroform, aber besondere Vorzüge fand man nicht heraus. Auch mit dem eingeatmeten Rauch eines Schwammes mit *Lycoperdon proteus*, wovon man in England die Lämmer betäubt, hat man beim Menschen Versuche gemacht. Allein man fand keine Vorzüge, sondern nur Gefahren. Äther und Chloroform rivalisirten viel miteinander. Die einen halten den Äther, die andern das Chloroform für weniger gefährlich. Ich glaube, daß für schwächliche Naturen der Äther in der That weniger gefährlich ist, deshalb schon, weil die Narkose langsamer zu stande kommt, daher besser überwacht werden kann. Auch scheint der Äther heiterere Delirien zu machen als das Chloroform. Viele mischen Äther mit Chloroform oder verdünnen das Chloroform mit Weingeist. Ich selbst bin gegen alle Mischung und bin froh das Chloroform immer recht rein vor mir zu haben, und danke Gott, bei mehr als 40000 Narkosen damit recht zufrieden gewesen zu sein.

Im großen ganzen sind sich Äther und Chloroform in ihren Wirkungen ganz gleich. Es kommen alle Symptome, alle guten und üblen Zufälle, alle Unglücke bei dem einen wie bei dem anderen vor.

So oft wieder ein neues Mittel zu narkotisirenden Einatmungen empfohlen wurde, hieß es, daß dasselbe viel ungefährlicher sei als Äther und Chloroform; daß man noch keinen Todesfall davon erlebt hätte; allein man vergaß dabei zu sagen, daß das neue Mittel vielleicht erst 100 mal angewandt worden sei, daß Chloroform und Äther aber zehn und zwölftausendmal angewandt wurde, bis ein Todesfall vorkam. Wenn man also ein neues Mittel zwölftausendmal ohne Todesfall anwendet, dann ist es erst so ungefährlich wie das Chloroform. Nach meiner Meinung ist jedes Mittel, mit welchem man den Menschen das Bewußtsein und das Gefühl und die Bewegung raubt, gefährlich resp. ich möchte mich lieber so ausdrücken, ich halte es nie für ganz ungefährlich einem Menschen das Bewußtsein, das Gefühl und die Bewegungsfähigkeit ganz zu nehmen, denn, wenn man etwas zu lange fort narkotisiert, so können schließlich auch jene Muskeln, welche den Blutkreislauf und die Atmung bewirken sollen, ihre Bewegungsfähigkeit einbüßen, und wenn das Herz still steht oder die Lunge nicht mehr arbeitet, dann ist der Organismus sterbend.

Ich halte also das Chloroform durchaus nicht für gefährlicher als die andern betäubenden Mittel, vor welchen es aber in mancher Richtung viel Vorzüge hat. Das Chloroform wird durch den Atmungsprozeß in den Lungen zum Blute gebracht und läuft mit dem Blute dann in das Gehirn und Rückenmark und in alle Teile des Körpers, zu allen Muskeln und Nerven, denn alle diese Gebilde

werden ja vom Blute ernährt und sodann von einem chloroformhaltigen Blute umspült. Im Gehirn und Rückenmark bewirkt das Chloroform: Bewußtlosigkeit, Delirien und Träume aller Art, hebt Bewegungsfähigkeit und Gefühl auf.

Das Herz, die Lunge, der Magen, der Darm, die Nieren u. arbeiten aber fort, ja manches Organ sogar in verstärktem Grade, wie z. B. der Darm, der sich bei Chloroformierten schneller bewegt als bei Nichtchloroformierten. Giebt man einem Individuum allzuviel Chloroform, so hört auch die Bewegungsfähigkeit des Herzens und der Lungen und anderer Organe auf.

Es giebt eine große Anzahl von Apparaten zum Chloroformieren; aber der einfachste bleibt der beste. Der Esnarch'sche Korb ist in der ganzen Welt gebräuchlich. Es ist ein kleiner Drahtkorb, der mit Musselin überspannt ist und über Mund und Nase gehalten wird, während man auf den ausgespannten Musselin tropfenweise das Chloroform aufträufelt. Ich ziehe es vor, meinen Schülern ein einfaches Taschentuch zu empfehlen, weil man oft in die Lage kommt, nichts Anderes zu haben, und weil es am besten ist, man übt sich mit dem, was man immer haben kann.

Man träufelt 1 Eßlöffel voll Chloroform auf das Taschentuch und hält es in der Entfernung von 1—2 cm vor das Gesicht, vor Mund und Nase.

Ich unterscheide bei Chloroformnarkosen 3 Stadien: ein Stadium der Willkür, ein Stadium der Aufregung, ein Stadium des ruhigen Schlags oder der Toleranz. Schon gleich im ersten Stadium giebt es unangenehme Zufälle. Der Kranke hat eine Antipathie gegen den Geruch des Chloroforms, der wie ein Faß voll Apfel riecht. Namentlich wenn Patienten schon öfters Chloroform inhalierten, dann erregt sie leicht schon der erste Atemzug.

Dafür haben wir nun ein Mittel: wir parfümieren das Chloroform, aber nicht mit einem Pariser Parfüm, nicht mit Eßbouquet und Zofeiklub, denn das riecht alles so sehr dem Chloroform ähnlich. Man parfümiert es mit Gewürznelkenöl, dann riecht es nach Chocolate. Nur 2—3 Tropfen in das Taschentuch genügen, denn sobald der Patient etwas schläft, nimmt man reines Chloroform.

Dann giebt es Leute, die sofort heftig husten, sobald sie Chloroform an die Nase bekommen. Daraus macht man sich gar nichts, sondern man giebt erpresst etwas schnell eine größere Quantität, dann werden diese erregten Nerven narkotisiert, und das Husten hört auf. In diesem ersten Stadium ist der Kranke noch Herr über sich, daher ich es das Stadium der Willkür nenne, und der Kranke kann auch durch Selbstüberwindung viel zum Gelingen beitragen.

Allmählich aber schwindet nun das Bewußtsein. Der Kranke fängt an zu lachen, tolles Zeug zu schwätzen, zu delirieren. Es kommt nun das Stadium der Aufregung. Die Kranken fühlen das Schneiden und Stechen nicht mehr schmerzlich, obwohl sie oft noch abwehrende Bewegungen machen. Verschiedene Träume treten ein. Immer ist ein gewisser Reiz-Zustand da. Die Kranken wollen aufstehen, gehn, thun es oft auch; sie stöhnen, schreien, weinen, es kommt oft zu einer großen Erregtheit, so daß anständige Leute auch schimpfen, brüllen, toben, auch Lieder singen, fremde Sprachen sprechen, selten sind es angenehme Delirien, meist

peinigende. Die Pupille wird enger, der Rücken wird kühl, und es beginnt nun das dritte Stadium, das des ruhigen Schlags, der Toleranz.

Der Rücken wird nun zuerst unempfindlich, dann der Leib, dann die Extremitäten, dann das Gesicht. Daher braucht man zu Amputationen weniger Chloroform als zum Zahnausziehen.

Werden die Glieder aufgehoben, so fallen sie herab wie tot. Das Gaumensegel ist erschlafft, rasselt, aber Herzschlag und Respiration gehen ruhig fort. Würde man weiter Chloroform geben, so würde auch die Herzthätigkeit und die Respiration beeinträchtigt, und der Tod wäre nahe.

Wenn bei Chloroformierung das Unglück entsteht, daß die Herzthätigkeit erlischt und die Respiration still steht, so ist das keine eigentlich falsche Wirkung desselben, sondern es ist nur eine Steigerung seiner Wirkung. Es tritt eben an den Herzmuskeln und Respirationsmuskeln dieselbe Ruhe ein, welche man für andere Muskeln absichtlich hervorrief. Sobald das Stadium des ruhigen Schlags oder der Toleranz eingetreten ist, wird das Chloroform beseitigt und nicht wieder gegeben, bis der Kranke sich bewegt oder gegen den Schmerz abwehrende Bewegungen macht.

Das Stadium der Toleranz paßt zum Operieren. Die Kranken liegen ruhig da, zucken nicht, stöhnen nicht, machen keinerlei Bewegungen und haben keine Idee von dem, was mit ihnen vorgeht. Manche Kranke erzählen beim Erwachen, sie hätten alles gefühlt, sich aber nicht rühren können; allein es ist nicht so. Man erkennt aus ihrer Erzählung meist deutlich, daß sie von der Operation träumten und dieselbe nach ihrer Meinung ausmalten, denn sie erzählen Dinge, die gar nicht vorgekommen sind; ein Beweis, daß sie von allem nichts fühlten.

Im 2. Stadium, der Aufregung, wo alles so gespannt und die Kranken so erregt sind, kommt es sehr oft zu Gefahren, indem der Kranke die Zunge oder den Kehldedeckel zurückschlägt, den Mund fest zubeißt und trotz Pressen und Drängen nicht mehr atmet und in einigen Sekunden schwarz und blau wird. Die Augen stehen wie Glosaugen heraus, ein solcher Kranker sieht eben wie ein Erstickender aus. In diesem Stadium kommen auch die meisten Chloroformtodesfälle vor, allein man muß es sagen, einem geübten Arzte wird in diesem Stadium kein Unglück passieren.

Macht man mit Gewalt den zugepreßten Mund auf, zieht die Zunge und den Kehldedeckel vor, leitet man die künstliche Respiration ein, indem man den elastischen Brustkorb zusammendrückt und so die Luft auspreßt, welche dann durch die Elastizität des Rippenkorbes wieder eingeschlürft wird, so hört man meist ein grelles pfeifendes Geräusch, und in 3 Sekunden ist der Kranke nicht mehr blau, sondern rot und gerettet.

Etwas ganz anderes ist es, wenn der chloroformierte Kranke plötzlich weiß und blaß zurücksinkt, den Unterteller herabfallen läßt, ein glanzloses mattes Auge mit weiter Pupille zeigt und keinen Herzschlag mehr hat und keinen Atemzug mehr macht. Dieses Unglück, das man Synkope nennt, kommt fast nur im 3. Stadium vor, aber bei diesem Unglück kann man nicht mehr sagen, daß der Geübte keine Sorge zu haben braucht, denn bei diesem unglücklichen Zufalle hilft oft alles

nicht. Der Tod tritt in kürzester Zeit ein, und alles Elektrifizieren und künstliche Respirieren, Reiben, Erwärmen, Ansprißen, selbst das Stürzen (die sogenannte inversio), wodurch das Herz rasch wieder mit Blut gefüllt wird, ist manchmal umsonst.

Allerdings ist dieses außerordentlich selten. — Auch das Erwachen nach dem Narkotisieren ist sehr verschieden. Einige machen die Augen auf, stehen auf, gehen fort und sind ein paar Stunden nachher wieder in ihrem Berufe thätig. Andere brauchen stundenlang, bis sie aus dem Taumel herauskommen, brechen selbst tagelang alles Genossene aus und liegen mehrere Tage matt im Bette. Anfangs ist das Erbrechen nicht ganz ungefährlich, weil sie leicht Speisereste in die Luftröhre bringen und Sticobeschwerden bekommen können. Je weniger Chloroform verbraucht wird, desto kürzer dauert im Durchschnitt der Schlaf, desto geringer sind die Nachwehen. Recht nützlich ist es, die Erwachenden in ein anderes Zimmer zu bringen, in welchem kein Chloroformgeruch ist, weil die Lungen das eingeatmete Chloroform wieder ganz herausgeben und zwar um so schneller, je chloroformfreier die umgebende Luft ist.

Viele haben vor der Chloroformnarkose große Scheu, weil man gar zu viel von Chloroformtod spricht. Derselbe ist aber unendlich viel seltener, als man gewöhnlich meint. Im Krimkriege, im italienischen Feldzuge, im deutsch-französischen Kriege kam ungefähr auf 12—13 Tausend Chloroformierte 1 Todesfall.

Da giebt es viele hundert Sachen, welche keinen so großen Nutzen bringen und doch viel lebensgefährlicher sind; niemand aber fürchtet sich vor ihnen so, wie vor der Chloroformnarkose. Ich glaube, daß 12000 Schifffahrten, 12000 Eisenbahnfahrten, 12000 Bergpartien, 12000 Bälle, 12000 Berausungen, 12000 Dinere und Festlichkeiten viel mehr Unglücksfälle zur Folge haben, als 12000 Chloroformnarkosen. Das Schlimme ist bei solchen Statistiken immer das, daß für denjenigen, den das Unglück trifft, es immer sehr traurig ist und ganz gleichgiltig, ob er der 3. oder der 13tausendste ist.

Wenn Sie ihrem liebsten Kinde einen Zahn unter Chloroformnarkose ausziehen lassen und es wacht nicht mehr auf, so ist es Ihnen kein Trost, wenn der Zahnarzt sagt: o, das kommt unter 12 Tausend Fällen nur ein einziges Mal vor. Sie haben eben nicht 12 Tausend Kinder.

Mit den Chloroform-Todesfällen hat es aber eine eigene Bewandnis. Die allermeisten Todesfälle kommen im 2. Stadium, im Stadium der Aufregung unter solchen Erscheinungen vor, daß man sagen muß: Wenn man mit dem Chloroform besser geübt gewesen wäre, so wären diese Leute wahrscheinlich nicht gestorben. Die meisten Todesfälle kommen bei ganz kleinen Operationen, Zahnausziehen, Nagelausziehen, Fingeroperation vor, was man auf zweierlei Weise erklärt: 1. weil die kleine Operation vom weniger tüchtigen Arzte ausgeführt wird und 2. weil sich die Patienten für kleine Operationen wenig vorbereiten und kurz zuvor noch essen, was bei großen Operationen nicht geschieht.

Es giebt aber bei den Chloroform-Todesfällen überhaupt noch allerlei zu bedenken.

Wer die Fälle ganz naiv liest, meint freilich Chloroformunglücke vor sich zu haben. Wenn aber dann die Sektion makroskopisch und mikroskopisch genau gemacht wird, findet man oft Dinge, welche ganz genügende Todesursachen sind. Fettige Entartungen des Herzmuskels, Fettembolien in den Lungen u. a. m. was jede Stunde auch ohne Chloroform töten kann, so daß das Chloroform höchstens den Tod um eine Spanne Zeit verfrüht hat.

Ein ziemlich großer Teil der Chloroform-Todesfälle, welche schon sehr bald nach Beginn der Chloroformierung eintraten, hatte aber thatsächlich mit dem Chloroform gar keinen Zusammenhang und muß ganz unbestreitbar so gedeutet werden, wie man früher, ehe das Chloroform erfunden war, die bei Operationen häufig plötzlich eingetretenen Todesfälle erklärte. — Es ist ja zu allen Zeiten, 100 und 200 Jahre bevor das Chloroform erfunden war, vorgekommen, daß Leute während oder schon vor Beginn einer großen Operation plötzlich tot zusammensanken. Man erklärte diese Fälle, welche bei der Sektion oft gar keinen weiteren Aufschluß gaben, meist als Nervenschlag; als einen Stillstand der Thätigkeit des Herzens, des verlängerten Markes in Folge des Schreckens.

Man darf fest überzeugt sein, daß solche Fälle in unserem Jahrhundert, welches durch seine rasche Entwicklung viel nervenschwächer ist, gewiß nicht fehlen. Wenn aber bei uns jetzt jemand tot zurücksinkt, bevor die Operation begonnen hat, so spricht die ganze Welt nur noch von Chloroformtod, obwohl das Chloroform dabei ganz und gar unschuldig sein wird.

Wenn vor hundert Jahren in jeder chirurgischen Klinik jährlich ein paar solche Fälle vorgekommen sind, so kommen sie jetzt gewiß auch vor. Jetzt hört und liest man aber keine Silbe mehr davon. Man hört und liest nur immer von Chloroformtod, obwohl der Tod aber ganz bestimmt oft in oben beschriebener Weise ganz unabhängig von Chloroform eintritt.

In Berlin ereignete sich vor einiger Zeit ein eklatanter Fall dieser Art. Ein armer Zahnarzt, der große Familie hatte und recht in Not war, machte die Thür seines Wartezimmers auf und fand dort eine reiche Dame, die sich ihm zitternd näherte und bat, ihr einen angefressenen und sehr schmerzhaften Schneidezahn unter Chloroformnarkose herauszuziehen.

Der arme Zahnarzt war ganz glücklich gewesen, daß endlich einmal wieder eine wohlhabende Klientin im Zimmer war, aber leider hatte er weder früher noch jetzt Chloroform im Besitze und verstand auch gar nicht damit umzugehen. Trotzdem konnte er es nicht über das Herz bringen die Dame weg und zu einem anderen zu schicken, weil ihm das zu erwartende Honorar zu nötig war.

Er befah den Zahn und fand, daß er recht leicht herauszuziehen sei und daß, wenn er ihn recht schnell nähme, die Dame sehr wenig davon fühlen würde.

Um sich nun den Anschein zu geben, als reiche er ihr Chloroform, nahm er sein blank gepußtes Weingeistflämpchen, hielt es der Dame unter die Nase und befahl ihr das Chloroform recht langsam einzuatmen.

Nach 2—3 Atemzügen sagte die Dame: „mir wird so Angst,“ legte sich auf dem Operationsstuhl zurück und war tot. Der Lärm in ganz Berlin war groß,

weil es eine Dame aus bestem Stande war. Überall hieß es: sie starb den Chloroformtod, bevor der Zahn ausgezogen war. Das Gerücht war sehr glaubbar, weil die Dame ihren Angehörigen beim Fortgehen gesagt hatte, daß sie jetzt zu einem Zahnarzt gehe, sich chloroformieren und einen Zahn ausziehen lasse. Der Zahnarzt, welcher zum Chloroformieren gesetzlich nicht berechtigt war, kam in Untersuchung wegen fahrlässiger Tötung. Niemand wollte glauben, daß das Chloroform gar nicht mit im Spiele sei: allein der Zahnarzt brachte den Beweis bei, daß er noch nie Chloroform im Hause hatte, nie solches gekauft, nie angewendet hatte.

Man sieht, wie es mit dem Chloroformtod steht. Ganz Berlin war der festen Überzeugung, hier liege ein Chloroformtod vor. Wenn jetzt erst Chloroform vor die Nase gehalten worden wäre, dann hätte es sich kein Arzt und kein Laie nehmen lassen, den Chloroformtod anzuklagen, und doch wäre der Tod so gut wie ohne das Vorhandensein des Chloroforms durch Angst und Aufregung entstanden.

Es war dem berühmten Dupuytren zu Paris lange vor der Erfindung des Chloroforms passiert, daß er an einem Knaben den Steinschnitt machen wollte und vorher seinen Schülern mit dem Fingernagel die Linie zeigte, wo er den ersten Schnitt machen wollte. Der Knabe erschrak darüber und fiel tot auf das Kissen zurück. Die Sektion ergab nicht die geringste objektive Veränderung.

Wenn nun das heute passieren würde, so würde alles schreien: Chloroformtod, Chloroformtod, wenn auch das Chloroform noch keine halbe Minute an der Nase gewesen wäre.

Ich war als Student Augenzeuge eines sehr erschreckenden Falles.

Der Professor der chirurgischen Klinik sollte eine Bauernfrau wegen öfteren Harndranges untersuchen. Dieselbe war aber teils sehr empfindlich, teils sehr verlegen, so daß sie bat, man möchte sie zur Untersuchung ein wenig chloroformieren. Da die Untersuchung eine ganz schmerzlose und kein Chloroform bei der Hand war, gab man ihr, um sie zu beruhigen, einige Tropfen Lavendelgeist auf das Taschentuch und ließ sie daran riechen. Sie legte sich auf ein Bett hin und sagte, während sie ein paarmal atmete: „recht Angst habe ich doch.“ Der Arzt richtete sich gerade zur Untersuchung her, als ein Assistent rief: „Die Bäuerin hat gar keinen Puls mehr.“ Alles griff jetzt zu. Man zog sie aus, respirierte künstlich, spritzte sie im Gesichte und auf der Brust mit kaltem Wasser an, blies ihr Luft ein, stürzte sie. Alles war umsonst, sie war tot. Überall hatte sich das Gerücht verbreitet, sie hätte zu viel Chloroform bekommen, es sei ein Chloroformtod. Es war aber kein Tropfen Chloroform im Sterezimmer. Das Chloroform war also gewiß unschuldig. Solche Fälle könnte man noch viele anführen. Daraus geht deutlich hervor, daß bei Operationen überhaupt oft plötzliche Zufälle vorkommen, daß solche jetzt alle dem Chloroform auf die Schultern gelegt werden, während solche Fälle gerade so schon vor Erfindung des Chloroform vorkamen und gewiß jetzt auch ganz unabhängig von Chloroformierung noch vorkommen.

Wenn auf 10—12 Tausend Operationen ein einziger plötzlicher Todesfall kommt, und wenn von diesen seltenen Fällen noch der größte Teil vom Chloro-

form unabhängig vorkommt, nur eine ganz geringe Zahl also wirklich dem Chloroform zuzuschreiben sind, so haben wir gewiß keinen Grund, das Chloroform zu fürchten oder gar ein gefährliches Gift zu nennen. Ich kenne Fälle, wo Rückenmarkskranke der heftigen Schmerzen wegen jahrelang täglich 2—3 Mal chloroformirt wurden; eine Dame war in 2 Jahren gegen 3000 Mal chloroformirt worden; jedesmal wurde ungefähr 40 gr verbraucht, so daß diese Frau über 11 kgr Chloroform einatmete, und diese Frau wurde wieder ganz gesund. Da kann man doch wirklich von einem Gifte nicht mehr reden, wenn 11 kgr mit bestem Erfolge ohne jeden Nachteil genommen werden können.

Es dürfte wenig Arzneimittel geben, die so unschuldig sind. Ich bin überzeugt, daß viele unbemerkt weit größeren Schaden ausüben.

Als diese ersten Chloroformtodesfälle vorkamen, wurden die unglücklichen Ärzte auf die Anklagebank gesetzt und man wollte sie wegen fahrlässiger Tötung zu monatelanger Gefängnisstrafe verurteilen; allein die berühmten französischen Chirurgen Belpéau und Melaton, welche bei der Schwurgerichtssitzung als Sachverständige funktionierten und welche die Überzeugung gewonnen hatten, daß eine fehlerhafte Anwendung nicht stattgefunden hatte, sondern zweifellos in den Organen des Gestorbenen die Quelle des Unglücks gesucht werden müsse, erklärten öffentlich vor den Geschworenen: Wenn man heute diesen braven Arzt, der bei der Anwendung des Chloroform offenbar keinen Fehler machte, democh wegen fahrlässiger Tötung zur Gefängnisstrafe verurteilt, so geben wir Chirurgen einander das Ehrenwort, keinen Menschen mehr zu chloroformieren, dann sollen die Menschen ihre Schmerzen erdulden, wie sie selbe vor Erfindung des Chloroforms hatten, denn es ist zu viel verlangt, daß der Arzt, welcher bei Operationen, die unter Chloroformwirkung gemacht werden, die höchste Aufmerksamkeit und Anstrengung, die größten Sorgen und Aufregungen gehabt hat, nebenbei noch in der Gefahr ist, für seine Opfervilligkeit in das Gefängnis zu kommen. Einstimmig sprachen die Geschworenen dann den Angeklagten frei, nachdem der alte Belpéau versichert hatte, daß ein Fehler bei der Anwendung nicht vorgekommen sei. Seit dieser Zeit sind auf der ganzen Welt alle Anklagen gegen unglückliche Ärzte, wenn sich kein Fehler nachweisen ließ, in gleicher Weise entschieden worden. Das Chloroform gab allerdings schon öfter Ursache zu Verurteilungen, aber nur bei nachgewiesener fehlerhafter Anwendung oder wenn es zu Verbrechen mißbraucht wurde.

Wir wenden das Chloroform an, um schmerzhaften Untersuchungen und Operationen schmerzlos zu machen und in gerichtlichen Fällen auch oft um Simulation von Wahrheit unterscheiden zu können, wobei man aber recht vorsichtig sein muß, indem das Chloroform nicht immer das richtige Urteil erlaubt.

Oft ist es allerdings recht wertvoll, um eine Simulation zu entdecken. Z. B. kommt es vor, daß jemand epileptische Anfälle simuliert, um nicht Soldat werden zu dürfen, um nicht arbeiten zu dürfen, ja ich erlebte einen Fall, wo ein baumstarker Mann oft in Gasthäusern gut aß und trank und, wenn es an das Zahlen ging, schnell einen epileptischen Anfall bekam. Der Wirt ließ ihn, ohne an die Bezahlung zu denken, rasch nach Hause tragen oder fahren, teils weil er mit ihm

Mitleid hatte, theils weil er fürchtete, der ekelhafte Anfall verjage die Gäste. Der Schlingel hatte gut gegessen, nichts bezahlt und war billig heimgelommen.

Die Chloroformnarkose bringt nun die Wahrheit meist leicht heraus, weil wirkliche Epileptiker im Excitationsstadium meist einen starken Anfall bekommen. In andern Fällen vermag aber die Chloroformnarkose den Gerichtsarzt auch auf falsche Wege zu bringen. Ich erinnere mich eines Falles, wo ein Rekrut der Simulation angeklagt wurde, weil er seinen rechten Ellenbogen steif hielt und behauptete, ihn nicht biegen zu können. Da er im Chloroformrausch leicht gebogen werden konnte, hielt man den Rekrut für einen Simulanten und wollte ihn bestrafen. Ein älterer Militärarzt, der den Akt in die Hände bekam, machte aber darauf aufmerksam, daß es wirklich krampfhafteste Steifigkeit giebt, wo der freie Wille das Gelenk nicht biegen kann, in Chloroformnarkose, wo jeder Krampf aufhört, das Biegen sofort gelingt.

Das Chloroform wird ja so sehr oft als krampfstillendes Mittel benützt. Beim Miserere, wo oft ein vorgefallener Darm krampfhaft eingeschlossen wird, oder bei Luxationen, wo die verrenkten Knochen oft an ihrem falschen Plage krampfhaft festgehalten werden, haben wir am Chloroform ein zauberhaft wirkendes Hilfsmittel.

Den Hauptwert hat aber das Chloroform natürlich bei schmerzhaften Operationen, wo es nicht allein die Angst und Verzweiflung, sondern alle Schmerzen und üblen Eindrücke vollständig nimmt, auch das Schamgefühl zarter Personen recht schonen hilft, weil der Kranke gar keine Idee davon hat, was alles mit ihm geschehen mußte.

Das Chloroform hat aber bei Operationen noch einen weiteren großen Wert: die Operierten verlieren nämlich unendlich viel weniger Blut, wenn sie chloroformirt sind, als wenn sie ohne Narkose bei Bewußtsein operiert werden.

Bei einer Operation ohne Narkose ist der Kranke sehr aufgeregter, hat einen heftigen Herzschlag und dieser pumpt das Blut kräftig in die Adern, und wenn sie dann durchgeschnitten werden, spritzt das Blut mächtig und massenhaft 3, 4 bis 6 Schuh hoch in die Höhe, während bei den Chloroformirten der Herzmuskel nur mehr schwach thätig ist und das Blut durch die durchgeschnittenen Adern höchstens 1 Schuh hoch spritzt und gar nicht viel Blut verloren geht. Ich mache alle Jahre einige Operationen ohne Chloroform. Theils giebt es recht ängstliche Menschen, die fürchten, daß sie nicht mehr aufwachen, weil sie wissen, daß sie einen kleinen Herzfehler oder gar ein Fettherz haben und daß das Chloroform bei solchen Leuten besonders vorsichtig gehandhabt werden muß, theils sind es Leute, die fürchten im Chloroformschlaf ein Geheimnis zu verraten. Sie haben aber sehr unrecht, das, was man im Chloroformschlaf sagt, hat gar keinen Wert, es ist meist ein Kauderwälsch, das niemand enträtseln kann, z. B. Kadarassa, das Haus, ja das Haus, Kadarassa u.

Das Chloroform kann aber auch mißbraucht werden, und wurde schon viel mißbraucht. Man hat das Chloroform schon zum Diebstahl benützt, z. B. soll es in einer Familie vorgekommen sein, daß ein recht geiziger Großvater immer die

Schlüssel zum Geldkasten bei Nacht fest in der Hand hielt. Die leichtsinnigen Enkel haben, als der Großvater gut schlief, mit Chloroform benetzte Tücher in seine Nähe gelegt, so daß der natürliche Schlaf des alten Herrn bald in tiefen Chloroformschlaf überging und der Alte nicht mehr fühlte, daß man ihm die Geldschlüssel aus der Hand nahm und nicht merkte, daß man den Geldkasten ausleerte und ihm die Schlüssel wieder in die Hand steckte.

Aber auch zufällig wurde das Chloroform schon zu Raub und unzüchtigen Handlungen benützt, weshalb Ärzte nicht gern chloroformieren ohne daß irgend eine dritte Person im Zimmer ist, was um so räthlicher ist, als die Kranken oft träumen und nach dem Erwachen fest behaupten, dieses oder jenes Abfcheuliche hätte man mit ihnen gethan, so daß es für den Arzt äußerst wichtig ist, eine dritte Person zum Zeugen zu haben, daß nichts Ungeeignetes vorgekommen, daß alles nur lebhafter Traum gewesen sein muß.

Ich möchte schließlich aber noch auf eine Gefahr aufmerksam machen, die noch wenig bekannt ist, von deren Wahrheit ich mich aber oft überzeugt habe.

Die Chloroformnarkose kann nach meiner Meinung auch zur Erbschleicherei benützt werden.

Es kommt nämlich öfters vor, daß bei Unglücksfällen oder schweren Kranken Arzt, Priester und Notar in einem Zimmer beisammen sind. z. B. bei einem schnell aufgetretenen Miserere, wo sich ein Leibschaden eingeklemmt hat und der Kranke in höchster Lebensgefahr schwebt. Der Arzt soll den eingeklemmten Darm wieder zurückbringen, der Priester die Sterbesakramente reichen, der Notar das Testament machen. Auch nach einem Duell kam es mir schon so vor, wo ein lebensgefährlicher Stich durch die Brust ging. Arzt, Priester und Notar machen Komplimente, wer den Vortritt haben soll, wobei man sich meist für den Arzt entscheidet, damit derselbe noch rettet, was zu retten ist. Der Kranke wird nun chloroformiert, operiert und verbunden. Dann kommt der Priester und schließlich der Notar an die Reihe.

Der Kranke ist schon wieder bei vollem Bewußtsein. Niemand könnte ihn als unzurechnungsfähig erklären, er weiß jeden Pfennig seines Vermögens, so daß die Gültigkeit seines Testaments nicht bestritten werden kann, und doch halte ich es für sehr gefährlich in diesem Zeitpunkte ein Testament zu machen, was recht oft geschieht.

Ich habe nämlich die hundertfältige Erfahrung gemacht, daß Operierte, nachdem sie aus der Narkose erwacht sind, in einer unendlich dankbaren und weichen Gemüthsstimmung sind. Das Gefühl von großer Lebensgefahr durch eine Operation befreit zu sein, dazu noch ganz schmerzlos befreit worden zu sein, stimmt gute Menschen so weich, so dankbar, daß sie ihre ganze Umgebung umarmen, küssen und keinerlei Widerspruchs fähig sind. Alles, wozu man solchen Kranken gut und herzlich zuredet, thun sie sofort mit dankbar ergebener Miene. Diejenigen Personen und Angehörigen, welche in diesem Moment den Kranken umgeben, vermögen auf das Testament einen ungewöhnlich mächtigen Einfluß zu üben. In Frankreich besteht schon ein Gesetz, das offenbar aus der Erfahrung hervorging, daß

Schwerkranke und Sterbende dankbar gegen ihre nächste Umgebung sind, und willfährig namentlich gegen Arzt und Priester. Das französische Gesetz hat einen Paragraph, welcher sagt: Jener Arzt und jener Priester, welche den Kranken zuletzt besorgt haben, können nie zu Erben dieses Kranken gemacht werden. Wenn das Testament dem Arzte und Priester ein Legat verschreibt, kann es umgestoßen werden.

Bei uns in Deutschland existiert ein solches Gesetz noch nicht, und wenn es schon an und für sich für gefährlich gehalten wurde, daß Arzt und Priester auf den Kranken großen Einfluß in betreff des Testaments ausüben, so ist dies nach Chloroform-Narkosen nur noch in viel bedeutenderem Grade der Fall. Daß das Chloroform auf unsern Körper und auch auf unser Gemüt eine, wenn auch nur vorübergehende tiefe Einwirkung macht, läßt sich gar nicht leugnen; deshalb meinen ja so viele Ärzte, es sei der größte Triumph der Wissenschaft eine lokale Anästhesie zu erfinden, wobei kein Schmerzgefühl ist, das Bewußtsein aber erhalten bleibt.

Meine unmaßgebliche Meinung ist, daß man es dankbar annehmen soll in so fürchterlichen Momenten das Bewußtsein zu verlieren. Es ist ja doch schöner einen lustigen Traum zu haben oder ein nettes Lied zu singen, als die schrecklichen Messer und Sägen an uns herumarbeiten zu sehen. Viele Ärzte sind aber anderer Ansicht und man hat daher schon das Verschiedenste versucht, um den Teil, welchen man operieren will, gefühllos zu machen, so daß man also eine vollkommen lokale Anästhesie hätte, ohne das Bewußtsein zu verlieren. Eine große Reihe von Versuchen fielen ganz unbrauchbar und wertlos aus.

Eines der besten Experimente in dieser Beziehung ist ganz bestimmt der heute schon erwähnte Versuch der alten Zeit zu nennen, durch Kompression der großen Adern und Nerven ein Glied gefühllos zu machen.

War die Kompression gut gemacht, so konnte man bei vollem Bewußtsein des Kranken einen Fuß mit sehr wenig Schmerz amputieren. Allein an Kopf und Hals, an Brust und Bauch geht eben eine solche Abschnürung ganz und gar nicht.

Man versuchte nun die Kälte, weil man schon oft erfahren hatte, daß man bei starker Einwirkung der Kälte ganz taub und gefühllos wird. Man nahm einen feinen Vorhangzeug oder unappretierte Gaze, machte daraus einen Beutel, welchen man mit gefalznen Eisstückchen füllte und langsam auf dem Teil des Körpers hin und her führte wie ein Bügeleisen, bis der betreffende Teil ganz pelzig und taub war. Man konnte dann in der That eine ganz schmerzhaft Operation machen, ohne daß der Patient etwas fühlte.

Sie werden sich denken: Nun ja, dann ist ja der Triumph der Wissenschaft erreicht! Allein das hat seine unangenehmen Nebenverhältnisse. Ich selbst war gerade zu der Zeit in Paris, als der berühmte Broca solche Versuche mit lokaler Anästhesie machte und erimiere mich z. B. an einen jungen Arbeiter, dem ein eingewachsener Nagel an der großen Zehe ausgezogen werden sollte.

Die kranke Zehe war äußerst empfindlich und schmerzlich. Broca fuhr mit einem Eisbeutel wie mit einem Bügeleisen langsam auf der Zehe hin und her,

um sie recht kalt und taub zu machen. Es währte keine 5 Minuten, so jammerte der Franzose furchtbar über Schmerzen. Broca hatte immer zu trösten und zuzureden; endlich ließ der Schmerz nach, die große Beche war ganz pelzig und gefühllos, und in der That wurde die schmerzhafteste Operation der Nagelertraction ohne Schmerz vollzogen; aber der Patient erklärte, jene Zeit, bis die Taubheit und Unempfindlichkeit eintrat, sei äußerst peinigend gewesen. Wir dürfen uns nur an unsere Kinderjahre erinnern, wenn wir so lange schneeballten, bis wir wegen Schmerzhaftigkeit der Finger Thränen in die Augen bekamen, so werden wir dem Franzosen leicht glauben. Diese Vorbereitungs-schmerzen waren es auch, welche dieser Art der lokalen Anästhesie nie Eingang in die Praxis verschafften.

Man versuchte nun das Verschiedenste. Es wurde an jenen Stellen, wo man operieren wollte, Chloroform unter die Haut gesprüht, was wieder ausnehmend schmerzlich war. Man versuchte dann das Chloroform einzureiben, überzugießen, mit Aconittinktur zu mischen; alles war umsonst.

Man brachte es höchstens so weit, daß man einen oberflächlichen Hautschnitt schmerzlos machen konnte, aber in der Tiefe spürten die Patienten den Schmerz wie ohne Chloroform; Saponin, Kohlen säure, Opium nützte auch nicht mehr.

Der galvanische Strom, den man mit dem schneidenden Instrumente verband, hat höchstens den Schmerz verändert, aber nicht verkleinert. Endlich hieß es, Richardson hätte eine Aetherdouché erfunden, welche lokal anästhesiert.

Richardson füllte einen Pulverisator mit Schwefeläther und stäubte ihn auf jenen Teil hin, den er operieren wollte, z. B. auf den Zahn, den er ausziehen, auf den Finger, den er abnehmen wollte. Es ist nicht zu leugnen, die Richardsonsche Aetherdouché ist von allen Versuchen der lokalen Anästhesie der gelungenste. Man kann ziemlich tief hineinstechen und hineinschneiden, ohne daß man es spürt, aber man bemerkt denselben Übelstand, den ich von der lokalen Anwendung der Kälte erzählt habe. Es treten ziemlich große Schmerzen auf, ehe dieser gefühllose Zustand eintritt. Die Richardsonsche Aetherdouché wirkt eben auch nur durch Kälte; wenn man ein feines Gläschen mit warmem Wasser füllt und doucht darauf ein paar mal mit der Richardsonschen Aetherdouché hin, so wird das warme Wasser rasch zu Eis.

Leitet man nun z. B. den Pulverisator an den Zahn hin, den man ausziehen will, so kommt ein Stadium, wo der Patient sagt: „o das ist so kalt, schmerzt so stark, daß ich es nicht anshalten kann.“ Es ist also nicht viel profitiert.

Ganz durch Zufall wurde eine andere Erfindung gemacht, deren intellektueller Urheber meine Wenigkeit ist, wobei es gelingt das Bewußtsein zu erhalten und doch nichts zu fühlen. Ich machte einmal den Versuch nach einer großen Operation, als der Kranke im tiefsten Chloroformschlaf lag, Morphinum einzuspritzen, um den Schmerz nach der Operation zu nehmen. Mein Vorschlag wurde vielseitig und namentlich von den Franzosen sehr viel nachgemacht. Dabei machte man eine höchst interessante Erfahrung. Spritzt man etwas Morphinum unter die Haut, während der Operierte in tiefem Schlafe liegt, so kann es sein, daß er erst nach 6—8—12, ja selbst nach 30 Stunden ruhigen Schlafes aufwachte. Es

ist aber die ganze lange Zeit des Schlafes gerade so ernsthaft, als die anfänglich tiefe Narkose. Der Kranke hört, sieht und fühlt nichts, und es können in diesen 12 oder 20 Stunden alle unglücklichen Zufälle eintreten, welche während des gewöhnlich benützten Chloroformschlafes beobachtet werden. Man darf daher solche Schlafende keinen Moment verlassen. Diese Manipulation wird daher nicht oft benützt. Man wendet dieselbe höchstens bei recht aufgeregten wilden Leuten an, welche bei Chloroforminhalation gar nicht zur Ruhe kommen wollen. Ganz ähnliche Wirkungen sieht man, wenn man ein anderes Narkotium neben der Chloroformnarkose anwendet, z. B. Belladonna; auch darauf hin schlafen die Kranken oft 6 bis 8 Stunden den Chloroformschlaf fort. Die Franzosen versuchten nun das Morphium $\frac{1}{4}$ Stunde vor dem Chloroformieren einzuspritzen um dem Kranken die Aufregung zu nehmen.

Dabei machten sie nun einen ganz wunderschönen Fund. Hatten sie um 8 Uhr ein paar egrm Morphium eingespritzt und um 8 $\frac{1}{4}$ den Kranken 15 bis 20 Atemzüge Chloroform einatmen lassen, so trat ein äußerst interessanter Zustand ein. Die Kranken waren noch ganz bei Bewußtsein, konnten auf jede Frage antworten, fühlten, daß man sticht, schneidet, sagt, hatten aber keinen Schmerz dabei.

Man nennt diesen Zustand: Analgesie, und er ist ganz dasjenige, was immer angestrebt wurde.

Für manche Operationen, wobei die tiefe Chloroformnarkose recht gefährlich und ängstlich ist, haben wir an dieser Analgesie ein herrliches Hilfsmittel. Wenn wir z. B. einen Overtiefer herausfagen, oder eine Geschwulst aus dem Rachen herauschneiden wollen, und wir wollen dem Kranken den Schmerz durch tiefe Chloroformnarkose ersparen, so kommt der Kranke oft in große Gefahr. Er schluckt viel Blut und kann Blut und Eiter in die Lunge hinunterbringen und daran sogar ersticken, weil er in tiefer Chloroformnarkose die Fähigkeit auszuspuken nicht mehr besitzt. Wir haben allerdings ein kleines Hilfsmittel und machen solche Operationen, wobei wir das Ersticken fürchten, mit herabhängendem Kopf, damit das Blut zur Nase herausläuft und nicht in die Luftröhre hinein, allein manchmal ist dieses kaum ausführbar, weil bei herabhängendem Kopfe die Kongestion so arg und die Blutung so bedeutend wird, daß wir den Kopf des Kranken wieder in die Höhe richten müssen.

Im Zustande dieser durch Morphium erzeugten höchst interessanten Analgesie haben wir aber äußerst günstige Verhältnisse. Der Operierte fühlt schneiden und fagen, aber keinen Schmerz. Er spuckt aus, hustet, wenn wir es befehlen, und kommt doch in keine Gefahr.

Es ist nur ein Übelstand, der eine allgemeine Beimmung nicht gestattet, das ist: daß nicht jeder Mensch in diesen eigentümlichen Zustand gebracht werden kann, daß die Analgesie also sehr oft nicht erreichbar ist. Die Franzosen waren so artig, diese schöne Analgesie die Narkose des Monsieur Naßbaum zu nennen, ich kann aber die Ehre schlechterdings nicht annehmen. Ich war allerdings der

erste, der Morphium mit Chloroform zugleich anwandte, aber doch zu einem ganz andern Zwecke. Diese schöne Analgesie wurde ganz durch Zufall entdeckt.

Alein wie ich bereits erwähnt habe, halte ich es im Durchschnitt für kein Glück, bei einer großen Operation das Bewußtsein zu behalten, sondern meine, neben dem Schmerz auch die Sorge, die Angst und den Schrecken zu verlieren, sei ein schönes Geschenk des Himmels. —



Aus den Tiefen der See.

Von

Franz Loula.

Nicht nur nach Erweiterung unseres Gesichtskreises, sondern auch nach Vertiefung und sicherer Begründung der neu erkannten Thatsachen strebt unablässig die geistige Arbeitskraft des Menschen. Der Wettkampf der Geister ist auf allen Gebieten ein so überaus reger, daß es kaum mehr möglich ist alle die Ergebnisse der unermüdlchen und immer zahlreicher werdenden Forscher zu registrieren, um so weniger, als bei der stets fortschreitenden Teilung der Arbeitsfelder in immer enger und enger umgrenzte Gebiete auch der Überblick über das Ganze ein immer schwierigerer wird.

Wo eine neue Frage auftaucht, regen sich sofort allerorts teilnehmend und wetteifernd die Arbeitskräfte und beleuchten von den verschiedensten Standpunkten aus den in Frage stehenden Gegenstand.

Und so geht es auf allen Gebieten! — Wir wollen dies nur an einem Beispiele betrachten. Wie viel ist nicht binnen kurzer Zeit auf dem Felde der Tiefseeforschung zutage gefördert worden! Wie sehr haben sich nicht unsere Erkenntnisse gemehrt, und wie viel ist nicht geschehen um eine richtigere Vorstellung von den in den Abgründen der Ozeane herrschenden Verhältnissen möglich zu machen! In der Zeit weniger Jahre haben sich die Materialien in unglaublicher Weise gemehrt; kaum sind wenige Jahrzehnte verflossen, seit in dieser Richtung die ersten Versuche angestellt wurden, und schon lassen sich weitgehende, mehr oder weniger sicher gegründete Darstellungen geben: über das Relief des Meeresbodens, über die physische Beschaffenheit des Meeresgrundes, über die Temperaturverteilung in den verschiedenen Meerestiefen, über die Grenzen der Vegetation und die Verteilung der Tierwelt und ihre geographische Begrenzung in den verschiedenen Tiefen, wodurch analoge Vorstellungen sich ergeben, wie wir sie für das zonenartige Auftreten der Lebewesen in den verschiedenen geographischen Breiten und in aufeinanderfolgenden Höhenregionen schon längst gefunden haben.

Die ersten Anläufe zu einer erfolgreichen Feststellung der Thatsachen in bezug auf die physikalischen Verhältnisse des Meeres gingen von Amerika aus, wo

der Direktor des National-Observatoriums zu Washington M. F. Maury zuerst die Anregung gab, die zahlreichen Angaben der Reisejournale („Logbücher“) der Schiffe von Zeit zu Zeit einer wissenschaftlichen Durchsicht zu unterziehen, was bald bei allen Seeschiffahrt treibenden Nationen und Staaten zur Durchführung gelangte, wodurch es Maury möglich wurde, seine beiden Epoche machenden Werke über „die Segeldirektionen“ und „die physische Geographie des Meeres“ herauszugeben. Damit ward vor allem die Verteilung der Windrichtungen, sowie der Meeresströmungen in den Grundzügen festgestellt, woraus der Schifffahrt ein ganz ungeheurer Nutzen erwuchs, indem infolge der dadurch gewonnenen Einsicht in die herrschenden Verhältnisse beispielsweise für die Fahrt mit Segelschiffen zwischen England und Australien eine Zeitersparnis von mehr als 100 Tagen, das ist weit mehr als ein Drittel der Zeit, möglich wurde.

Über die Verhältnisse der Meerestiefen dagegen wurde uns erst durch die in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts zur Durchführung gekommenen Untersuchungen neues Licht und klarer Einblick geboten.

Was das organische Leben in den größeren Meerestiefen anbelangt, so wußten wir darüber am Beginn unseres Jahrhunderts sehr wenig. Sir John Ross hat in seinen im Jahre 1819 veröffentlichten Reisebeobachtungen (Voyage of Discovery) mitgeteilt, daß er das Meer in der Tiefe vollständig ruhig gefunden und daß er aus 1830 Meter Tiefe einen grünlichen Schlamm mit Röhrenwürmern und einem prächtigen Medusenstern heraufbefördert habe. Dieses isolierte hochwichtige Ergebnis wurde nicht sonderlich beachtet.

Edward Forbes, einer der originellsten englischen Naturforscher, hat viel später (1841) Tiefsee-Untersuchungen in der britischen See und im Mittelländischen Meere angestellt, freilich nur bis zu mäßigen Tiefen, höchstens bis gegen 500 Meter. Dabei konstatierte er eine Abnahme des animalischen Lebens und stellte auf Grund seiner Erfahrungen die Behauptung auf, daß in einer Tiefe größer als 550 Meter kein organisches Leben mehr bestehen könne. Der Mangel an Luft einerseits und der kolossale Wasserdruck (circa 52 Atmosphären oder 53·7 kg/cm² pro 1 cm) andererseits sollten das Leben unmöglich machen. Dieser Ausspruch galt gar lange als ein Axiom und wurden gegenteilige Aussprüche einfach unbeachtet beiseite geschoben.

Heute stehen wir der Forbes'schen Ansicht gegenüber auf einem ganz anderen Standpunkte; auf welche Weise wir dahin gelangten, werden wir im folgenden kurz zu erörtern suchen. —

Ganz eigenartig waren auch die Vorstellungen der Geographen über das Relief des Meeresbodens. Buache hatte im vorigen Jahrhundert die Ansicht ausgesprochen, daß die Gebirge der Kontinente am Grunde der Ozeane sich fortsetzen, und durch Inseln, Klippen und Untiefen den Verlauf ihrer Kämme zu erkennen geben sollten. Der Phantasie war freies Spiel erlaubt, bis Humboldt im Kosmos der Wahrheit die Ehre gab, indem er offen gestand: „Die Tiefen des Ozeans und des Luftmeeres sind uns beide unbekannt.“

Wie ganz anders heute! Wir besitzen heute bereits Karten mit den Grund-

jügen der orographischen Gestaltungen am Grunde der Ozeane. Dr. Petermann hat zuerst eine Tiefenschichten-Karte des atlantischen Ozeans herausgegeben und kurz vor seinem, leider so früh erfolgten Tode, eine solche des großen Ozeans vollendet. Auf Grund dieser Darstellungen wurden dann später Berechnungen der Meeresräume von Krümmel und Supan vorgenommen, und die neueren Untersuchungen der stofflichen Beschaffenheit des Meeresgrundes haben es seinerzeit dem Verfasser möglich gemacht, den ersten Versuch eines Seeboden-Kärtchens des nord-atlantischen Beckens auszuführen. (Mitt. der k. k. geogr. Gesellsch. in Wien 1875.)

Diese und viele andere noch zu besprechende Ergebnisse verdanken wir den verschiedenen neuen und systematisch ausgeführten maritimen Untersuchungen der Engländer, Schweden, Franzosen, Amerikaner und Deutschen. Dieselben sollen nun ganz in Kürze angeführt werden.

Zuerst waren es die Voruntersuchungen des Meeresbodens zum Zwecke der Legung der Telegraphen-Kabel.

So wurde 1857 von Kapitän Dayman die Linie Irland-Neufundland untersucht. 1860 folgten die Untersuchungen Wallichs auf der Linie Island-Grönland-Neufundland und jene zwischen Sardinien und Algier durch Fleming Jenking. 1861 wurden unter Lorells Leitung zahlreiche Tiefgrund-Untersuchungen im nord-atlantischen Meere vorgenommen. Während dabei hauptsächlich die Tiefenmessungen die Aufgabe bildeten und mit den verschieden konstruirten „Sinkern“ höchstens unbedeutende Bodenproben zutage befördert wurden, führte Mich. Sars um dieselbe Zeit das Schlepptreß ein, wodurch, freilich anfangs nur aus mäßigen Tiefen (200—450 Faden = 366—823 Meter), größere Mengen der Bodenbestandteile aufgeammelt und empor gebracht wurden. Auch höchst interessante zoologische Entdeckungen verdankt man diesen ersten Bemühungen. Nun folgten 1868 die ersten Untersuchungen Carpenters und W. Thomsons an Bord der „Lightning“ im Westen der britischen Inseln bis zu den Faröer. Hierbei wurden außer Sondierungs-Arbeiten mit einfachen Sinkern und mit Schlepptreß auch schon Temperatur-Beobachtungen vorgenommen.

In demselben Jahre untersuchte Nordenskiöld den Meeresgrund in der Umgebung von Spitzbergen bis zu Tiefen von 3800 Metern. An den atlantischen Küsten der vereinigten Staaten aber wurden unter Pourtales Leitung bis zum Jahre 1870 nicht weniger als 9000 Seegrundproben in der Nähe des Festlandes gesammelt. Ähnliche Untersuchungen wurden entlang den französischen Küsten vorgenommen, welche Delesse in die Lage setzten Seeboden-Karten der Küsten-Regionen, in analoger Ausführung wie bei geologischen Karten herzustellen.

Reiche Ergebnisse lieferten die Kreuzungen der „Porcupine“, auf welcher 1869 und 1870 Carpenter, Thomson und Jeffreys die Arbeiten der Lightning fortsetzten. Es wurden dabei außer interessanten Temperatur-Gegensätzen am Meeresgrunde (welche schon im Vorjahre konstatiert worden waren), besonders reichhaltige zoologische Ergebnisse zutage gefördert.

Weitaus die bedeutsamste unter allen Expeditionen zum Zwecke der systematischen Untersuchung der Meerestiefen ist aber jene der Schraubenkorvette „Chal-

lenger“, unter dem Kommando des Kapitän Nares, und unter der wissenschaftlichen Leitung Wyville Thomsons, während der Jahre 1873—1876. Der Atlantische, Indisch-antarktische und Große Ozean wurden 3. T. mehrfach durchkreuzt und dabei ununterbrochen wissenschaftlich gearbeitet, so daß sich dadurch ein geradezu überwältigendes Untersuchungs-Material ergab, an dessen Bearbeitung seither eine große Zahl der tüchtigsten Gelehrten unablässig beschäftigt sind. Außer einer großen Zahl von vorläufigen Berichten erschien vor kurzem der erste Band der Reports über die wissenschaftlichen Resultate der Reise.

In denselben Zeitraum (1874—1876) fallen zwei weitere hochwichtige See-reisen zum Zwecke der Tiefsee-Untersuchungen.

Erstlich die rein wissenschaftliche Zwecke verfolgende, überaus ergebnisreiche Reise der deutschen Expedition an Bord S. M. S. „Gazelle“, unter Kapitän von Schleinitz und zweitens jene des zur Meeresgrund-Untersuchung ausgesandten nordamerikanischen Schiffes „Tuscarora“, welches Sondierungs-Vorarbeiten auszuführen hatte, für eine Kabelverbindung zwischen Nordamerika und Japan.

Indem wir einige der hauptsächlich auf Grund dieser neueren Untersuchungen gewonnenen Hauptresultate darzustellen versuchen wollen, soll zuerst das Relief des Meeresgrundes und seine stoffliche Beschaffenheit, dann die Verteilung der Temperatur im Meere, das Eindringen des Lichtes in die Meerestiefen und endlich das Tier- und Pflanzenleben im Meere in kurzen Zügen berücksichtigt werden. —

I.

Die falschen Vorstellungen, welche man bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit über die Konfiguration des Meeresgrundes hegte, wurden schon andeutungsweise berührt. Außerhalb der Strandregionen besaß man bis vor Beginn der neueren Untersuchungs-Ära nur sehr vereinzelte und zum größten Teile höchst fragliche Lotungs-Angaben. Auf den älteren Karten trifft man hie und da Angaben, welche auf ganz außerordentliche Tiefen schließen ließen, auch Angaben, daß bei den unseren heutigen Erfahrungen nach sicher weit übertriebenen Tiefen noch immer kein „Grund“ gefunden wurde, kommen vor.

Wie ganz anders heute! Die Zahl der verlässlichen Sondierungen beläuft sich schon in die Tausende und erlaubt uns, wie erwähnt, eine Darstellung der Hauptzüge der Reliefformen des Meeresgrundes. Am besten kennen wir wohl den Atlantischen Ozean. Derselbe stellt eine ungeheure Längsfurche dar, welche in (im allgemeinen) nord-südlicher Richtung, in die feste Erdkruste eingegraben erscheint, und sich förmlich von einem Pol bis zum anderen erstreckt; nur daß sie in den Polar-Regionen weniger tief erscheint, wie denn überhaupt als eines der interessantesten Ergebnisse die sichere Erkenntnis der verhältnismäßig geringeren Tiefen der beiden polaren Meere anzuführen ist.

Die atlantische Furche stellt eine uralte Depression dar, welche im mittleren und südlichen Teile vielleicht schon seit der Zura-Formation ununterbrochen von den Fluten des Weltmeeres erfüllt ist. Betrachten wir das Relief dieser gewaltigen Furche etwas näher.

In der arktischen See fanden die schwedischen Forscher Torell und Otter (1861 und 1868) im Westen und Südwesten von Spitzbergen Tiefen größer als 2000 Faden. Südlich davon erhebt sich ein weites, unterseeisches, lang gestrecktes Plateau bis zu etwa 500 Faden (900 Meter) unter dem Meeresniveau, durch welches Spitzbergen, Island, die Faröer-, Shetland-, Orkney- und die britischen Inseln mit Norwegen und Frankreich verbunden erscheinen. Im Westen von Irland sinkt der Meeresgrund im allgemeinen bis zu 2000 Faden (3660 Meter), zu einer Tiefe, welche nach Westen bis Neufundland anhält und nur an wenigen Stellen um ein Geringes übertroffen wird. Es ist dies das sogenannte „Telegraphen-Plateau“.

Ein beiläufig 1000 Kilometer weites und bis 4600 Meter tiefes Thal zieht sich, nahe an der Südwestküste von Irland beginnend, längs der Küste von Europa und Afrika bis gegen die Kap Verdischen Inseln, wo es mit einem, aus dem südatlantischen Becken nach Norden streichenden, viel weiteren Thale zusammenstrifft, welches sich nach Nordwesten wendend, den ganzen äquatorialen und nördlichen Teil der Kolossalfurche einnehmend, in einem ungeheuren Bogen, nahe der amerikanischen Küste hinzieht, wo es nördlich von den Inseln Sombbrero und St. Thomas, den nördlichsten der kleinen Antillen, die größte bis nun im Atlantici sondierte Tiefe von 3875 Faden (7091 Meter) erreicht, und sich bis nach Grönland verfolgen läßt, wo eine Gabelung in zwei Thalzüge eintritt: ein Arm dringt nur wenig in die Baffinsbai ein, der andere, immer noch mit Tiefen von 1500 Faden, zieht an der Ostküste von Grönland hin, in das arktische Becken. Zwischen den beiden Abgründen des nördlichen atlantischen Beckens erhebt sich ein unterseeischer Rücken von großer Breite und flacher Erstreckung, der fast überall in einer Tiefe von 1500 Faden (2700 Meter) unter dem Spiegel des Meeres liegt und dessen höchste Erhebungen in der Vulkanengruppe der Azoren gipfeln, deren höchste Spitze der Pico 2405 Meter über das Meer anfragt, sich also etwa 5000 Meter hoch über dem unterseeischen Rücken erhebt.

Im ganzen nordatlantischen Becken kennt man bis jetzt nur wenige Tiefen größer als 3000 Faden.

Im südlichen indischen und antarktischen Ozeane sind die Tiefen verhältnismäßig viel geringer als im Atlantischen (sie liegen zwischen 2400—3700 Meter).

Die größten bis jetzt überhaupt angetroffenen Tiefen liegen aber im westlichen Teile des Großen Ozeans, wo von der Challenger, im Osten von Japan 4575 Faden und von der Tuscarora weiter im Nordwesten sogar 4655 Faden gelotet wurden. Hier wie auch im atlantischen Ozean liegen die größten Tiefen an den Westrändern der beiden großen Ozeane, und an beiden Punkten in der Nähe großer Störungslinien im Schichtenbau der Erdrinde, wie dies durch die Vulkan-Ketten auf das schönste bewiesen wird.

Interessant ist der Verlauf der Linien gleicher Meerestiefen. Es geht nämlich aus allen vorliegenden Angaben hervor, daß die einhundert Faden-Kurve fast durchgehends ganz nahe an den Rändern der Festlandsmassen hinläuft. In Europa wird als auffallendste Erscheinung der Komplex der britischen Inseln mit umschlossen,

so daß nur an der Südwestküste Scandinaviens ein tiefes Thal bis in das Skagerack hineinzieht. In ähnlicher Weise erscheint in Nordamerika die Newfoundlandbank durch die 100 Fadenlinie als eine unterseeische Halbinsel dem Festlande angeschlossen. Asien und Nordamerika stehen bis zur Hundertfadenlinie mit einander in einem innigen Zusammenhange: die Beringsee stellt ähnlich so wie auch die Nordsee in Europa eine unterseeische Plattform dar, die nur von einer verhältnismäßig seichten Wasserschicht überdeckt erscheint. Die Alëuten verlaufen am Rande eines mächtigen Absturzes, am Rande dieses unterseeischen Festlandes. Ähnlich so verhält es sich mit Ceylon, welches mit Vorderindien, mit Java, Sumatra und Borneo, welche mit Hinterindien unterseeisch in inniger Verbindung stehen, während im letzteren Falle die eigentliche Festlandsgrenze zwischen Borneo und Celebes verläuft, indem diese beiden Inseln durch eine tiefe Einsenkung von einander geschieden sind. Auf dieselbe Weise hängen auch Neu-Guinea mit Australien und die Falklands Inseln mit Südamerika zusammen. Aber auch die Eintausend-Faden-Kurve folgt im großen und ganzen noch dem Kontinentalverlaufe, ja selbst die Zweitausend-Faden Linie schmiegt sich teilweise sehr auffallend den Kontinentgrenzen an, besonders auffallend z. B. an der Ostküste der amerikanischen Kontinentalmassen, sowie an den Küsten Europas, wo sie etwa aus der Breite von Landsend nahezu parallel der Küstenlinie verläuft.

Mit andern Worten kann man sagen, daß bei einer Senkung des Meerespiegels um 100 Faden die Kontinentalumriffe fast unverändert dieselben bleiben würden. Die Abdachung der Landmassen erfolgt nun zwar viel rascher, steiler, aber auch bei 1000, ja selbst bei 2000 Faden Meerespiegelsenkung würden die Umriffe des heutigen Kontinents noch immer in ihren Hauptzügen deutlich zu erkennen sein. — Es ist dies eine Thatfache, welche nicht genug betont werden kann, weil sie besser als alles andere zeigt, daß die Grundzüge des Oberflächenreliefs der Erde sicherlich uralten Datums sind, und wohl auf das engste mit der ursprünglichen Entstehung der Erdkruste selbst verknüpft sein müssen.

Die weiten Flächen des Meeresgrundes stellen Ebenen von ganz gewaltigen Ausdehnungen dar, welche sich in Tiefen zwischen zwei- und dreitausend Faden hinstrecken. Aus diesen Tiefflächen des Meeresgrundes erheben sich die Kontinente als grandiose Plateaumassen, während die Abgründe mit den auffallenden Tiefen als muldenförmige Einsenkungen auf jenen Ebenen auftreten.

In den Challenger-Reports findet sich eine Zusammenstellung der Schlepptreppfondierungen oder Dretschungen*) welche im Verlaufe der Reise vorgenommen wurden. Es sind im ganzen 410. Davon entfallen auf die Tiefen von

1—1000 Faden	129
1000—2000 "	94
2000—3000 "	176
3000—4575 "	11 Dretschungen.

*) Das Schlepptrepp oder Scharnetz, auch Dragee, Dredge oder Dretsche genannt, ist ein starkes, gefüttertes Schnur- oder Drahtnetz, das an einem schweren, eisernen Rahmen befestigt ist, dessen Seiten als schneidige Scharnwerkzeuge beim Hingleiten über den Meeresgrund den Boden auftragen und alles bunt durcheinander in das Netz schaffen.

Außer den Seichtwasserzügen (von den 129 entfallen 99 auf Tiefen geringer als 500 Faden) entfallen also auf die Tiefen zwischen 2000 und 3000 Faden fast doppelt soviel als auf die Tiefen zwischen 1000 und 2000 Faden. Auch diese Thatfache spricht dafür, daß die im weiten Ozean herrschenden Meerestiefen von 2000—3000 Faden die vorherrschenden sind. Um eine Vorstellung von der Größe der mit diesen Schleppnetzjügen geleisteten Arbeit zu geben sei angeführt, daß bei einer Dredgung bis in 2740 Faden (5014 m) Tiefe das Aufziehen des Schleppnetzes nicht weniger als $4\frac{1}{2}$ Stunden erforderte, wobei eine Dampfmaschine in Anwendung war. Das Resultat aber dieser einen Dredgung war ein Sack voll Schlamm, der nach mehrstündigem, aufmerksamen Abschleunen mit feinen Sieben drei winzige Muschelschalen und zwei kleine Moostierstöckchen lieferte. Freilich kommen dann wieder Züge zutage, überreich an Schätzen aller Art, die Herzen der Forscher erfreuend und für Dretschzüge schlimmer Art reichlich entschädigend.

II.

Was die Beschaffenheit des Meeresgrundes, in bezug auf die dafelbst erfolgenden Absätze, Sedimente, anbelangt, so muß vor allem hervorgehoben werden, das dieselben, mit Ausnahme der Seichtwasser- und Strand-Regionen, bis nur wenig über die 100 Faden-Kurve hinaus, in der Form von feinem Schlamm erfolgen. Diese Schlammablagerungen der Hochsee sind auf weite Strecken hin ganz gleichmäßig verbreitet und können in mehrere, ihrer Substanz nach verschiedene Arten unterschieden werden. Eine Art ist der durch Kalkreichtum ausgezeichnete, grane und zähe „Kalkschlamm,“ der seinen Kalkreichtum den Urmassen von Schalen winziger Artierchen*) verdankt, unter welchen die Schalen der kugelig zelligen Globigerina bulloides (etwa $\frac{1}{2}$ mm im Durchmesser), die wichtigste Rolle spielen, weshalb dieser Kalkschlamm auch gewöhnlich als der Globigerinenschlamm bezeichnet wird. Neben den Globigerinen findet man noch sehr häufig die fein punktierten Kugeln der Orbulina universa und andere zellige Foraminiferen-Gehäuse. Außerdem entdeckt man bei mikroskopischer Untersuchung der Schlammproben unzählige kleine ($\frac{1}{100}$ mm im Durchmesser) runde oder napfförmige Kalk-Scheibchen, die sogenannten Coccolithen (Kernsteinchen), Discolithen (Scheibensteinchen) und Cyatholithen (Napfsteinchen). Die erstgenannten finden sich nicht selten in kugelförmigen Gesellschaften vereinigt, welche man Kernkugeln oder Coccosphären genannt hat.

Was die Natur dieser Kalkscheibchen-Bildungen anbelangt, so ist man darüber auch heute noch nicht im klaren.

Dieser Globigerinenschlamm bedeckt beispielsweise weitaus den größten Teil des nordatlantischen Beckens, in Tiefen zwischen 500 und 2400 Faden, doch hat man ihn auch an den Tiefen des südlichen Indischen Ozeans, sowie im Großen Ozean in derselben Ausbildung angetroffen. Man bezeichnet diesen Globigerinenschlamm sehr häufig auch als freideähnlich, weil thatsächlich eine überaus große

*) Nach ihren durchlöcherter gekammerten Schalen Foraminiferen genannt.

und auffallende Übereinstimmung zwischen dem Kalkschlamm der heutigen Ozeanabgründe und jenen Ablagerungen besteht, welche wir als die Schreibkreide zu bezeichnen pflegen. Aber auch manche älteren Kalksteine enthalten Formen der heutigen Kreideschlamm-Regionen, wie dies Prof. Gümbel in München auf das schönste nachgewiesen hat. Schon Huxley hat den Globigerinenschlamm geradezu als die „moderne Kreide“ bezeichnet.

Sehr weit verbreitet findet sich auch ein kalkarmer grauer Schlamm mit wenig oder ohne Kalkschälchen.

In den großen und größten Meeresstiefen, in den tiefsten Depressionen des Meeresbodens, fand man aber einen roten Thonschlamm (Red clay), der durch seine Armut an Überresten organischen Lebens auffällt, so daß man ihn geradezu als azoisch bezeichnen konnte. Der Red clay tritt in Tiefen bedeutender als 2500 Faden auf und wurde auch aus den tiefsten bis nun angetroffenen Abgründen des Meeres zutage gebracht. Seine Entstehung dürfte auf die, zum Teil wenigstens infolge des so ungeheuren Wasserdruckes, geänderten chemisch-physikalischen Verhältnisse zurückzuführen sein. Es geht aus den diesbezüglich angestellten Untersuchungen hervor, daß in diesen großen Tiefen alle Kalkteilchen aufgelöst werden und eine große Zahl mineralischer Neubildungen vor sich gehen. Eine sicher erkannte Thatsache in dieser Beziehung ist der auffallend große Reichthum dieser Tiefen an freier Kohlensäure. Diese Umstände erschweren den Lebensprozeß der Tiere oder machen ihn selbst unmöglich. Der Globigerinenschlamm, die wichtigste Nahrungsquelle für die Lebewesen der Tiefen, wird aufgelöst und zerstört, und aus den unlöslichen Teilen des Globigerinenschlammes scheint sich der rote Thon zu bilden.

Untergeordneter in ihrer Bedeutung sind die Ablagerungen eines sandigen Schlammes, sowie jene Ablagerungen, welche man als Radiolarien-Schlamm zu bezeichnen pflegt, mit sehr verschiedenen, radialstrahlig-stacheligen Kieselgerüsten der darum Radiolarien genannten gallertartigen Artierchen. In südindischen und antarktischen Ozeane fand man auf weite Erstreckung Schlamm Massen mit unzähligen Kieselpanzern von Spaltalgen oder Diatomeen, den sogenannten Diatomeen-Schlamm. In den Strandregionen finden sich vor allem sandige Ablagerungen in weiter Verbreitung und in großer Mannigfaltigkeit, je nach der Größe des Kornes, und der Menge der Sandkörner, neben den thonigen Schlamm-partikeln.

Die ungeheure Verbreitung und Gleichförmigkeit der Tiefsee-Sedimente der Gegenwart läßt nun die oft in den entferntesten Teilen der Erde so auffallende Übereinstimmung der Ablagerungen vergangener Erdperioden begreiflich werden, ebenso wie die oft so überaus große Mannigfaltigkeit der gleichzeitigen Ablagerungen in der Nähe der Ufer, die analogen Vorkommnisse verschiedenartiger und doch gleichzeitiger Gesteinsbildungen älterer Formationen auf das schönste erklärt.

Ein nicht uninteressantes Ergebnis neuester Tiefseeforschung ist auch die Konstatierung des Vorkommens von Landpflanzenresten weit draußen im Meere, am Grunde der hohen See. So haben die Dreifschzüge der Challenger-Expedition

wiederholt aus Tiefen von 1000—1400 Faden Blätter, Zweige und Früchte von Landpflanzen zutage gefördert und auch N. Agassiz fand wiederholt bei den Karibischen Inseln, 10—15 Meilen vom Lande entfernt, in Tiefen von 1000 bis 1500 Faden, Anhäufungen von Pflanzenstoffen, Blätter, Stücke von Bambus- und Zuckerrohr, zwischen welchen sich auch Schalen von Landschnecken fanden, so zwar, daß man zuweilen mit einem Dreifschzuge Meereskrebse, Würmer, Fische und Seeesterne der Tiefsee, zusammen mit Drangen- und Bisfangblättern, mit Zweigen vom Muskatbaume und mit Landschnecken empor brachte. Mehr als einmal aber fand man auch auf offener See treibend, eine Menge von Pflanzenresten dergestalt von Wasser durchdrungen, daß sie bereits zu sinken begannen. Diese letztere Thatsache zeigt, auf welchem Wege alle derartigen Pflanzenansammlungen am Meeresgrunde dahin gelangten, was nicht zu verwundern ist, da durch Stürme Blätter und Zweige oft in Menge ins Meer geweht und durch die Meeresströmungen fortgeführt werden, bis sie endlich zum Untersinken kommen.

III.

Die Temperatur-Verteilung in den Regionen des Meeres ist uns heute, dank zahlreicher Thermometer-Beobachtungen, recht wohl bekannt. Zuerst ist in dieser Beziehung der Gegensatz hervorzuheben, welcher zwischen der in allen Tiefen gleichen Wassertemperatur abgeschlossener Binnenmeere und der Temperatur-Unterschiede der offenen Meere besteht. Binnenmeere besitzen eine der mittleren Jahrestemperatur entsprechende Temperatur des Wassers. So zeigt das Mittelmeer von 100 Faden Tiefe bis auf den Grund (ca. 2000 Faden Tiefe) $12\frac{1}{2}^{\circ}$ C., das rote Meer gar 21° C. Ähnlich so verhält es sich mit der Wassermasse in dem abgeschlossenen Sulu-Becken, wo die Temperatur zwischen 200 und 500 Faden von 13 auf 10° C. sinkt und diese Temperatur dann gleichmäßig bis zu 1800 Faden Tiefe anhält. In benachbarten offenen chinesischen Meere sinkt die Temperatur dagegen zwischen 200 und 500 Faden von 10.5° C. auf 2.75° .

Im offenen Meere ergeben sich große Verschiedenheiten. Während in den Polar-Regionen die oberflächlichen Wassermassen Temperaturen nahe dem Schmelzpunkt des Eises aufweisen, im Winter $1-2^{\circ}$ über denselben, finden wir in den Tropen Oberflächen-Temperaturen von 25 und 26° C. in offenen, 26 bis 28° C. in abgeschlossenen Meeresteilen. Diese hoch temperierte Wassermasse hat eine nicht sehr beträchtliche Mächtigkeit, schon bei 200 Faden findet man im äquatorialen Teil des großen Ozeans nur mehr 10° C., in 400 Faden Tiefe nur mehr 4° , in 1000 Faden Tiefe 2° und von 3000 Faden Tiefe nur mehr 0° C. Noch etwas rascher erfolgt die Temperatur-Abnahme im äquatorialen Teile des atlantischen Ozeans. Die gleichmäßig über die ganze Erde verbreitete niedere Temperatur der Tiefenregionen läßt sich nur auf polare Einflüsse zurückführen, ebenso wie die gleichmäßig temperierten Wassermassen der Binnenmeere durch den Abschluß derselben gegen diese Einflüsse ihre Erklärung finden. Blicke das Wasser der offenen Meere in Ruhe, so würden sich in der äquatorialen Region die Temperaturen nur in vertikaler Richtung nach abwärts allmählich ausgleichen, etwa so wie in

den Binnenmeeren; durch Strömungen im Meere, welche zum großen Teil schon durch Temperatur-Gegensätze allein hervorgerufen werden müssen, findet jedoch ein Austausch der verschiedenen erwärmten Wassermassen in anderer Weise statt: das warme Oberflächenwasser der äquatorialen Meere strebt polwärts, kaltes Wasser aus den polaren Regionen dagegen in den Meerestiefen mit fast unveränderter Temperatur äquatorwärts. Die weiten offenen Verbindungen der äquatorialen Teile der Ozeane mit dem antarktischen Meere erklären das Überwiegen des antarktischen Einflusses im Indischen und im pacifischen Ozeane. Aber auch im atlantischen Becken reicht der antarktische Einfluß, wie wir bereits sicher wissen, weit nach Norden, bis zu den Azoren ja bis an die Bucht von Biscaya.

Der direkte Einfluß arktischen Wassers im Nordatlantischen-Ozean wurde schon durch die „Lighthouse“-Expedition (1868) festgestellt. Die thermometrischen Untersuchungen ergaben nämlich das hoch interessante Resultat, daß zwischen den Faröer Inseln und Schottland innerhalb einer Entfernung weniger Seemeilen in derselben Tiefe zwei Wassermassen von ganz verschiedenen Wärmegraden unmittelbar aneinander grenzen. Während die eine Wassermasse, die der sogenannten „kalten Area“ eine Temperatur von 0° C., ja selbst von -1.1° C. zeigte, betrug die Temperatur der benachbarten „warmen Area“ 5 bis 6° C. und darüber. Bis in diese Breite reicht demnach der Einfluß des kalten arktischen Wassers. Ebenso auffallend ist der an diesen Stellen beobachtete Gegensatz in bezug auf das Tierleben: auf der kalten Area mit sandigem Boden fanden sich wenige Tierformen und alle waren Glieder der borealen und arktischen Fauna, auf der warmen Area dagegen fand sich der schon charakterisierte Globigerinen-Schlamm bedeckt mit den mannigfaltigsten Tierformen!

IV.

In bezug auf das Eindringen des Lichtes in das Meerwasser haben wir bis jetzt nur wenige wissenschaftlich sichergestellte Erfahrungen. Ganz in Kürze seien die wichtigsten Resultate der über diese wichtige Frage angestellten Versuche hier angeführt.

Lorenz (1863) nahm, auf Grund von Lichtreflex-Bestimmungen des Meeresgrundes im Quarnerischen Golfe, die untere Lichtgrenze mit 30° an. Secchi (1864) beobachtete eine große weiße Scheibe und fand, daß sie in 42 Meter Tiefe verschwand, woraus er die beiläufige untere Lichtgrenze mit 42° annahm. Bouguer kam zu derselben Annahme. Pourtalès dagegen fand als unterste Lichtgrenze 50° .

Genauere Untersuchungen über das Eindringen des Lichtes in das Wasser nahm Forel im Genfersee vor, indem er nachts empfindliches photographisches Papier in verschiedene Tiefen versenkte, und in der nächsten Nacht wieder heraufholte. Fuchs sprach die Meinung aus, daß sich auf Grund der Forel'schen Versuche die zeretzende Kraft des Lichtes bis in beiläufig 200 Faden Tiefe erstrecken könnte. Daß schwache Lichtmengen in so große Tiefen dringen können, hätte übrigens schon der Nachweis von lebenden Lithothamien, (kalkabsondernde Algen) in Tiefen von 150 Faden, (von Carpenter im Mittelmeer konstatiert) be-

weisen können. Auch spektroskopische Untersuchungen wurden (von Secchi) ausgeführt und dadurch gefunden, daß zuerst die roten und gelben und zuletzt die blauen und violetten Strahlen des Spektrums verschwinden, daß also die letzteren am tiefsten eindringen.

Vom Eindringen des Lichtes hängt nun aber das Pflanzenleben des Meeres ab, und von diesem wieder die Mannigfaltigkeit des tierischen Lebens, und es werden dadurch eine Reihe von Erscheinungen in bezug auf das Auftreten und die Verteilung der Lebewesen ihre Erklärung finden. In neuester Zeit hat besonders Herr Custos Th. Fuchs auf die Bedeutung des Lichtes für die Erklärung vieler Fragen hingewiesen, worauf wir noch zurückkommen werden.

V.

Flora und Fauna des Meeres hängen von einer ganzen Reihe von Faktoren ab: Erstere vor allem von dem Eindringen des Lichtes, das tierische Leben aber außerdem von dem Betrage des Wasserdruckes, der sich in den Tiefsee-Abgründen bis auf 800 Atmosphären steigert. Die vorhin erwähnten Verhältnisse: die Überhandnahme von freier Kohlensäure in den Tiefen, die Temperaturverhältnisse, Ruhe oder Bewegung des Meerwassers, der Grad der Reinheit desselben u. s. w. wirken jedoch gleichfalls bestimmend ein auf die Verteilung der Lebewesen. Groß ist die Summe der erkannten Thatsachen, welche uns heute in dieser Beziehung zu Gebote stehen, und überraschend anders gestalten sich unsere Vorstellungen des Tiefseelebens, im Vergleich mit jenen, welche Forbes ausgesprochen hat.

Dieser unterschied vor etwa 40 Jahren vier Tiefseezonen des organischen Lebens:

1. Die Litoral-Zone zwischen den Grenzen von Ebbe und Flut.
2. Die Laminarien-Zone vom untersten Ebbestande bis zu 15 Faden Tiefe, die Region der „unterseeischen Wiesen und Wälder,“ mit der größten Mannigfaltigkeit pflanzlichen und tierischen Lebens. (Sie erstreckt sich eigentlich bis zu 30 Faden Tiefe.)
3. Die Korallinen-Zone bis zu 50 Faden Tiefe; die Zone der korallenähnlichen Milleporen, der Hydroiden und Bryozoen (Moostierchen). In dieser Tiefenzone liegen auch die Fischereibänke.
4. Die Zone der Tiefsee-Korallen, tiefer als 50 Faden, welche in 270 Faden ihre unterste Grenze, und damit auch die unterste Grenze organischen Lebens überhaupt erreichen sollte. Die größten Tiefen sollten jegliches Leben enthalten. Forbes meinte, daß diese Zonen für alle Meere im großen und ganzen gleich angenommen werden könnten.

Heute wissen wir, daß es auch in großer Entfernung von den Küsten, in den Tiefen, weit über 2000 Faden, ein verhältnismäßig nicht unbedeutendes tierisches Leben giebt, und zwar sowohl am Grunde des Meeres, als auch in den verschiedenen Tiefen des Wassers. Herr Murray, einer der Gelehrten der Challenger-Expedition, war es, der zuerst in eigens dazu eingerichteten Schleppnetzen

in verschiedenen Meerestiefen nach den Lebewesen fahndete, und auch der amerikanische Cap. Sigsbee hat neuerdings solche Aufsammlungen vorgenommen. Letzterer hat dabei gefunden, daß bei Tage die an der Oberfläche schwärmenden Tiere (Radiolarien, Quallen, Salpen und Crustaceenbrut) sich ganz gleichmäßig bis zu 50 Faden Tiefe erstreckten, daß aber in größeren Tiefen das Meer vollkommen leblos erschien. Diese Thatsache darf durchaus nicht mißverstanden werden. Es giebt nämlich im Meere eine ungeheuer große Zahl von Tieren, welche nur nachts an die Oberfläche kommen, von diesen aber wurde von Sigsbee kein einziges aufgefischt. —

Wir können nach unserem heutigen Wissen die marine Tierwelt in zwei Hauptgruppen einteilen: in die im Seichtwasser lebenden Küsten oder Strandtiere, welche die „litorale Fauna“ bilden und in die Tiere der hohen See oder die pelagischen Tierformen, deren Gesamtheit wir als die pelagische Fauna bezeichnen können. Die pelagische Fauna umschließt wieder zweierlei Formen, erstens solche, welche auf die oberen Regionen der Hochsee beschränkt sind, hierher zählen beispielsweise alle von Sigsbee gefischten Arten, und in jene, welche nur nachts bei ganz ruhiger See an die Oberfläche kommen, bei Tage dagegen in den Tiefseeegründen leben. Die letzteren sind die eigentlichen Tiefsee-Tiere, welche wir mit Th. Fuchs*) auch als die Tiere der Dunkelheit — oder als die „Dunkeltiere“ bezeichnen könnten.

Th. Fuchs hat sich bemüht, auf Grund der bis jetzt bekannt gewordenen Resultate der Tiefsee-Untersuchungen die Ursache anzufinden des in allen Teilen so scharf ausgeprägten Gegensatzes der beiden Hauptgruppen der Tiefsee-Fauna und ist dabei zu dem Resultate gekommen, daß nicht die Temperatur-Verhältnisse das hauptsächlich Maßgebende seien, sondern daß die Grenze des Lichteinflusses in erster Linie bestimmend einwirke, so daß man die bei Tage nahe der Oberfläche des Meeres anzutreffenden pelagischen Tierformen ganz ebenso wie die Litoraltiere in ihrer Gesamtheit als die „Fauna des Lichtes“ bezeichnen könne im Gegensatz zu den eigentlichen Tiefseetieren oder der „Fauna der Dunkelheit.“

Daß auch andere physikalische Verhältnisse auf das Tierleben bestimmend einwirken können, das kann übrigens nicht gelengnet werden, und liefert dafür beispielsweise die oben erwähnte Thatsache des Gegensatzes der Faunen, im Bereiche der warmen und kalten Area, in gleicher Tiefe, zwischen den Färöer und Schottland, einen immerhin erwähnenswerten Beweis.

Was die Litoralfauna anbelangt, so ist dieselbe der Hauptsache nach auf die obersten 30 Faden der Meerestiefen beschränkt.

Den größten Formen-Reichtum an Litoraltieren, eine geradezu wunderbare Mannigfaltigkeit, weisen die Korallenriffe auf. Die riffbauenden Korallen sind aber auf eine nur ganz geringe Meerestiefe beschränkt, sie wachsen ja nur flüppig zwischen der Ebbegrenze und etwa 8 Faden Tiefe, während ihre unterste

*) Vgl. Verhandl. d. N. N. geol. N. N. 1882 Nr. 4. 5. u. 8., sowie 1883 Nr. 2. Auch im Beilageband des Neuen Jahrbuches für Mineralogie etc. 1883. S. 487—584.

Grenze bei etwa 20 Faden Tiefe liegt. Ihre Baue bilden den Aufenthaltsort für Fische, Krebse, Schnecken und Muscheltiere aller Art, für Seeigel, Protozoen u. s. w. u. s. w., so daß man mit Th. Fuchs ganz mit Recht sagen kann: „Denkt man sich die Korallriffe mit der charakteristischen Bevölkerung verschwunden, so würde der Indische- und Pacifiche Ocean mit einem Schlage die ganze Pracht seiner Tierwelt verlieren, und wir würden an deren Stelle eine verhältnismäßig arme und unausgeprägte Fauna vor uns haben.“ In 8—10 Faden Tiefe findet man weiter an den sonst geeigneten Stellen die Anhäufungen von Muscheln sehr verschiedener Art: Aустern Perlmuscheln, Kammmuscheln u. s. w., die Muschelbänke, welche bei 20 Faden Tiefe ihre untere Grenze haben und gleichfalls zahlreiche andere Seetiere, vor allen Seeesterne und Würmer anziehen.

Endlich beherbergen auch die Tang-Wiesen und Tang-Wälder einen überaus großen Reichtum von Tieren, deren Existenzbedingungen dadurch bedingt werden, daß sie sich entweder von den Pflanzentoffen direkt, oder aber von den Pflanzenfressern nähren, oder ihre Jugend in den Tangdickichten verbringen. Diese Meerewächse reichen aber wieder nur bis in etwa 30 Faden Tiefe.

In der gemäßigten Zone findet sich auch in größeren Tiefen immer noch ein, wenn auch im Verhältnis zur oberen Region verarmtes Tier-Leben, während in den tropischen Meeren unterhalb 30 Faden Tiefe eine überaus armbevölkerte, sterile Region folgt, die bis ca. 80—90 Faden Tiefe reicht, wo sich dann wieder ein reicheres Leben einstellt, vertreten durch die verschiedenen Typen der Tiefsee-fauna. In den gemäßigten Meeren erscheinen deren erste Spuren schon in etwa 50 Faden Tiefe, also in jener Region, bis zu welcher das Licht noch wirklich einzudringen vermag, während unterhalb das Reich der „Dunkeltiere“ oder die eigentliche Tiefsee-Fauna beginnt. Es findet auf diese Art ein allmählicher Übergang statt.

Doch treten die Tierformen der tiefen See, die Dunkeltiere, unter Umständen auch in geringeren Tiefen auf, wenn daselbst Dunkelheit herrscht. So findet man sie beispielsweise in den Höhlenräumen der Korallriffe, oder im Innern von Spongien. Das letztere wurde in neuerer Zeit von Monterosato an den afrikanischen Küsten beobachtet, der eine große Zahl kleiner, sonst in Tiefen bis gegen 100 Faden auftretender Knochentiere in Spongien der Sublitoralzone angetroffen hat.

In bezug auf die pelagischen Lebewesen wurde des wichtigen Gegensatzes zwischen den oberflächlich und den in größeren Tiefen lebenden Tierformen schon gedacht; hier sei nur noch erwähnt, daß auch auf hoher See eine an die Litoral-Fauna erinnernde Tiergesellschaft, auf den schwimmenden Tangwiesen, den Sargasso-Bänken lebt. Es sind dies Nacktschnecken und kleine, meist pflanzenfressende Schalen-Schnecken, Krebse, Moostierchen und gewisse Fische.

Außer den Sargasso-Bänken haben wir auf hoher See, besonders aber in den polaren Meeren, noch die in den Oberflächenregionen sich findenden Diatomeen (Stückeltange), während die Diatomeen-(Gallertalgen-)Vegetationen in den warmen Meeren anzuführen sind, welche als Nahrungstoff für die pelagische Tierwelt von größter Wichtigkeit sind, indem sie teils für die beständige, teils für die nur

nachts zur Oberfläche aufsteigende, in zahllosen Heerden auftretende Bevölkerung die Weidegründe bilden.

Die Tiefsee fauna hat man schon in mäßigen Tiefen in schönster Entwicklung angetroffen.

Der erste, welcher bestimmt den damals noch herrschenden Forbes'schen Ansichten entgegen trat, war Dr. Wallich, der 1860 während der Expedition des „Bulldog“, zwischen Kap Farewell und den Rockall-Riffen aus 1260 Faden Tiefe 13 Seeesterne (Ophiocomen) und einen Schlangensterne herausbrachte, in deren Darm er Globigerinen fand. Er sprach auf das hin die Ansicht aus, daß die in den Tiefen herrschenden Verhältnisse nicht unvereinbar seien mit dem Bestehen animalischen Lebens.

Der erste jedoch, der uns mit der Tiefsee-Fauna näher bekannt machte, war Prof. Mich. Sars, der, wie schon erwähnt, bei den Lofoten, in Tiefen zwischen 100 und 450 Faden dretschend, nicht weniger als 427 verschiedene Tiere zutage förderte, darunter als eine der merkwürdigsten Formen den Wurzelkrinoiden (*Rhizocrinus lofotensis*) und einen prachtvollen Seestern (*Brisinga endecaenemos*), von einer Elle im Durchmesser, mit korallenroten Armen, perlfarbigen Rippen und orangeroter Scheibe. Reiche Ausbeuten lieferten sodann die Schleppnetzzüge auf dem im Süden von Florida sich ausdehnenden, von 100 Faden ganz allmählich bis auf 300 Faden abfallenden Pourtales-Plateau, sowie auf den in 80—100 Faden Tiefe liegenden See-Gründen bei der westindischen Insel Barbados. Man kennt bisher sicher von diesen beiden Stellen nicht weniger als 60 Arten von meist kleinen Tiefseekorallen, viele Brachiopoden, dann die merkwürdigen Glasschwämme; in großer Zahl fanden sich außerdem Tiefsee-Krebse, Seeesterne, merkwürdige Seeigel, vor allem aber auch mehrere lang gestielte Seelilien.

Auch die Tiefen, aus welchen die Euplectellen, die schönsten der Glasschwämme, bei den Philippinen gefischt werden, liegen nur etwa 100 Faden tief. Ein derselben Gattung angehöriger Glasschwamm wurde von der Challenger-Expedition in mehr als 2000 Faden Tiefe in der Nähe der Spanischen (Biscayschen) Küste aufgefunden. Die Euplectella repräsentiert somit einen Typus, der aus geringen bis in die großen Tiefen anhält. —

Die pelagische Fauna ist durch gewisse vorherrschende Charaktere ihrer Glieder ausgezeichnet. Es sind meist zarte, oft nackte, durchscheinende oder glashelle, zuweilen violett oder bläulich gefärbte Tiere; viele von ihnen sind durch ihre Leuchtkraft im Dunkeln ausgezeichnet; weit aus die meisten sind „Dunkeltiere“. Als solche werden sie auch durch den Abgang der Echorgane oder durch eine unverhältnismäßig große Ausbildung derselben gekennzeichnet. Sind Schalenbildungen vorhanden, so sind diese dünn und leicht zerbrechlich. Alle sind ausgezeichnete Schwimmer und zumeist gesellig lebend. In seichten Meeren fehlen sie, in tiefer See aber finden sie sich über die ganze Erde verbreitet. Tiefe See ist die Hauptbedingung für ihre Existenz. Ist das Meer nur tief genug, so kommen sie auch bis nahe an die Steil-Küsten heran.

Die wichtigsten freischwimmenden pelagischen Typen seien in Kürze angeführt.

Dem großen Kreise der schleimigen Urthiere gehören an: die, ein lockeres oft überaus zierliches Kieselgittergerüst tragenden Radiolarien; die mit durchbohrten Kalkschalen versehenen Foraminiferen, die nackten und leuchtenden Noctiluca-Arten, die ähnlichen, aber ein dünnes Kieselhäutchen besitzenden Pyrocystis-Formen, die aus vielen zarten Kalkteilchen bestehenden, ihrer Natur nach rätselhaften Rhabdosphären. Von darmlosen Tieren sind es vor allem die oft in unzählbaren Scharen auftretenden Quallen, von Weichtieren die gleichfalls in Schwärmen sich findenden Salpen und die leuchtenden Seequalen oder Pyrosomen; die winzigen, aber unzähligen, flügelige Anhänge tragenden nackten oder zartschaligen Pteropoden, die Heteropoden, und die meist nackten oder seltener (Argonauta) Schalen tragenden Kopffüßler (Cephalopoden). Zahllos sind auch zumeist bleiche und dünnkrustige Krebse. Von höheren Tieren aber sind Fische, Haie, Makrelen der verschiedensten Art, Haringe, fliegende Fische und viele andere, sowie die Delphine und Wale anzuführen, deren Nahrung die vorgenannten niederen Tiere ausmachen. (Sehr zahlreich sind beispielsweise die von der Challenger-Expedition gesammelten Fische der Tiefsee, welche neuerlichst vom A. Günther bestimmt wurden (31 Gattungen mit 61 Arten). Die Gattung Bathylagus aus bedeutender Tiefe (beiläufig 2000 Faden), fällt durch überaus große Augen auf.

Was die Foraminiferen anbelangt, so leben wohl die meisten Arten am Meeresboden, doch giebt es nicht wenige, welche auch frei im Meere schwimmend auf- und niedersteigen, und gerade diese sind die in ungeheuren Massen auftretenden (z. B. die schon genannten Gattungen Globigerina, Orbulina und viele andere). Vor allem ihre Schalen machen, wie schon angeführt wurde, einen wesentlichen Bestandteil des kalkreichen Tiefsee-Schlammes aus. Die Menge der daraus resultierenden Sedimente ist an manchen Punkten eine ganz immense. Von den am Meeresgrunde lebenden Foraminiferen hat uns Pourtalès, wie nur nebenbei erwähnt werden soll, gelehrt, daß gewisse Arten in gewissen bestimmten Meerestiefen am liebsten vorkommen, so daß von 100—60 Faden Globigerinen vorherrschen, in 100 Faden Tiefe machen sie die Hälfte der Bodennaterialien aus, von 100 bis gegen 35 Faden Tiefe finden sich die mit einem schneidigen Kiele versehenen Cristellarien und die Marginulinen, von 70 bis 25 Faden die Truncatulina adversa, von 30 Faden bis in die Nähe der dem Wellenschlage noch ausgesetzten Tiefe aber nur noch selten Milioliden, und zu oberst endlich nur vereinzelt sehr kleine Polystomella-Arten.

Von den in großen Tiefen, am Seegrunde der hohen See, lebenden Tierformen sind zu erwähnen: die kleine Stöckchen bildenden oder in einzelnen Ketten lebenden Tiefsee-Korallen. (Es wurden allein von der amerikanischen „Blake“-Expedition 63 verschiedene Arten gesammelt). Außerdem die Brachiopoden, die zweischaligen Muscheltiere und die Gehäuseschnecken. Was diese schalentragenden Weichtiere anbelangt, so hat Dall neuerlichst für die von der amerikanischen Expedition gesammelten tropischen Formen gefunden, daß sie zunächst in Tiefen von 100—500 Faden vorkommen, daß aber auch 13 Prozent davon bis in die größten Tiefen reichen, wo sie neben weniger häufigen borealen, also nördlichen

Arten sich vorfinden. Die Glaskchwämme, Seelilien, See-Zigel — (von der Challenger-Expedition sind bisher 34 Sphiniden der Tiefsee beschrieben worden) — und Seesterne — (Dphiuriden und Astrophytiden wurden bis jetzt allein aus den Ergebnissen der Challenger-Expedition nicht weniger als 96 Arten beschrieben) — sowie gewisse Borsten- und Röhrenwürmer, bilden weitere hochwichtige Elemente der Tiefseeboden-Fauna.

In die größten Tiefen reichen die Seeigel-Gattungen: Echinothuria, Pourtalesia, Ananchytes, außerdem gewisse Formen der Seegurken oder Holothurien, nämlich Glasmopodien, von Seelilien Apiocriniden und außerdem auch noch die Glaskchwämme. Die in mittleren Seetiefen vorkommenden Formen finden sich oft in so großer Menge, daß sie mächtige Sedimentanhäufungen zur Folge haben können.

Nebenbei bemerkt hat auf Grund dieser Massenhaftigkeit der Sedimentablagerungen der schon genannte Challenger-Zoologe John Murray eine neue Hypothese über die Entstehungsgeschichte der Korallenriffe der von Darwin ausgesprochenen gegenüber gestellt. Während nämlich Darwin die Korallenriffe auf Grund der eigentümlichen, schon erwähnten, an beschränkte Tiefen gebundenen Lebensweise der Riff bauenden Korallen durch ein allmähliches Versinken insularer oder selbst kontinentaler Länder erweisen zu können glaubte, nimmt Murray an, daß die auf Erhöhungen, etwa vulkanischer Natur, sich ansammelnde Massen-Sedimente unter sonst günstigen Verhältnissen sich in solchem Maße anzuhäufen vermöchten, daß dieselben bis in die dem Wachstum von Korallen günstigen Regionen emportauschen könnten. Es ist dies eine sehr plausible erscheinende Ansicht. — Die an den Korallenriffen konstatierten, bis in die größten Tiefen reichenden Steilabstürze, bleiben dabei freilich noch zu erklären übrig! —

Vielleicht könnte übrigens die Annahme, daß durch das Gewicht der allmählich anwachsenden Kaltriffmassen ein Einsinken derselben, respektive ein Ausweichen der Sedimentbildungen unter der Wirkung des Druckes der Korallenkalle, sowie ein Zusammenziehen unter dem eigenen Gewichte stattfinden müsse, zu einer Erklärung dieser Schwierigkeit herbei gezogen werden. In der Regel unabhängig von der Temperatur des Wassers finden sich sehr viele der Tiefseeformen, sowohl in den arktischen Gewässern bei 1—2° C. unter Null, als auch bei 6—10° C. temperiertem Wasser im Nordatlantischen Ozean, sowie bei 7—13° C. am Pourtales-Plateau, ja die Euplectella findet sich auch noch bei 15°, ja bei der Insel Cebu sogar noch bei 21° C.! —

Aus den bis jetzt zur Verfügung stehenden Thatsachen über die Verbreitung der einzelnen Typen der Tiefsee-Fauna geht hervor, daß sie ihre größte Entfaltung zwischen 100 und 500 Faden Tiefe finden, daß aber einerseits gewisse Formen auch bis in die Litoralregion emporreichen, (ebenso wie umgekehrt manche ausgesprochene Litoralformen in die Tiefenregion niedersteigen) und andererseits wieder gewisse Typen bekant wurden, welche bis in die größten Tiefen vordringen und daher als die eigentlichen Meeres-Abgrund-Formen, oder als die Abyssen-Fauna zusammengefaßt werden können.

Dabei muß noch betont werden, daß der Reichtum der Tiefen-Fauna in einer der Küstenlinie näher liegenden, damit etwa parallel laufenden Zone auffallend größer ist, als weit ab von der Küste, wo ohne allen Zweifel eine Verarmung Platz greift.

Wir haben demnach in bezug auf die Meeres-Bevölkerung zwei Regionen der Haupt-Entwicklung des großen Formenreichtums zu unterscheiden. Die eine liegt im Bereiche der litoralen Zone in ganz mäßiger Tiefe, bis zu etwa 25 Faden, darauf folgt eine des zunehmenden Lichtmangels wegen artenarme, ja selbst weithin sterile Region; die zweite Haupt-Entfaltung, diejenige der größten Mannigfaltigkeit der „Dunkel“- oder Tiefentiere, liegt zwischen 100 und 500 Faden Tiefe. In noch größerer Tiefe verarmt dann auch hier das tierische Leben, um endlich in den größten Tiefen, in den von den Ufern weit ab, inmitten der tiefsten Depressionen gelegenen Abgründen, wieder weithin fast gänzlich zu fehlen! Es sind dies die Wüsten des roten Thones, wo vielleicht, wenigstens teilweise, unter dem Wirken eines übermächtigen Wasserdruckes, eine Zersetzung der organischen Substanzen stattfindet und so viele freie Kohlenäure angesammelt wird, daß die aus den belebteren Meeresräumen zu Boden sinkenden Kalk-Schalen abgestorbener Tiere vollkommen aufgelöst werden und nur einen minimalen Beitrag zur Vermehrung des roten Schlammes liefern. —



Gerechtigkeit und Gerechtigkeitsideale in Staat und Volkswirtschaft.

Von

L. von Bar.

Wenige Begriffe werden so oft im Leben angewendet wie der der Gerechtigkeit. Nicht nur im öffentlichen Leben, in den Gerichtssälen verlangen wir Gerechtigkeit; auch im engsten und beschränktesten Kreise bemühen wir uns gerecht zu sein; selbst da, wo es sich um Wohlthätigkeit handelt, ja sogar wo nur Geschenke im häuslichen Kreise in Frage stehen, schwebt uns nicht selten die Idee der Gerechtigkeit vor. Genaueres Nachdenken zeigt, daß für jeden, der irgend in das Leben seiner Mitmenschen bestimmend eingreifen kann, die Gelegenheiten, Gerechtigkeit zu üben, zahllos sind.

Gleichwohl ist es nicht ganz ohne Schwierigkeit, das Wesen der Gerechtigkeit zu bestimmen. Freilich kann man sagen: gerecht ist, was dem bestehenden Rechte gemäß ist. Aber über diesen Umfang geht der Begriff der Gerechtigkeit doch entschieden hinaus. In weit zahlreicheren Beziehungen verlangen wir, wie wir sahen, Gerechtigkeit, und sodann muß selbst das bestehende Recht es sich gefallen lassen, von der Gerechtigkeit kritisiert zu werden: man spricht von ungerechten Gesetzen und ungerechtem Rechte sogar. Die weitgehenden sozialen Reformen, mit denen

gerade unsere Zeit sich so lebhaft beschäftigt, werden damit motiviert, daß sie, und nicht die bestehenden Zustände der Gerechtigkeit entsprechen sollen.

Schon die alte Philosophie hat das Wesen der Gerechtigkeit zu bestimmen versucht. Ohne Zweifel liegt dem Wesen der Gerechtigkeit die Vorstellung einer gewissen Gleichheit oder Ausgleichung zum Grunde; hiervon gingen auch Pythagoras und Aristoteles aus. Der Handwerker scheint den gerechten Preis für seine Ware zu erhalten, wenn ihm der gleiche Wert der letzteren in Gelde wird; der Verbrecher scheint die gerechte Strafe zu erleiden, wenn er von demselben Übel betroffen wird, welches er anderen bereitet hat; gleiche Verdienste sollten gleiche Belohnung oder Anerkennung zur Folge haben.

Die Schwierigkeit liegt aber in dem Begriffe des Gleichen. Genau betrachtet sind bekanntlich zwei Dinge nie einander völlig gleich; absolut gleich sind nur gleichlautende Zahlen, und die Zahl ist eben nur etwas Gedachtes, nichts Wirkliches. Von einer Gleichheit wirklicher Dinge kann man nur in gewissen Beziehungen reden; der Begriff der Gleichheit ist also relativ: für den Zweck, den wir gerade im Auge haben, sind zwei oder mehrere Dinge einander gleich; verfolgen wir einen anderen Zweck, so erscheint das vorhin Gleiche oft im höchsten Grade ungleich. Zwei Personen können, wenn es auf ihre körperlichen Kräfte ankommt, uns vollkommen gleichwertig erscheinen, höchst ungleichwertig, sobald wir geistige Fähigkeiten oder Leistungen in Betracht ziehen. Es bedarf also nur einer Änderung des anscheinend von unserer Willkür abhängenden Gleichheits- oder Reduktionsmaßstabes, um das, was vorhin gerecht erschien, alsbald als höchst ungerecht erscheinen zu lassen. Wer z. B. Dienstboten oder untergeordnete Beamte bei gewissen Gelegenheiten beschenken will, kann allen in Betracht kommenden Personen gerechterweise ganz das Gleiche schenken oder gewähren wollen; soll aber Rücksicht genommen werden auf die wirklich geleisteten Dienste oder auf die kürzere oder längere Dienstzeit, so erscheint das gleiche Geschenk in höchstem Grade ungerecht. Bei Belohnungen kann man sich möglicherweise lediglich an die erreichten Resultate halten; man kann aber auch Rücksicht nehmen auf Hindernisse, die bei einzelnen der Mitbewerber gerade obgewaltet haben, und je schärfere Brillen man aufsetzt, je mehr man danach fragt, nicht, was der Einzelne geleistet hat, sondern was er leisten konnte, um so mehr wird man auf Zweifel und Bedenken stoßen. In der Verlegenheit greift man auch hier wohl wieder nach dem Herkommen und fährt damit in der Regel am besten. Immer aber kann man Gerechtigkeit nur ausüben, wenn man gewisse individuelle Ungleichheiten nicht berücksichtigt, vor ihnen die Augen verschließt.

So wird denn auch die Gerechtigkeit, welche in der einen Hand die Wage, das Symbol der Gleichheit, in der anderen das Schwert hält, meist dargestellt mit der Binde vor den Augen. Sie soll nicht nur nicht sehen, ob sie es mit einem Freunde oder Feinde zu thun hat; sie soll überhaupt sich nur kümmern um das, was die Parteien in die Waagschale legen; Ungleichheiten, die sonst in der Person der Parteien vorhanden sind, soll sie nicht beachten. Sie mag es im Laufe der Zeiten gestatten, daß die Parteien innewerth mehr von ihrem individuellen

Besitz, ihren individuellen Eigenheiten mit hinein legen in die Waagschale; das Gewicht der gesamten individuellen Persönlichkeit würde die Waagschale der Gerechtigkeit zu tragen nicht vermögen. Man wird zugestehen, daß die Gerechtigkeit aufhören würde, wenn bei einem Streit über Mein und Dein das Gericht sich darum kümmern wollte, ob die Partei einen guten oder weniger guten Gebrauch von ihrem Rechte demnächst machen würde, ob sie des fraglichen Vermögensobjekts bedürftig sei oder nicht.

Die geschichtlichen Bewegungen des Rechts- und Staatslebens beruhen nun zum großen Teile darauf, daß der Maßstab, nach welchem Gleichheit oder Proportionalität der Menschen und ihrer Leistungen gemessen wird, sich ändert, und daß mehr und mehr auch individuelle Unterschiede beachtet werden.

Mit dem letzteren Punkte zu beginnen, so ist nichts verkehrter als die Vorstellung, daß Recht und Gerechtigkeit ursprünglich immer einen weichen und milden Charakter getragen haben. Im Gegenteil, das Recht ist bei den Kulturvölkern in den ersten Zeiten oft streng und herb. Man hält denjenigen beim Worte, der unvorsichtig einen Vertrag geschlossen hat, und erachtet es andererseits für genügend, wenn der Kontrakt nur nach dem Wortlaute erfüllt wird. Wir würden da oft aus Nebenumständen den Nachweis gestatten, daß der wahre Sinn des Vertrages ein anderer war, als der Wortlaut besagte, und wir würden der Arglist, die sich etwa hinter diesem Wortlaute versteckt, weniger Spielraum gewähren; wir sind geneigt weniger auf Förmlichkeiten zu geben, deren Nichtbeachtung bei den Römern wie bei den Germanen so oft verhängnisvoll werden konnte. Andererseits faßte man bei den Verbrechen vorherrschend oft nur die äußere Erscheinung, den äußeren Schaden ins Auge: Bloßes Versehen konnte da ebenso entgelten müssen wie böse Absicht, und selbst das, was wir milder als Zufall betrachten, für den niemand einzustehen hat, konnte nicht selten zur Buße, zum Schadenersatz verpflichten.

Der innere Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt wohl darin, daß in jenen primitiven Verhältnissen das Bedürfnis besonders groß ist, eine Ordnung des Lebens zu besitzen, die in großen und groben Zügen geschrieben, eben deshalb auch leicht verständlich, leicht zu handhaben ist, andererseits aber schwer durch Willkür umgangen werden kann. Jene harten und strengen formalistischen Regeln, die uns wenig erträglich scheinen, waren der Preis dafür, daß nicht Willkür herrschte; denn je biegsamer ein Recht, je mehr es auf Unterschiede Rücksicht nimmt, um so leichter läßt es sich auch verbiegen, verdrehen. Man hätte da z. B. für Richter und Obrigkeit Garantien der Unparteilichkeit und der Intelligenz bedurft, die eben erst in späterer Zeit zu verwirklichen waren. Bei einer klaren, wenn auch starren Regel kann man sich versehen, daß man nicht zu Schaden komme; man hat dabei willkürliche und irtümlische Deutungen nicht zu befürchten, auch nicht zu befürchten, daß unschuldigen Handlungen eine verbrecherische Intention zu Unrecht beigelegt werde. So ist es begreiflich, daß Völker, welche die Freiheit besonders hoch stellten, wie die alten Germanen, strenges Recht einer weichlichen, anscheinend gutmütigen Billigkeit vorzogen.

Noch die Ordnung des ehemaligen Reichskammergerichts verbot den Beisitzern dieses höchsten Gerichts, nach Billigkeit zu urteilen, verwies sie vielmehr auf das positive, d. h. auf das strenge Recht.

Es kommen indes auch anomale, rückläufige und Seitenbewegungen in der Rechtsentwicklung vor. Man kann die Erfahrung machen, daß eine allzu freie, individuelle Verhältnisse zu sehr berücksichtigende Gerechtigkeit zur allgemeinen Rechtsunsicherheit, zur Willkür führt. So sah man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein, daß die Strafsjustiz, welche ein veraltetes Gesetzbuch nicht mehr amwendete und deshalb überall das richterliche Ermessen walten ließ, wieder festerer Gesetze bedürfte. Andererseits können ganze Gebiete des öffentlichen Lebens der Rechtsidee nun erschlossen und dadurch der Beherrschung durch bestimmte Regeln erst zugänglich gemacht werden. Man glaubte bis dahin, daß solche Regeln nicht möglich seien, oder die Inhaber der Staatsgewalt hielten sie für unvereinbar mit der Wohlfahrt des Staates. Später hat man eingesehen, daß das Gegenteil der Fall sei. So hat erst in unserer Zeit in Deutschland ein Verwaltungsrecht sich zu entwickeln begonnen.

Weit tiefer gehend sind aber begreiflicherweise die Veränderungen, welche verbunden sind mit der Veränderung des Maßstabes, nach welchem die Menschen und ihre Leistungen gemessen werden.

Eine naheliegende, sich gleichsam von selbst aufdrängende naive Auffassung möchte hier den Grundsatz der Vergeltung, oder was nur eine spezielle Anwendung dieses Grundsatzes ist, den Grundsatz des Verdienstes als den zunächst maßgebenden betrachten. Bei genauerer Untersuchung findet man indes, daß dieser Grundsatz jedenfalls nur erst in zweiter Linie, in erster dagegen das Bedürfnis und mit ihm auch in mannigfaltigen Beziehungen der Zufall entscheidet. Allerdings auf der niedrigsten Stufe der Kultur ist es leicht, einen allgemeinen Maßstab für die Leistungen des Menschen aufzustellen. Als die wichtigste Eigenschaft kann hier z. B. die Körperkraft betrachtet werden; so hat man gefunden, daß bei manchen wilden Stämmen jedesmal der Stärkste Häuptling wird; daraus zieht man bei diesen Stämmen auch die Folgerung, daß gerechterweise der Häuptling seinen Platz räumen muß, falls ein anderer sich stärker erweist als er. Auf der Insel Maratonga rang aus diesem Grunde auch der Thronerbe, wenn er herangewachsen war, mit dem Vater und erhielt, wenn er diesen besiegte, die väterlichen Güter. Bei vielen wilden Stämmen werden alte Leute verachtet oder geradezu umgebracht; bei anderen Stämmen besteht die Gewohnheit, daß alte Leute sich selbst umbringen: sie scheinen nichts mehr zu nützen, und daher scheint es gerecht, daß sie sterben.

Bei steigender Kultur, wenn die Aufgaben des Staates und der Gesellschaft immer mannigfaltiger werden, läßt sich ein durchgreifender Maßstab des Wertes der Menschen und seiner Leistungen gar nicht mehr finden. Schon Aristoteles hat dies richtig bemerkt, als er untersuchte, welchen Personen vorzugsweise das Anrecht auf die Leitung des Staates zustehen müsse. Im Privatverkehre bestimmt Angebot auf der einen und Nachfrage auf der anderen Seite, also das

Bedürfnis die Preise, und selbst der Staat vergilt die ihm geleisteten Dienste wesentlich mit Rücksicht darauf, daß entweder diese Dienste für einen anderen Preis nicht zu haben sind, oder daß derjenige, der sie leisten soll, mehr oder weniger Aufwand zur richtigen Ausfüllung seiner Stellung bedarf. Nur wo es sich um Leistungen handelt, bei denen eine Verschiedenheit des Zweckes nicht obwaltet oder doch fast verschwindend erscheint, wird selbst der Staat der Forderung der Vergeltung gerecht. Er will besondere Ehrenbezeugungen nach dem Maße der bezeigten Tapferkeit, der künstlerischen oder wissenschaftlichen Leistung verteilen; aber die Gehaltsätze, die übrigen wesentlichen Vorteile, die dem Beamten aus seiner Stellung erwachsen, richten sich zunächst nicht nach dem Maße der geleisteten Arbeit, sondern nach der sozialen Stellung der Personen, deren der Staat für die einzelnen Ämter bedarf, und etwa nach dem Umstande, daß, je höher das Amt ist, um so weniger der Inhaber desselben durch die kleinen Sorgen des täglichen Lebens in Anspruch genommen werden darf. Eine Ordnung nach dem wahren Verdienste könnte nicht einmal der Staat innerhalb der Beamten-Hierarchie durchführen; noch weniger würde eine solche Ordnung in dem gesamten sozialen Leben möglich sein. Die Vorbedingung wäre die Herstellung oder Wiederherstellung eines einfachen und absoluten Wert-Maßstabes, wie wir ihn bei jenen rohesten Völkern fanden, und daraus entwickeln sich, wie wir sahen, Konsequenzen keineswegs immer ansprechender oder menschenfreundlicher Art. Gerade die Beseitigung solcher absolut einseitiger und durchgreifender Wertschätzung bezeichnet die Fortschritte der Kultur. Eine Rechts- und Staats-Ordnung, gegründet auf das Prinzip des angeblich wahren Verdienstes, wird daher bedingt durch einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit, und es beruht auf einer Täuschung, bei einer hierauf gerichteten Tendenz noch die Möglichkeit eines Anschlusses an die Tradition, d. h. an die bisherigen Grundlagen der Kultur zu behaupten.^{*)} Die Möglichkeit einer durchgehenden Lohnung nach Verdienst setzt voraus, daß derjenige, welcher entlohnt, giebt, den Empfangenden vollkommen unabhängig gegenüber steht; bedarf er ihrer, sind sie in gewisser Beziehung unabhängig von ihm und seiner Gabe, so können sie ihm andere Bedingungen vorschreiben, als die einer Verteilung nach Verdienst. Wer etwas leisten oder geben kann, wofür besonders dringende Nachfrage und unabweisbares Bedürfnis besteht, wird nicht zufrieden sein mit dem Troste, daß ein anderer für das im Überflusse von allen Seiten Offerierte auch nicht mehr erhält; nur der Zwang wird ihn der Regel nach bewegen von seiner Forderung abzustehen. So setzt die allgemeine Staats- und Gesellschafts-Ordnung nach Verdienst den allgemeinen und unbe-

^{*)} Schmoller in j. Jahrb. f. Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft 1881. S. 18—55. (Die Gerechtigkeit in der Volkswirtschaft), will, indem er den Maßstab des Bedürfnisses als den der Unkultur bezeichnet, das „Verdienst“ nach Maßgabe der Gerechtigkeit als das maßgebende Prinzip für Rechtsinstitutionen und Volkswirtschaft proklamieren, gleichwohl aber einen gewissen Anschluß an die Tradition bewahren. Das eine dürfte aber das andere vollkommen ausschließen; außerdem vermißt man eine Definition des Wesens des (wahren) Verdienstes.

schränkten Zwang voraus, und dieser ist wiederum nur durchführbar, wenn alle Macht und daher auch aller Besitz unbeschränkt in einer Hand vereinigt sind, die dann eben alles wiederum austheilt. So mündet notgedrungenerweise eine Rechts- und Gesellschafts-Ordnung lediglih nach Verdienst unansbleiblich wieder im all-gemeinsten Sozialismus*) und denjenigen, welche jene Ordnung verteidigen, läßt sich zuvor auch noch die Frage entgegenhalten, was denn unter dem wahren Verdienste zu verstehen sei. Will man hier absehen von jeder, durch das Herkommen gegebenen Begriffsbestimmung — diese darf man ja eben nicht wählen, weil sie, so sagt man, so vielfach beeinflusst ist durch den Zufall — so verdampft bei genauerer Untersuchung das Wesen des wahren Verdienstes wie der Wassertropfen unter dem Brennglase. Die Verdienste derer, die wir als die größten Männer preisen, waren sie nicht auch bedingt durch mancherlei glückliche Zufälle? Und wer will behaupten, daß nicht manche derjenigen, welche unten blieben, nur durch widrige Umstände daran verhindert wurden, Großes zu leisten? Ja ist es nicht auch ein Spiel des Zufalls, daß der eine diese, der andere jene Naturanlage hat? Ist es ein Verdienst begabt, und eine Schuld es nicht zu sein?

Nicht einmal in der Strafrechtspflege kann die Idee absoluter Vergeltung maßgebend sein; eine naive Betrachtung nimmt das freilich noch vielfach an; aber genauere Untersuchung zeigt, daß es gar nicht das Maß des bösen Willens allein ist, welches die Strafe bestimmt, daß z. B. eine Anzahl recht intensiv schlechter Handlungen nicht bestraft wird, daß dagegen nicht selten bloße Unachtsamkeit schwer büßen muß, daß eine Menge von Zweckmäßigkeitgründen die Grenzen des Eingreifens der Strafjustiz bestimmen.

Und noch mehr kann es verwirren, wenn wir dem Verbrecher scharf ins Angesicht blicken. Hören oder lesen wir von einem Verbrechen, so sind wir leicht mit dem Verdammungsurteile fertig; aber wenn der Verbrecher vor uns erscheint, wenn wir sehen, wie er mit der Not des Lebens kämpfte, wie er schon in früher Jugend mißhandelt, verwahrloßt wurde, aufwuchs inmitten einer zerrütteten, laster-vollen Häuslichkeit, dann werden wir anders gestimmt; wir fragen, wie viel kann

*) Die angebliche Verteilung nach dem wahren Verdienste würde in der Praxis übrigens zu einer Verteilung nach individueller Willkür werden. — Auch ein System ausgedehnter Staatsbelohnung, welches im Anschluß an gewisse Erreichungen des Altertums wohl gelegentlich empfohlen wurde, ist doch eine Institution, für reifere Zeiten, wie die unsrige, die nur schädlich wirken, die Hoffnungen, die man darauf setzen möchte, nicht erfüllen würde. Gegenüber dem Bewußtsein, Großes für das Vaterland gethan zu haben, muß doch alles andere nur klein erscheinen. Dann aber hat wenigstens Industrie und Erfindung sehr häufig schon einfache Arbeiter zu ersten Stellungen emporgebracht — ohne Staatsbelohnung und ohne Staatsgerechtigkeit. Gerade der Staat dagegen ist genötigt, bei Auszeichnungen u. s. w. recht sehr auf den Rang der Personen Rücksicht zu nehmen! (Man vergl. darüber auch die geistreichen Bemerkungen K. v. Zhering's. Der Zweck im Rechte Bd. 1. S. 205). Der gewöhnliche Lauf des Lebens unter der gegenwärtigen wirtschaftlichen Ordnung ist den unteren Klassen weit günstiger als die jetzt so gepriesene Verstaatlichung aller möglichen Berufsarten. Würden unsere Schriftsteller wohl ein Staatsbelohnungssystem für schriftstellerische Leistungen einem guten Gejeße über den Schutz des geistigen Eigentums vorziehen? Die Gesellschaft kann wirtschaftlich gerechter sein als der Staat und ist es auch!

da auf äußere Umstände, wie viel auf Rechnung noch des Angeklagten zu setzen sein. Allerdings giebt es zuweilen unter den Verbrechern auch Gestalten, die bei solcher Betrachtung nicht gewinnen, vielmehr noch widerwärtiger erscheinen; im großen und ganzen aber bilden sie die Ausnahme. (Es erklärt sich aus dem Erwähnten hinlänglich, daß Frauen, trotz der Milde, die man ihnen sonst nachrühmt, in der Regel bei der Beurteilung von Verbrechen meist strenger sind als Männer; sie haben glücklicherweise wenig Veranlassung dem Verbrechen und seinen Beweggründen und Ursachen nachzuforschen, dem Verbrecher genau ins Angesicht zu sehen.) Wollten wir aber einmal Ernst machen mit der Idee wirklicher Vergeltung im Strafrechte, so würden wir zu unansführbaren Konsequenzen gelangen. Wie soll man sich z. B. die Vergeltung gegenüber dem Diebe denken; sollte man ihm eine Sache wieder stehlen u. s. w.? Und müßte nicht derjenige, der in der Hitze der Leidenschaft einen tödlichen Streich führte, ebenso gestraft werden wie der hinterlistige Mörder, wenn der Satz gelten sollte: Leben um Leben? Die Geschichte aber belehrt uns darüber, welche widrigen Züge die Strafjustiz gerade in der Periode annahm, als man glaubte, an Gottes Stelle Vergeltung zu üben.

So kommen wir denn auch hier wieder zu dem Resultate: selbst die Strafjustiz ist nur relative Gerechtigkeit; sie ist nicht erhaben über Zweckmäßigkeitserwägungen; sie wird mit bestimmt durch die Tradition und ändert sich mannigfach mit steigender und sinkender Kultur. Ja es kommen auch hier Verirrungen und Verbildungen vor. Wir brauchen uns, was dies betrifft, nur zu erinnern an die Hexenprozesse und Glaubensverfolgungen, und doch waren die Zeitgenossen dieser Schenkslichkeiten fast sämtlich überzeugt, daß sie göttliche Gerechtigkeit übten, als sie schuldlose und selbst tugendhafte Menschen dem Scheiterhaufen übergaben.

Die ideale Gerechtigkeit nach absolutem Maßstabe hat sich nun, da sie einen solchen in Wahrheit nicht finden kann, zugleich von jeher mehr oder weniger bewußt einen anderen Stützpunkt gesucht und denselben in dem Wohle des Staates oder der Gesellschaft, vielleicht auch in dem Wohle aller einzelnen gefunden. Allein worin besteht das wahre Wohl des Staates, der Gesellschaft und Aller? Das ist die alte Frage nach dem wahren irdischen Glücke der Menschen, und diese Frage ist noch von niemandem genau, vermutlich von jedem verschieden beantwortet worden, und so sind wir denn wieder bei willkürlichen Idealen, möglicherweise trügerischen Traumgebilden angelangt. Eine vielgebrauchte Formel der Neuzeit: das größtmögliche Glück der größtmöglichen Anzahl*) führt ebenfalls nicht weiter. Der eine kann z. B. sagen, dies Glück bestehe darin, daß möglichst alle gleiche Glücksgüter besitzen; dem andern sind gewisse Verschiedenheiten lieber; denn nur so, meint er, sei eine höhere Kultur, Kunst und Wissenschaft möglich, deren Vorteile dann wieder auf alle zurückfließen; einem dritten scheint ein möglichst friedlicher Zustand wünschenswert, während ein vierter doch die Kriege nicht missen möchte, weil auch sie Gelegenheit geben, die höchsten menschlichen Tugenden auszuüben. Will man dann aber aus der idealen Gerechtigkeit praktische Resultate

*) Schon das enthält eine Zweideutigkeit, daß man den Nachdruck einerseits mehr auf das Glück und andererseits mehr auf die Zahl legen kann.

ableiten, so operiert man wieder mit dem Prinzip der Gleichheit, und nun kann man, da es einen absoluten Wertmesser für Menschen und Dinge nicht giebt, in willkürlichster Weise einzelne Eigenschaften herausgreifen. Sie läßt sich mit demselben Rechte behaupten, daß diejenigen, welche im Staate am meisten Steuern zahlen, auch auf die Leitung desselben einen größeren Einfluß haben sollen; andererseits aber, daß größere Bildung dabei in Betracht zu ziehen sei, oder endlich, daß alle gleiches Stimmrecht haben sollen. Das eine ist vom Gleichheitsstandpunkte aus genau so richtig oder unrichtig wie das andere. Es läßt sich ferner behaupten, daß eine Arbeit ebenso bezahlt werden müsse wie eine andere, und andererseits, daß Unterschiede gemacht werden müssen, wenn man Rücksicht nehmen will auf die Schwierigkeit der Vorbildung zur Arbeit, auf die Seltenheit der erforderlichen Begabung. Wenn man ferner lediglich vom Individuum aus die Gerechtigkeit konstruiert, so kann man die auf der Beerbung beruhende verschiedene Verteilung der Glücksgüter für die ungerechteste aller Institutionen erklären; wie sollte es doch gerecht sein, daß der eine durch den Zufall der Geburt über alle Sorgen erhaben erscheint, während den anderen Not und Mühe auf dem Lebenswege begleiten? Faßt man aber das Individuum nicht lediglich als Einzelwesen auf, sondern als Glied einer Familie, was könnte es Ungerechteres geben, als denjenigen, der unter Aufopferung, Mühe und Entbehrung für seine Nachkommen zu sorgen vermeint, dieser Aussicht zu berauben?

Man sieht, die Logik, mit welcher Forderungen weitgehender idealer Gerechtigkeit regelmäßig gerechtfertigt werden, ist sehr willkürlich und meist leicht zu widerlegen. Dennoch wirkt sie in aufgeregten Zeiten stark, selbst auf sonst unterrichtete Personen, und auf Ungebildete oft unwiderstehlich. Die Gräueltaten des Bauernkrieges, der Wiedertäuferbewegung im XVI., der ersten französischen Revolution im XVIII., der Pariser Kommune in unserem Jahrhundert, sie alle beruhen auf einem einseitigen, bis zur letzten Konsequenz getriebenen Gerechtigkeitsprinzip, auf der des Gedankens, daß alle Menschen gleich sein sollen.

Einen Prüfstein für die ideale Gerechtigkeit haben freilich besonnene Geister stets instinktiv angewendet, und unser großer Philosoph Kant wollte darauf das Wesen der Gerechtigkeit überhaupt gründen. Es ist der Satz, daß die Gerechtigkeit nichts enthalten dürfe, was zur allgemeinen Maxime erhoben sich selbst widersprechen und unvernünftig sein würde. Allerdings ist es nun nicht, was Kant freilich meinte, ein absolutes und ohne weiteres für alle Zeiten feststehendes Vernunftgesetz, welches Kant hier zur Anwendung bringt. Vielmehr geht die Prüfung nur dahin, ob nicht das angebliche Gerechtigkeitsprinzip Einrichtungen und Zustände widerspricht, die wir erfahrungsmäßig aufrecht erhalten wollen und müssen*). Wenn man z. B. nachweisen kann, daß eine Forderung angeblich idealer Gerechtigkeit Staat und Gesellschaft auflösen muß, so ist damit auch bewiesen, daß jene Forderung willkürlich und falsch ist. Auf diese Weise hat man

*) Darauf hat Laas (Vierteljahrsschr. f. wissenschaftl. Philosophie 1881. S. 297) sehr richtig aufmerksam gemacht.

ja auch die Forderungen des äußersten Sozialismus stets zurückgewiesen. Alle Menschen, so sagen die Anhänger dieses extremen Gerechtigkeitsprinzips, sind gleich und haben als Menschen gleiche Ansprüche auf die äußeren Genuß- und Glücksgüter. Der Durchführung dieses Prinzips steht aber entgegen, daß, wenn auch in einem bestimmten Augenblicke eine gleiche Verteilung der Glücksgüter vorgenommen werden würde, dieselbe schon im nächsten Moment einer immer steigenden Ungleichheit wieder Platz machen würde. Die Bedürfnisse, Neigungen, Fähigkeiten der einzelnen sind eben zu verschieden. Aufrecht erhalten ließe sich die absolute Gleichheit nur durch die äußerste Tyrannei, schließlich durch Auflösung der Familie, durch ein Versinken auf eine längst verlassene und vergessene Stufe der Unkultur. Das nun ist wohl bekannt. Weniger auf den ersten Anblick einleuchtend ist aber z. B., daß die Forderung des allgemeinen und gleichen Stimmrechtes in allen öffentlichen Angelegenheiten, wenn man sie als Gerechtigkeitsforderung für den einzelnen auf das Gleichheits- und Mehrheitsprinzip gründet, ebenso aus ihren Resultaten zu widerlegen ist. Sagt man nämlich, alle Menschen haben das gleiche Recht bei den öffentlichen Angelegenheiten mitzuwirken, und ist es ihr Wille, auf den es hier ankommt, ohne alle weiteren Schranken, so kann dieser Wille, in jedem Augenblicke auch wieder alles Denkbare beschließen. Wir kommen dann auf einer abwärtsführenden Bahn bald wieder an bei dem allgemeinen Nivellement der Unkultur. Das richtige Prinzip für die Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten kann vielmehr nur das sein, daß präsumtiv die mit Wohlwollen verbundene größtmögliche Intelligenz zum Siege gelangen soll. Von diesem Standpunkte aus haben die Prinzipien der modernen Demokratie, als Gerechtigkeitsprinzipien aufgefaßt, z. B. nicht die geringste Berechtigung. Nicht als ob nicht aus anderen Gründen eine gewisse Beteiligung selbst der größeren Massen an öffentlichen Angelegenheiten angezeigt wäre, z. B. auch aus dem Grunde, daß dadurch die im Staate günstiger Gestellten veranlaßt werden, auch auf jene Menge die gebührende Rücksicht zu nehmen, daß Patriotismus und Hingabe an das Ganze dadurch gesteigert werden können. Aber abgewiesen werden muß der Anspruch aus angeblich absoluten Gerechtigkeitsprinzipien. Diese Auffassung führt zu höchst bedenklichen Konsequenzen des politischen Handelns.

Die Theorie Kants an sich nur negativ, nur geeignet die Ungerechtigkeit gewisser Gerechtigkeitsprinzipien zu zeigen, gestattet aber eine Übersetzung in das Positive. Ideale Gerechtigkeit ist dann das, was der Entwicklung der Dinge nicht nur nicht widerspricht, sondern ihr entspricht, d. h. dasjenige, was nach dem beobachteten Entwicklungsgange der Geschichte jedem seine gehörige Sphäre anweist, das *Suum cuique* in diesem Sinne zuteilt.*) Hierbei hätten wir uns dann derselben Methode zu bedienen, welche auch von den s. g. exacten Wissenschaften angewendet wird. Wie der Astronom aus der beobachteten Bahn eines Gestirns dessen Lauf für die Zukunft berechnet, so hätten wir rückwärts die Entwicklung zu erforschen, und daraus die Entwicklung und ihre Gesetze auch für die Staats-

*) Das „*Tà taurois práttariv*“ Platos.

und Reichsbildung der Zukunft zu erschließen. Freilich ist dabei unsere Beobachtung weit weniger zuverlässig als die der Naturforscher. Die Phänomene, die wir hier untersuchen, sind außerordentlich verwickelt und unterliegen zahllosen Einflüssen, während zugleich der subjektive Standpunkt des einzelnen die gleichsam perspektivischen Verkürzungen leicht als die wahre Gestalt der Dinge erscheinen läßt, und in jedem Falle empfangen wir nur eine recht bescheidene Auskunft. Statt ein glänzendes Ideal vor uns zu sehen, das alle unsere Wünsche erfüllt, erhalten wir nur Licht über die ersten Stufen, die wir zu beschreiten haben, und auch über diese oft nur mit dem demütigenden Bewußtsein, daß wir uns irren können.

Aber diese Anschauung, welche im letzten Grunde übereinstimmt mit den Anschauungen der großen Meister der historischen Rechtsschule — nur daß diese den menschlichen Willen bei Ausbildung des Rechtes zu wenig berücksichtigten — bewahrt, ohne zu einem Stillstande oder zu unthätiger Passivität zu verurteilen, vor verschiedenen Irrtümern. Nicht leicht werden wir Trugbilder für Wahrheit ansehen und Idealen nachjagen, die sich nie verwirklichen lassen. Wir mögen uns da zugleich trösten mit der Erfahrung, daß bei denjenigen Völkern, welche tatsächlich am meisten für Recht und Gerechtigkeit gewirkt haben, die Forderungen idealer Gerechtigkeit in recht bescheidener, nüchternen Gestalt, im engen Anschluß an die historische Entwicklung aufgetreten sind, während anderwärts der wirklich bleibende Fortschritt dadurch fortwährend gehemmt wurde, daß die erstrebten hohen und höchsten Ziele idealer Gerechtigkeit und Glückseligkeit alsbald wieder als leere Phantome verspottet wurden. Im letzten Grunde aber beruht die hier erhaltene Anschauung in der Zuversicht auf stetigen, wenn auch langsamen Fortschritt der Zivilisation. Denn wenn in jeder gegebenen Zeitperiode nur verhältnismäßig geringe Abweichungen von dem Früheren haltbar erscheinen, so ist eben damit auch bewiesen, daß das Bisherige als Basis des Folgenden nie ganz verkehrt sein kann, und daß wirkliche Verkehrtheiten, so schwer sie sich am einzelnen, ja an ganzen Volksmassen und Völkern rächen mögen, im großen und ganzen sich selbst wieder vernichten müssen.

In unseren Tagen ist sehr oft davon die Rede, daß gerade unsere heutige Kulturperiode die Forderungen idealer Gerechtigkeit stark verlege. Aber die Schilderungen der Zustände früherer Perioden zeigen unwiderleglich, daß vielmehr in unserem Jahrhundert die ideale Gerechtigkeit, welche es unternehmen will, unverdientes Leid zu mildern und nur die wirkliche Schuld leiden zu lassen, stets ein größeres Geltungsgebiet sich eroberte, in Wahrheit ganz unvergleichliche Fortschritte gemacht hat. Wer nicht blind sein will gegen die Ergebnisse der Statistik und Geschichte, kann nicht leugnen, daß die Lebensweise der unteren Klassen eine ganz andere geworden ist, daß von einer Gleichgültigkeit gegen fremde Not, wie wir sie in früheren Jahrhunderten finden, nicht mehr die Rede ist, daß Bedrückungen, wie sie noch im XVII. und XVIII. Jahrhundert vorkamen, bei den Kulturvölkern Europas und Nordamerikas heut zutage unmöglich sind. Freilich kommen zuweilen wirkliche oder scheinbare Rückschritte vor; der Fort-

schritt vollzieht sich auch hier nicht in gerader Linie; sondern in mannigfach sich senkender, im ganzen aber steigender Kurve. In Zeiten großartiger Erhebung und Erregung überschätzen wir den Fortschritt, der wirklich gemacht ist; hinterher finden wir, daß die Mächte der Ungerechtigkeit und Unkultur nicht verschwunden, vielmehr unter den Rosen, die dem Triumphe gestreut wurden, nur versteckt waren. Die Kürze der Zeit, welche die Beobachtung des einzelnen ausfüllt, läßt dann leicht an einen allgemeinen Rückschritt glauben.

Daß aber gerade jetzt die Forderungen angeblich idealer Gerechtigkeit so besonders laut ihren Einzug an den Pforten des Staates und der Gesellschaft fordern, hat unseres Erachtens nach einen besonderen historischen Grund. Gerade zu Ende des vorigen und im Laufe dieses Jahrhunderts ist in den europäischen Kulturstaaten ein Prinzip idealer Gerechtigkeit zur Geltung gekommen, welches auf einer natürlichen Basis beruhend, ebendeshalb mehr oder weniger schon vor Jahrhunderten als richtig empfunden wurde und zugleich von unermeßlicher Tragweite ist. Es ist begreiflich, daß, als es nach so langem Ringen und Streiten endlich zu vollkommen rechtlicher, wenn auch vielleicht noch nicht vollkommen faktischer Geltung gelangte, eine gewisse Enttäuschung eintrat; man hatte Wertvolles und Wichtiges errungen, aber dieses Wertvolle und Wichtige konnte doch einen Zustand vollständiger Glückseligkeit und allgemeiner Befriedigung, wie man ihn gehofft hatte, nicht gewähren. Nach der großartigen und fast rührenden Begeisterung, welche die Anfangs-Phase der ersten französischen Revolution kennzeichnet, bemerkte man, daß die Erklärung der allgemeinen und gleichen Rechtsfähigkeit, daß die Erklärung: es sollte niemand seiner Geburt nach gehindert sein, jedes Amt zu bekleiden, jedes Gewerbe zu betreiben, daß die Beseitigung der Privilegien bevorzugter Geburtsstände gleichwohl nicht allen idealen Gerechtigkeits- und Gleichheitsforderungen genüge. Jenes Gerechtigkeitsprinzip war richtig, weil die Erfahrung zeigt, daß jedenfalls innerhalb derselben Nation Talent und Begabung, ebenso aber auch der Charakter und folgeweise auch der Wert des Menschen von seinem Geburtsstande unabhängig ist: unsere größten, edelsten Männer sind ebenso aus den niederen, wie aus den mittleren und vornehmen Ständen hervorgegangen. Es war daher allerdings ungerecht und wurde als ungerecht z. B. auch schon von Aristoteles*) empfunden, nicht die gleiche Rechtsfähigkeit aller Menschen anzuerkennen, wie es noch mehr ungerecht war, entgegen der menschlichen Natur den Menschen als Sache, als Sklaven, und später noch halb als Sache, d. h. als Leibeigenen zu behandeln, und es ist ebenso ungerecht gewisse höhere Geburtsstände von der Tragung öffentlicher Lasten zu befreien, weil dies notwendig die anderen Stände herabdrücken, gewissermaßen ausdrücken muß, diese anderen Stände seien zu mechanischer, niederer Arbeit gleichsam verurteilt.

Die später aufgestellten Gleichheits- und Gerechtigkeitsprinzipien allgemeiner

*) Aristoteles rechtfertigte die Sklaverei, die man im Altertume als faktisch unumgänglich betrachtete, von der also auch der Philosoph nicht abgehen mochte, nur durch ein offenes Sophisma, an das er wohl selbst nicht glaubte.

Art sind nun sämtlich dahin gerichtet, die gleiche Rechtsfähigkeit in eine gleiche Rechtswirklichkeit zu verwandeln. Dem fehlt aber die reale Basis; weil wirklich nur die allgemeine Möglichkeit ist, Gleiches zu vollbringen und zu leisten, im übrigen aber die Naturanlage der einzelnen gerade zu einer großen Ungleichheit hindrängt. Statt also der Natur zu folgen, die, eben weil sie Anlagen und Charaktereigenschaften unabhängig von äußeren Umständen anscheinend launenhaft verteilt, schon damit wieder eine größere Ausgleichung selbst besorgt, befinden sich jene Gerechtigkeitsprinzipien mit den natürlichen Zuständen in einem beständigen Kampfe: ihr Mittel ist der Zwang mit allen denjenigen deprimierenden Wirkungen, die ein immer weiter um sich greifender Zwang notwendig mit sich führen muß. Es werden dabei völlig verkannt die ungeheueren moralischen und indirekten Folgen des Prinzips der gleichen Rechtsfähigkeit; denn daß gerade unsere Zeit mit ganz anderem Eifer als frühere Perioden sich der Bedrückten und Unglücklichen annimmt, das beruht doch zum guten Teile auf der Anschauung gleichen Wertes der Individuen aller Stände und Klassen, mit anderen Worten auf der Anerkennung der gleichen Rechtsfähigkeit. Ging man doch früher kalt und mitleidslos an dem Elend vorüber, weil man eben in dem Unglücklichen den gleich befähigten nicht erkannte, weil man meinte, gewisse Klassen seien einmal zu Not und Elend gleichsam durch die Geburt bestimmt. Die Verteidiger jener möglichst absoluten Gleichheit des Genusses scheinen aber nicht selten geneigt, selbst die Idee der gleichen Rechtsfähigkeit, die sie wenig schätzen, gegen einzelne materielle und unmittelbare KonzeSSIONen zu opfern; man würde sehen, wenn es dazu käme, welche Rückschritte das herbeiführen würde gerade für diejenigen, denen man helfen wollte.

Die Übertreibung des Wertes idealer Gerechtigkeit ist aber der gefährlichste Feind alles wirklichen Fortschrittes. Dem gegenüber gilt es doch den Wert der realen, wenn auch unvollkommenen Gerechtigkeit, den Wert der Gerechtigkeit nach der bestehenden Ordnung des Rechtes, ins Auge zu fassen.

Eine feste, wenn auch unvollkommene Regel, durch das Herkommen in den Gemütern befestigt und eben deshalb auch von allen einzelnen in derselben Weise begriffen und beobachtet, hat doch das Gute, daß sie die egoistischen Neigungen auf ein bescheidenes Maß zurückführt; daß sie überall ein gewisses Mittelmaß der Rücksichtnahme erzwingt^{*)}, allen Individuen daher einen gewissen und sichern, wenn auch nicht einen gleichen oder dem Verdienste im idealen und abstrakten Sinne entsprechenden Raum verschafft. Diese feste Regel ist die Grundlage aller Kultur, und so konnte denn die Gerechtigkeit von den alten Philosophen als die Kardinaltugend gepriesen werden, Kant aber zu dem berühmten Ausspruch gelangen:

„Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden leben.“

Gerechtigkeit immer und in allen Verhältnissen selbst nur nach Maßgabe des

^{*)} So auch Laas (a. a. O. S. 304 ff.), der indes schließlich doch (vergl. S. 331) wieder an die Möglichkeit eines allgemeinen und idealen Wertmaßes für die Leistung der einzelnen zu glauben scheint, wenigstens damit fortwährend ohne weitere Prüfung operiert.

positiven Rechtes oder nach Maßgabe einer beschränkten anderweitigen Gerechtigkeitsnorm zu üben, ist aber auch heutzutage noch eine Tugend, schwerer auszuüben als mancher denkt. Es gehört doch ein gewisses Maß von Selbstbeherrschung, Unterdrückung egoistischer Neigung und Hingebung dazu, z. B. in öffentlichen Parteikämpfen den Buchstaben des Gesetzes nicht gegen dessen wahren Sinn ins Feld zu führen oder auch den dem Herkommen entsprechenden gerechten Preis zu zahlen, wenn eine Zwangslage einen anderen veranlaßt, um jeden Preis zu verkaufen, und hinter schön klingenden Phrasen und gewundenen Gründen kann sich auch heutigen Tages noch die unbewußte Tendenz verbergen, es mit mächtigen Personen oder Zeitströmungen nicht zu verderben. Es ist immer gut, zunächst nach der Gerechtigkeit, d. h. nach dem zu fragen, was dem strengen, dem wirklichen Recht entspricht, und dann erst nach dem, was darüber hinaus geschehen mag. Wer der Feststellung des strengen Rechtes aus dem Wege geht und sofort die Billigkeit oder die Nächstenliebe in Rechtsangelegenheiten einmischet, ist nicht selten derjenige, der uns übervorteilen möchte.*) So dürfen wir also auch die hausbackene, nur nach dem Positiven fragende Gerechtigkeit selbst im täglichen Leben nicht geringschätzen. Der idealen Gerechtigkeit kommt, so wenig sie als treibende Kraft im Recht- und Staatsleben zu entbehren ist, in jedem gegebenen Zeitpunkt, sobald nicht der völlige Umsturz alles Bisherigen gepredigt werden soll, nur eine verhältnismäßig bescheidene Bedeutung zu, und auf die Forderung völliger oder auch nur annähernder Vergeltung müssen wir, wie ausgeführt wurde, im irdischen Leben Verzicht leisten.

Soll man das unbedingt beklagen? Diese Frage dürfte mit „nein“ zu beantworten sein. Wäre es gewiß, daß jede gute That, jedes Verdienst seinen Lohn nicht nur im Bewußtsein des Menschen selbst, sondern auch äußerlich erhalten, jeder schlechten That die Strafe folgen würde, so würde die gesamte Moral in dem dann entstehenden Zwangs- und Dressurstaate sich auflösen in eine große Versicherungsanstalt; jede gute Handlung wäre nichts anderes als eine Einlage, die nachher mit Zinsen zurückbezahlt würde. Es wäre mit anderen Worten unmöglich, das Gute zu thun um des Guten willen, das Schlechte zu unterlassen, weil man nicht schlecht sein will.**) Und nun denke man sich die Wirkung, welche eine allgemeine Rangordnung nach wirklichem Verdienste ausüben würde, und ganz besonders auf diejenigen, welche in dieser Rangordnung nicht gerade die bevorzugten Stellen einnehmen würden. Heutzutage weiß jeder, daß nicht immer das wahre Verdienst mit hohen Titeln und Ordensternen geschmückt wird, daß mancher unten bleibt und in der Welt nicht weit kommt, gerade weil er ein feines Ehrgefühl hat, oder weil er es verschmährt, andere auszubeten, daß überhaupt der Zufall, die Gunst oder Ungunst der Umstände ein großes Feld der Wirksamkeit behaupten. Das dient aber auch wieder zur Beruhigung der Ge-

*) So dürften auch im öffentlichen Leben angeblühte Forderungen idealer Gerechtigkeit nicht selten auf eine verstärkte Übervorteilung Anderer hinauskommen.

**) Dies ist treffend hervorgehoben von Rümelin, Über die Idee der Gerechtigkeit, Reden und Aufsätze, Bd. 2. S. 86 (1881).

müter und führt einerseits zur Selbstachtung*), auch der weniger gut gestellten, wie zu dem Grundsätze, daß da, wo es nicht auf staatliche oder rechtliche Unterordnung ankommt, auch dem unten Stehenden die gebührende Rücksicht gewahrt werde.“) Das würde anders sein, wenn Staat und Gesellschaft jedem seinen Wert gleichsam aufstempeln könnte. Allerdings würde ein Zustand, in welchem meistens das Gegenteil der Vergeltung stattfände, wenig erträglich sein. Allein so verhält sich doch die bestehende Rechtsordnung glücklicherweise auch nicht; es herrscht hier gewissermaßen nicht völliges Licht, aber auch nicht völlige Finsternis, und dieses „Tag und Nacht“ taugt ja bekanntermaßen einzig für uns. Wir mögen also immerhin mehr, als bisher geschehen, in Zukunft das Verdienst berücksichtigen wollen; aber wir müssen uns dahin bescheiden, daß in erster Linie doch die Rücksicht auf die Erhaltung der Gesellschaft und der Kultur d. h. das Bedürfnis und nur in zweiter Linie die Gerechtigkeit, d. h. die Verteilung nach dem Verdienste in Betracht kommen kann.

Wir bemerken, daß das griechische und römische Altertum die Gerechtigkeit als Kardinaltugend betrachtete. Auch im alten Testamente finden wir eine ähnliche Auffassung. Es ist da die Rede von der Gerechtigkeit, welche in einem Verhalten, einem Thun besteht, gleichkommend der Norm, welche Gott für die Menschen in seinem Gesetze gesetzt hat. Dem neuen Testamente ist diese Gerechtigkeit fremd; es geht von der Ansicht aus, daß kein Mensch seinen Pflichten gegen Gott vollkommen genügen könne. Das Christentum kümmert sich aber zunächst auch nicht um staatliche und gesellschaftliche Gerechtigkeit; es ist die Religion der Nächstenliebe. Zenes hat zunächst einen historischen Grund. Die Christen waren anfangs eine meist nur geduldete, häufig verfolgte Sekte. Innerhalb der kleinen Gemeinschaft aber galt die Liebe, und diese macht, wenn alle von ihr befeelt sind, Recht und Gerechtigkeit überflüssig. Es kann hier nicht untersucht werden, wie im Laufe der Geschichte das Christentum, als es zur herrschenden Religion wurde, sich zur staatlichen Gerechtigkeit stellte; was im Staate geschah, konnte da dem Christentum nicht mehr völlig fremd erscheinen; das Christentum mußte sich fragen, wie weit es dafür eine Verantwortung trage. Aber die Bedeutung haben doch wohl für alle Zukunft die bekannten Aussprüche des neuen Testaments, welche dem Staate und dem Reiche Gottes verschiedene Sphären zuweisen, daß eine völlige oder fast völlige Identifikation der Aufgaben des Staates und des Christentums ausgeschlossen erscheint. Eine Aufgabe, die dem Staate zufällt, wird damit einem gewissen Gleichheitsprinzipe unterstellt. Der Staat kann und soll nicht anders als allen mit gleichem Maße messen; was der Staat thut, darauf scheint jeder unter gleichen Verhältnissen auch ein Recht zu haben; die Thätigkeit des Staates fordert die Konsequenzen heraus und hat dieselben zu scheuen. Dadurch

*) Hierüber finden sich treffliche Bemerkungen in Justus Möjers patriotischen Phantasien (Werke, herausgegeben von Abeken. Bd. 2. S. 187 ff.).

**) In jedem wird jetzt gleichsam die Möglichkeit einer höheren Stellung respektiert. Die Gewißheit der Rangordnung nach Verdienst würde zu einer unerträglichen Verachtung der niedriger Stehenden führen.

ändert sich aber Charakter und die moralische Wirkung der materiell ganz gleichen Leistung. Was z. B. von freier Nächstenliebe und Mildthätigkeit in nur unbestimmter Weise gehofft und dankend empfangen wurde, wird nunmehr in bestimmter Weise erwartet und gefordert, und für das, was man fordern kann, pflegt der Dank nicht weit zu gehen. Je weiter ferner die Kreise werden, in denen praktische Liebe sich bethätigen soll, um so mehr wird diese genöthigt, sich annähernd den Prinzipien der traditionellen Gerechtigkeit zu bedienen, während im engeren Kreise die werththätige Liebe die Konsequenzen ihres Thuns nicht zu befürchten hat. So hat denn selbst die Konzentration der Wohlthätigkeit in kolossalen, ganze Provinzen und Länder umfassenden Anstalten und Veranstaltungen auch eine höchst bedenkliche Seite.^{*)} Es wird richtig sein, daß unsere Kultur- und Verkehrsverhältnisse, auch in der Wohlthätigkeit, in der Unterstützung in gewissen Umfange größere Konzentrationen verlangen. Aber man hat dabei Vorsicht zu üben und sich daran zu erinnern, daß, was als Gerechtigkeitsforderung einmal durchgeführt ist, gewisse unausbleibliche Konsequenzen nach sich zieht und hinterher der Regel nach einiger Einschränkung nur dann wieder unterworfen werden kann, wenn die Konsequenzen sich ausgelebt, vielleicht auch „ausgetobt“ haben. Weitgehende Gerechtigkeitsideale, nach denen die Menschheit völlig umgestaltet werden soll, sind, wie wir zu zeigen unternahmen, in der Regel nichts als schillernde, bei genauerer Prüfung zerplatzende Seifenblasen. Aber die Jagd nach ihnen ist gefährlich; sie kann in einen Abgrund führen, aus welchem der Ausweg nur um den Preis schwerer Leiden möglich ist.

Bemühen wir uns dagegen, mit voller Hingebung die Anforderungen der positiven, traditionellen Gerechtigkeit zu erfüllen, so wird, da Recht und Moral innig verwandt sind, auch eine Stärkung der allgemeinen Moralität von selbst sich ergeben, und diese letztere wird wiederum geeignet sein, manche Härten der positiven Rechtsordnung auszugleichen. Zugleich aber wird der wahre und bleibende Kern des Positiven bei solchem Bestreben immer leuchtender und mächtiger hervortreten und von selbst zu einer höheren und edleren Form sich gestalten. Nach dem Gesetze der Entwicklung enthält die Vergangenheit doch immer den Keim der Zukunft. Was mit der Vergangenheit keine Verbindung hat, kann auch für die Zukunft keine Wurzel fassen, und wird so nur zu einem Gemmiss, vielleicht auch zu einem Krankheitsstoffe werden.

^{*)} So sind z. B. höchst bedenklich Wohlthätigkeitsanstalten, welche ohne weitere Voraussetzungen einer großen Masse von Eltern die Sorge und Verantwortlichkeit für die Kinder unentgeltlich abnehmen sollen. Die Elternliebe hängt eng zusammen mit der Sorge und Verantwortlichkeit für die Kinder. Dennoch wurde neulich in einer Zeitung die Gründung einer dergleichen Anstalt in ganz unbedachtlicher Weise angepriesen.



Das niederdeutsche Schauspiel

von Ekhof bis zur Franzosenzeit.)

Von

Karl Theodor Gaederz.

Die naive Bauernsprache — der platte Dialekt — giebt allem eine ganz eigene Würze.

Lefling, Hamburgische Dramaturgie I. 28.

Nirgends ist das niederdeutsche Drama so eifrig gehegt und gepflegt worden, wie dies von jeher in Hamburg geschah. Selbst in den traurigsten Zeiten, die über unser Vaterland hereinbrachen, während des dreißigjährigen Krieges und während der Franzosenherrschaft, verstummte die teure Sassenprache dort nicht auf der Schaubühne. Da der große Krieg rings umher wütete, schrieb Johann Rist, der geistliche Liederdichter und martialische Dramatiker, seine kraftvollen Aktionen in heimischer Mundart und ließ dieselben in Hamburg aufführen, und als der Marschall Davoust, Prinz von Schmühl, die alte Reichs- und Hansestadt tyrannisierte, zeigte sich auf den weltbedeutenden Brettern Siegfried von Lindenberg, ein Niederlasse von Kopf bis zu Fuß, und hob noch mehr den Patriotismus.

Wenn wir das niederdeutsche Schauspiel kennen lernen wollen, wie dasselbe von Ekhof bis zur Franzosenzeit beschaffen war, so haben wir uns gleichfalls nach Hamburg zu wenden. Hier fand es auch damals den günstigsten Boden zum Gedeihen, von hier aus eilten seine Sendboten zu Gastspielen nach Berlin, Braunschweig, Hannover, Lübeck, Lüneburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg und anderwärts. Ein überraschendes kunst-litterarisches Bild entrollt sich hier, das für das Kulturleben im Norden von höchster Bedeutung ist.

Die letzten niederdeutschen Arien und Gefänge der ersten stehenden deutschen Oper waren eben verklungen, darunter „dat veelberönde Munnmeleed“ und „de truhartige Klage van de lütjen Haubörger Deeren.“ Vorübergehend nahm die Gelehrtenschule in ihren Schulkomödien sich des heimischen Dialekts an. Den Übergang aber von den Singspielen zum regelrechten Schauspiel vernittelten im Jahre 1740 Holländische Komödianten.

Es war nicht das erste Mal, daß dieselben in ihrer dem Niedersächsischen eng verwandten und darum leicht verständlichen Sprache in Hamburg auftraten. „Bornehmlich sehn sie“ — heißt es in der Vorrede ihres Vorspiels zur Eröffnung des holländischen Schauspielers — „durch die Fußstapfen ihrer Vorfahren hierzu angemüthigt worden, als welche über eine große dreißig Jahr her, in dieser Stadt und noch höher nach Norden zu liegenden Örtern, mit Zujachzung und Nutzen lange gespielet haben. Niemand hat zu derselben Zeit geklagt, daß das Holländische schwer zu verstehen wäre: Und so man die Gutheit und Ge-

*) Aus der demnächst im Verlage von A. Hofmann & Co. in Berlin erscheinenden „Geschichte des niederdeutschen Schauspiels“ von Karl Theodor Gaederz.

duld beliebt zu haben, um solches nur etwan zwey oder drey-mahl zu probiren, so wird die Erfahrung lehren, daß diese zwey Sprachen-so viel nicht unterschieden seyn, als man sich vorgestellt.“ Der Holländische Resident Mauritius verfaßte die Huldigung an den Senat. Momus und Merkur disputieren über das Verhältnis und die Ähnlichkeit beider Völker und Zungen: Derselbe Geist beherrichte Hamburg und die Niederlande, dieselbe Tüchtigkeit in Handel und Wandel, dieselbe Aufrichtigkeit der Gemüther, Freiheit der Regierung. Und da sollte man, sagt Merkur, uns nicht verstehen, deren Väter schon die Ehre gehabt,

Te speeten in dees eigen Stadt,
Te Dankt, Lufel, Kiel?

Auch diesmal standen Verständnis und Anklang auf gleicher Höhe. Der Schauplatz war in der Neustädter Fuhrentvierte in der „bekannten Komödien-Bude“. Das Repertoire war sehr reichhaltig; ein buntes Durcheinander von Dramen und lustigen Poffen. Besonders interessiert Gramsbergens Kluchtighe Tragoedie: Piramus en Thisbe of de bedrooge Hartog van Pierlepon, merkwürdig wegen der oft wörtlichen Übereinstimmung mit dem Peter Squenz von Andreas Gryphius. Beide Stücke, das holländische und deutsche, weisen auf ein gemeinsames Original hin, das eine Entstellung von Shakespeares Interlude im Wittfommernachtstraum gewesen sein muß.

Am 7. Juni 1741 trat die Schönmännische Gesellschaft zuerst in Hamburg auf und zwar im alten Opernhause am Gänsemarkt. Johann Friedrich Schönmann war als Hannoveraner mit dem niedersächsischen Dialekt vertraut, und wenn er gleich selbst nicht derartige Rollen übernahm, so gab er doch wiederholt Stücke, in denen einzelne seiner Mitglieder sich als richtige Niederdeutsche bewähren konnten. Unter ihnen ragt ein Mann hervor, welchen als den ersten durchaus der Natur getreuen Darsteller des Lebens die Nachwelt in verdienter Würdigung mit dem Ehrennamen „Vater der deutschen Schauspielkunst“ ausgezeichnet hat, Hans Konrad Dietrich Ekhof, geb. den 12. August 1720, gestorben den 16. Juni 1778. Derselbe war Hamburger von Geburt und Sohn eines Stadtsoldaten. Dieser in der Socke wie im Kothurn, im Erhabenen wie im Komischen gleich große Künstler, der weder vor noch neben sich ein Muster hatte, nach welchem er sich bildete, sondern alles aus und durch sich selbst ward, ist auch als niederdeutscher Interpret bahnbrechend geworden und hat sich daneben als niederdeutscher Dramatiker nicht unruhiglich hervorgethan. Ein unberechenbarer Gewinn für die Entwicklung des niederdeutschen Schauspiels. Mit Ekhof datiert eine neue Ära. Ohne ihn kein Borchers, ohne Borchers kein Costenoble, ohne Costenoble kein Vorsmann, ohne Vorsmann kein Karl Schulke — diese Stala muster-giltiger niederdeutscher Theater-typen!

Zu Konrad Ekhofs Zeit galt es noch für keine Schande, „platt“ zu sprechen und zu schreiben, im Gegenteil! Damals waren speziell die Hamburger noch so plattdeutsch, daß selbst in der Regel die Vornehmen sich dieser Mundart in ihren Kreisen bedienten, daß sie allgemeine Geschäftssprache war, daß ein Hochdeutscher Mühe hatte, sich dem gewöhnlichen Manne verständlich zu machen; ja man

haßte und verachtete das Hochdeutsche gewissermaßen und ließ diese Abneigung gegen dasselbe oft die „Butenlüden“, die es redeten, empfinden. Ekhof hatte von klein auf diese Mutterlaute gehört und gesprochen, er beherrschte sie vollkommen in seiner Kunst wie im Leben. So erzählt Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer in seiner Biographie Schröders, wie Ekhof einmal eine halbe Stunde lang mit einem Fuhrmann plattdeutsch zankte.

Die erste Rolle, worin Ekhof sein Idiom zur Geltung bringen konnte, wird der Rentier Grobian im „Boofesbeutel“ gewesen sein, den er nach Schröders Urteil „sehr gemein“, also dem ordinären Habitus des Spießbürgers konform, darstellte. Das am 16. August 1741 zuerst aufgeführte Lustspiel in drei Aufzügen vom Buchhalter Borkenstein fand unglaublichen Zulauf und hielt sich lange auf dem Repertoire. Gegen neunzig Wiederholungen lassen sich nachweisen. Es ist das erste einheimische Lokalstück und als Sittenschilderung der damaligen Zeit nicht ohne Wert. Die lächerlichen Gewohnheiten verschiedener Familien und Einwohner werden hier auf komische Weise durchgehelt. Das ganze Enjete, eine derbe und gelungene Versifflage auf alte tief eingewurzelte vaterstädtische Mißbräuche und Vorurteile, auf den Schlendrian im gesellschaftlichen Leben und in der Verwaltung, den sogenannten „Boofsbüdel“ (Buchbeutel), ist so durchtränkt von lokalem Geiste, daß wir uns die Personen schlechterdings nicht anders als platt oder missingsch redend denken können. Noch 1764 ist das Stück gegeben worden, und zwar zu Lüneburg. Auf einem erhaltenen Komödienzettel steht eigens vermerkt: „es werden drei Rollen in plattdeutscher Sprache gespielt.“

Triumphe feierte Ekhof als Lehrbursche Heinrich in Ludwig Holbergs politischem Kammengießer. Dies erste und berühmteste dänische Lustspiel, welches auf einem deutschen Drama „Das verwirte Haus Jakob“ von Barthold Feind beruht, erschien 1743 in niederländischer Fassung: „De Politische Kammengiechter uut Holbergs Dänischen Schun-Plaak bii Winter Avennds-Tiid äversjett in sine eegene Frun-Mooder Spraak.“ Das durchweg Hamburgische Gepräge tritt in dieser Übertragung ganz besonders hervor. Gewisse Vorfälle, die sich in Hamburg ereignet haben, bilden den historischen Hintergrund. Die bürgerlichen Unruhen hatten 1708 einen so bedrohlichen Charakter angenommen, daß endlich eine kaiserliche Kommission mit einem Erektionsheere unter dem Befehle des Grafen von Schönborn erschien, welche nach vierjährigen Verhandlungen den sogenannten Hauptreißer von 1712 zu stande brachte, wodurch bis auf die jüngsten einschneidenden Reformen von 1859 das Fundament zur Hamburgischen Staatsverfassung gelegt wurde. In diesen Zeitabschnitt hat Holberg die Handlung verlegt. Die Ordnung war eben zur Not wieder hergestellt, aber die erhitzten Gemüter beruhigten sich noch lange nicht. Unter solchen Verhältnissen konnte der sonst achtbare und vernünftige, indes politisch unreife und jeder wissenschaftlichen Bildung bare Handwerker Hermann von Bremen sich wohl zum Drakel seiner Kunstgenossen und zum Reformator des Gemeinwesens berufen glauben.

Das Hamburgische Kolorit tritt auch in Einzelheiten zu Tage. „Du kannst mit der Tiid Riiden-Dehner warren,“ diese verlockende Aussicht eröffnet der nen-

gebäckene Bürgermeister seinem Burschen Heinrich und ruft damit dem Publikum die seltsame und auffällige Erscheinung der ehemaligen berittenen Senatsdiener, der sogenannten „reitenden Diener“, vor Augen. Wie prächtig nahmen sie sich ans in ihrer spanischen Alkalden-Tracht aus dem sechszehnten Jahrhundert, den langen schwarzen Mänteln, runden gestreiften Kragen, Pumphosen und Bratspießern zur Seite! Das barocke Kostüm der Gerichtsboten im „Don Juan“ erinnert etwas daran.

Noch größeren Erfolg erzielte Ekhof als Zürge im „Bauer mit der Erbschaft“. Der Komödienzettel vom 17. Juli 1747 besagt: „Mit Bewilligung einer Hohen Obrigkeit wird heute auf der Schönemannschen Schaubühne in dem Opernhause am Gänsemarke allhier vorgestellt werden ein aus dem Französischen des Herrn von Marivaux übersehtes Lustspiel in einem Aufzuge: L'heritier de village, der Bauer mit der Erbschaft. In diesem Stücke werden vier Rollen in der niederländischen Sprache gespielt werden. Gedruckt zu bekommen.“

Der Übersetzer ist der von Lessing namentlich wegen seines Talentes zum niedrig Komischen geschätzte Schauspieler und Schauspielbucher Johann Christian Krüger, geb. 1722 zu Berlin, gest. am 23. August 1750 zu Hamburg. Durch Ekhofs naturgetreue Auffassung des bäurischen Helden setzte sich die muntere Poffe mit einem Schlage in der Gunst des Publikums fest. Er war ganz der Mann des Charakters, den er darstellte; er spielte diesen nicht, er lebte ihn, darin bestand vor allem seine Größe.

Den Inhalt kennt jeder Gebildete durch die kurze Analyse in Lessings Dramaturgie. Die Anerkennung des platten Dialekts aus solcher Feder darf uns stolz machen. Ihm hat Lessing einen Denkstein aere perennius damit gesetzt, und wir können darob vergessen, daß Gutzkow alle Liebhaber niederdeutscher Schrift für Hausknechte erklärte.

Das Stüchchen ist nun aber auch allertliebft, und das Idiom frisch, echt und natürlich. Am gelungensten und lebenswürdigsten scheint der Charakter des Zürge vom Dichter angelegt und durchgeführt. Der Übersetzer hat den Ton und die Sprechweise eines niederländischen Dörflers außerordentlich glücklich getroffen. Diesen Bauern gab Ekhof nach der Meinung von Friedrich Ludwig Schröder, welcher sonst gern an seinen Leistungen Aussetzungen machte, „unübertrefflich in der plattdeutschen Sprache“, und Johann Christian Braudes versichert, daß Zürge unter vielen anderen Meisterrollen das non plus ultra von Ekhofs Kunst war. Man sah in ihm nicht den Akteur, sondern die Person selbst, welche er so gelungen darstellte. Ja er täuschte durch sein Spiel und durch die köstliche Wiedergabe des Jargons die Zuschauer und Hörer derart, daß einmal ein Bäuerlein, welches eben in der Komödie war, wie es so die liebe, einfältige und wahre Natur erfah, an seinen Nachbarn in ungehörter Bewunderung die freuherzige und für den Künstler ehrenvolle Frage that: „Wo in alle Welt hebbden de Lüde den Buren hernahmen?“

Auch Madame Schönemann und später Madame Boeck repräsentierten die Liebe, Zürges Frau, mit ländlicher Naivetät und Ungezwungenheit und rechtfertigten

den Beifall, der dieser Darstellung und dem Stücke überall und nach manchem Jahrzehend noch zu teil ward. In Reichards Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1776 ist Ekhof zusammen mit Madame Voet als Zürge und Liese abgebildet. Die beiden Künstler dieser in Kupfer gestochenen Skizze, G. A. Liebe und G. M. Krause, sollen Ähnlichkeit, sogar der Gesichtszüge, in die Zeichnung gebracht haben. Die Episode wird veranschaulicht, wie Zürge aus der Stadt mit der Nachricht von der reichen Erbschaft lachend ins Dorf zurückkehrt und von seinem Weibe für den Burfschen, der ihm sein Gepäck getragen, kleine Münze fordert:

He, he, he! Giv mi doch fief Schilling kleen Geld, if hev niks, as Gullen und Dahlers.

Liese. He, he, he! Segge doch, heit du Schrollen mit dienen fief Schilling kleen Geld? wat wiist du damed maken?

Zürge. He, he, he! Giv mi fief Schilling kleen Geld, segg ic di.

Liese. Woto denn, Hans Marr?

Zürge. För düüssen Zungen, de mi mienen Bündel op de Reise bed in unse Dörp dragen hett.

Den Bauern mit der Erbschaft nennt W. Hemmings (Deutscher Ehren-Tempel. Gotha 1825) als eine derjenigen Rollen, welche Ekhof im Lustspiele gern gab, und die man mit besonderem Vergnügen von ihm sah. Der bekannte Dramaturg Schink sagt geradezu, daß sich sein Zürge unsterblich gemacht habe. Wie sehr diese Figur ihm in Fleisch und Blut übergegangen war, bezeugt aber auf das Schlagendste Friedrich Nicolai, der in Jfflands Almanach für Theater und Theaterfreunde auf das Jahr 1807 einen mit Musäus und Mylius gemeinsam im Mai 1773 bei Ekhof abgestatteten Morgenbesuch erzählt: „Wir fanden ihn in Schlafrock und Nachtmüße. Er setzte seine Brille auf, und in dieser äußerlich so ungünstigen Lage las er aus Cronegks Trauerspiele Codrus den Monolog Medous mit einer so naturvollen Würde und mit so edlem Ausdrucke vor, daß man den edlen jungen Prinzen zu hören glaubte und Brille, Nachtmüße und Schlafrock vergaß. Dann wählte er aus Voltaires Zaire die berühmte Szene Lufignans mit seinen beiden Kindern. Wir waren so gerührt, daß uns während seines affectvollen Lesens die hellen Thränen über die Wangen liefen. Sobald die Szene geendigt war, sprang Ekhof vom Stuhle auf, wie ein junger Burfsche, schmalzte mit den Fingern beider Hände, warf seinen Schlafrock auf die Erde, und nun sagte er augenblicklich aus dem plattdeutschen Nachspiele: Der Bauer mit der Erbschaft, eine Szene auswendig her, so originell drollig, daß wir alle einmal übers andere laut anlachen mußten. Es war gar nichts mehr an ihm von der vorigen Würde und von der vorigen innigen Empfindung. Bis auf die ausgebogenen Knie, bis auf die heraufgezogenen Schultern, bis auf jede Muskel des Gesichts war der Bauer da, bis auf die geringste Bewegung der Hand war alles komisch. Ich erinnere mich noch, daß er die beiden mittlern Finger emporhob; aber die ganze possierliche Bewegung des Handgelenks und des Arms kann ich nicht beschreiben.“

Krüger verfertigte bald darauf 1750 für Ekhof eine zweite Glanzrolle, Herzog

Michel, den Helden in dem gleichnamigen Lustspiel von einer Handlung in Versen, nach dem „ausgerechneten Glück“ von Johann Adolph Schlegel in den Bremer Beiträgen. Auch diese Bluette, die voller naiven Gemälde und feiner satirischen Züge steckt, und worin die bäurischen Sitten sehr drastisch zu Tage treten, fand großen nachhaltigen Beifall. Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie fragt: „Auf welchem Theater wird Herzog Michel nicht gespielt, und wer hat ihn nicht gesehen oder gelesen?“ Der Text ist ursprünglich hochdeutsch; aber Ekhof, um größere Wirkung zu erzielen und die Wahrscheinlichkeit zu steigern, gab in richtiger Erkenntnis der Sachlage den sich zum Herzog träumenden Bauern in der von ihm meisterhaft beherrschten platten Sprache.

Nach Krügers Tode sah sich Ekhof vergebens nach einem Dramatiker um, welcher ihm einige neue Dialektrollen schrieb. So schuf er dem selbst nach der seit 1704 in Paris beliebten Komödie *Le galant jardinier* von D'Ancourt ein Stück unter dem Titel „Das Blindenkuhspiel“. Mathurin, der Gärtner des Herrn Robinot, die niedrigkomische Person, spricht hier ein handfestes Plattdeutsch. Warum der Bearbeiter die Handlung nicht aus Frankreich weg verlegt und deutsche Namen gewählt hat, ist unerfindlich. Einem Gärtner Matthies trauen wir zu, daß er im niederdeutschen Idiom bewandert ist, einem Mathurin nicht. Abgesehen von dieser Äußerlichkeit ist die Figur höchst gelungen, und Ekhof beweist nicht nur Kenntnis von der niederdeutschen Grammatik, sondern verfügt auch über einen Sprachschatz, der durch die Fülle echt volkstümlicher Wörter und Sentenzen in Erstaunen setzt.

Die Buchausgabe dieser Übersetzung erschien in Berlin 1760. Zuerst gegeben wurde das heitere Stück schon 1757 und gefiel überall, wo der große Künstler in seiner unvergleichlichen Meisterschaft den Plattdeutsch redenden Gärtner darstellte.

Großes Ergötzen rief Ekhof ferner als Bruder des geadelten Wucherers in „Der Wucherer ein Edelmann“ hervor. Diese einaktige Farce, von ihm übertragen nach Le Grand's auf dem Théâtre français seit 1713 gern gesehenen *L'usurier gentilhomme*, ist das Gemälde eines Gelder für hohe Zinsen ausleihenden und dadurch reich gewordenen Landmannes, welches zeigt, daß Glück nicht die Fehler der Erziehung verbessert. In scharfem Kontrast zu dem gespreizt und wichtig thnenden Halsabschneider Herrn von Stadtdörfer und dessen Gattin, von der man nicht recht weiß, ob sie mehr ungebildet, herzlos oder spleenig ist, steht der biedere, einfach und bäurisch gebliebene Bruder Klas.

Mit Verkörperung dieses prächtigen Charakters legte Ekhof Ehre ein, und auch hier soll er durch reine Naturdarstellung, durch glückliche Mischung des Gemüthlichen, Komischen und Burlesken und durch unachahmliche Wiedergabe der platten Mundart eine Musterleistung geboten haben. Was speziell die Übersetzung betrifft, so wirkt es befremdend, daß die Handlung in Paris spielt, daß der Wucherer aus Garonne stammt, daß der Aristokrat Fontaubin heißt u. s. w. Eben so wie beim „Blindenkuhspiel“ vernissen wir in dieser Komödie völlige Germanisierung, die um so notwendiger, als durch den Hamburgischen Dialekt das Stück durchaus

auf deutschen Boden verpflanzt ist. Mit wie geringer Mühe hätte Ekhof seine Arbeit von diesem Zwitterzustande befreien können! Das häufig aufgeführte Lustspiel ist Manuscript geblieben. Joh. Wilhelm Dumpf schreibt in einem für die Herzogin Friederike Louise von Mecklenburg-Schwerin bestimmten und an ihren Oberhofmeister, den Wirklichen Geheimen Rat Baron von Forstner gerichteten Briefe aus Gotha untern 11. Juli 1778 über Ekhofs Testament und Ordnung seiner Hinterlassenschaft; es heißt darin: „Die Theaterdirektion hieselbst wird dessen Bücher und Manuscripte kaufen.“ Das ist geschehen und der Schatz später an die Herzogliche Bibliothek in Gotha überantwortet worden. Das Exemplar von „Der Wucherer ein Edelmann“ trägt auf dem Titelblatte seinen Namen und im Text verschiedene eigenhändige Zusätze.

Im Jahre 1764 verließ Ekhof Hamburg und ging zu Ackermann nach Hannover. Doch 1767 erntete er wieder reiche Triumphe in der ihm durch Lessing unbedingt gezollten Anerkennung seiner Leistungen am Nationallheater. Als dieses zu Grabe getragen war, begab er sich zur Seylerschen Truppe und später, 1771, nach Gotha als Hofchauspieler und Direktor. Auch im Thüringischen Lande wurde der Künstler seiner alten Muttersprache nicht untreu. Wie das von ihm geschriebene „Tägliche Verzeichnis der Schauspiele, welche auf dem (so!) Weimariſchen und Gotha'schen Hof-Theater aufgeführt worden von Anno 1772 d. 22. Juny“ lehrt, stand namentlich der „Bauer mit der Erbschaft“ häufig auf dem Repertoire. Ob nun das dortige Publikum Geschmack an dem Niedersächsischen fand oder die traute Hamburger Volkssprache unserem Ekhof in der Fremde doppelt ans Herz wuchs, kurzum, den 17. November 1777 ward ein neues und das letzte Stück mit einer niederdeutschen Partie gegeben: „Der verliebte Werber“. Dies Lustspiel in einem Aufzuge rührt wahrscheinlich gleichfalls ans seiner Feder, und der Knecht Lukas wird in ihm einen trefflichen Repräsentanten gehabt haben. Lucas, dieser pffiffige und verliebte Großknecht, ist seine letzte Dialektrolle gewesen. Das Handexemplar aus seinem Nachlaß bewahrt die Gothaer Hofbibliothek.

Am 16. Juni, zwischen sieben und acht Uhr morgens, 1778 entschlief der einzige Konrad Ekhof.

Die noch am Alten und Hergebrachten, also auch an der von den Vätern ererbten Sagensprache festhaltenden Hamburger beklagten 1764 den Abgang des von ihnen nahezu vergötterten Ekhof, der seine kraftvollsten Jahre fast ausschließlich der Bühne seiner Vaterstadt gewidmet und den Ton der Natur und Wahrheit eingeführt hatte, auf das Tiefste. Über drei Lustren trauerte hier die niederdeutsche Muse, bis 1779 in der Person von David Borchers, geb. 1744, gest. 1796 zu Karlsruhe in Schlessien, einem Hamburger, eines Predigers Sohn, ein würdiger Nachfolger auftrat. Er ist nun in der That derjenige, welcher den Verlust Ekhofs einigermassen ersetzte.

Gänzlich war inzwischen das niederdeutsche Schauspiel doch nicht verwaist. Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen! Johann Friedrich Köding, dieser liebenswürdige Jugendfreund, gab zu gleicher Zeit wie sein berühmter Kollege Christian Felix Weiße ein Wochenblatt für Kinder in sechs Bänden

(1775—1777) heraus. In Hülle und Fülle wird darin der Kleinen Welt Dramatisches geboten, so recht geeignet zur bescheidenen Vorstellung im häuslichen Kreise, Gespräche, naive Intrigen, sogar Poffen mit Liederchen, hoch und platt, für jeden wat; und wie energisch, wie mutterwitzig, derb und doch wie süß klingt's aus dem Munde der Knaben und Mädchen! Wilhelm und Hans auf dem Billwärders Teich; Jürge; Amalia, Friedrich und Hein; Ernst und Hein; Peter in der dramatischen Unterhaltung „Die Zufriedenheit ist ein kostbarer Schatz“, vor allem de lütje Beerlander Buerjung un syn Süster Trienke, ja Dialoge über die Bienen, über mythologische Gemälde, über die goldene, silberne, erzene und eiserne Zeit wechseln mit einander ab. Und meist im Hamburger Blatt. Paulchen plappert in einem Weihnachtsstückchen sogar missingsch. Wie reizend es sich ausnimmt und anhört! Und die eingestreuten Kinderreime und Lieder wie herzig und frisch!

Es liegt ein tiefer Sinn im kindischen Spiel. Fast scheint's, als ob dies plattdeutsche Theatergetriebe en miniature die Eltern aufs neue mahnte an den Verlust, welcher sie auf der Schaubühne betroffen, und als ob sie sich aufs neue sehnten, in dem großen Komödienhause am Gänsemarkt wieder einmal ihr lang entbehrtes heimisches Idiom zu hören.

Wirklich überraschte die Erwachsenen Friedrich Ludwig Schröder mit Wiederhervorholung des „Bauer mit der Erbschaft“. Am 23. November 1779 wurde die Poffe durch Borchers hier glücklich auf die weltbedeutenden Bretter zurückgeführt. Meyer versichert, Ethof selbst habe diese Rolle nicht meisterhafter gespielt. Kein geringes Lob! Wie sehr übrigens noch damals auch in weiteren Kreisen dies unvernünftliche Stück beliebt war, davon legt Johann Gottwerth Müller, der Meister von Iphoe, ein ergötliches Zeugnis ab in seinem vielgepriesenen Roman aus dem 18. Jahrhundert „Siegfried von Lindenberg“. Dieses mit originellem Humor durchwürzte Sittengemälde erschien zuerst 1779. „Der gute Zunker“, heißt es an einer Stelle, „hatte seine neueste Laune: ein Privattheater. Sein rechtes Favoritstück war der Bauer mit der Erbschaft, und er beschloß, in eigner hoher Person den Jürge zu spielen. Alles ging auch recht gut, bis man an die zweite Szene kam, wo Jürge seine Frau unterrichten will, wie sie sich nun, da sie reiche, mithin vornehme Leute geworden, aufzuführen habe. Hier will Jürge seine Liese in der Galanterie unterweisen, setzt den Fall, er wäre nicht ihr Mann, sondern ihr Liebhaber, und fragt, wie sie sich bei einer Liebeserklärung nehmen würde? Dann sagt er ihr nach seiner Art Douceurs, wirft sich vor ihr auf die Knie und fragt: Wat wullt du woll darop seggen?

Liese: Wat ick darop seggen wull, Zün? Ich, wiß un wahrhaftig, süh! erst stöht ick die vör de Panß.

Sie begleitete diese Worte mit einer so heftigen Aktion, daß Seine Hochwohlgeborne Gnaden beynahe rücklings übergeschlagen wären.“

Noch immer bildete das kräftig-trenherzige Plattdeutsch die Umgangssprache in der freien Reichs- und Hansestadt nicht nur unter den geringeren Ständen, sondern ebenso gut in den vornehmen Klassen. Der Hamburger Bürgereid ward noch fast bis zur Mitte des jetzigen Jahrhunderts in niederdeutscher Sprache ge-

schworen. Auch zahlreiche auf das Theater bezügliche Anekdoten aus jener Zeit bekunden die nicht unterdrückte Herrschaft des heimischen Idioms. Schröder schätzte ein gesundes Volksurtheil, wie es die Besucher der Galerie, während die des ersten Ranges Nicolini's Zauberpantomimen im Jahre 1773 über alle Beschreibung reizend fanden, kopfschüttelnd gefällt hatten, indem sie sagten: „Wat schall de Kram? Dat is doch keine Kunst der Fürsten!“ — welches die Geschichte vom Grafen Esfer behandelnde Trauerspiel Schröder kurz zuvor gegeben hatte. Höchst ergötzlich war auch das Scheidewort dieser Galeriebesucher, als Schröder vor seinem Abgange nach Wien noch einmal die größten Triumphe durch Wiederholung seiner besten Rollen feierte. „He speelt wahrhaftig god!“ hörte man die alten Hamburger kritisieren. „Aberst nu geiht he weg, de undanfbare Kerl! Wy hefft em billd't!“ Am meisten aber freute sich Schröder über die Naivetät eines reichen Hamburgers, der ihn einst begegnet war und ihn gefragt hatte: „Wat speelt se hüte?“ — „Ein Trauerspiel,“ antwortete der Direktor. „Speelt he ood mit?“ fragte jener weiter. „Kein!“ — „Doh,“ bat nun der alte Herr, „kam he man immer'n bitten mit 'rut. Jek hev Dem gar to geern!“

An mehrere dieser überlieferten naiven Aussprüche knüpft Friedrich Gottlieb Zimmermann in seinen neuen dramaturgischen Blättern eine Bemerkung über Empfänglichkeit des Publikums im allgemeinen und wagt inbezug auf das Hamburgische die freudige, auch von Uhde in seiner Geschichte des Stadttheaters mitgetheilte Behauptung, daß, wenn irgend ein Ort, so vorzüglich Hamburg geeignet sei, eine Volksbühne sich zu bilden im reinsten und edelsten Sinne des Wortes. Gewiß! Wenn auch die Späße kräftig und deutlich sein mußten und dann der Akteur „en verfluchten Kerl!“ hieß, wenn auch der Inhalt der Stücke nicht gar zu viel Nachdenken erfordern durfte, und sie sonst leicht mit der kurzen Kritik „Dat is Klöönkram“ abgefertigt wurden, wenn man auch anstatt seiner psychologischer Entwicklung und Durchführung einer großen Idee lieber Prachtentfaltung und Schlachtgetümmel, Feuerregen, Tempel- und Burgeinsturz hatte — „dat Ding weer all good! wenn man mehr Wirrwarr drin weer“, — so war doch keineswegs der Kunstgeschmack so verdorben, wie Uhde uns glauben machen will, und wie folgendes Beispiel widerlegt. Des Hofrath Müllner Tragödie „die Albaneserin,“ 1815 unter Schmidt zuerst aufgeführt, fiel durch. Das Stück spielte von halb sieben bis gegen elf Uhr. Als es zu Ende war, fragte ein ehrlicher Zuschauer seinen Nachbarn: „Wat hefft de Lüde wöllt?“ — „Jek will starben, wenn ick een Woord verstaahn heff,“ war die Antwort. Das allgemeine Urtheil lautete nicht anders.

Doch wir wollen der Zeit nicht vorausseilen. Alle diese Weisheit wurde, wie gesagt, im derben Plattdeutsch, das damals noch jedermann in Munde führte, vorgetragen. Was Wunder, wenn man daher Komödien, in denen die heimische Sprache zu Gehör kam, warm begrüßte!

So brachte denn auch Schröder am 22. Januar 1781 ein Lustspiel in fünf Aufzügen „Glück bessert Thorheit“ auf die Bühne. Dasselbe ist von ihm nach dem Chapter of accidents der Miß Lee verfaßt. Es ward auch — unter dem Titel

„die Zufälle“ — fast gleichzeitig auf dem Wiener Nationaltheater, in Hamburg und Leipzig gegeben. Nach dem Personenregister sprechen Barbara und Peter in der gemeinsten Bauernsprache. Schröder übertrug deren Text und den des Dieners Philipp ins kernigste und ungezwungenste Platt. Barbara ist in Isabe umgetauft, Peter heißt Tobias.

In Berlin hatte das Stück 1781 das Schicksal, sehr zu mißfallen und zwar wegen der ungenügenden Aufführung. „Auch möchte wohl der niederländische Dialekt in den Rollen des Tobias und der Isabe, den man hier nicht gut vertragen kann, etwas Schuld daran seyn,“ schrieb die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung. Nicht gut vertragen? Von jeher hat der richtige Berliner und Märker für das Niederdeutsche großes Verständniß gehabt und auf der Bühne niederdeutsche Partien gern gesehen, schon in der Zeit, als unser Schauspiel noch in den Bindeln lag, man denke an Pfund, Burmeister, Gabriel Kollenhagen, an die Hamburger Opern wie der Galan in der Kiste und die verkehrte Welt, an Ekhof und so fort. Noch heutigtages werden gerade in Berlin plattdeutsche Dramen und Künstler mit Enthusiasmus aufgenommen und bewundert. Erklärlich ist es dagegen, daß in Dresden, wo das Stück unter dem Titel „Marie und Marieliese oder mehr Glück als Verstand“ gegeben wurde, die Magd, welche lange für die entführte Tochter gehalten wird, mit ihrem unrichtigen, platten Sprechen Anstoß erregte. „Dergleichen feste Versuche, die so leicht in die wahre Gemeinheit verfallen,“ betont Ludwig Tieck in seinen dramaturgischen Blättern, „müssen vom Autor mit großer Kunst und Geschicklichkeit, und von den Rezipierenden mit Sicherheit, ja ich mag wohl sagen, mit edler Feinheit gehandhabt werden. Schröder kam hierbei vieles zu statten, was dem neuen Bearbeiter abgegangen ist. Er fügte dem umerzogenen Mädchen noch einen plattspredhenden Bauernburschen hinzu, der in jene Person verliebt ist. Dadurch wird das Widerwärtige, wenn es durch Mißgriffe entstehen sollte, schon gemildert, indem zwei Figuren daran zu tragen haben. Die Sprache selbst und alle Rohheiten rechtfertigen sich auch mehr durch diese Verteilung. Schröder fand in Wien eine bekannte, längst autorisierte Bauernsprache vor, die schon seit vielen Jahren komisch auf der Bühne verarbeitet war, und die mit ihrem Jargon zugleich lammig und witzig ist. Als er das Stück auf dem Hamburger Theater gab, fand er es dort in dieser Hinsicht noch bequemer, denn alles Gesunde, die Banern und zum Teil Bürger, sprachen ein anderes Deutsch, als die gebildeten Stände, ja es war nichts seltenes, daß die Herrschaften mit den Dienstboten sich nur im Plattdeutschen verständigten. Das Stück selbst war gleichsam schon für Holstein und Dänemark berechnet, wohin die Hauptperson als Gouverneur von St. Croix (einer dänischen Insel in Amerika) zurückkehrt. Jeder Zuschauer verstand den platten Dialekt und niemals kam der Spaß in Gefahr, eigentlich gemein zu werden. Schon Ekhof spielte vor Jahren den Bauer mit der Erbschaft plattdeutsch, weil er in diesem Dialekte Meister war; späterhin versuchte Brandes ein Stück in dieser Mundart; manche Romane, wie Siegfried von Lindenberg, lassen sie auch oftmals sprechen,

und in unseren Tagen hat wiederum ein Hamburger Dichter mit Glück diese Bahn betreten."

So drängt uns Tieck selbst unaufhaltjam vorwärts, indem er uns auf Brandes, Siegfried von Lindenberg und auf einen neueren Poeten, Bärnann, hinweist.

Doch zuvor noch über Schröders „Glück bessert Thorheit“ einige Worte! Seine Bearbeitung hielt sich in Hamburg lange; wir begegnen ihr noch während der Franzosenzeit auf den Komödienzetteln. Peter und Isabe gaben 1781 Herr Borchers und Madame Stegmann, 1792 derselbe und Madame Gule. Schindl urteilt in seiner Hamburgischen Theaterzeitung: „Isabe wird von Madame Gule recht brav gespielt. Sie spricht sehr gut plattdeutsch und vermeidet sehr glücklich das zu Gemeine, wodurch diese Rolle leicht um alle Anziehung gebracht werden kann. In der Rolle des Peter sitzt Herr Borchers wahrhaft auf seinem Pferde.“ Auch Costenoble und Sophie Löhns haben durch gelungene Kopie dieser beiden drastisch gezeichneten Individuen Beifall geerntet.

Costenoble bewährte sich ferner als fähige niederdeutsche Kraft in dem 1811 zuerst aufgeführten und oft wiederholten Schauspiel „die Erzählung,“ worin er die wirksame Figur des jungen, dummen-gutmütigen Mündels Gabriel Busck repräsentierte, der trotz aller Mahnungen seines reichen Ohms seine „Modersprach“ nicht verleugnet.

Das Stück von Johann Christian Brandes, worauf Tieck hindeutet, heißt „Hans von Janow oder der Landjunker in Berlin. Originallustspiel in fünf Aufzügen.“ Es wurde 1785 in Hamburg vollendet und gedruckt. Unter der Direktion Brandes-Klos fand am 6. April 1785 auf dem Stadttheater die Premiere statt, indessen scheint die Novität damals wenig Glück gemacht zu haben. An dem Stücke selbst lag das nicht, denn es hat später auch auswärtig sehr angesprochen. Karl Friedrich Flögel widmet in seiner Geschichte des Burlesken dem Idiom sein Augenmerk und betont eigens, daß der Pommerische Dialekt in dem Schauspiel Junker Hans von Janow das Burleske außerordentlich erhebe. In der That hat Brandes, ein Stettiner von Geburt, dessen Göttin die komische Muse war, und dem in manchen heiteren dramatischen Gaben Thalia gelächelt, auf die beiden niederdeutsch redenden Personen, den Herrn Leutnant und seinen Burfschen Gürge Speck, viel Fleiß verwendet.

Dieser Junker Hans von Janow darf als Vorläufer seines vollkämlich gewordenen Landsmannes Siegfried von Lindenberg betrachtet werden. Beide zeigen Übereinstimmung im Charakter und in der originellen Sprechweise. Über die letztere äußert sich Müller in der Vorrede zu seinem Roman folgendermaßen: „Junker Siegfried ist ein Pommer und spricht ungefähr Deutsch, wie ein ehrlicher Handwerksmann hier zu Lande zu thun pflegt, wenn er glaubt, daß man seine niederländische Sprache nicht verstehe. Das ist nicht lokal, ich gestehe es. Ich hätte den Junker ebenso leicht den pommerischen Dialekt, der mir geläufig genug ist, können reden lassen, und ich würde es thun, wenn ich in Pommern schriebe

und der Tummelplatz meines Helden in irgend einer andern Provinz läge. Aber ich lebe in Holstein, werde hier am meisten gelesen, wünsche ohne viele Noten verstanden zu werden, und glaube, billigen Kritikern hiermit genug gesagt zu haben.“ So treffen wir denn hier zum erstenmale in ausgeprägter Form jenes halb hoch-, halb plattdeutsche Sprachgemischel, das sogenannte Miffingisch oder Messingisch, welches in unserem Jahrhundert durch Friß Reuters genialste Figur, Dunkel Bräsig, klassisch geworden.

Siegfrieds Individualität ist weit großartiger angelegt und durchgeführt als Hans von Zanow, und er erschien den unterm Joch des Marschalls Davoust seufzenden Hamburgern fast als Nationalheld. Wenn irgend jemand, so war Siegfried von Lindenberg ein Franzosenfresser. Im Drama allerdings fehlen wohlweislich dessen derbe Seitenhiebe auf la grande nation, allein der litterarisch gebildete Teil des Publikums kannte ja den Roman, erinnerte sich, wie Se. Gnaden als sein „Minister und Prätendenter Lektoris Drami“ ihm die Avifen vorliest, ausruft: „Nee, lauter Franzosen? Da muß schlimme Zeit seyn! Schlag das man über, mag das Volk nicht leiden! — Halt da, Blix noch mal, halt da, da war ja all wieder was Fransches. Paris ist ja'n fransch Land, wie die alte Jungfer mit dem einen Ange sagt. Schlag das man über! Mag von der franschen Majestät nir hören, so mag ich. Will lieber von Türken und Muhamedaners hören; sind auch wohl Bluthunde, aber doch nicht so arg als das fransche Volk; bleiben doch in ihrem Lande.“

Das Abbild eines solchen echt deutschen Mannes wurde zu solcher Zeit mit enthusiastischer Begeisterung auf den weltbedeutenden Brettern begrüßt. Nachdem P. L. Bunsens Dramatisierung die französische Zensur passiert hatte, stand an den Straßenecken der guten alten deutschen Reichs- und Hansestadt angeschlagen: Théâtre du Gaensemacht. Samedi, 13. Mars 1813. Une première représentation de: Sigefroi de Lindenberg. Also kurz vor der Befreiung Hammonias und vor Errichtung der Hanseatenlegion! Es war Friedrich Ludwig Schmidts Benefiz. Dieser treffliche Künstler verkörperte die prächtige Gestalt des patriotischen Junkers von altem Schrot und Korn mit seiner klassischen Diktion und wiederholte die Rolle Dienstag den 16. März sowie Sonntag den 21. März 1813 nach dem Abmarsch der französischen Truppen und dem Einzuge der Russen. Als im Sommer, am 30. Mai 1813, die Unterdrücker zurückkehrten, jedoch ein Jahr darauf, im Maimonat 1814, endgiltig die Erlösungstunde schlug, da ertönte in dem Schwant in drei Akten von G. H. . . s, „Politisches Duodlibet oder Musikalische Probecharte“ betitelt, die Frage: „Ob se all wiet weg sünd?“ und als Antwort nach der Melodie vom Kehraus: „Da gat se mit em hen,“ nämlich mit Napoleon; da ward am 31. Mai, am Tage des Einrückens der Verbündeten, ein Festspiel von Schmidt „Der Tag der Erlösung“ aufgeführt, worin die letzte Szene den Hamburger Hafen vorstellte, die Schiffsmasten mit dem Hanseatenkreuze geschmückt: tausend plattdeutsche Herzen pulsierten schneller und frischer, manch Kern-

wort des alten Bürgers, des Gardisten, der Matrosen mag auf lange innigen Nachklang geweckt haben, denn, wie der holländische Jan Mat zum Schlusse jubelt:

De algemeene Breed' is nu het groote woord!



Ein Brief Richard Wagners über die Aufführung der „Meisterfinger“.

Mitgeteilt von

Ludwig von Herbed.*)

Nachdem Wagners Oper „Die Meisterfinger von Nürnberg“ im Sommer 1868 unter der Anleitung des Komponisten in München mit kolossalem Erfolge in Szene gegangen war, beeilte sich die Hauptstadt jenes Landes, in welchem der Meister das Licht der Welt erblickt — Dresden — das Werk zur Darstellung zu bringen. Wagner unterhandelte zu diesem Zwecke mit dem königlichen General-Musikdirektor Julius Rieß. Dieser galt in früherer Zeit, vielleicht blos deshalb, weil er ein Jugendfreund Mendelssohns und in dessen Schule aufgewachsen war, oder weil er den „Lohengrin“ in Leipzig 1854 nicht vollständig, sondern mit Strichen aufführte, als ein grimmer Feind Wagners. Wie die Folge lehrte, hat er sich nicht nur nicht als dessen Feind, sondern sogar als dessen treuer Freund erwiesen, als welchen ihn Wagner selbst, wie wir gleich vernehmen werden, auch betrachtete. Der Brief, welchen Wagner in der Meisterfinger-Angelegenheit an Rieß richtete, lautet:

Mein lieber Freund!

Soeben wird mir Dein Brief vom 13. d. M. hierher, wo ich seit längerer Zeit erkrankt bin, nachgesendet. Habe besten Dank!

Auf die Vorschläge in Betreff der Meisterfinger, die du mir, wie ich annehmen muß, im Auftrage der königl. Generaldirektion machst, habe ich Folgendes zu erwidern.

Zuerst fällt es mir schwer zu begreifen, wie die königl. Generaldirektion auf den Gedanken kommt, mir die Bedingung zu stellen, daß ich „in Abkürzungen, welche in meinen Werke angebracht werden sollen, ohne daß der Sinn und die Handlung gestört werden, so wie der Zusammenhang der Komposition keine empfindsame Lücke erfahre“ willigen soll. Wer diese Kürzungen vorzunehmen verstünde, wäre für mich belehrend zu erfahren, da kein mit dem Werk genau vertrauter sie auszuführen unternehmen würde, sondern nur Jemand, der eigentlich gar nichts davon kennt. Nun hat es sich denn gefunden, daß hier in München weder Sänger noch Musiker, noch vor allem auch das Publikum je nach einer Kürzung verlangt hat. Die Oper dauerte mit den langen Entreacten in 6 Vor-

*) Das Manuscript befindet sich im Besitze des Komponisten Herrn Richard Heuberger in Wien, welcher dasselbe freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

stellungen jedesmal $4\frac{1}{2}$ Stunde, also nicht länger, als zu meiner Zeit fast alle großen Opern in Dresden dauerten; weder die Sänger noch das Publikum waren am Schlusse ermüdet und die am lebhaftesten sich steigende Theilnahme trat gerade stets im 3. Acte hervor. Es ist mir hier ebenso mit Lohengrin und Tamnhäuser gegangen, als ich sie vollständig ohne Striche anführen ließ. Die Klage über die Länge (oder vielmehr die dadurch gesteigerte Schwierigkeit des Werkes) ist mir zuerst von Seiten der verschiedenen faulen deutschen Kapellmeister bereitet worden, welche zu den Aufführungen der Meisterfinger sich hier zusammenfanden; der Schreck dieser Herren über die viele Arbeit, die sie hier vor sich sahen, ist natürlich nicht im Stande mich zum Mitleiden zu bewegen, denn gegen ihre Faulheit und Unfähigkeit, die Bedürfnisse einer dramatischen Musikaufführung zu verstehen, stehe ich eben im Kampfe.

Ich gedenke eben deßhalb nächstens mit einer kleinen Schrift mich an die deutschen Opernsänger zu wenden, um ihnen, von denen ich für meine höheren Zwecke hie und da immer noch die einzige Unterstützung (wie diesmal von meinen in München vereinten Sängern) erhalten, den rechten Geist der Ausführung meiner Werke, so wie die Überwachung desselben in Betreff unfähiger und träger Kapellmeister anzuempfehlen. — Genug, ich bin gesonnen keinem Theater die Aufführung der Meisterfinger zu gestatten, als gegen die ausdrücklichste Verpflichtung der Direction, nichts daran ändern und kürzen zu lassen. Möge dieß mir noch so große Opfer kosten, so würde ich mich doch schämen, diese Gelegenheit des Erscheinens meines zur größten Popularität bestimmten Werkes nicht zu einem ernstlichen Versuche zu benutzen, dem im nichtswürdigsten Schlandriaan versunkenen deutschen Opernwesen eine fördernde gute Richtung beizubringen.

Dieß also meine erste Bedingung. Da ausserdem keiner der angestellten Dresdener Kapellmeister im Stande ist, mein Werk richtig zu erfassen und wiederzugeben, schlage ich — da ich mich unmöglich bei dem Studium selbst betheiligen kann — die private Mitwirkung des jungen Mdr. H. Richter, gegenwärtig in München, dazu vor. Dieser, der mit allen meinen Intentionen auf das innigste vertraut ist, hat die hier vereinigten Sänger, sowie den Chor, in wahrhaft stammenswerth kurzer Zeit mit bewunderungswürdiger Sicherheit einstudirt. Dasselbe würde er in Dresden, durchaus nur privatim, somit ohne die Herren Kapellmeister zu beleidigen, thun; er würde ausserdem den Sängern auf das Genaueste das richtige Zeitmaaß, sowie die rechte Ausdrucksweise beibringen, so daß diese (die Kapellmeister) dann in den offiziellen Theaterproben durch die Sänger selbst zu der richtigen Auffassung gewissermaassen genöthigt würden. Auf diese Weise glaubte ich dann auch dort mich einer Aufführung versichert zu sehen, wie sie einzig Werth für mich hat, und dem Dresdener Theater zur Ehre gereichen wird.

Soll es auf diesem Grund zu einer Vereinigung mit der königl. Generaldirection kommen, so habe ich, in Betracht der augenblicklichen Bedürfnisse meiner Lebenslage, mich dazu entschlossen, in Betreff der mir zustehenden Honorarbedingungen, von der Lantième, welche ausserdem in dem von Dir mir mitgetheilten Vorschlage nicht nach Wunsch deutlich präcisirt ist, für das Dresdener Hoftheater

abzustehen. Ich verlange dagegen sofort bei Übergabe des Aufführungsrechtes, die bereits früher genannten Ein tausend und fünfhundert Thaler, als ein- für allemaliges Honorar an mich dahier übersandt: von der Bedingung einer Benefizvorstellung für meine Erben im Jahre nach meinem dereinstigen Tode, stehe ich in sofern ab, als ich es dem Ehrgeföhle der königl. Generaldirection überlasse, auf diese Weise einmal den Dank gegen den Autor auszudrücken, der das königl. Hoftheater seit so langen Zeiten mit den einträglichsten und Ehrebringendsten Werken, für welche an denselben so gut wie gar nichts gezahlt war, versorgt hat.

An Herrn Schott*) will ich schreiben, und hoffe eine Verminderung seiner Forderung für die Partitur zu erwirken. Jedoch dürfte er dabei in euigem Rechte sein: Breitkopf und Härtels rechneten, da von vornherein Tristan und Isolde von den Kapellmeistern und Juden als unaufführbar verschrien wurde, nur noch auf den Privatverkauf der Partitur an Musiker, und richteten demnach den Preis hierfür ein, wobei sie allerdings in Betreff der Kosten der Herausgabe der Partitur in ganz offenbaren Schaden geriethen. Schott hat nun erfahren, wie gering demnach der Absatz der Partitur von Tristan und Isolde ausgefallen ist, und hält sich daher sehr richtig für die Meisteringer nur an den Verkauf an die Theater**): Da diese im Ganzen doch nur einer geringen Anzahl von Exemplaren Absatz gewähren können, so ist es sehr billig, daß er auf diese Exemplare die Kosten der Herstellung anschlügt, wofür andererseits erreicht ist, daß die Theater schnell mit guten und correcten Exemplaren versehen sind, was bei copirten Partituren nicht annähernd zu erreichen ist. Es ist nicht schön, daß eine königl. Generaldirection an solchen Dingen so ernstlichen Anstoß nimmt: kommt etwas Neues von Paris, so weiß man sich schon schneller zu den gewagtesten Ausgaben zu entschließen. Jedenfalls giebt nur ein von Schott direct bezogenes und von ihm hierfür gestempeltes Partitureremplar das Aufführungsrecht.

Ich habe Dir hier, alter Freund, auf das Bestimmteste meine Bedingungen mitgetheilt. Geht die königl. Generaldirection nicht darauf ein, so bitte ich, Dich nicht weiter in dieser Sache zu bemühen.

Herzlich freue ich mich über Deine wunderbare Ausdauer, und die schönen Erfolge, die Du stets und immer wieder meinen Werken in Dresden gewinnst. Vereinege jezt Deine letzten Kräfte mit meinen sehr ernstlichen Bemühungen, dem nichtwürdigen Kapellmeisterschleudrian, welcher namentlich das deutsche Opernwesen so tief herabgebracht hat, einen Damm entgegen zu setzen, und sei versichert, Du kannst dann Deine schöne und unerhörte Laufbahn mit keinem besseren Schlusse krönen.

Mit den herzlichsten Grüßen verbleibe ich

Dein

alter Freund

Richard Wagner.

Luzern (Hof Triebtschen),

17 Juli 1868.

*) Schott's Söhne in Mainz, die Verleger der Meisteringer.

**) Was hat die Verlagshandlung seit jener Zeit an den tausenden Exemplaren von Clavierauszügen und Arrangements der Meisteringer gewonnen!

Wie durch die meisten brieflichen Äußerungen Richard Wagners tönt auch durch dieses Schreiben das alte Leitmotiv vom Kapellmeister-Schlendrian. Will man gerecht sein, so muß man wohl gestehen, daß es großenteils mit Recht angestimmt wurde. Man erinnere sich nur auf die Verstümmelungen, welche die Dratorien Händels bei zahllosen Aufführungen noch bis in die Sechziger Jahre zu erdulden hatten, oder auf jene armseligen Gänche, vor deren „Verbesserungen“ selbst Mozarts Werke nicht sicher waren, und man wird die Energie, mit welcher Wagner gegen Entstellungen seiner Werke auftrat, begreiflich finden. Ich möchte beispielsweise einer ungekürzten Aufführung von „Tristan und Isolde“ nie und nimmer das Wort reden. Als ein Violinspieler Beethoven einmal den Vorschlag machte, er möge einige zu schwierige Stellen in einem Streichquartette umändern, so antwortete der Jupiter: „Glaubt er denn, daß ich auf seine elende Geige denke, wenn ich so etwas schreibe?“ Aber ebenso wenig scheint Wagner bei manchem Werke auf die Leistungsfähigkeit der menschlichen Stimme und die Aufnahmefähigkeit des Publikums bedacht gewesen zu sein. Und an einem gewissen Punkte hört diese und jene eben auf. Man sehe sich nur nun, wie viele Sänger und Sängerinnen es in Deutschland giebt, welche die Partien des Tristan oder der Isolde zu stande bringen und wie viele Leute aus dem Publikum nach Anhörung einer etwa auf 4 Stunden gekürzten Tristan-Aufführung für eine Auflässung der Striche plädieren werden. Anders bei den Meistersängern. Dieses Werk, welches infolge der Mitwirkung des Chores und einer abwechslungsreichen Szenerie, hauptsächlich aber seines ungleich höheren musikalischen Wertes halber dem Publikum einen wahren Genuß zu bereiten im stande ist, mag mit Ausnahme einiger notwendiger Kürzungen im ersten Akte — trotz seiner Länge — bis zum Schlusse fesselnd und anregend wirken. Die Länge Wagner'scher Opern wurde von konservativer Seite oft als beliebtes Kampfmittel ins Treffen geführt. Wenn man aber die Dauer einer ungekürzten „Lohengrin“-Aufführung (reichlich 3½ Stunde) jener anderer, bei weitem weniger gehaltvoller Opern entgegenstellt, so fällt der Vergleich noch sehr zu Gunsten Wagners aus. So dauert z. B. eine Aufführung der „Hugenotten“ in Wien 4 Stunden 10 Minuten, der „Afrikanerin“ 3 Stunden 30 Minuten, des „Robert der Teufel“ 4 Stunden 10 Minuten. Zahlen beweisen.

Dresden war die zweite Stadt, welche die „Meistersinger“ zur Aufführung brachte (21. Januar 1869). Daß nicht alles nach dem Wunsche Wagners ging, beweist seine folgende darauf Bezug habende Äußerung: „Von teilnehmender Seite wurde ich ersucht, für Dresden doch ja den Schluß der Oper aufzuopfern und streichen lassen zu wollen, weil er gar zu niederdrückend wirke. Ich weigerte mich hingegen. Bald verstummten die Klagen. Endlich erfuhr ich auch den Grund hiervon: Der Herr Kapellmeister war für den eigensinnigen Komponisten eingetreten und hatte die Schlußapostrophe aus eigenem Ermessen gestrichen.“



Über Auflösung des Seebataillons der Kaiserlichen Marine.

Von

W. Berger.

In letzter Zeit erscheinen in den Zeitungen wiederholt Mitteilungen von Gerüchten, betreffend das Seebataillon der Kaiserlichen Marine. Bei der herrschenden Unbekanntschaft mit den Marine-Verhältnissen dürften Mitteilungen über das Seebataillon auch in weiteren Kreisen erwünscht sein; und das jezt um so mehr, als den vorerwähnten Gerüchten zufolge einerseits eine Verstärkung des Bataillons zu einem Regiment, andererseits das gerade Gegenteil, Auflösung dieser Truppe in Aussicht genommen sein soll.

Das Seebataillon ist eine Infanterie-Truppe; die Offiziere werden der Infanterie des Königl. Preuss. Heeres entnommen und kehren nach einer längeren oder kürzeren Dienstzeit in der Marine in das Landheer zurück. Die Seesoldaten werden im Geschützererzieren ausgebildet, erhalten sonst aber ganz die Erziehung des Infanteristen; das Bataillon, welches in Kiel und Wilhelmshaven steht, thut am Lande gemeinschaftlich mit den Mannschaften der Matrosen-Divisionen den gewöhnlichen Garnisonsdienst, und wird hierin kein Unterschied zwischen Matrosen und Seesoldaten gemacht. An Bord bildet ein Seesoldaten-Detachement unter Führung eines Offiziers vom Bataillon einen Teil der Schiffsbesatzung. Die Seesoldaten thun an Bord den Wacht- und Postendienst; im Gefecht sind sie, gewöhnlich zu 2—4, an den Kanonen als Geschützbedienungsmannschaften stationiert, und thun also bis auf einen als Scharfschützen-Reserve verbleibenden Rest ebenso wie die Matrosen den Dienst als Artilleristen. Sie unterscheiden sich also sowohl im Garnisonsdienst wie auch im Dienst an Bord eigentlich nur durch die Uniform von den Matrosen, ausgenommen den Dienst in der Takelage.

Außer Deutschland besitzen von den in betracht kommenden Marinen sowohl Frankreich wie auch England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika Seesoldaten. In der französischen Marine sind die Seesoldaten (Marine-Infanterie), für den Dienst in den Kolonien bestimmt; als Teile der Kriegsschiffs-Besatzungen werden sie nie verwendet; den Postendienst in den Marine-Etablissements versehen Matrosen. Man hat in Frankreich kein Bedürfnis anzuerkennen vermocht, die Besatzungen der Schiffe zum Teil aus Marine-Infanterie zu formieren.

In der amerikanischen und in der englischen Marine werden dagegen wie bei uns Seesoldaten als Teile der Besatzung an Bord kommandiert. Der Grund hierfür ist in beiden Marinen derselbe. In den genannten Ländern giebt es keine Militär-Dienstpflicht; bei Indienststellung von Schiffen sind die Behörden also auf das Werbeflehen angewiesen. Bei den verhältnismäßig hohen Lohnsätzen, welche auf Handelsschiffen gezahlt werden, und bei der größeren Freiheit, welche die Matrosen auf letzteren haben, ist es besonders bei plötzlichen zahlreichen Indienststellungen nicht leicht, die Besatzung zu kompletieren, und infolge davon

werden manche Leute angeworben, welche man unter günstigeren Umständen Bedenken fragen würde, anzunehmen. Es ist vorgekommen, daß Individuen sich anwerben ließen, nur um der Polizei und gerichtlicher Strafe zu entgehen. Das die Besatzung bildende Matrosenkorps besitzt hiernach mehr oder weniger unlauntere und unzuverlässige Elemente, und war die Bildung eines zur Einschiffung stets bereiten zuverlässigen Truppenkörpers zur Sicherheit des Kommandos und Schiffes, für die Aufrechterhaltung der Disziplin und der Ordnung eine unumgängliche Nothwendigkeit. So entstanden in den genannten Marinen die Seesoldaten als Teile der Schiffsbesatzungen. Derartige Gründe existieren in Deutschland nicht, wo der Matrose und der Seesoldat gleichmäßig ihrer Militärpflicht genügen, und der Kommandant eines Schiffes keine Veranlassung hat auf die Treue und die Disziplin des einen mehr zu bauen als auf die des anderen. Wenn dessen ungeachtet seiner Zeit bei der Gründung der preussischen Marine dennoch ein Seebataillon organisiert wurde, so lagen andere Gründe vor. Es widmeten sich in Preußen nicht mehr Leute dem Seemannsstande, als letzterer brauchen, beschäftigen konnte. Hätte man nun plötzlich nach Gründung der Kriegsmarine die für die Kriegsschiffe erforderlichen Matrosen durch Einziehung zum Militärdienst der Handelsmarine entziehen müssen, so wäre letztere teilweise geradezu brach gelegt, d. h. außer Thätigkeit gesetzt worden, eine Kalamität, welche im Interesse des ganzen Landes vermieden werden mußte. Da nun die ganzen Kriegsschiffsbesatzungen nicht aus Seeleuten zu bestehen brauchen, bildete man das Seebataillon, welches sich aus der nichtseemannischen Bevölkerung rekrutiert, und welches durch Abgabe von Detachements an Bord es möglich machte, der Handelsmarine mehr Matrosen zu belassen. Um richtig verstanden zu werden, muß ich hier hervorheben, daß man früher in unserer Marine unter der Bezeichnung „Matrosen“ nur Seelente von Beruf verstand, und auch nur solche als Matrosen einstellte.

Die Bildung eines Teils der Schiffsbesatzungen aus Seesoldaten ist aber mit Unzuträglichkeiten verbunden, welche auf die Disziplin nicht ohne nachteiligen Einfluß sind und zu Vergehen und Strafen Veranlassung geben, welche bei einer einheitlichen Besatzung vermieden werden würden, wie im Nachstehenden ausgeführt werden wird.

Der Seesoldat fühlt sich wenigstens in der ersten Zeit sehr unbehaglich an Bord, denn schon allein in bezug auf sein Ehrgefühl als Mann und als Soldat befriedigt ihn die Situation nicht. Er bewegt sich plötzlich in ihm gänzlich unbekanntem und fremden Verhältnissen, ist infolge dessen in seinem Auftreten oft ungeschickt und komisch und zieht sich dadurch den nicht immer zarten Spott der Matrosen zu. Unter den letzteren befinden sich ja auch Leute, welche zum erstenmal an Bord sind, und die sich ebenso unbeholfen benehmen wie die Soldaten; infolge ihrer Matrosenuniform verschwinden sie aber unter der großen Masse und entziehen sich dadurch dem Spott. Diese sogenannten Landmatrosen haben aber außerdem in der großen Majorität ihrer engeren Kameraden und vor allen Dingen in ihren näheren Vorgesetzten einen helfenden Halt. Letzteres

ist bei dem Seesoldaten nicht der Fall, denn nur ausnahmsweise werden seine nächsten Vorgesetzten an Bord besser Bescheid wissen wie er selbst.

Diese Situation ist vorläufig noch harmlos, doch treten andere Umstände hinzu, welche dieselbe eruster gestalten.

Wie bereits oben erwähnt, besteht der gewöhnliche Dienst der Soldaten an Bord darin, daß sie den Wacht- und Postendienst versehen. Die Soldaten sind also als Posten oft in der Lage, Matrosen wegen leichter Vergehen und Verstöße zur Anzeige und Strafe zu bringen. Sie thun das in vereinzelt Fällen vielleicht auch ganz gern; der durch den Soldaten als Posten zur Meldung gebrachte Matrose überlegt sich aber nicht immer, daß der Soldat nur seine Pflicht thut und thun muß, wenn er sich nicht selbst Strafe zuziehen will; er setzt oft persönliche Ranküne da voraus, wo nur Pflichtgefühl maßgebend gewesen ist, sucht dem Soldaten gelegentlich wieder einen Streich zu spielen, und so entstehen Reibereien, welche oft genug zur Anzeige und Strafe führen. Auch widersteht öfters der Matrose nicht der Versuchung, den Posten, der sich eben erst durch Ungeschicklichkeit Spott zugezogen, nicht als Vorgesetzten anzuerkennen und sich dadurch schwer strafbar zu machen. Ich möchte aber nicht der Ansicht Vorschub leisten, als ob die Soldaten und Matrosen wie Kage und Hund, als sich fast feindlich gegenüberstehende Korps an Bord lebten; das ist durchaus nicht der Fall. Die Matrosen als Korps halten sich für die Hauptwaffe an Bord, halten die Seesoldaten für überflüssige Möbel und finden dieselben wenigstens in der ersten Zeit des Zusammenseins an Bord lächerlich oder komisch. Ernste Reibereien kommen zwischen den beiden Truppen als solchen nicht vor, sondern nur zwischen einzelnen Individuen, haben dann ihren Grund aber meistens in den vorerwähnten Umständen.

Eine andere Folge davon, daß die Soldaten vornehmlich den Wachtdienst versehen ist, daß die nur theoretische Ausbildung der Matrosen in diesem Dienst, mit dem dieselben an Bord jahrelang thatsächlich nur ganz ausnahmsweise zu thun haben, eine unvollkommene und ungenügende sein wird. Diese Mangelhaftigkeit macht sich früher oder später in nachtheiliger Weise geltend, wenn der Matrose plötzlich Anforderungen entsprechen soll, denen er infolge seiner bisherigen Ausbildung eben beim besten Willen nicht entsprechen kann.

Daß es wünschenswert sei, die Schiffsbesatzungen ohne Seesoldaten zu formieren, ist wohl auch an maßgebender Stelle anerkannt worden, denn während früher auf alle Schiffe Seesoldaten kommandiert wurden in der Stärke von 14—70 und 80 Köpfen, hat man nach und nach die Soldaten-Detachements von allen über See gehenden Schiffen zurückgezogen und durch Matrosen ersetzt. Nur die Panzerschiffe erhalten heute noch Seesoldaten an Bord.

Sollte man hierin, wie es wahrscheinlich ist, noch weiter gehen, und die Seesoldaten auch von den letztgenannten Schiffen zurückziehen, so würde das Bataillon nur auf die Thätigkeit in den Marine-Garnisonen angewiesen sein. Für den Garnisonsdienst genügt das Bataillon aber in seiner jetzigen Stärke bei weitem nicht, denn selbst im Verein mit den Mannschaften der Matrosen- und

Werftdivisionen kann der Dienst in Wilhelmshaven von den beiden dort stehenden Kompanieen des Bataillons zeitweise nur sehr unzureichend versehen werden, während in Kiel seit Jahren ein Königl. Preussisches Infanterie-Bataillon zum Garnisondienst herangezogen werden muß. Sollte man für diesen Dienst Seesoldaten für erforderlich halten, so müßte die Truppe sehr bedeutend vergrößert werden. Aber die Berechtigung der Ansicht, daß auch für diesen Dienst Seesoldaten durch Matrosen ersetzt werden können, ihre fernere Existenz daher eine unnötige sei, kann nicht verkannt werden. Denn wenn der Garnisondienst von etwa $\frac{9}{10}$ Matrosen und $\frac{1}{10}$ Seesoldaten bisher versehen worden ist, liegt die Frage nahe, warum denn dies eine Zehntel nicht auch Matrosen sein könnten. Ferner, wenn bisher in einer Marine-Garnison (Kiel) preussische Infanterie zum Dienst herangezogen worden ist, warum kann letzteres denn dann nicht in erweiterem Maße stattfinden und das Seebataillon entbehrlich machen? Es muß als eine Vereinfachung des Dienstes, also als wünschenswert hingestellt werden, daß der Marine-Stationchef in seiner Garnison nur Truppen für den Garnisondienst hat, deren militärischer Vorgesetzter er ist. Das ist bisher weder in Kiel noch in Wilhelmshaven der Fall, denn weder das Infanteriebataillon in Kiel noch die beiden Kompanieen des Seebataillons in Wilhelmshaven stehen unter dem Marine-Stationchef des Bezirks. Ob die preussische Infanterie bereit ist, den Dienst in den Marinegarnisonen mit übernehmen zu können, ist eine Frage für sich. Eine Vermehrung derselben durch das etwa umzuwandelnde Seebataillon würde kaum genügend sein und mancherlei Ressorts- und Etatschwierigkeiten zu überwinden haben. Die Kopfstärke der Matrosendivisionen müßte bei Fortfall des Seebataillons doch jedenfalls entsprechend erhöht werden. Nach dem vorher Gesagten liegt der Gedanke nahe, ob es nicht am einfachsten wäre, wenn das Seebataillon aufgelöst, und die Matrosen-Divisionen um die entsprechende Kopfstärke vermehrt würden. Der Vorteil dieser Maßregel würde sein: erstens eine einheitlichere Handhabung des Dienstes. Etwaiger Mangel an dem nötigen seemannischen Personal dürfte kein Hindernisgrund sein, denn seit Jahren arbeitet die Marine mit vielen Matrosen, welche nie auf See gewesen sind und nie die Absicht gehabt haben zur See zu gehen. Wie bereits erwähnt, braucht die ganze Besatzung eines Schiffes nicht aus Seelenten zu bestehen, und die jetzt auf einer Panzerfregatte befindlichen 70 Seesoldaten würden ihren Dienst unzweifelhaft eben so gut wie bisher thun, wenn sie den Waffenrock mit der Matrosenjacke vertauschten. Es dürften daher wohl diejenigen Gerüchte, welche eine Auflösung des Seebataillons in Aussicht stellen, die größere Wahrscheinlichkeit für sich haben.



Vom Atlantischen zum Stillen Ozean.

Von

Karl A. Zittel.

Eine Reise von New York nach dem pacifischen Ozean galt noch vor 25 Jahren für ein kühnes Wagnis. Durch endlose Prärien, durch unwirtliche Wüsten, über schwer zugängliche Pässe und durch ein kaum erforschtes, von feindseligen Indianern beherrschtes Gebirgsland mußte sich der Wanderer seinen Weg suchen. Jenseits des breiten Grenzwalles, welcher die östlichen vereinigten Staaten von den gesegneten Landstrichen am stillen Ozean fast hermetisch abschloß, blühten Kalifornien und Oregon in fast unerhörter Schnelligkeit auf. Aber ihre Interessen entfernten sich mehr und mehr von jenen der Union. Immer drohender wurde die Gefahr einer Ablösung dieser lebenskräftigen Glieder, und vornehmlich um diese abzuwenden, wurde noch während des Rebellenkrieges der lang erwogene Plan einer Eisenbahnverbindung vom atlantischen zum pacifischen Ozean zur Ausführung gebracht. Im Jahre 1869 fuhr der erste Zug von Omaha in Nebraska über die Mormonenstadt Utah nach San Francisco. Neben dieser Central-Pacific-Bahn ist jetzt das Felsengebirge noch durch zwei weitere Linien überschient, von denen die nördliche im September vorigen Jahres dem Verkehr übergeben wurde. Die Eröffnungsfeierlichkeit der Northern Pacificbahn, zu welcher etwa 60 Gäste aus Deutschland und England Einladungen von dem Präsidenten Henry Villard erhalten hatten, glich einem Triumphzug. Niemals ist eine so weite Reise unter ähnlichen Verhältnissen gemacht worden und niemals hat eine so zahlreiche Gesellschaft in wenig Wochen einen Kontinent zweimal seiner ganzen Breite nach durchheilt und Dank der sorgsamsten Vorbereitung, der geschickten Ausnützung jeder Stunde und der kundigen Führung einen so vielseitigen und zuverlässigen Einblick in das bereiste Gebiet erlangt. Leider ist die Erinnerung an diese denkwürdige Expedition nachträglich durch einen tiefen Schatten getrübt worden. Jener Mann, der ein scheinbar verlorenes Unternehmen wieder aufgenommen und erfolgreich vollendet hatte, Henry Villard, unser Landsmann, dessen Name vor drei Monaten noch zu den gefeiertsten in Amerika gehörte, der im September im fernen Westen fast mit königlichen Ehren überhäuft worden war, ist jäh herabgestürzt von seiner Höhe und zurückgetreten von dem großartigen Werk, das er dem Abschluß zugeführt hatte. Allein H. Villard hat sich im Glück und Unglück als Ehrenmann bewährt, an seinem Namen haftet nicht der leiseste Makel, und diejenigen, welche die seltene Thatkraft und die außerordentlichen Geistesgaben dieses bedeutenden Mannes kennen gelernt haben, dürften mit mir die Überzeugung teilen, daß sein Stern nicht für immer erloschen ist.

Die ersten Eindrücke, welche der Ankömmling aus Europa in der neuen Welt empfängt, sind überwältigend. Nicht als ob die amerikanische Küste besonders großartig wäre oder als ob die Einfahrt von Sandy hook sich durch ungewöhnlichen

Reiz auszeichnete. An der Ostküste der vereinigten Staaten giebt es nichts, was sich mit den Fjordlandschaften Norwegens an Großartigkeit, mit den Ufern der Adria in Dalmatien oder Griechenland an malerischer, mit dem Golf von Neapel oder Palermo an lieblicher Schönheit messen könnte. Das Überwältigende beim Eintritt zu der Handels-Metropole Amerikas liegt weniger im landschaftlichen Charakter, als in dem bunten Verkehrsleben, das nach einer 9—10 tägigen Abgeschlossenheit von der Welt noch wirkungsvoller entgegen tritt. Die bewaldeten Hügel der amerikanischen Küste sind mit schmucken Landhäusern, freundlichen Dörfern und ansehnlichen Städten überjät; am flachen Strand von Long Island und zu beiden Seiten der Bucht von New York sieht man Riesengasthöfe und Vergnügungsorte jeglicher Art. Doch das regste Leben herrscht auf dem Wasser. Zahllose kleine, weiße Dampfboote fahren mit erstaunlicher Geschwindigkeit nach allen Richtungen, den Lokalverkehr vermittelnd, eine ganze Flotte von Segelschiffen sucht, wenn der Wind günstig ist, die offene See zu gewinnen, und zwischen diesen kleineren Fahrzeugen durchschneiden einige Wollschiffe mit geblähten Segeln und riesige aus allen Weltteilen kommende Dampfer in majestätischer Ruhe die Flut. Nun taucht auch die Stadt am Horizont auf; zuerst einige Turmspitzen und die neue Riesenbrücke zwischen New-York und Brooklyn, ein Wunderwerk moderner Baukunst. Ein eigentümliches Brausen verkündet die Nähe der Stadt. Von allen Seiten ertönt das häßliche Gebrüll aus den Sirenen der ankommenden und abgehenden Dampfschiffe. In endlosen Reihen ragen die langen, rechteckigen, von Lagerschuppen eingefassten Landungsplätze in das Wasser herein, und am Ufer schaut man das sinnverwirrende Gewühl zahlloser geschäftiger Menschen.

Doch ich will es nicht versuchen, den imponierenden Eindruck dieser Riesenstadt zu schildern; ich lade meine freundlichen Leser vielmehr zu einer Fahrt auf dem Hudson ein, wodurch wir einen Einblick in ihre anmutige Umgebung gewinnen. Der Amerikaner vergleicht den Hudson gern mit dem deutschen Rhein, aber nicht sonderlich zutreffend, denn wenigstens sein unterer Lauf erinnert eher an einen ruhigen langgestreckten Landsee, als an unseren vaterländischen Strom.

Sein Wasser ist salzig, und bis nach Albany, also 150 englische Meilen weit, macht sich der Einfluß von Ebbe und Flut geltend. Das linke Ufer ist von bewaldeten Granit- und Gneishügeln begrenzt, deren Oberfläche durch ehemalige Gletscher abgeschliffen und poliert sind. Rechts erhebt sich ein geradlinig abgeschnittener Höhenzug in steilen Felswänden, die aus einem vertikal zerklüfteten vulkanischen Gestein bestehen und einem Pallisadenwalde gleichen. Oberhalb Tarrytown verengt sich der bisher seeartig ausgebehnte Fluß. Der Hudson kommt hier aus dem sogenannten Hochland, einem dicht bewaldeten, reich gegliederten aber niedrigen Gebirgszug hervor. Malerische Felswände zwingen den blaugrünen Strom von beiden Seiten ein, und mit Ungeflüm braust er gegen die Riffe in seinem felsigen Bett. Von den Höhen bei Westpoint schweift der Blick über eine reizende, wechselvolle Landschaft. In der Tiefe windet sich der Strom schäumend durch das enge Felsenthal; gegen Norden sieht man ihn aus einem fruchtbaren Hügel land kommen, durch das er sich in vielen Windungen hindurchschlängelt.

Hier gleicht der Hudson wirklich unserem Rhein. Aber eines fehlt ihm. Der poetische Sagenkranz, die historische Vergangenheit, welche am Rhein aus zerfallenen Burgen und altertümlichen Städten zu uns sprechen und die Phantasie anregen, werden nicht ersetzt durch den Anblick der prunkvollen Landhäuser oder der kolossalen Fabrikgebäude, die seine Ufer umgeben.

Einen eigenartigen Schmuck besitzt dagegen die amerikanische Landschaft der östlichen Staaten in ihrer Vegetation. Der Gesamteindruck der dortigen Wälder und Wiesen bietet dem Europäer allerdings nichts Auffallendes, allein bei genauer Betrachtung erweisen sich Bäume und Sträucher, ja sogar die Mehrzahl der Kräuter und Gräser als Fremdlinge. Vor allem zieht die Mannigfaltigkeit der Eichen die Aufmerksamkeit auf sich. Man unterscheidet 60 bis 80 verschiedene Spielarten; einige darunter sind schlank und zierlich, andere mehr gedrungen und knorrig; die Blätter bald breit und lappig, bald tief geschnitten und schmal. Geschlossene Bestände aus einer Holzart giebt es dort nicht. Eichen, Platanen, Ahorne, Birken, Buchen und Nadelhölzer stehen regellos durcheinander. Niemand pflegt den Wald; lediglich der Natur überlassen wächst er in bunter Mischung heran. Wenn aber der Spätherbst und mit ihm die ersten Nachtfroste nahen, dann legt er vor dem Absterben sein Prachtgewand an. Dann ist eine Farbenglut über ihn ausgegossen, deren eigenartiger Zauber sich schwer beschreiben läßt. Die Blätter des Rot-Ahorn, der Scharlacheiche, der Haselnuß, des Sumach glühen im tiefsten Purpur- oder Scharlachrot; alle Abstufungen vom lichtesten Citrongelb bis zum tiefsten Goldgelb oder Orange liefern die verschiedenen Ahorn- und Platanenarten, die Buchen, die Birken, Linden, Pappeln und Maulbeerbäume; die Eichen kleiden sich in braun, rotbraun, violett und zwischen diesen in bunten Tönen prangenden Gewächsen bewahren die Nadelhölzer, Erlen, Robinien und Weiden ihr ursprüngliches Grün. Doch nicht nur die Bäume, auch das Unterholz und eine Menge niedriger Sträucher und Kräuter nehmen an dem Farbenwechsel Teil. Im sogenannten Indianer-Sommer leuchten Berge und Wälder in Gold, Purpur und Scharlach, Wege und Säune sind mit flammenden Sträuchern eingefaßt. Und trotz seiner intensiven Kraft beleidigt das Farbenmeer des amerikanischen Herbstes niemals das Auge; denn alle Farben sind harmonisch zusammen gemischt, die grellen und feurigen durch einen uner schöp flichen Reichtum an Mittelönen abgestimmt und das Ganze zu einem prächtigen und doch lieblichen Gesamtbild vereinigt.

Die Gegend, auf welche wir bei unserer Fahrt auf dem Hudson einen flüchtigen Blick geworfen, trägt wie der ganz nordöstliche Teil der Vereinigten Staaten den Charakter der Moränenlandschaft. Zwischen niedrigen, regellos verlaufenden Hügelzügen aus Kies, Sand und Lehm ragen abgestumpfte, an ihrer Oberfläche polierte und gekritzte Kuppen aus festem Gestein hervor; zahlreiche Weiher und Seen füllen die Vertiefungen aus und langsam schleichende, mäandrische Wasserfäden kommen oder endigen in sumpfigen Mooren. Die ganze Oberfläche ist mit Findlingsblöcken von der verschiedensten Größe und Zusammensetzung

überstreut. Ragt ein besonders stattlicher Block an einer weithin sichtbaren Stelle hervor, so ist er gewiß mit Geschäftsreklamen in Riesenlettern bedeckt.

Zu den östlichen Staaten hat der Getreidebau längst der Kultur von Gemüse und Handelsgewächsen weichen müssen, denn der Boden kann an Fruchtbarkeit mit dem der mittleren und westlichen Staaten nicht konkurrieren. An Stelle des Ackerbaus sind vielfach auch Viehzucht und Industrie getreten. Die sauberen weißen Farmen mit ihren grünen Fensterläden, die behäbigen Dörfer und schmucken Städte sprechen für die Wohlhabenheit ihrer Bewohner. Die Gegend zwischen New-York und dem Ontario-See erinnert an den südlichen Teil unserer schwäbisch-bayerischen Hochebene, nur fehlt ihr der Hintergrund der Alpen.

Zu diese Moränenlandschaft hat der Niagarafluß seine Schlucht eingerissen und das ist gerade die auffälligste Eigentümlichkeit dieses großartigsten Wasserfalles der Erde, daß er mitten im Flachland liegt, daß er erst sichtbar wird, wenn man unmittelbar am Rand der Thalschlucht steht, welche er sich selbst im Verlauf der Jahrtausende gegraben hat.

An den Süßwassermeeren mit ihren reizlosen Ufern, an Chicago, dem großartigen Handelsemporium des Westens vorüber, führt uns die Bahn nach Minnesota. Auch hier verhüllt noch Moränenschutt das darunter anstehende feste Gestein und nur an den Ufern des Mississippi, des Red Rivers und deren Nebenflüsse tritt es in mauerartigen Wänden, meist terrassenförmig abgestuft zutage. Ehemals erfreuten sich die Wasserfälle von St. Anthony, dem jetzigen Minneapolis, einer gewissen Berühmtheit; jetzt ist ihre Schönheit dem Utilitätsprinzip geopfert. Der schäumende Fluß ist durch Ableitungskanäle in kleine Stränge zerplittert, durch Wehre, Dämme, Stege und Brücken verunziert und von Industriegebäuden umgeben. Er treibt jetzt jene kolossalen Mehl- und Sägemühlen, welche Minneapolis in zwei Jahrzehnten zu einer Stadt von 80 000 Einwohner und zum Borort des Mehl- und Holzgeschäftes gemacht haben. Nicht weniger anziehend als das Mississippiethal ist die fruchtbare Hochebene von Minnesota. Das Land „des himmelblauen Wassers“ nannte der Indianer diese Gegend und in der That nicht leicht wird man wieder eine Landschaft finden, deren Charakter in gleichem Maße durch die Verteilung des Wassers bedingt ist. Neben vier schiffbaren Flüssen und unzähligen kleinen Bächen besitzt Minnesota circa 7000 kristallklare, fischreiche Seen. Zwischen bewaldeten Moränenhügeln und tiefgrünen Wiesen liegen sie zerstreut, in ihrer Form und Größe abhängig von dem Verlauf der Moränenzüge. Die größeren haben meist eine vielbuchtige, höchst unregelmäßige Gestalt; die kleineren sind mit Schilf und Rohr eingefaßt, von Wasserrosen bedeckt und ringsum von Eichen und Buchen beschattet. Minnesota war ehemals ein Eldorado für den Jäger und auch heute fehlen hier, trotz des stark gelichteten Wildstandes, Präriehühner und vortreffliche Fische auf keiner festlichen Tafel. Der Boden eignet sich gleich gut zum Ackerbau, wie zur Viehzucht und auch Wald ist noch reichlich vorhanden. Das Klima gilt für besonders gesund, obwohl die Temperaturschwankungen zu jeder Jahreszeit beträchtlich sind. Der Sommer ist heiß, während des langen Winters sinkt das Thermometer nicht

selten auf 26—28° R. unter Null. Trotzdem hörten wir keine Klagen über den Winter, denn die trockene Luft bleibt fast beständig still und klar; Stürme und selbst stärkere Winde sind selten, so daß eine Temperatur von 18—20° R. ohne Unbequemlichkeit ertragen wird. Seit einigen Jahren werden Lungenfranke mit Erfolg nach Minnesota geschickt und während der Sommermonate suchen zahlreiche Gäste in den Riesenhotels am lieblichen Minnetonka-See Erholung.

Für den Neu-Engländer gehört Minnesota bereits zum fernen Westen; allein uns, die wir den eigentlichen Westen kennen gelernt, erschien dieser anmutige Staat als die letzte Etappe der östlichen Kultur. Wohl zeigt die Entwicklung der feindlichen Schwesterstädte St. Paul und Minneapolis jenes stürmische, für den Westen charakteristische Tempo, wohl sieht man in ihrer Peripherie noch Straßen, wo die Blockhütte des Squatters, das bescheidene Bretterhaus des Farmers, neben einer geschmacklosen Riesenfabrik oder einem prunkvollen Bantgebäude die rasch durchlaufenen Entwicklungsstadien eindringlich veranschaulichen. Aber die Hauptgeschäftsstraßen und die eleganten Quartiere der Wohlhabenden stehen kaum hinter Philadelphia oder Cincinnati zurück. Auch die Dörfer und einzelnen Farmen inmitten von prächtigen Wiesengründen und Feldern, wo Weizen, Hafer, Mais, Gerste und Kartoffeln vorzüglich gedeihen, haben noch das freundliche Aussehen, wie in den östlichen Staaten. Wo deutsche Ansiedler wohnen, vermißt man selten neben dem Haus einen wohlgepflegten Blumen- und Gemüsegarten. Alle neuen Errungenschaften der Kultur finden in Minnesota ausgedehnte Anwendung und sogar an der westlichsten Grenze, in Fargo strahlt eine elektrische Sonne von einem 250 Fuß hohen Gerüste herab und beleuchtet die Straßen der jugendlichen Stadt.

Jenseits des Red Rivers beginnt Dakota, in der Indianersprache „das Land der tapferen Männer“, und damit die Prärie und die Halbkultur. Doch nicht unvermittelt schließt sich an die Seelandschaft Minnesotas jene unabsehbare, flache Grasebene an, die in ihrer großartigen Einförmigkeit an den Ozean erinnert. Dazwischen liegt die „rollende“ Prärie, ein hügeliges Weideland, wo der Baumwuchs kümmerlicher und das Gras üppiger gedeiht. Dünn und dünn wird die Bevölkerung und in gleichem Maße nehmen die Wohnungen der Farmer an Größe und Behäbigkeit ab. Westlich von Jamestown verflachen sich die Moränenhügel und nun beginnt jene großartige schiefe Ebene, welche am Red River eine Höhe von circa 300 Meter über dem Meerespiegel besitzt, aber bis zum Fuße des Felsengebirges nahezu 2000 Meter Höhe erreicht.

Mehr als einen Tag lang eilte unser Zug durch Grasebenen. Die Prärie bot nicht mehr jenes liebliche Frühlingbild, wo der grüne Teppich mit Millionen bunter Blüten durchwirkt ist. Aber immerhin gab es auch im September, wo das feine hohe Büffel- und Bunchgras durch die Sommerhitze verdorrt und halb abgestorben war, noch eine Menge reizender Blumen, namentlich kleine weiße, blaue und gelbe Compositen, Asteren, stattliche Sonnenblumen und zahlreiche Leguminosen. Ebenfalls waren die Staaten Missouri, Indiana, Illinois, Iowa und sogar Ohio teilweise Prärieland; heute gehören dieselben zu den fruchtbarsten und bestkultivierten

Ackerbaugegenden Nord-Amerikas. Wie dort, so werden voraussichtlich auch in Dakota die Grasflächen in wenig Jahren verschwinden, denn dieser Steppenboden besitzt eine unglaubliche Fruchtbarkeit. Wunderdinge hörten wir von der Ertragsfähigkeit des jungfräulichen Bodens, und daß sich diese Berichte nicht weit von der Wahrheit entfernten, das zeigten uns wogende Weizenfelder, welche meilenweite Strecken der Prärie bedeckten. Dakota ist jetzt eine der wichtigsten Getreidekammern Nord-Amerikas. Überall an den Stationen der Northern-Pacific-Bahn sahen wir Triumphbogen aus goldgelben Weizengarben und daneben Ausstellungen der wichtigsten Bodenerzeugnisse, darunter Kohlköpfe, Rüben, Möhren, Zwiebeln und Kartoffeln von fabelhafter Größe. Auf den großen Farmen werden alle Arbeiten: das Pflügen, Säen, Eggen und Schneiden durch Maschinen besorgt, deren sich übrigens auch der kleine Farmer weit mehr bedient, als bei uns. In Dakota giebt es keine schwerfälligen Leiternwagen, keine ungechlachten Karren, keine plumpen Schaufeln, Gabeln, Haken und Ärte. Die hier verwendeten zierlichen und praktischen landwirtschaftlichen Geräte sind alle nach den besten und neuesten Mustern konstruiert und werden massenhaft vom Osten eingeführt. Mit ihnen kommen zugerichtete Bretter, fertige Fenster und Thüren für die bescheidenen Häuser der Farmer, so daß der neue Ansiedler in wenig Wochen sein Heim mit allem ausgestattet sieht, was er zur Nothdurft des Lebens braucht. Nach Dakota richtet sich gegenwärtig ein starker Auswandererstrom aus Deutschland und Scandinavien und wer hier mit gefunden Armen ankommt und arbeiten will, kann des Erfolges sicher sein. Das beste Ackerland ist noch zu billigem Preis zu haben und ganz Unbemittelte können noch Regierungsboden durch das Homestead-Recht erwerben. Wir haben viele deutsche Landsleute gesprochen und kaum einen einzigen gefunden, der mit seiner materiellen Lage unzufrieden gewesen wäre. Ohne Opfer wird diese behagliche Existenz allerdings nicht errungen. Sie muß erkauft werden durch Verzicht auf gefellige und geistige Genuße und was den Deutschen vielleicht noch härter trifft, durch den Verzicht auf den Genuß, den eine wechselvolle schöne Natur gewährt. Berg und Thal, Wald und See giebt es in diesem einförmigen Weizenlande nicht. Selbst das Trinkwasser ist spärlich, ungemein hart und durch alkalische Beimengungen verunreinigt. Das Klima gilt für gesund; aber der Winter dauert acht Monate und wenn die gefürchteten Schneestürme über die Ebene brausen, ist der Aufenthalt in freier Luft fast unerträglich. Im Sommer herrscht tropische Hitze und meist große Trockenheit. Trotzdem gehört Dakota zu den am schnellsten aufblühenden Territorien. Wo noch vor zehn Jahren der Indianer Büffel jagte, wächst jetzt Stadt auf Stadt mit unglaublicher Geschwindigkeit aus dem Boden empor und wenn man sieht, wie die jugendlichen Städte, wo der älteste Ansiedler vielleicht vor drei oder vier Jahren sein Bretterhaus aufrichtete, aufblühen, wie den Eisenbahnen der Strom der Bevölkerung und mit ihr die Zivilisation nachsteilt, so begreift man den überschäumenden Optimismus und das unerschütterliche, oft komische Selbstvertrauen dieser Westländer. Diesem Charakterzug entspricht es, daß in Bismarck, der künftigen Hauptstadt von Dakota das Kapitol auf einem Hügel

erbaut wird, der etwa 20 Minuten von den letzten Häusern entfernt ist. Kein Mensch in Bismarck zweifelt daran, daß jener Hügel in fünf oder zehn Jahren im Centrum der Stadt liegen wird.

Nichts konnte den Umschwung aller Verhältnisse in Dakota besser illustriren, als die Anwesenheit Sitting Bulls, des berühmten Sioux Häuptlings, bei den Einweihungsfeierlichkeiten des Kapitols von Bismarck. Vor 7 Jahren hatte derselbe Mann, der jetzt oben auf dem Gerüst neben Willard, neben einigen der höchsten Würdenträger der Union und neben den diplomatischen Vertretern Europas stand, erbitterten Krieg gegen die Weißen geführt. Unter seiner Leitung hatten die kriegerischen Sioux im Sommer 1876 den General Custer mit 200 Mann überfallen und erbarmungslos niedergemetzelt. Erst nach verzweifelungsvollem, vielfach hin und her schwankenden Kampf mußte sich schließlich auch Sitting Bull unterwerfen. Er lebt jetzt friedlich als Staatspensionär mit seinen zwei Frauen in der nördlichen Sioux Reservation. Zur Feier des Tages hatte er sein Gesicht lichtrot bemalt und seinen Kopf mit 3 Adlersfedern geschmückt. Eine kleine Schar seiner Krieger in der graublauen Uniform der Indianer Gendarmerie, den Kopf mit Pickelhauben bedeckt, befand sich in seinem Gefolge. Nachdem mehrere Festredner gesprochen, wurde auch Sitting Bull vorgestellt und aufgefordert einige Worte zu sagen. Würdevoll richtet sich die breitschultrige Gestalt empor und nachdem er sich in naturwüchsigter Weise mit den Fingern geschmünzt, erklärte er in seiner rauhen Indianersprache, daß er keinen lebhafteren Wunsch hege, als mit seinen weißen Freunden in Friede und Eintracht zu leben.

Die Sioux in Bismarck waren nicht die ersten Indianer, welche wir auf unseren Reisen sahen. Schon bei den festlichen Aufzügen in St. Paul und Minneapolis hatten wir Gelegenheit mehrere Stämme in Deputationen kennen zu lernen. Aber das merkwürdigste Schauspiel bot sich uns doch erst dar, als die Northern-Pacificbahn die Reservation der Krähenindianer in Montana durchkreuzte. Es war am Yellowstone bei Gray cliff. Das breite Thal ist mit verdorrtem Gras und stacheligem Unkraut bewachsen; jenseits des Flusses begrenzen seltsam gestaltete nackte Felswände, diesseits eine etwas abgestufte, dünnbewaldete Berglehne den Horizont. Wer beschreibt unsere Überraschung, als wir am Fuß derselben etwa 80 Wigwam aufgeschlagen und die ganze Ebene mit seltsamen Gestalten belebt sahen? Wir erfuhren, daß der ganze Stamm der Crows der Einladung Willards folgend, mit Weib und Kind, Pferden und Hunden zur Eröffnung der Northern-Pacificbahn herbeigezogen sei. Etwa 12000 Ponies, die sie mitgebracht hatten, weideten in großen Truppen im Thalgrund oder an dem Gehänge. Von allen Seiten kamen Reiter in sausendem Galop herangesprengt; nicht selten saßen zwei oder gar drei Personen, Männer, Frauen oder Kinder rittlings auf den kleinen aber kräftigen Pferdchen. Frauen in wollene Tücher von greller Farbe eingehüllt mit Säuglingen auf dem Rücken, schauten sich neugierig die weißen Fremdlinge an. Unser Hauptinteresse wurde durch einen mit Pfählen und Segeltuch umfriedigten Platz erregt, wo sich die Mehrzahl der Indianer versammelt hatte. Auf der einen Seite kauerten Weiber und Kinder dicht gedrängt auf dem

Boden. Manche trugen rote Wolljacken oder Krägen, auf denen die schneeweißen Schneidezähne des Wapitihirsches aufgenäht waren; um Hals und Taille hatten sie zierlich mit Glasperlen gestickte Bänder und Gürtel. Gegenüber und auf der einen Langseite des Platzes hockten in zwei bis drei Reihen die Krieger des Stammes; zum Teil schlanke, geschmeidige Gestalten. Dem Feste zu Ehren zeigten sie sich im nationalen Kostüm. Oberkörper und Beine waren bei den meisten nackt; nur so reichlicher aber hatten sie sich mit barbarischem Schmuck behängt. Einzelne Adlerfedern oder aufrechte bunte Federkronen zierten den Kopf; über den Rücken fielen mit Federn besetzte Drachenkämme oder Felle mit langen Schwänzen herab, die auf dem Boden nachschleppten. Um Kniee und Knöchel hatten sie Schellenriemen gebunden und denselben öfters noch Fuchsschwänze angeheftet. Am seltsamsten war aber die Bemalung von Gesicht und Körper. Gerade die grellsten Farben schienen ihrem Geschmack am meisten zu entsprechen. Einige hatten sich Gesicht und Oberkörper der Länge nach mit breiten gelben und grünen Streifen bemalt; andere hatten Nase und Wangen ziegelrot, Stirn und Kinn schwarz angestrichen. Jeder suchte sich so bunt als möglich zu beschmieren und wer zu dieser gräßlichen Verunstaltung des Körpers noch eine große blaue Schutzbrille beifügen konnte, schien sich besonders reizend vorzukommen. Aus einem Zelte, wo eine Menge von Frauen, Jungfrauen und Jünglingen dicht um eine große Pauke herumsaßen, ertönt jetzt eine ohrenzerreißende Musik. Mit kleinen Holzschlägeln wird die Pauke aufs heftigste bearbeitet; dazu erheben die Frauen und Mädchen in den höchsten Füsteltönen einen wimmernden Gesang. Die am Boden lagernden Krieger klopfen mit den Füßen den Takt und nicken mit dem Kopfe. Die Musik wird stürmischer, die Tänzer springen auf und beginnen ihren Kriegstanz, wobei sie sich mit eingeknickten Knien, den Oberkörper vorgebeugt und sich abwechselnd auf dem einen und darauf auf dem anderen Fuße wiegend in Reihen vorwärts bewegen, auf den Boden stampfen, mit Schellen rasseln, ihre Tomahawk, Lanzen und Gewehre schwingen, wilde Geberden und Gesten machen und all dies mit einem eigentümlichen Schrei (hu, hu) begleiten. Diesem grotesken Schauspiel folgten andere mehr zereemoniöse, von Solisten und Chor aufgeführte Tänze, an denen sich ebenfalls nur Männer beteiligten. Nach der Aufführung zerstreute sich alles auf dem weiten Thalgrund; der vornehmste Häuptling, Two-Belly „Doppelhängebauch“ hielt von seinem Ponie herab eine kurze Rede in der Crowsprache, worin er zum freundlichen Verkehr mit den fremden Gästen aufforderte. Man handelte um Kleidungsstücke, gestickte Pantoffeln, Schmucksachen von den Indianern ein, besichtigte die von kläffenden Hunden bewachten Wigwams und veranstaltete Wettrennen, wobei die Indianer auf ihren ungefattelten Ponies überraschende Reiterkünste an den Tag legten. Einige unserer englischen Reisegenossen beteiligten sich an diesen Wettrennen. Sie wurden fast regelmäßig geschlagen und nur ein junger, schlanker Kavallerie-Offizier trug den Sieg über zwei indianische Gegner davon, die ihren Zorn und ihre Beschämung über die erlittene Niederlage kaum verwinden konnten.

In gleich großer Zahl haben wir in der Folge nie wieder Indianer beisammen gesehen; wohl aber lernten wir noch andere Stämme, die Flatheads, die Umatillas und die Papalups in ihren Reservationen in den Rocky-mountains und im Kastadengebirge kennen. Die bronzefarbenen Gesellen mit ihren bartlosen Gesichtern, sind nach unseren ästhetischen Begriffen selten schön. Ihre meist grob geschnittene, starken Züge haben oft etwas Hölzernes, das lange straffe pechschwarze Haar hängt wüß und ungepflegt um den Kopf herum. Aber in ihren dunklen Augen liegt ein tiefer Ausdruck; ihre Haltung hat etwas von dem Adel der wilden Natur; ihre angeborne, von jeder Unterwürfigkeit ferne Würde, verbietet plumpe Scherze oder unziemliche Behandlung. Der Indianer ist seiner Natur nach Kavalier; seine wunderbar scharfen Sinne befähigen ihn in ungewöhnlichem Maße für Jagd und Krieg; zum Ackerbau versteht er sich nur notgedrungen; schwere Arbeit, wie sie der Chinese verrichtet, oder niedrige Bedientendienste, wozu der Neger geboren zu sein scheint, wird die Rothhaut niemals übernehmen. Nachdem die Indianer in langen und blutigen Kämpfen um ihre Freiheit gerungen, nachdem sie vergeblich mit Waffen und Wort ihre Rechte verteidigt hatten, fügten sie sich endlich der überlegenen Macht ihrer Gegner. Sie sind jetzt auf ihre Reservationen eingeschränkt; die feindlichen Stämme zur Vermeidung von Bruderkriegen durch weite Zwischenträume getrennt. Sie haben ihre besonderen Gesetze, werden von ihren eigenen Häuptlingen regiert und sind von den Agenten der amerikanischen Regierung nur soweit beaufsichtigt, als es sich um die Erfüllung der abgeschlossenen Verträge handelt. Als Lohn für ihre Unterwerfung erhalten sie von der Bundesregierung genau bestimmte Mengen von Lebensmitteln, Vieh und Kleidern.

Durch Schulen und Missionsanstalten sucht man sie allmählich der Zivilisation und dem Christentum zuzuführen. Es wurden insbesondere durch unseren ausgezeichneten Landsmann Karl Schurz ziemlich erfolgreiche Anstrengungen gemacht, die Nomadenstämme an bestimmte Wohnsitze zu fesseln und an Ackerbau zu gewöhnen. Sie haben mit Geschick einige Gewerbe erlernt und treiben mit Vorliebe das Geschäft von Pferdezüchtern und Fuhrleuten. Die Urtheile über ihren Charakter sind sehr geteilt. Den Landspekulanten, den Holzhändlern und den zahlreichen zweifelhaften Cristenzen, welche als Squatter, Goldgräber, Viehzüchter u. s. w. den Vortrab der weißen Kultur bilden, sind die Reservationen ein Dorn im Auge; für sie ist der Indianer der Inbegriff aller Schlechtigkeit. Männer, wie Schoolcraft, Karl Schurz, Professor Marsh, welche sich die Mühe genommen haben, ihr Wesen genauer zu studieren, wissen dagegen Züge von ungewöhnlicher Gemüthsstärke, von seltener Treue und Zuverlässigkeit zu erzählen. Die Gestalten der Uncas und Chingachcook in Coopers letztem Mohikaner, sind nach diesen Zeugen keine Phantasiegebilde; ihre Originale können auch heute noch gefunden werden. In der That erweckte das Schauspiel in Gray cliff in uns allen die Erinnerung an jene romantischen Indianergeschichten, welche uns in unserer Jugend entzückt haben und wenige dürften ohne eine Empfindung der Behmut an die Begegnung mit diesen Wilden zurückdenken, welche in der Be-

rührung mit einer überlegenen Zivilisation, die sie sich nicht anzueignen vermögen, ihre charakteristischen Züge verlieren, mehr und mehr in eine inferiore Stellung herabgedrückt werden und wahrscheinlich dem Untergang verfallen.

Mit Indianern und Prairie verbinden wir fast unwillkürlich auch den Gedanken an den Büffel, ihren einstigen, unzertrennlichen Begleiter. Bis in den Anfang des vorigen Jahrzehntes gehörte Dakota in der That zu den Büffelländern. Jetzt sind sie aus diesem Territorium verschwunden und selbst im benachbarten Montana, wo noch ein Teil der nördlichen großen Herde haust, werden sie von Tag zu Tag weiter gegen die schwach bevölkerten britischen Besitzungen zurückgedrängt. Montana ist nicht mehr Prairieland. Durch den westlichen Teil des Territoriums ziehen die Hauptketten des Felsengebirges, im Osten breitet sich eine ausgedehnte Hochebene aus, welche vom Missouri und Yellowstone und von zahllosen Seitenzuflüssen dieser Ströme durchfurcht ist.

In früheren geologischen Perioden erstreckte sich über das östliche Montana und über die angrenzenden Teile von Wyoming, Colorado, Dakota und Nebraska ein enormer Süßwassersee, dessen thonige, sandige und kalkige Abfälle auch nach ihrer Trockenlegung horizontale Lage beibehalten haben. Durch diesen Umstand wird der landschaftliche Charakter dieses Tafellandes bedingt. In terrassenförmigen Stufen steigt es allmählich gegen die Rocky-Mountains an; seine Oberfläche ist wenig anmutig, trocken, staubig, mit niedrigem, hartem Gras, grauen Artemisiensbüschen (Sage brush) und einigen anderen, meist blattarmen, stacheligen Steppenpflanzen von grünlichgrauer Farbe bewachsen. Nur in den zahllosen Schluchten und Thälern gedeiht die Vegetation besser, an den Ufern der Wasseradern sieht man üppige Wiesen und sogar hin und wieder Wald. Wo der Farmer den Boden bestellt und bewässert, bringt er gute Ernte, und für Viehzucht in großem Maßstab scheinen sich wenige Teile Nordamerikas besser zu eignen. Montana ist das bevorzugte Land für den Cow boy, jenen halbwildem, unbändigen Viehhirten des fernen Westens.

Von den Prairiesen Dakotas ist das vielfach durchfurchte Tafelland Montanas durch einen Landstrich geschieden, dessen Konfiguration in überraschender Weise an die Sahara erinnert. Ein ungefähr 40 Meter hohes Plateau ist vollständig in größere und kleinere Tafeln und isolierte Hügel zerstückelt und in ein wunderliches Labyrinth von Schluchten, Trockenthäler und kleinen, oben tafelartig abgestuften Bergen umgewandelt. Die steilabfallenden, nackten Gehänge haben vorherrschend aschgraue oder gelbliche Farbe. Hin und wieder sieht man aber auch grüne und rote Schichten wie farbige Bänder hervorleuchten und dazwischen ziehen sich Braunkohlenflöße als schwarze Streifen den Felswänden entlang. Diese ganze, wegen ihrer Unzugänglichkeit als „Schlechtes Land“ (Bad land oder Mauvais terres) bekannte Region, birgt in Montana einen für das holzarne Land überaus wertvollen Schatz von Braunkohlen, der wegen der horizontalen Lagerung und der geringen Tiefe der Flöße mit geringen Kosten gehoben werden kann. Unfern Little Missouri haben sich einzelne Flöße wahrscheinlich durch Prairiebrände entzündet und brennen vielleicht schon seit Jahrhunderten unterirdisch fort. Sie haben die darüber befindlichen kieseligen und thonigen Ab-

lagerungen teils in schlackige Glasmasse (Porzellanjaspis), teils in Terrakotta umgewandelt und derselben eine ziegelrote Farbe verliehen. Ein Ausflug von Little Missouri verschaffte uns einen Einblick in die Bad lands. Wir glaubten von unserem erhöhten Aussichtspunkt in eine Ruinenstadt mit labyrinthischen Straßen und Gäßchen, mit weiten Plätzen und zerfallenen Palästen hinabzuschauen. Viele der zerstückelten Plateaus gleichen Ruinen von Festungen und Burgen; in den größeren kesselartigen Vertiefungen erheben sich isolierte Berge, deren Gehänge in Pfeiler, Thürme, Zinnen und phantastisch gestaltete Thore aufgelöst sind. Dem Geologen bieten die Bad lands eine unerschöpfliche Fülle von fossilen Organismen. Einzelne Schichten enthalten ganze Wälder von mächtigen, vertieften Baumstämmen, in anderen liegen zahllose Blätter und Süßwasserkonchylien eingebettet. Weiter im Süden, in Wyoming und Colorado enthalten die Bad lands jenen unerhörten Reichtum an urweltlichen Säugetieren und Reptilien, welcher seit zwei Jahrzehnten die wissenschaftliche Welt in beständigem Erstaunen erhält.

Jedem Besucher Montanas wird der Anblick der Bad lands eine unauslöschliche Erinnerung hinterlassen und doch sind sie nur ein schwacher Abglanz der in ihrer Großartigkeit und Sonderbarkeit unerreicht dastehenden Cañon-Landschaften im südlichen Colorado. In den flachen steinigten Wüsten um den Gran Cañon des Coloradoflusses steigt das Land in Terrassen von 3—600 Metern an. Die auch dort horizontalen Gesteinschichten zeigen stellenweise eine gradezu unerhörte Farbenpracht. Vom intensivsten Scharlachrot, vom grellsten Grün, Gelb und Blau giebt es alle Abstufungen bis zum matten Grau, das den Grundton der Landschaft bildet. Wenn in den Bad lands Montanas die Einschnitte und Thäler selten eine größere Tiefe als 40—50 Meter erreichen, so sieht man am Colorado in gähnende Schluchten von 1000—1500 Meter hinab. Diesen Größenverhältnissen entsprechend, wächst auch die Mannigfaltigkeit in der Konfiguration der Thalwände und der Terrassenränder. Was in den Bad lands nur im kleinen Maßstab angedeutet ist, tritt dem Beschauer der Cañonlandschaften in gigantischen Dimensionen entgegen.

Eine lebendige Schilderung von dem Gran Cañon und den treppenförmig ansteigenden Hochebenen nördlich vom Coloradofluß findet man in einem von dem Geologen Kapitän Dutton auf Staatskosten veröffentlichtem Werk. Jede Terrasse hat ihr eigenartiges landschaftliches Gepräge: ihre steilen Ränder zeigen die bei den Bad lands geschilderte Zerklüftung und Gliederung in großartigster Weise. An den berühmten „Scharlach-Klippen (Vermilion cliffs)“ erhebt sich eine aus Triaschichten gebildete Terrasse 1800—2000 Fuß über die vorliegende Hochebene. Die obere Hälfte des Steilrandes besteht aus rotem Sandstein, der als senkrechte Wand auf einem schrägabfallenden Schichtenkomplex aus Gyps, Sand, Schiefer und Sandstein aufruhet. Weite Nischen sind tief in die Felsmassen eingeschnitten; scharfe Kämme springen vor und stützen sich mit gewaltigen Strebepfeilern auf die Ebene. Ihr messerscharfer Rücken ist mit Zinnen und Türmen verziert. Phantastische Feenschlösser und Riesendome ragen über das einförmige Profil des Gebirgsrandes hervor.

Aber selbst die berühmten „Scharlachklippen“ im Virgenthal werden vom Gran Cañon tief in Schatten gestellt. Diese großartige mitten im Wüstenplateau eingesenkte Schlucht hat eine Länge von 200, eine Breite von 5—12 englischen Meilen und ist 5—600 Fuß tief. Vielleicht giebt es längere, wenn auch schwerlich tiefere Schluchten; manche mögen wohl auch von höheren Bergen umgeben sein, aber in seiner Art als Ganzes betrachtet steht der Gran Cañon einzig in der Welt da. Die meisten der in Colorado als Cañon bezeichneten Thäler sind tiefe und enge, von vertikalen Wänden begrenzte Schluchten. In der Regel sind die gewöhnlichen Cañons weder besonders großartig noch anziehend, denn sie ermüden durch Einförmigkeit. Anders der Einschnitt der Coloradoflusses selbst. Hier vereinigt sich die höchste Großartigkeit mit der reichsten Mannigfaltigkeit. Ein Blick von Point Sublime, einem dominierenden Felsvorsprung am Uferstrand in die unergründliche Tiefe des Gran Cañon und auf das Labyrinth von wasserlosen Schluchten, welche von allen Seiten in denselben einmünden, gehört nach Duttons Beschreibung zu den merkwürdigsten Schauspielen der Natur. Jene architektonische Gliederung, jene bunte Färbung des nackten Gesteins, welche wir bereits von den Scharlachklippen kennen, kehren hier in jedem einzelnen Einschnitt in buntester Abwechslung wieder, aber die Verhältnisse sind ins Gigantische überseht. Da glaubt man immense Amphitheater, dort barocke Riefentempel oder gotische Dome zu sehen; da erweckt eine Felswand die Erinnerung an eine altertümliche Festung, dort treten isolierte Zacken als himmelhohe Türme, Pyramiden und Obelisken aus den Felswänden heraus, und tief unten im Grund der beschatteten Hauptschlucht unterscheidet man in glitzernden weißen Flecken, hin und wieder auch in einem dünnen Silberstreifen den 3—500 Fuß breiten Strom, welcher brausend das enge Flussbett durchseilt.

Für den Geologen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Cañonlandschaft wie die Bad lands ihre Gestaltung lediglich der mechanischen und chemischen Thätigkeit des Wassers verdanken. Alle die Schluchten und Thäler sind durch ehemalige Wasserläufe ausgenagt, die Felswände vornehmlich durch die Verwitterung zerstückelt und gegliedert. Die Eigentümlichkeit dieser Bodengestaltung findet ihren Grund in der horizontalen Lagerung der aus wechselnden bald weichen, bald härteren Schichten bestehenden Gesteine, sowie in dem trockenen Klima, welches der Verwitterung bestimmte Schranken setzt. Freilich müssen sich in einer früheren Periode viel reichere Wasseradern vom Felsengebirg herab über die Ebene ergossen haben und sicherlich sind Jahrtausende vergangen, bis die Zerstörungsarbeit vollbracht war, welche wir jetzt staunend bewundern. Mancherlei Gründe sprechen in der That dafür, daß die Ausfurchung schon in der späteren Tertiärzeit begann und während der Diluvialperiode unablässig fortanerte.

Bei dem Städtchen Livingstone verläßt die Northern-Pacific-Bahn die westliche Hochebene. Ansehnliche Gebirgsketten mit vereinzelt Schneegipfeln begrenzen jetzt den Horizont; die Gesteinschichten sind steil auferichtet, gefaltet und vielfach gestört.

Fast unvermittelt tritt das Felsengebirg aus dem vorliegenden Tafelland hervor.

An absoluter Höhe, an Mannigfaltigkeit und Kühnheit seiner Kammlinien steht es kaum hinter unseren Alpen zurück, allein der Eindruck der Bergketten wird dadurch abgeschwächt, daß ihre relative Erhebung über das Tafelland verhältnismäßig gering ist. Überdies entbehren die Rocky-mountains fast ganz der Gletscher; Quellen, Bäche, Flüsse und Seen sind am östlichen Abhang spärlich, der Baumwuchs kümmerlich. Es ruht der Fluch der Trockenheit auf diesem Gebirge, das nußbare Mineralien, Kohlen und edle Metalle in Überfülle birgt. Zumerhin gehören die nördlichen Teile der Rocky-mountains noch zu den gefegnetsten des ganzen Gebirgszuges. Die breiten, zwischen den Paralleletten gelegenen Hochebenen sind fruchtbare, blühende Landstriche; keine trockene kalzreiche Steinwüsten, wie in Utah, Colorado und Arizona.

Die Umgebung des Mac Donald Peak, eines 9500 Fuß hohen Gipfels der Hauptkette läßt sich an wilder Großartigkeit mit unserem Karwendelgebirge vergleichen. Raste, aus wohlgeschichtetem paläozoischem Kalkstein und Schiefer bestehende Felswände begrenzen schauerlich wilde Thäler, in deren Grund hin und wieder ein grüner See zu erblicken ist. Alle höheren Gipfel sind auf ihrer Nordseite mit ansehnlichen Schneefeldern bedeckt, die Thäler und Gehänge mit dunklem Nadelwald bewachsen. Zum frohen Genuß kommt man jedoch beim Anblick dieses Landschaftsbildes nicht. Es ist überwältigend, aber unendlich öde; ihm fehlt das, was unseren Alpen ihren höchsten Reiz verleiht, die Verbindung menschlicher Kultur mit einer großartigen und zugleich lieblichen Natur.

Hat man die Hauptkette des Felsengebirges überschritten, so macht sich sofort in der Üppigkeit der Vegetation und namentlich in der stattlichen Höhe der Nadelhölzer die Einwirkung des benachbarten pacifischen Ozeans geltend. Unabsehbare Wälder bedecken hoch hinauf die Bergwände, in den Thälern rauschen klare fischreiche Bäche und schiffbare Flüsse. Oregon und Washington Territory sind die holzreichsten Gebiete der vereinigten Staaten; leider wird aber mit diesem Schatz übel genug gewirtschaftet. Unbekümmert um die Zukunft brennt der Ansiedler, wenn er sein Grundstück urbar machen will, den Wald nieder; rücksichtslos schlägt der Holzspekulant die schönsten Stämme und giebt den Rest dem Feuer preis und auch der Eisenbahnunternehmer findet es bequemer sich seinen Weg statt mit der Art, mit dem Feuer durch den Urwald zu bahnen. Niemand kümmert sich darum, ob Tausende von Klastern nutzlos zerstört werden; niemand hat Zeit und Lust dem verheerenden Element entgegen zu treten und so greift es um sich, bis ihm Regengüsse Einhalt gebieten. Waldbrände sind die Landplage der nördlichen Staaten am stillen Ozean. Im Sommer liegt wochen-, ja monatelang undurchdringlicher Rauch über Oregon und Washington Territory und erst nach mehrtägigem Regen entfaltet sich vor dem Auge des Besuchers die volle Schönheit dieser gefegneten Länder.

In den gebirgigen Teilen giebt es Seen, wie der Pond d'Dreille, die an Größe und landschaftlicher Schönheit nicht hinter dem Züricher oder Genfer See zurückblieben, wenn ihre Umgebung nicht gar so öde und menschenleer wäre.

Am Westfluß der Rocky-mountains, in der norwestlichen Fortsetzung jener

sterilen Hochebene, wo sich die Mormonen niedergelassen haben, dehnt sich stellenweise auch in Washington Territory eine unfruchtbare Sandwüste bis zum Kaskadengebirge aus. Letzteres wird seiner ganzen Breite nach vom Thal des Columbiaflusses durchschnitten. Wenig Flüsse der Welt können sich mit diesem Flusse an großartiger Schönheit messen. An Breite übertrifft er den Rhein bei Köln oder Düsseldorf; aber sein klares Wasser schleicht nicht langsam dahin, sondern eilt mit jugendlicher Schnelligkeit in seinem Felsenbett dem stillen Ozean zu. Die Bahnlinie hält sich am linken Ufer, meist auf gelbem Dünen sand oder lehmigen Alluvialboden; zuweilen durchbricht sie aber auch den schwarzen Basalt, der im Kaskadengebirge ein Areal von mehr als 4000 □ Meilen, also ein Gebiet von der dreifachen Größe Bayerns bedeckt. Da die Ströme des vulkanischen Gesteines auf einer sehr schwach geneigten Fläche erstarrten und regelmäßig auf einander geschichtet sind, so bietet die Profillinie der Thalgehänge nur geringe Abwechslung. Was jedoch diesem größten Basaltplateau der Welt an Mannigfaltigkeit der Oberflächen-Gliederung abgeht, das wird in den Thaleinschnitten durch eine geradezu wunderbare Formation der Felsmassen ersetzt. Hier giebt es pyramidenförmige, stumpfconische oder geradlinig abgestufte, isolierte Berge und Hügel, senkrechte Felswände, die mit zerfallenen Burgen oder Festungen gekrönt zu sein scheinen; und jene seltsamen Gebilde bestehen nicht wie in den Bad lands aus horizontalem Kalk oder Mergelschichten, sondern aus dicht aneinander gereihten schwarzen Säulen, die häufig in mehreren Etagen aufeinander folgen. Die Konfiguration der Felsmassen, der Wechsel in der Stärke, Länge und Lage der sie zusammensetzenden Säulen, die Beschaffenheit des Thalgrundes selbst, welcher bis Dalles einer ausgebrannten, fast vegetationslosen, von Dünenketten durchzogenen Sandwüste gleicht, von da an aber bis Portland im Schmuck der üppigsten Vegetation prangt, ruft landschaftliche Bilder von feierlichster, unheimlichster Wildheit und erhabenster Schönheit hervor. Bald breitet sich der Strom zu fast seeartigem Umfang aus, bald ragen Klippen aus aufrechten Basaltsäulen wie künstliche Pfahlbauten von beiden Seiten in das Flussbett herein und zwingen den Fluß in eine enge Rinne, durch welche er in treppenförmigen Fällen herabstürzt. Und mitten in diesen schäumenden Wirbeln, in denen auch der beste Schwimmer unfehlbar zerschmettert würde, tummeln sich Seehunde umher, die vom Ozean heraufsteigen.

Wundervoll ist das Columbiathal bei Dalles; wenn an einem Herbstabend die Sonne ihre Strahlen schräg auf die phantastisch gestalteten Felsen, auf den goldigen Sand und auf die schäumende wild rauschende Wassermasse wirft; doppelt wundervoll, wenn diese fremdartige Wüstenlandschaft, wie bei unserem Besuch noch von einer Staffage belebt ist, wie sie kaum malerischer gedacht werden kann. Ein kleiner Trupp Indianer hatte rechts auf einem Felsenvorsprung ihre Wigwams aufgeschlagen; zerklumpte, schmutzige Gestalten lungerten vor denselben um ein Feuer herum, andere in grellfarbige Decken gehüllt, hatten sich erhoben und starteten das ungewohnte Schauspiel unseres reich geschmückten Eisenbahnzuges an.

Unten am Strom sahen wir zwei dieser Wilden mit hoch erhobener Lanze auf einem Felsvorsprung stehen, eifrig nach Lachs spähend; ihre dunklen Umriffe hoben sich scharf von dem hellleuchtenden Hintergrund ab. Und während wir langsam an ihnen vorüber fuhren und die tiefer sinkende Sonne Fels und Wasser immer herrlicher färbte, galoppierten über den jetzt purpurroten Sand zwei andere Indianer mit schwarzen flatternden Haaren, den Kopf mit Federn geziert auf ihren unermüdblichen Ponies daher und erhoben grüßend ihre Hände. Der westliche Himmel erglühete in tiefster Farbenpracht und gerade als die Sonne niederstieg, zerriß der Wolkenschleier, und am Horizont erschien in rosig Glut getaucht und in majestätischer Einsamkeit der schneebedeckte kegelförmige Gipfel des 11000 Fuß hohen Mount Hood.

Es war tiefe Nacht geworden, als wir unser westliches Ziel Portland, die blühende und reiche Hauptstadt Oregons erreichten. Trotz der geringen Einwohnerzahl — 40000 Seelen — sieht man in den Geschäftsstraßen Gebäude, die jeder Großstadt zur Ehre gereichen würden. Alle praktischen Errungenschaften der modernen Kultur: Gas, elektrisches Licht, Tramway, Wasserleitung finden in Portland ausgedehnte Verwendung; für die geistigen Bedürfnisse sorgen verschiedene englische und zwei deutsche Zeitungen, eine große Bibliothek und Schulen der verschiedensten Abstufungen. Die äußeren Teile der Stadt sind parkartig angelegt; die eleganten, zum Teil mit großem Luxus eingerichteten Villen stehen in Blumen und Obstgärten. Unter den westlichen Städten, welche wir gesehen, macht Portland den zivilisier testen und freundlichsten Eindruck. Als Endpunkt der Northern-Pacific-Bahn steht es jetzt mit dem fernen Osten in direkter Verbindung, durch das allerdings gefährliche Fahrwasser des Willamet und Columbiaflusses sendet es seine Schiffe nach der Westküste von N. Amerika, nach China, Japan, Neu-Seeland und Australien. Wäre der Hafen zugänglicher, so könnte sich der Zukunftstraum der Portlander verwirklichen und in ihr eine nördliche Rivalin von San Francisco entstehen.

Oregon und Washington Territory haben alle Bedingungen für eine blühende Entwicklung: fruchtbaren Boden, Reichtum an Kohlen und Metallen und vor allem ein mildes gleichmäßiges Klima. Man vergleicht dasselbe gerne mit dem von Südtalien. Die Temperaturschwankungen sind verhältnismäßig gering; die Sommer nicht sehr heiß, die Winter regnerisch und nur in den gebirgigen Teilen kalt. Meist herrscht von Dezember bis März Regenzeit; allein die Niederschläge fallen in heftigen Schauern, dazwischen giebt es vollkommen klare, angenehme Tage. Frost und Schnee sind selten. In solchem Klima gedeiht die Vegetation in ungewöhnlicher Üppigkeit. Oregon und Californien liefern das herrlichste Obst; Birnen, Äpfel, Pfirsiche, Pflaumen und namentlich Trauben erreichen hier fabelhafte Größe; in den Urwäldern wachsen Zedern und Douglasfichten von 250 Fuß Höhe und 6—10 Fuß Durchmesser! Neben diesen Lichtseiten fehlt es freilich auch nicht an Schatten: im Winter ein Übermaß von Regen, im Frühling und Herbst dicker Nebel und in der trockenen Jahreszeit

jener entseßliche von Waldbränden herrührende Rauch, welcher wochen-, ja monatelang dauern kann.

Wir hatten das Glück Portland und den Puget Sound bei völlig klarem Wetter nach einem ausgiebigen Regenguß zu sehen. Auch die fünftägige Exkursion nach dem Tacomaberg (Mount Rainier), dem imposantesten und höchsten unter den isolierten Riesenvulkanen des pacifischen Küstengebietes war vom besten Wetter begünstigt. Sieben Mitglieder unserer Reisegesellschaft hatten sich unter Führung eines tüchtigen jungen Geologen, Herrn Bailey Willis, an der Besteigung dieses 14400 Fuß hohen Berges beteiligt, und mehr als einem unter uns schien der 8stündige Ritt durch den grandiossten Urwald Nord-Amerikas, der dreitägige Aufenthalt auf dem Berge selbst, der Anblick der großartigen, mit dem Mer de glace vergleichbaren Payallup-Gletschers, die Aussicht von Tolmies Peak auf den schnee- und eisbedeckten Zentralkegel, die Wanderung über Eisfelder und grüne mit Alpenblumen bedeckte Matten, das einsame Zeltlager an den Ufern des grünen Kratersees, die merkwürdige Kombination von vulkanischen und alpinen Hochgebirgserrscheinungen und endlich der Verkehr mit einer kleinen Schar in tieffter Abgeschlossenheit lebender Hinterwälder eine Summe von großartigen und merkwürdigen Eindrücken zu bieten, wie sie selbst während der Eröffnungsfahrt der Northern Pacific-Bahn kaum an einer anderen Stelle an uns herangetreten war.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Die Memoiren de Gatts.

Der Direktor der Preussischen Archivverwaltung, Herr von Sybel, hat in einer Rede, welche er in der Akademie der Wissenschaften am Geburtstage Friedrichs des Großen (24. Januar) gehalten hat, das demnächstige Erscheinen einer neuen Archivpublikation angekündigt, welche als geradezu epochemachend für die historische Würdigung des großen Königs betrachtet werden darf.

Wenn schon die bisherigen Publikationen archivalischen Materials zur Geschichte Friedrichs in immer wachsendem Maße die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen haben, wenn sie, im Verein mit der akademischen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen, einen umfassenden Überblick über die wunderbar vielseitige Thätigkeit des Königs eröffneten, so kommt doch dem Werke, dessen Herausgabe sich die Archivverwaltung nach jener Mittheilung von Sybel zur Aufgabe gemacht hat, noch eine ganz besondere und eigentümliche Bedeutung zu. Es sind die Aufzeichnungen eines Mannes, welchen der König gerade in der

schwersten Zeit des siebenjährigen Krieges seines intimsten Vertrauens würdigte, mit dem er in absolut ungezwungener und von jeder Rücksicht freier Weise die wichtigsten Angelegenheiten, die ihn beschäftigten, besprach, mit dem er in dieser Zeit in anregendstem und ununterbrochenem persönlichen Verkehr stand. Und eben die Unmittelbarkeit, welche sich so in den Aufzeichnungen dieses Vertrauten offenbart, der den Inhalt seiner Gespräche mit dem Könige sofort nach demselben nieder schrieb, verleiht diesen Memoiren eine so außerordentliche Bedeutung, die in bezug auf die militärischen Mittheilungen, die darin enthalten sind, noch durch einen weiteren besonderen Umstand erhöht wird. Wir erfahren nämlich, daß der König den Verfasser dieser Memoiren in seine kriegerischen Pläne und Vorkehrungen darum so genau einweihte und ihn zur genauen Aufzeichnung der Ereignisse wiederholt aufforderte, weil er dessen Notizen neben seinen eigenen bei der schon damals von ihm beabsichtigten Darstellung des Krieges zu verwerten gedachte: er meinte durch diese unbefangenen Beobachtungen eines nicht unmittelbar beteiligten Augenzeugen eine Kontrolle seiner eigenen Aufzeichnungen zu gewinnen, welche ihm eine objektive Darstellung der Ereignisse ermöglichen sollte. Wir werden demnach annehmen dürfen, daß die Mittheilungen, die der König seinem Vertrauten machte, durchaus zuverlässig und authentisch waren und daß deren Herausgabe eine eminente Bereicherung unserer Kunde über die militärischen Leistungen Friedrichs in sich schließen wird.

Und doch sehen wir hierin nicht die vornehmste Bedeutung der bevorstehenden Publikation; der militärischen Aufzeichnungen aus jener Zeit haben wir eine so unabhsehbare Fülle, daß das Erscheinen einer neuen, wenn auch noch so erheblichen und eigenartigen, unsere Anschauungen doch nur noch in Einzelheiten modifizieren und ergänzen kann.

Von dem allergrößten historischen Interesse aber sind die Memoiren de Catts — dies ist der Name des königlichen Vertrauten — durch die Mittheilungen über das persönliche, namentlich das geistige Leben des Königs, welches uns aus den von dem Verfasser aufbewahrten Gesprächen mit einer Ursprünglichkeit und plastischen Lebendigkeit entgegentritt, wie in keiner der bisherigen Publikationen. Dieses Urtheil ist man schon nach den vorläufigen Mittheilungen Herrn von Sabels, die ja ihrem Wesen nach nicht erschöpfend sein konnten oder wollten, zu fällen berechtigt, und man darf sagen, daß die historische Forschung kaum je einer Publikation mit solcher Spannung entgegengesehen hat als dieser.

Bekanntlich besitzen wir auch für diese biographisch-litterarische Beurteilung des Königs schon eine Reihe merkwürdiger Aufzeichnungen von unbestreitbarer Bedeutung. Für die litterarische Thätigkeit des Königs werden ja natürlich immer in erster Linie seine eigenen Werke in Betracht kommen; daneben haben uns der französische Gesandte Valori, der englische Mitchell, der Fürst von Signe und Thiebaults eine Fülle interessanter Notizen hierüber aufbewahrt; aber die letzteren sind doch mehr aphoristischer Art und geben keine erschöpfende Anschauung von der Gesamthätigkeit des Königs. Sie berichten eben das, was sie in mehr oder weniger vorübergehendem Zusammenleben mit dem Könige erfahren und beobachtet

haben; daselbe gilt von der großen Masse einzelner Charakterzüge und Erzählungen aus dem geistigen und persönlichen Leben des Königs, welche uns in den verschiedensten gleichzeitigen und späteren Werken mitgeteilt werden; der letzteren Wert wird zudem noch durch das Anekdotenhafte und die mangelhafte Beglaubigung derselben herabgemindert; hier zum erstenmale werden wir eine unzweifelhaft authentische und umfassende, gleichsam tagebuchartige Kunde über die Lebensgewohnheiten und alle Seiten der königlichen Thätigkeit erhalten, niedergeschrieben von einem Manne, der mehrere Jahre hindurch fast täglich mit dem Könige zusammen war: Herr von Eybel vergleicht seine Stellung zu dem Könige mit der Eckermanns zu Goethe und bezeichnet damit scharf und klar den Charakter und die Bedeutung, welche seine Memoiren für die historische Forschung haben müssen.

Sehr merkwürdig ist schon die Art und Weise, wie der König de Catt kennen lernte und in seinen Dienst zog. Friedrich unternahm nämlich im Frühjahr 1756 nach einer Truppenschau, die er in Wesel gehalten hatte, in strengstem Inognito, nur von dem Obersten Balby und einem Lakaien begleitet, einen Abstecher nach Holland. Auf der Fahrt von Amsterdam nach Utrecht lernte er auf dem Schiffe, welches er benutzte, den jungen de Catt, der, aus der Schweiz gebürtig, damals in Utrecht Philologie studierte, kennen. Sehr ergötlich war die Art, wie sich diese Bekanntschaft einleitete. Der König fragte, einen Augenblick aus der Rolle des Inognito-Reisens herausfallend, den jungen Mann, dessen Äußeres und ganze Haltung ihm gefiel, ganz kurz: „Wer seid Ihr, wie heißt Ihr?“ worauf er die ebenso kurze Antwort erhielt: „Wer seid Ihr, wie kommt Ihr zu solchen Fragen?“ Der König kehrte ihm darauf zwar zunächst den Rücken, nahm ihm aber die Antwort keineswegs übel, sondern ließ sich später mit ihm in ein bedeutendes Gespräch über metaphysische, politische und litterarische Fragen ein. Der junge Mann erregte dabei so sehr das Wohlgefallen des Königs, daß dieser ihm nach seiner Rückkehr nach Potsdam von dort aus anbot, als „Lektor“ in seine Dienste zu treten. De Catt nahm an, langte aber, da er längere Zeit krank darniederlag, erst im März 1758 bei dem Könige an und war dann drei Jahre lang während aller Sorgen und Bedrängnisse des siebenjährigen Krieges Friedrichs steter Begleiter. Die Stellung, die er bekleidete, war eigentlich nur eine nominelle; denn nicht er las, wie das in der Bezeichnung seiner Stellung gelegen hätte, dem Könige vor, sondern der König seinerseits las ihm vor, rezitierte aus dem Gedächtnis, las ihm eigene litterarische Versuche vor und besprach mit ihm die gelesenen Bücher. Jeden Nachmittag um 5 Uhr hatte er sich zu diesem Zwecke bei dem Könige einzufinden. Neben den militärischen Mitteilungen, welche ihm der König machte, sind es dann eben diese zwanglosen litterarischen und philosophischen Gespräche, welche den vornehmsten Inhalt der de Cattschen Aufzeichnungen bilden. Dieselben vervollständigen das Bild, welches uns namentlich die umfassende Korrespondenz des Königs mit Voltaire, dem Marquis d'Argens, d'Alembert u. a. von den philosophischen und litterarischen Bestrebungen des Königs geben, in der erwünschten Weise. In einer Beziehung aber verdienen sie den unbedingten Vorzug vor jenen Korrespondenzen. Während der König in den letzteren sich stets nur über einzelne vor-

liegende Fragen äußerte und seine Gedanken dem Zweck dieser Korrespondenzen anpaßte, sprach er hier ganz ohne jeden Zwang und Rückhalt im Anschlusse an seine Lektüre über alle philosophischen und religiösen Fragen, welche ihm während dieser anstießen. Gaben doch ihrem Wesen nach solche mündliche Äußerungen, wie sie der Augenblick eingiebt, vor den wohlüberlegten einer schriftlichen Aufzeichnung den Vorzug größerer Ungezwungenheit und Ursprünglichkeit. So erhalten wir hier vor allem zusammenhängende Mitteilungen über des Königs religionsphilosophische Anschauungen, die zwar im allgemeinen das bekannte Bild der deistisch-rationalistischen Ideen Friedrichs bestätigen, aber durch die näheren Ausführungen das höchste Interesse erregen und zugleich den Beweis liefern, daß seine philosophischen Gedanken dem Könige doch nicht in allen den trüben Lagen, in denen er sich befand, volle Befriedigung gewährten, so daß er schließlich seine Zuflucht, nach Sybels treffendem Ausdruck in dieser Beziehung Kant vergleichbar, bei dem strengen Pflichtbegriff, wenn wir so sagen wollen bei der praktischen im Gegensatz zur reinen Vernunft suchte und fand. Ist es doch vor allem dieser grandiose Pflichtbegriff, der für die ganze philosophische Auffassung und praktische Regententhätigkeit Friedrichs so außerordentlich charakteristisch ist.

Und wahrhaft staunenswert ist es doch, wie der König nach den Aufzeichnungen de Catts diesen philosophisch-litterarischen Bestrebungen selbst in den Momenten der höchsten Not und Gefahr nicht einen Augenblick untreu wurde. Diese Wahrnehmung, die uns schon aus dem niemals unterbrochenen litterarischen Briefwechsel mit seinen Freunden so überraschend entgegentritt, findet ihre glänzendste Bestätigung durch das, was von Sybel aus den Memoiren de Catts über die der Schlacht von Borndorf unmittelbar vorhergehenden Tage mitgeteilt hat. Die Situation des Königs war damals die denkbar bedrängteste. In fliegender Hast eilte er aus Schlessien, wo er dem österreichischen Hauptheere unter Daun gegenüberstanden hatte, herbei, um seine von den Russen aufs äußerste bedrückten eigenen Lande zu befreien: er stand, davon hatte er, wie man aus seinen Äußerungen sieht, das klarste Bewußtsein, vor einer gewaltigen Entscheidung. Auch auf diesem Marsche aber wurden die philosophischen Studien nicht unterbrochen. Friedrich las täglich am Morgen Ciceros Tuskulanen und am Abend desselben Autors Buch über die Natur der Götter. Mit dem größten Eifer und Ernste wurden hierbei noch wenige Tage vor der Schlacht religiöse Fragen diskutiert. Am 24. August mitten in den Vorbereitungen zu der am nächsten Tage bevorstehenden Schlacht wurde de Catt abends 9 Uhr zum Könige befohlen: er traf ihn in dem kleinen Zimmer einer Mühle damit beschäftigt einige Verse einer Ode Rousseaus an Zinzendorf, deren Form ihm mangelhaft erschien, zu verbessern. Als de Catt dem Könige seine Verwunderung darüber zu erkennen gab, daß er am Vorabend einer so wichtigen Entscheidung die Ruhe finde, Verse zu machen, entgegnete ihm der König: „Nun, was ist daran so Besonderes? Warum soll ich mich heute nicht zerstreuen wie sonst? den ganzen Tag habe ich mich mit der großen Sache geplagt, sie nach allen Seiten gedreht und gewandt; mein Entschluß

steht fest, mein Plan ist gemacht: ich denke, es ist mir erlaubt Reime zu schmieden wie ein anderer. Das Gespräch, welches sich dann daran anschloß, wurde dadurch unterbrochen, daß die Generale gemeldet wurden. Der König ging hinaus ihnen die Dispositionen zu erteilen, kam nach einer halben Stunde zurück und nahm das Gespräch mit de Catt an dem Punkte wieder auf, an dem es unterbrochen worden war; er verbesserte in ähnlicher Weise wie vorher die Rousseauschen einige Verse aus Racines Athalie, auf die ihn de Catt aufmerksam gemacht hatte.

Wir dürfen nach den Einzelheiten, die uns über diese denkwürdigen Tage mitgeteilt werden, gewiß auf den Gesamteindruck, den das Werk machen wird, gespannt sein.

Noch eine allgemeine Bemerkung möge hier gestattet sein.

Naturgemäß hatte sich die historische Forschung, nachdem ihr die preußischen Archive in liberalster Weise zugänglich gemacht worden waren, zunächst mit dem größten Eifer dem Studium der großartigen Thätigkeit, welche Friedrich als Staatsmann und namentlich als Feldherr entfaltete, zugewandt: beruhte doch auf dieser Seite seiner Wirksamkeit vor allem die Großmachtstellung, welche er seinem Staate errungen. Erst verhältnismäßig spät folgte eine ebenso genaue Erforschung seiner weniger glänzend an die Oberfläche tretenden, aber um so nachhaltiger wirksamen Regententhätigkeit. Die neuesten Publikationen, namentlich die Stadelmanns über die Fürsorge Friedrichs um die Landeskultur, lenkten den Blick immer mehr auf den Regenten Friedrich und zeigten, daß man seine historische Bedeutung kaum zur Hälfte erkenne, wenn man sie ausschließlich auf dem Gebiete der militärischen und politischen Wirksamkeit suche. Naturgemäß wurde man nunmehr auch auf die Stellen in den Werken Friedrichs aufmerksam, in denen dieser selbst die kriegerische Thätigkeit als die nebensächliche, die Regententhätigkeit, Pflege der Justiz und Verwaltung, als die vornehmste Pflicht des Herrschers bezeichnete. Man war überrascht, wenn man wahrnahm, daß Friedrich, dessen Feldherrngröße sein ganzes Jahrhundert in Erstaunen setzte, selbst auf dieselbe nicht nur keinen überwiegenden Wert legte, sondern inmitten des kriegerischen Glanzes und Ruhmes immer und immer wieder sein Bedauern darüber ausdrückt, daß er dadurch seiner vornehmsten Pflicht, der Sorge für das Wohl seiner Unterthanen, entzogen werde. Wer erinnert sich hier nicht daran, wie der König diese Sorge auch mitten im Feldlager keineswegs vernachlässigte, wie er während des Krieges neue Industrien in sein Land zu bringen suchte, an Landesmeliorationen, Seidenbau u. dgl. dachte! Jene Äußerungen aber, die er im Anti-Macchiavel that, in denen er die kriegerische Thätigkeit des Herrschers neben der richtenden und verwaltenden nur als eine „Zugabe“ bezeichnete (il n'est qu'un accessoire), meinte man doch als Symptome eines jugendlichen Enthusiasmus bezeichnen zu müssen, dem Friedrich als König nicht trenn geblieben sei. Und wenn man in der Korrespondenz Friedrichs ebenfalls wiederholt Äußerungen begegnete, welche darauf hindeuteten, daß der König an Sieg und Ruhm und an dem Lärm der Waffen weniger Gefallen finde, als man zu erwarten geneigt war, so meinte man, das als eine Folge momentaner Nichtstimmung über vorübergehende oder ernstere Mißerfolge betrachten zu müssen.

Nach den Mittheilungen, welche Herr von Sybel aus den de Gattischen Memoiren gemacht hat, kann es nun aber nicht dem mindesten Zweifel mehr unterliegen, daß es dem Könige mit jenen Äußerungen bitterer Ernst war. Er hat in der That theoretisch und praktisch seine vornehmste Aufgabe nicht blos, sondern seine liebste Beschäftigung, zu der ihn angeborene Neigung trieb „in der Pflege des Wohlstandes und des Rechtes, der Entwicklung des Ackerbaues und Gewerbes und vor allem in der Pflege der Kunst und Wissenschaft“ gesehen und sich mit Diplomatie und Krieg „nur ans Ehrgefühl, Pflichtbewußtsein und Vaterlands-
liebe“ befaßt, weil er als König sich damit befassen mußte.

Eben darin, daß diese Memoiren, deren Veröffentlichung in nächster Zeit bevorsteht, hierfür den unwiderleglichen Beweis, die Bestätigung der gelegentlichen Äußerungen in den Werken und der Korrespondenz des Königs bringen, sehen wir deren vornehmste und größte Bedeutung; denn eben dadurch geben sie uns den einzig richtigen Maßstab für die Würdigung der Bestrebungen und Leitungen des Königs in ihrer Gesamtheit an die Hand.

Marburg.

Georg Winter.

Medizin.

Die Hautperspiration beim gefunden Menschen und bei Nephritikern.

Von Dr. Zausen.*)

Neben andern Funktionen erfüllt die Haut auch die eines Sekretionsorganes; sie liefert aber kein spezifisches Sekret, denn an ihrer Oberfläche treten Ausscheidungen verschiedener Art zu Tage. Von diesen muß man zunächst unterscheiden zwischen dem Schweiß und der unsichtbaren Ausscheidung, die zugleich mit der ebenfalls unsichtbaren Lungenatmung als Perspiratio insensibilis bekannt ist. Zwischen beiden Sekretionsprodukten ist jedoch eine scharfe Trennung nicht zu machen; funktionieren die Schweißdrüsen sehr schwach und ist die Außenluft sehr trocken, so kommen keine Tropfen zum Vorschein; der gelieferte Schweiß verdunstet dann, bevor er die Hautoberfläche erreicht hat und vermischt sich mit den Produkten der insensiblen Perspiration.

Diese letztere ist schon seit den ältesten Zeiten bekannt, sie wurde auch von verschiedenen Seiten untersucht ohne indessen zu befriedigenden Resultaten zu führen. Verfasser hat darum diesen Gegenstand, insbesondere noch mit Rücksicht auf pathologische Zustände, einer erneuten Untersuchung unterzogen und bespricht in einzelnen Kapiteln 1. die Anordnung der Versuche, 2. die Hautperspiration beim gefunden Menschen und 3. die Hautperspiration bei Nephritikern. (Nephritis = Nierenentzündung; Nephritiker, ein mit Nierenentzündung Behafteter.)

Verfasser verzichtete darauf die ganze Körperoberfläche zu untersuchen, um dem Arbeiten mit großen Gasmengen zu entgehen und um das Verhalten der verschiedenen Körpergegenden gesondert untersuchen zu können. Außerdem würde

*) Deutsch. Arch. f. kl. Med. 33. Bd. 3. u. 4. Heft.

es auch gar nicht möglich sein, für den Wasserdampf den ganzen Körper zu untersuchen, da in einem großen Behälter der Wasserdampf sich sehr bald kondensiert. Es wurden daher nur Arm und Bein geprüft. Um den Arm aufzunehmen ließ Verfasser einen Behälter mit einer Doppelwand aus Zink anfertigen; zwischen beiden Wänden konnten heiße oder kalte Flüssigkeiten eingegossen werden, um den Einfluß des Temperaturwechsels auf den Respirationsprozeß beobachten zu können. Der Cylinder an dem einen Ende mittelst einer Metallplatte geschlossen, war am andern nur teilweise durch eine Kautschukplatte gedeckt. In deren Mitte befand sich eine runde Öffnung, um den Arm durchzulassen. Der Inhalt des Cylinders betrug 14 Liter.

Zur Untersuchung des Beines benutzte Verfasser einen entsprechend modifizierten, 12 Liter Inhalt betragenden, Junodschen Schröpfstiel. (Letzterer, nach seinem Erfinder Junod so benannt, stellt einen an seinem oberen Ende offenen Glaszylinder dar, in welchen das Bein luftdicht gesteckt wird. Am untern geschlossenen Ende befindet sich ein mit einer elastischen Röhre und einer Saugpumpe in Verbindung stehender Hahn. Wird in dem Apparate nun die Luft verdünnt, so wird das Blut von den entfernten Körpergegenden nach dem Gliede, welches den Stiefel trägt, abgeleitet.) Die Versuchsdauer wechselte zwischen $\frac{1}{4}$ und 1 Stunde; eine längere Versuchsdauer war nicht wünschenswert, da sich bald zeigte, daß die Perspiration zu verschiedenen Tageszeiten sehr verschieden ist. Um die Resultate bei verschiedenen Personen mit einander vergleichen zu können, war es nötig, die Größe der Hautoberfläche welche untersucht wurde, annähernd zu kennen. Zu diesem Zwecke wurde der Körperteil mit Streifen Papier bedeckt und ihre Oberfläche berechnet, oder es wurde die untersuchte Hautoberfläche in möglichst regelmäßige Figuren geteilt, deren Maße genommen und daraus der Inhalt berechnet. Bei wiederholten Versuchen an demselben Individuum wurde die Grenze, bis wohin der Körperteil im Reservoir sich befand, gezeichnet.

Was die Hautperspiration beim gesunden Menschen anbelangt, so ergaben die Versuche, daß die Haut desselben unter allen Umständen beträchtliche Wasserdampfmengen ausatmet. Aber sie zeigten auch, daß, 1. die Menge des von einem Körperteile gelieferten Wasserdampfes nicht zu allen Tageszeiten gleich groß ist und daß es 2. regelmäßige Schwankungen in der Menge des perspirierten Wasserdampfes giebt; vom Morgen bis Mittag sinkt sie allmählich, erreicht ohngefähr um 1 oder 2 Uhr ihr Minimum und steigt dann bis gegen Abend allmählich wieder an. Diese täglichen Schwankungen der Wasserdampfperspiration können aus der Aufnahme von fester oder flüssiger Nahrung nicht erklärt werden. Hingegen zeigte sich die Temperatursteigerung und die Temperaturabnahme von sehr großem Einflusse auf die Wasserdampfperspiration. Aus den beigegeführten Tabellen ist ersichtlich, daß durch Temperatursteigerung die Quantität des Wasserdampfes größer, durch Temperaturabnahme aber kleiner wird.

Man könnte nun glauben, daß die Schwankungen der Wasserperspiration mit den Schwankungen der Körpertemperatur zusammen fallen. Das ist jedoch, wie einschlägige Beobachtungen lehren, durchaus nicht der Fall. Wohl aber darf

ein Einfluß der Nerven auf den Prozeß der Perspiration angenommen werden. Versuche bei Nervenkranken zeigten 1. daß die Wasserdampfperspiration auf der gelähmten Seite größer ist, 2. daß diese Vergrößerung viel bedeutender ist für den Arm als für das Bein. Die weitere Frage, ob eine gleich große Hautoberfläche von verschiedenen Körperteilen auch gleichviel Wasserdampf liefere ist dahin zu beantworten, daß zwischen rechter und linker Seite ein ganz geringer Unterschied in der Perspiration von Wasserdampf besteht, daß aber die Haut des Armes bedeutend mehr Wasserdampf ausdünstet, als die gleichgroße Hautoberfläche des Beines. Nach Berücksichtigung aller einzelnen Momente lassen sich folgende Schlüsse ziehen: 1. Es wird in inner Wasserdampf durch die Haut ausgeatmet. 2. Im Laufe des Tages wechselt die Quantität des ausgedünsteten Wasserdampfes; diese fällt vom Morgen zum Mittag und steigt vom Mittag zum Abend. 3. Diese regelmäßigen Schwankungen sind unabhängig von dem Gebrauche fester oder flüssiger Nahrungsmittel, ebenso wie von der Körpertemperatur innerhalb der normalen Grenzen. 4. Der Gebrauch von Speise und Trank hat keinen Einfluß auf die Wasserdampfperspiration. 5. Durch Temperatursteigerung steigt die Produktion des Wasserdampfes; durch Temperaturniederung fällt sie. 6. Die verschiedenen Körperteile beteiligen sich an der Perspiration in ungleichem Maße. Der Arm liefert relativ mehr Wasser als das Bein. 7. Bei Männern ist die Wasserdampfperspiration kräftiger als bei Frauen. Die Kohlensäureperspiration ist als eine bedeutungslose und in ihrem Werte sehr inkonstante Hautfunktion zu betrachten.

In bezug auf die Wasserdampfperspiration bei Nephritikern kommt Verfasser zu folgenden Schlüssen:

1. Dieselben verlieren durch ihre Haut unaufhörlich beträchtliche Wasserdampfmengen.
2. Es ist keine Regelmäßigkeit zu finden in den Mengen des gelieferten Wassers.
3. Ödematöse (wassersüchtige) Körperteile liefern mehr Wasserdampf, als nicht ödematöse Teile.
4. Bei akuter Nephritis und vielleicht bei Nephritis mit Schrumpfnieren wird weniger Wasserdampf perspiriert.
5. Bei Nephritis und großen Nieren ist das Verhalten verschieden. Einige Nierenkranke perspirieren mehr, einige weniger als der gesunde Mensch.

Bei einem Kranken mit Diabetes mellitus (Zuckerharuruhr), konstatierte Verfasser eine kolossale Herabsetzung des Perspirationsprozesses.

Die Kohlensäureperspiration bei Nephritikern ist ebenso wie bei Gesunden inkonstant und bedeutungslos.

Innsbruck.

Rokitansky.

Forstwesen.

Die Jagd als Sport und Erwerbszweig.

Das Jagdrecht enthält die Befugnis auf fremdem Grund und Boden, Wald- oder Kulturland, mit Ausschließung des Grundbesizers die Jagdtiere verfolgen,

erlegen und sich aneignen zu dürfen. Es war bis zum März 1848 in allen deutschen Staaten unablässig, obwohl die volkswirtschaftlichen Rücksichten gebieterisch für Feld und Wald gesetzlichen Schutz gegen die übertriebene Ausdehnung der Wildhege, Jagdfrohnden u. verlangten und die Erlassung entsprechender Wildschadensgesetze dringend geboten war. Dieser Schutz wurde jedoch nirgends in zureichendem Maße gewährt und es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Ausübung des Jagdrechts schon von seiner Entstehung an eine stete Beschwerde in fast allen deutschen Landen war. Erst bei Verkündung der Einführung der Grundrechte des deutschen Volkes vom 14. Januar 1849 wurde der prinzipielle Rechtsatz aufgestellt, daß im Grundeigentume die Berechtigung zur Jagd auf eigenem Grund und Boden liegen solle, daß aber im Interesse der öffentlichen Sicherheit die Landesgesetzgebung die Ausübung der Jagd zu ordnen habe. Die Entstehungsgeschichte der im weiteren Verlaufe der Sache über die Regelung des Jagdwesens in Deutschland erlassenen Gesetze und Verordnungen soll selbstverständlich hier nicht erörtert werden. Merkliche Abnahme des Wildstands hat ja an vielen Orten die frühere hohe Bedeutung der Jagd in erheblichem Maße herabgedrückt.

Daß der Jagdsport eine noble Passion sei, ist wohl von niemand noch ernstlich bestritten worden. Er ist aber außerdem ein gesundheitsförderliches Vergnügen, das bei der nicht hoch genug anzuschlagenden, für Leib und Seele zu trüglischen Bewegung in der freien schönen Natur die Sinne schärft, jedem, der ihm obliegt, sei er Kavalier oder Bürokrat, Forstbeamter oder Gelehrter, zur Erholung und Auffrischung dient nach längerem Aufenthalt zwischen den vier Wänden, wenn wir uns unter Lehrern auch nicht bloß die einförmige Kanzlei des Beamten oder die enge Studierstube des Mannes der Wissenschaft vorzustellen haben. Wir wollen hier nicht untersuchen, welche Vorschriften notwendigerweise darüber bestehen müssen, unter welchen Voraussetzungen der Eigentümer, Pächter oder Teilhaber, Stellvertreter und Verwalter, Jäger oder Jagdgast die Befugnis zur Jagdausübung erwerben kann. Doch muß daran erinnert werden, daß unsere meisten Gesetzgebungen in weiser Vorsicht, abgesehen von den Minderjährigen und sonstigen Personen von unselbständiger Stellung, wie Geistesranke und unter Kuratel stehende Verschwender, solche Individuen von der Erlangung eines Jagdscheins ausschließen, deren Prädikat in der Weise mangelhaft ist, daß mit Grund angenommen werden kann, dieselben machen von ihrem Vermögen oder Erwerbszweige nicht den richtigen, ihren oder ihrer Familie Unterhalt sichernden Gebrauch. Mit einem Worte, der Gesetzgeber will nicht, daß der Jagdlust die ökonomische Lage des einzelnen oder seiner Angehörigen zum Opfer falle.

Bei allgemeiner Würdigung der Annehmlichkeit des Jagdvergnügens ist eine Unterscheidung zwischen Hoch- und Niederjagd, Feld- und Walddreiben, vollständig unnötig. Mag es auf der einen Seite ein erhebenderes Gefühl sein, dem Moment entgegensehen zu dürfen, wo ein prächtiger Edelhirsch, diese wahre Zierde unserer Wälder, majestätisch dem Jäger sich präsentiert, so bietet die sogenannte Niederjagd, d. h. die Jagd auf Hasen, Füchse u. s. w., neben meist vielfältigerer Jagdbeute

der drolligen Szenen so viele, daß auch hier der Waidmann hinreichend Gelegenheit hat, nicht bloß von der Eintönigkeit des sonstigen Berufslebens sich zu erholen, sondern auch an dem herrlichen Anblick unserer deutschen Wälder namentlich wenn der Winter sie mit tausend blinkenden Kristallen in Gestalt von Eis und Schneeflocken verziert hat, sich zu erquicken und mit innerer Befriedigung in das interessante Treiben der vierfüßigen wie der befiederten Bewohner von Wald und Feld, das sich vor ihm entrollt, einen Einblick zu thun.

Die Jagd verdient aber nicht allein vom ästhetischen und sanitären Standpunkt aus Beachtung: sie hat auch ihre finanzielle Bedeutung. Reden wir nicht von dem Nutzen, den der Grundeigentümer als Jagdherr, wenn er, selbst Schütze, zu seinem und seiner Gäste Vergnügen der Jagd obliegt, daraus zieht. Ziffermäßig wird sich derselbe ja in den wenigsten Fällen darstellen lassen, von dem Einkommen angestellter Leibjäger, Jagdaufseher u. s. w. ganz zu schweigen! Nur der immerhin nicht unerheblichen Einnahme, welche der Staat als Verwalter des Gesamteigentums der Nation aus seinen Jagdgründen zu verzeichnen vermag, sei Erwähnung gethan. Jede direkte oder indirekte Erhöhung der Staatseinkünfte dient doch in erster und letzter Linie zur Entlastung des steuerzahlenden Staatsbürgers! So hat z. B. die Württembergische Forstverwaltung in den 8 Jahren 1871—78 aus selbstadministrierten Jagden abzüglich der Nebennutzungen per Jahr rund 7000 Mark, aus verpachteten Jagddistrikten über 6000 Mark erlöst und dieser Bruttoeinnahme entsprach nach Abzug der notwendigen Ausgaben für Jagdkarten, Schußgelder, Pachtzinsen für fremde Jagdbezirke behufs Ermöglichung eines waidmännischen Betriebs ein jährlicher Reinertrag von nahezu 9000 Mark.

Lübingen.

Theodor Rördlinger.



Naturwissenschaftliche Revue.

Wenn jener Bauer, welcher die erste Lokomotive sah, sein Erstaunen über den Apparat damit aussprach, daß er die vorzuspannenden Pferde vernisse und damit wohl den Gedanken zum Ausdruck brachte, den jeder bei dem ersten Anblick dieses Wunderwerkes der Technik haben muß, so sind wir jetzt bei den neuesten Maschinen dieser Art in der Lage, bereits nach dem Dampfe suchen zu müssen. Wir besitzen schon zwei dampflose Lokomotiven, die eine, nämlich die elektrische in der That, die andere nur scheinbar dampflos. Die elektrische Lokomotive ist die Erfindung Werner Siemens'. Sie hat sich bisher gut bewährt auf der Strecke Berlin-Lichterfelde, wo ebenso wie bei dem gelegentlich der Gewerbeausstellung in Berlin angestellten Versuche die Elektrizität durch eine isolierte Schiene dem Apparate zu, durch die gewöhnlich gelagerten Schienen, auf denen die Räder laufen, wieder abgeleitet wird. Bei einer zweiten, Berlin mit Charlottenburg verbindenden Anlage war man jedoch genötigt, den die Bewegung bewirkenden Strom mittelst eines an Telegraphenstangen isolierten Drahtes zuzuleiten, von dem ihn die Lokomotive erhielt. Diese Einrichtung hat sich indessen nicht sehr bewährt und nunmehr soll der Draht durch ein mit Spalt versehenes eisernes Rohr ersetzt werden in dessen Innern der den Strom abnehmende Apparat läuft.

Eine sehr wichtige Neuerung in der Maschine, welche den Wagen der elektrischen Bahn ihre Bewegung erteilt, an der dynamo-elektrischen Maschine, besaß die elektrische Bahn, welche die Firma Siemens und Halske auf der Ausstellung in Wien vorführte. Diese Maschinen werden durch eine Dampfmaschine in sehr rasche Rotation versetzt, wobei ein mit isoliertem Kupferdraht umwundener Eisenkern zwischen den Polen eines sehr kräftigen Elektromagneten rotiert. Dadurch entsteht in den Drahtwindungen sehr intensive Ströme und diese bewirken, daß, wenn man sie in die Drähte einer ganz ebenso geformten Maschine schiebt, dieselbe sich im entgegengesetzten Sinne, wie die durch die Dampfkraft direkt bewegte dreht und so die Axt des Ankers und dadurch die Räder des Waggons in Bewegung setzt. Schickt man die Ströme der Dynamomaschine durch die Kohlenstäbe oder Kohlenbügel elektrischer Lampen, so bringen sie diese zum Glühen und rufen so das alle andern Lichtquellen an Helligkeit übertreffende elektrische Licht hervor. Dabei war nun stets der große Übelstand vorhanden, daß die Anzahl der eingeschalteten Lampen auf die Stärke des Stromes zurückwirkte und man namentlich genötigt war, falls der Strom so stark wurde, daß er die Lampen gefährdete, einen Widerstand einzuschalten, um ihn wieder zu schwächen. Ein solcher Widerstand besteht aus einem dünnen Drahte, welcher, indem er den Strom schwächt, sich selbst erwärmt und indem er diese Wärme in die umgebende Luft ausstrahlt, Ursache wird, daß die Arbeit der Dampfmaschine zum Teil eine vergeblich ist. Diese Arbeit wird aber nur durch Heizung des die Maschine speisenden Kessels möglich und es wird somit eine ganz nutzlose Verschwendung des Brennmaterials hervorgerufen. Diesen Übelstand aufzuheben hat man nun die sogenannte Compoundwicklung eingeführt, welche darin besteht, daß man den Elektromagneten zugleich mit dünnem und dickem Draht so umwickelt, daß der Strom nach Maßgabe des ihm von diesen Drähten entgegengesetzten Widerstandes zugleich beide durchlaufen muß. Wird nun der Widerstand in dem dicken Drahte, in dessen Stromkreis die Lampen glühen, durch Ausschaltung einer Anzahl derselben größer, so wird der Strom in ihm schwächer und es müßte, da er zugleich den Elektromagnet umfließt, auch die Wirkung desselben eine viel geringere, das Licht also sehr dunkel werden. Derselbe Umstand aber erhöht nun die Stromstärke im dünneren Stromkreise und es ist somit möglich die Durchmesser der Drähte so zu wählen, daß die Änderungen der Stromstärke in ihnen sich kompensieren, der den Elektromagnet umfließende Strom also seine Stärke unverändert behält. Diese Abänderung in der Konstruktion der dynamo-elektrischen Maschine hat sich auf der Wiener Ausstellung glänzend bewährt. Die Lampen, welche in den Stromkreis von Maschinen, die mit Compoundwicklung versehen worden waren, eingeschaltet worden, leuchteten stets mit gleicher Helligkeit, wieviel auch aus dem Stromkreis ausgeschaltet werden mochten. Ebenso lieferte die elektrische Bahn von Siemens und Halske eine viel bessere Wirkung, als man bis dahin bei elektrischer Kraftübertragung hatte erzielen können.

Mit der Compoundwicklung erregte auf der Wiener Ausstellung die von Veruſtein konstruierte sogenannte Bostonlampe, eine Glühlichtlampe von sehr hoher Lichtstärke, welche durch eine bedeutende Vergrößerung der Oberfläche des Kohlenfadens erreicht wird, hauptsächlich Aufsehen. Derselbe ist erhalten durch Verkohlung eines aus feinstem Seidengeewebe geformten Röhrchens, welche in Graphitbettung vorgenommen wird und hat mit dem geringsten Kraftverbrauch unter allen Glühlichtlampen die größte Lichtstärke ergeben. So richtig dies nun auch ist, so wird damit doch das namentlich von Edison aufgestellte und consequent durchgeführte Prinzip durchbrochen, daß die Gasbeleuchtung durch die billigeren und gesunderen Glühlichter nur ersetzt, nicht übertroffen werden sollte. Aus diesem Grunde hatte Edison gerade immer auf geringe Lichtstärke, allerdings nicht ohne Stromverlust hingearbeitet.

Die Zukunft der elektrischen Eisenbahn schien nun in Frage gestellt durch die oben erwähnte zweite feuerlose Lokomotive, welche ein Aachener Großindustrieller Honigsmann erfunden hat und welche durch die Rede, mit der Professor Wüllner im vorigen Sommer das Rektorat der technischen Hochschule zu Aachen antrat, zuerst bekannt wurde. Seitdem sind die Resultate einer Anzahl experimenteller Untersuchungen*) mit der Maschine veröffentlicht, die indessen ge-

*) Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1884, Heft 4—6.

zeigt haben, daß sie, falls sie jenes Ziel erreichen soll, doch noch mancherlei Verbesserungen bedürfen wird. Der Apparat beruht auf der Eigenschaft der konzentrierten Natronlauge, zugeführtes Wasser oder eingeleiteten Dampf, wie gebrannter Stalk begierig aufzunehmen und sich dadurch sehr beträchtlich zu erwärmen. Der Raum zwischen zwei verschiednen weiten, in einander gestellten Endlindern von Eisen ist nun mit solcher Lauge gefüllt und in diese wird der Dampf, nachdem er seine Arbeit verrichtet hat, aus dem dem Cylinder einer Dampfmaschine ganz gleich gebildeten Cylinder eingeleitet. Zudem die Lauge diesen Dampf aufnimmt und sich dadurch etwas verdünnt, erhitzt sie sich so, daß ein Teil des in dem inneren der konzentrischen Cylinder befindlichen Wasser in Dampf von genügend hoher Spannkraft verwandelt wird, um die Maschine zu treiben. Ist die Natronlauge soweit verdünnt, daß ihre Erhitzung durch den eingeleiteten Dampf nicht mehr hinreicht, um im innern Cylinder genügend gespannten Dampf zu erzeugen, so muß sie durch konzentrierte ersetzt, die verdünnte aber in besonderen Pfannen wieder eingedampft werden. Die Besorgnis, daß die heiße Natronlauge das Eisen des sie enthaltenden Cylinder in stärkerem Maße angreifen würde, wie es bei gewöhnlichen Dampffesseln die Feuerzäse thun, hat sich als unbegründet erwiesen und man sucht jetzt durch Versuche die günstigsten Konstruktionsverhältnisse zu ermitteln. Die bisher erhaltenen Resultate berechtigen zu den besten Hoffnungen. Es zog eine Maschine, welche mit ihren 600 kgrm Lauge 5¹/₂ Tonne wog einen 21 Tonnen schweren Kohlenwagen mit etwa 20 Kilometer Geschwindigkeit, die Füllung aber brauchte während 6 Stunden nicht erneuert zu werden.

Die mitgetheilten technischen Fortschritte in einer naturwissenschaftlichen Revue vorzuführen, berechtigte uns nicht nur die große Wichtigkeit derselben, sondern hauptsächlich auch der Umstand, daß sie auf Anwendungen rein physikalischer Gesetze beruhen. Wenn nun dies letztere auch für den Luftballon gilt, so würden sich die Anhänger desselben sehr freuen, wenn man auch von ihm das erstere behaupten könnte. Daß das indessen noch nicht der Fall ist, geht aus einer kleinen interessanten Schrift hervor, die Felix Auerbach*) gelegentlich des hundertjährigen Jubiläums dieses Apparates herausgegeben hat. In höchst feiselnder Weise führt das Schriftchen die mannigfachen Versuche vor, die man von seiner Erfindung im Jahre 1783 bis zur Jetztzeit angestellt hat, um den Apparat zur technischen Anwendung geschickt zu machen. Jedermann weiß, daß eine solche während der Belagerung von Paris gesichert schien. Namentlich ergaben die Anstrengungen der eingeschlossnen Stadt, sich mit dem Lande in Verbindung zu halten, die Möglichkeit, den Ballast, durch dessen Auswerfen der Luftschiffer das Aufsteigen des Ballons zu ermöglichen hatte, wenn ihm die spezifische Leichtigkeit seines Gases nicht weiter zu heben im stande war, zu entbehren, indem er nach Belieben aus einem komprimiertes Gas enthaltenden Behälter, der in der Gondel seinen Platz hatte, Gas in den Ballon oder zurückströmen ließ und dadurch auch das bis dahin nötige, so bedenkliche Ausströmen des Gases vermied. Aber jedermann weiß auch, daß das belagerte Paris der Höhle des Löwen in umgekehrter Weise glück, denn alle Spuren führten heraus, aber keine herein. Der Luftballon war damals unerkennbar und ist es bis zum heutigen Tage, wenigstens, wenn er in einen einigermaßen starken Wind kommt, geblieben. Auch die im vergangenen Jahre von Tissandier**) angestellten Versuche mit Hilfe eines elektrischen Triebwerkes die Steuerung zu bewirken, haben nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Obgleich daselbe, welches aus einer durch den Strom einer Chromsäurebatterie getriebenen Dynamomaschine bestand, bei einem Gewichte gleich dem von drei Mann während dreier Stunden hintereinander die Arbeit von 12 bis 15 Mann leisten konnte, so konnte es sich doch nicht gegen einen Wind, der mit einer Geschwindigkeit von 3 m in 1 Sekunde wehte behaupten und so haben auch diese Versuche den Ausspruch, mit dem Auerbach sein Schriftchen schließt, daß die Zukunft der Luftschiffahrt nach heutigem Ermessen eine recht bescheidene ist, nur bestätigt.

Man muß diese Sachlage gerade jetzt sehr bedauern, wo seltener beobachtete Vorgänge in der Atmosphäre das sich für die Himmelsaspekte interessierende Publikum in einige Aufregung

*) Hundert Jahre Luftschiffahrt. Breslau, Kerns Verlag (Max Müller). Pr. 1,50 Mr.

**) Elektrotechnische Zeitschrift, Berlin, 3. Springer. IV. Jahrg. 1883, p. 311 u. 478.

verfeßt haben. Wir meinen die eigentümlichen Dämmerungsphänomene der letzten Monate. Daß ihre Ursache feste Körperchen sind, welche in sehr großen Höhen der Atmosphäre suspendiert schweben, darf angenommen werden. Die weitere Ansicht aber, daß dies Staubeilchen seien, welche bei jenem furchtbaren vulkanischen Ausbruch des Krakatoa bei Java in die Atmosphäre geschleudert wären, bedarf noch sehr des Beweises. Da die beobachteten Erscheinungen genau so auftraten, wie die sogenannte zweite Dämmerung, welche namentlich im Winter und Frühjahr oft genug beobachtet wird, ohne daß ein so heftiger vulkanischer Ausbruch auf der Erde stattgefunden, so liegt es eigentlich näher, an Eisnadeln zu denken und die Beobachtungen, die man am Rhein und in Holland gemacht haben will, daß Regen Staub aus der Luft mitgebracht habe, von derselben mineralischen Beschaffenheit, wie vulkanischer Staub aus Java, sind selbst, wenn sie sich bestätigen, noch nicht bindend, hat doch Nordenfjöld*) auf seiner letzten Expedition nach Grönland, das er von der Disküste betrat, den dortigen Schnee mit einer dünnen Staubschicht bedeckt gefunden, die er ihres Gehaltes an Eisenteilchen wegen für kosmischen Ursprungs hält. Er denkt dabei an Meteorite, die ja, wie wir wissen bei ihrem Durchgang durch die Atmosphäre oft ganz oder zum Teil zerstäuben, — auch in Skandinavien hat dann kosmische Eisnadeln in die Luft eintreten lassen, als ob solche nicht die Erde genug liefern könnte. Eben weil die Tagesblätter allzu sehr in den absurdesten Erklärungen des Phänomens schwelgen, muß man alle diese Nachrichten mit größter Vorsicht aufnehmen und vor allen Dingen abwarten, wie sich die Ausbreitung desselben auf der Erde herausstellt. Die Neumaner vor kurzem der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin mitteilte, hat die Hamburger Seewarte mannigfaches Material zur Erklärung dieser Vorgänge gesammelt, dieselbe aber auf deren Bitte an die Royal Society in London abgegeben, die seine Bearbeitung übernommen hat.

Eine, vielleicht auch zwei Kessler dieser furchtbaren Katastrophe haben sich dagegen unzuverlässig auf der ganzen Erde bemerkt gemacht, eine die Erde mehrfach umkreisende Luftwehe und eine ebensolche Flutwelle. Die erstere ist an vielen Orten beobachtet, so auch in Hamburg und Berlin, die letztere dagegen nur im indischen und atlantischen Ozean, während ihr Fehlen im Pacific sich mit ihrem Ursprung nicht ganz leicht vereinigen läßt. Daubrée**) hat in seinem Bericht über die Krakatoakatastrophe an die Pariser Akademie Gelegenheit genommen, nachzuweisen, daß die enorme Wirkungsfähigkeit von Gasen und Dämpfen, welche sich unter hohem Druck befinden, genüge, die bei solchen Ausbrüchen gemachten Beobachtungen zu erklären und so die Ansicht über die Entstehung dieser Art von Erdbeben nur noch unterstützt, die man jetzt wohl als die wahrscheinlichste bezeichnen kann.

Das sind Ereignisse, die geeignet sind, unser Vertrauen zur Erde feste zu erschüttern. Die Beobachtungen, die man neuerdings an dem größten unserer Mitplaneten, an Jupiter, gemacht hat, dürfte freilich auf der anderen Seite uns mit der Befriedigung erfüllen, daß es unser Wohnort in seinem Erstarrungsprozeß doch wenigstens so weit gebracht hat, daß solche entsetzliche Ereignisse nur noch eine lokale Bedeutung haben. Auf dem Jupiter scheinen sich diese Verhältnisse anders zu gestalten. Zunächst haben Beobachtungen der Verfinsternungen seiner Monde ergeben, daß diese nach ihrem Verschwinden vielfach noch einmal aufleuchten. Daraus muß man schließen, daß der Planet eine Atmosphäre besitzt, in der dicke und mächtige Wolken schweben. In der That hat man die auf seiner Oberfläche für gewöhnlich sichtbaren Streifen und sonstige Gebilde schon längst so gedeutet. Dagegen wußte man mit einem roten Fleck, der sich seit Juni 1878 in der Nähe des Äquators gebildet hatte, anfangs nichts anzufangen. Da er aber nach und nach eine nach beiden Seiten zugespitzte Form annahm, gerade als ob er Widerstand leistend sich in der an ihm vorbei eilenden Atmosphäre befände, so sieht Lohe***) in ihm eine Lücke in der Wolkenbedeckung, verursacht durch heftige und andauernde Eruptionen aus

*) Nature vom November.

**) Comptes rendus XCVII. p. 768.

***) Publikationen des astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam. III.

dem Innern des Planeten, die heißen Gase in die Atmosphäre schleuderten. Das stimmt auch mit den Resultaten, die Ritter*) auf theoretischem Wege gewonnen hat überein, wonach die ganze Oberflächenschicht Jupiters bis zu einer Tiefe von mehreren hundert Meilen eine wolkenartige Beschaffenheit besitzt, welche die tiefer liegenden heißeren Schichten nur an solchen Stellen Wärme ausstrahlen läßt, an denen aufsteigende Gasströme die Wolkenschicht durchbrechen. Somit hat der größte der Planeten begründete Ansicht seine hohe Temperatur, die Ritter in seinem Mittelpunkte auf einige 100000 Grade schätzt, noch recht lange zu bewahren.

Zu ähnlichen Resultaten hatte schon längst die Spektralanalyse geführt. Die Forscher, welche sich dieses Hilfsmittels bedienen, sind jetzt, wie Vogel und Müller**) beschäftigt, vollständige Sternkataloge zu liefern, oder sie suchen die erlangten Ergebnisse dadurch zu erweitern, daß sie die günstigsten atmosphärischen Verhältnisse aufsuchen. So haben die erdgenannten Astronomen gezeigt, daß sich die verschiedenen Fixsternstypen keineswegs auf einzelne Regionen des Himmels besonders beschränken und daß namentlich die Typen, denen Sirius und die Sonne angehören, am häufigsten vorkommen; Copeland***) aber konstatierte durch Beobachtungen in der reinen Luft, welche sich über den Anden ausbreitet, daß jene so räthelhafte Lichterscheinung welche jetzt wieder nach Sonnenuntergang am westlichen Himmel sichtbar sein wird, das Zodiacallicht ein gewöhnliches, wenn auch kürzeres Spektrum, wie das der Sonne liefert, sodaß alle Folgerungen inbetreff der Natur desselben, die man aus dem Vorkommen von hellen Linien darin gezogen hat, hinfällig werden. Die Resultate der spektralanalytischen Beobachtungen der Kometen hat Secchi†) gesammelt und dabei die von Böhner herrührende Ansicht hinsichtlich der Natur dieser merkwürdigsten aller Himmelskörper bestätigt gefunden. Freilich nachdem sie uns zuerst durch ihr Kohlenwasserstoffspektrum, dann durch ihr Natriumspektrum überrascht haben, wer kann wissen, was uns in dieser Hinsicht noch alles vorbehalten ist.

Auch das Sonnenspektrum ist mannigfachen neuen Beobachtungen unterworfen worden. Vining und Dewar††) haben dabei aus lange Zeit hindurch fortgesetzten Untersuchungen als sehr wahrscheinlich gefolgert, daß in der Sonne nur irdische Stoffe vorhanden sind und daß die Spektrallinien, welche noch auf ihr vorhandene eigentümliche Stoffe hinzuweisen scheinen, mit großer Wahrscheinlichkeit nach und nach als solche erkannt werden dürften, welche irdischen Stoffen angehören.

Aber auch in anderer Hinsicht hat man versucht in der Kenntnis unseres Zentralkörpers fortzuschreiten, in der Untersuchung der Sonnenwärme. Ihre Verteilung im Spektrum ist durch Langley†††) mittelst eines neuen höchst empfindlichen Apparates untersucht. Der amerikanische Forscher hat gefunden, daß wenn man ein Spektrum des Sonnenlichtes, ehe es unsere Atmosphäre passiert hat, entwerfen könnte, der ultrarote Teil desselben nahezu doppelt so lang ausfallen würde, wie der sichtbare und ultraviolette, daß aber die größte Wärmeentwicklung im Rot und Gelb des sichtbaren Teiles des Farbenbandes eintreten würde. Einer Wirkung der Atmosphäre ist es zuzuschreiben, daß man diese größte Wärmewirkung bisher in den ultraroten Teil verlegte. Die Abhängigkeit der von der Sonne ausgestrahlten Wärme von der Zeit hat dagegen Fröhlich*) zu messen versucht. Beobachtungen, die allerdings nur den Zeitraum von Anfang Juli bis Mitte Oktober 1883 umfaßten, ergaben das Resultat, daß im Gegensatz zu den in der vorigen Revue mitgetheilten Beobachtungen von Förster die Sonnenwärme mit zunehmender Fleckenentwicklung abnehme. Indessen lassen sich beide Resultate doch vereinigen, da es ja gar nicht unwahrscheinlich ist, daß die Sonnenflecken von

*) Wiedemanns Annalen XX. p. 922.

**) Publikationen des astronom. Observ. zu Potsdam III.

***) Nature, 15. Oct.

†) Leopoldina, Heft XIX., pag. 162 und 180.

††) Philosophical Magazine. Ser. V. Bd. XVI. pag. 401.

†††) American Journal of Science. 25. pag. 169.

*) Wiedemanns Annalen XXI. pag. 1.

der Sonne ausgestrahlte Wärme absorbieren, daß aber trotzdem die Sonne zur Zeit erhöhter Thätigkeit als deren Resultat die Flecken auftreten, mehr Wärme im Durchschnitt ausstrahlt, wie zu Zeiten relativer Ruhe, von welcher Wärme die Flecken doch nur einen kleinen Teil absorbieren können.

Wenn nun auch der Mond ebenso eifrig beobachtet wird, wie die Sonne, so sind die Resultate dieser Beobachtungen doch ganz anderer Art. Hier ist alles in Bewegung, wildes Leben herrscht überall, dort entdeckt das bewaffnete Auge nichts als Tod und Starrheit, aber freilich eine Starrheit, die als das Resultat heftiger Explosionen und gewaltfamer Vorgänge sich zeigt. Ja, diese Beobachtungen haben es als möglich erscheinen lassen, daß unter den vielen erstorbenen Vulkanen, deren Krater die uns zugewandte Mondhälfte sozusagen durchlöchern, auch noch thätige sind, obwohl nicht außer Acht zu lassen ist, daß derartige Beobachtungen wegen der Abhängigkeit der Sichtbarkeit von der Richtung der sichtbar machenden Sonnenstrahlen immer mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. Dieser uns nächste aller Himmelskörper zeigt uns außerdem so interessante Bewegungsercheinungen und übt eben wegen seiner Nähe so vielfache Wirkungen auf unsere Erde aus, daß seine Betrachtung und die seines Verhältnisses zur Erde das größte Interesse erwecken muß. Dies befriedigt in hohem Grade der von Lehmann*) verfaßte zwanzigste Band des Wissens der Gegenwart, der ebenso warm wie die anderen Bändchen derselben Sammlung empfohlen werden kann. Einer ausführlichen, sehr klar gehaltenen mathematischen Geographie folgt die Darstellung der Lichtgestalten und Bewegung, sowie des Einflusses des Mondes auf die Erde und der Finsternisse. Die schönen astronomischen Abbildungen gereichen dem Buch zur besonderen Zierde.

Schauerlich und öde genug freilich sind diese Gegenden, bedrückend zugleich durch ihre fürchterliche Großartigkeit. Wenn wendet sich von ihnen unser Blick zurück zu den sonnenbeglänzten grünen irdischen Auen. Hier begegnet uns das reizende Pflänzchen, welchem an den Enden mit Drüsen versehene Haare, die die Blätter bedecken und umkränzen, den Namen Sonnenhau verschafft haben, weil die Drüsen im Sonnenschein wie Thautropfen glänzen. Aber sein Wesen entspricht seinem Aussehen nicht, es ist der bei uns vorkommende Vertreter jener Abtheilung von Pflanzen, die mörderisch die unglücklichen Insekten, welche jene Tropfen für Honig hielten, ansteckt und langsam vermittelt der Drüsenhaare ansaugt. Nachdem von Darwin diese Thatsachen beobachtet und beschrieben, war man durch die Resultate mannigfacher Versuche an deren Richtigkeit wieder irre geworden. Nun hat aber Büsgen**) neuerdings auf experimentellem Wege bewiesen, daß die Nahrung dieser Pflanzen ihre Samenbildung unzweifelhaft befördert und so wird es sich wohl mit ihnen verhalten, wie mit der großen Zahl anderer, die in ihrer Fortpflanzung nicht gänzlich auf die Uebertragung des Blütenstandes durch Insekten und dadurch bewirkte Kreuzung der Individuen, die verschiedenen Lebensbedingungen ausgesetzt waren, abhängen, die aber eine solche Kreuzung zwischendurch bedürfen, wenn ihre Nachkommen durch sorgfältige Inzucht nicht kraftlos werden sollen.

Solche Kreuzung geschieht indessen nicht umsonst, das Insekt empfängt seinen Lohn durch eine Spende von Honig, den die Pflanze dafür bereit hält und so sind es denn namentlich die Bienen, Wespen x., die diesem Geschäfte obliegen. Den unbeschwingten Ameisen wäre dies unmöglich und so sind denn gegen sie die Pflanzen mit Schutzmitteln, klebrigen Stengeln, Überhängen der Blüten u. a. versehen, und so diese angewiesen sich auf andere Weise ihre Nahrung zu suchen. Alle diese Verhältnisse haben für die genannten Insekten die Folge hoher Ausbildung in, man möchte fast sagen, geistiger Beziehung gehabt und deshalb haben sie, die alsdann auch immer in Staaten leben, von jeher das Interesse der Forscher auf sich gezogen. Denn diese Staaten ähneln den unsrigen in mehr als einer Hinsicht, ja sie übertreffen sie durch die völlige Hingebung des Individuums an seine Pflichten gegen die Gemeinschaft, aber freilich scheint erst ein solcher ganzer Staat ein ebenso zentralisiertes vernunftbegabtes Wesen zu sein, wie es jeder

*) Die Erde und der Mond. Leipzig und Prag, Freitag u. Tempeln 1883. Fr. 1 M.

**) Botanische Zeitung XLI. Nr. 35 u. 36.

Mensch für sich allein ist. Diese Staaten und ihre Bürger hat nun Sir John Lubbock*) seit langen Jahren, unterstützt von seinen Töchtern und deren Gouvernante zum Gegenstande unermüdblicher Forschung gemacht und niemand wird sein Buch über Ameisen, Bienen und Wespen ohne die größte Befriedigung aus der Hand legen. Weil sie leichter zu beobachten sind, auch ihre Nester leichter im Zimmer gehalten werden können, hat sich Lubbock hauptsächlich mit den Ameisen beschäftigt. Es gelang ihm 9 Jahre hindurch dasselbe Ameisenneft zu erhalten und nachzuweisen, daß diese Insekten eine Lebensdauer von 10 Jahren und darüber haben. Besonders interessant sind die Ähnlichkeiten, welche ihre Gemeinschaften mit den menschlichen bieten. Die umherschweifenden Jäger und Hirten, wie die sesshaften Ackerbauer finden ihre Parallele, Haustiere werden gehalten und gezüchtet, da sind Staaten, welche vermöge der Verurteilung und Intelligenz ihrer arbeitenden Bevölkerung anderen weit vorangeschritten sind, deren Angehörige nur noch verstehen, grob drein zu schlagen und ihr Leben nicht ohne Unterstützung von Weiblichen und Sklaven zu fristen im Stande sind, da sie sogar, bis wohin Angehörige der menschlichen Gesellschaft allerdings noch nicht kamen, den Instinkt zu fressen verloren haben. Eines aber fehlt diesen Tieren stets, was in Herden lebende Säugetiere, was vor allem der Mensch zu üben versteht, die Nächstenliebe. Das Mitteilungsvermögen fand Lubbock nicht so groß als man vielfach annahm, aber es ist in für uns noch unerklärlicher Weise vorhanden. Dasselbe gilt von ihrer Intelligenz und Urteilskraft, ihr Fleiß aber ist grabbeu beispiellos. Ihre Sinne scheinen den unsren nicht direkt vergleichbar zu sein. Alle drei Kerne unterscheiden Farben, ja zeigen Vorliebe für die eine oder andere und scheinen namentlich empfindlich für Strahlen, deren Platz im Spektrum jenseits des Violett liegt, welche wir nicht mehr sehen können. Sie müssen eben als Endglied einer ganz anderen Entwicklungsreihe der Tiere angesehen werden, wie die ist, welche ihren Gipfel im Menschen erreicht. So bedeutungsvoll nun auch die Resultate des englischen Forschers sind, so haben sie doch erst angefangen, Licht in ein Gebiet zu bringen, in dem noch ungemein viel zu thun ist.

Aber auf solchem Gebiet ist auch der kleinste Schritt weiter von der größten Wichtigkeit und bereitet meist sofort andere vor. Ebenso ist es aber in allen Teilen menschlicher Wissenschaft, nur daß, je weiter ein solcher Teil ausgebildet ist, um so weniger die neuen Resultate dem Laien zugänglich sein werden. Erhält aber die Wissenschaft Resultate, die gleichzeitig für jedes Menschen Christen maßgebend sein können, dann können dieselben des unbegrenztesten Anteils sicher sein. Dies erklärt das Interesse, was man an allen Fortschritten der Hygiene einnimmt, vor allem an den Fortschritten unserer Erkenntnisse über das Wesen der Seuchen. Heute liegt uns der 5. Bericht der von der Reichsregierung nach Kalkutta gesandten Cholera-Kommission vor, welche die bereits in Ägypten erhaltenen Resultate in Indien nur bestätigt fand. Jetzt ist sie in ihren Forschungen soweit gekommen, daß sie die reichliche Bacillenzüchtung im Darne als Ursache der Krankheit mit Sicherheit hinstellen kann, ebenso daß diese Bacillen der Cholera eigentümliche Pilze sind. Auch hat sie feststellen können, daß der Krankheit in Kalkutta mit bestem Erfolge durch Versorgung der Stadt mit gutem Trinkwasser entgegen gewirkt worden ist. Wenn nun die deutsche Kommission die Brauchbarkeit der Resultate der französischen in Zweifel ziehen mußte, so dürfen wiederum die Franzosen mit Stolz auf das Resultat der neuesten Arbeiten ihres Landsmannes Pasteur**) sehen, welche denselben Gegenstand betreffen, da sie ganz neue Gesichtspunkte hinsichtlich des Schutzes gegen Seuchen, die auf Pilzbildungen beruhen, eröffnen. Pasteur fand nämlich, daß wenn man ein Bakterium, welches in einer Tierart gefährliche Krankheiten hervorruft, auf eine andere Tierart impft, es mit der Zeit für diese gefährlicher wird, während es gewöhnlich an Gefährlichkeit für die erste verliert. Impft man nun die früher so gefährdeten Tiere mit dem abgeschwächten Bakterium, so schützt diese Impfung gegen jede gefährlicheren, eine Entdeckung, deren eminente Tragweite sofort einleuchtet.

Unwillkürlich wird man hierdurch an den Satz der alten Ärzte erinnert, daß Gleiches durch

*) Ameisen, Bienen und Wespen. Internationale Bibliothek, Bd. 57. Leipzig, Breslau.

**) Comptes rendus: XC VII. pag. 1163.

Gleiches gelehrt werden müsse, aber ebensowenig wie die jetzige Chemie, welche das, was damals für gleich galt, oft als ganz verschieden erkannt hat, ebensowenig hat ihrem Inhalt nach die Pasteur'sche Entdeckung etwas mit jenem gänzlich verlassenen Saße zu thun. Über die Chemie haben wir schließlich noch ein paar Worte zuzufügen. Dem Leser ist es vielleicht angefallen, daß in der letzten Revue ein Heft, der die Chemie behandelnden Abteilung der Encyclopädie der Naturwissenschaften ausgefallen war. Aus demselben ist nachzutragen, daß es vom Kumpen bis Anthracen reicht und in dem Artikel Analyse einen höchst interessanten Blick in die geheimnisvolle Werkstatt des Chemikers thun läßt. Da werden uns die Darstellungsweisen und Methoden vorgeführt, mit denen die Jünger der Scheidekunst ihre Resultate erhielten, aus welchen sie das Wesen der Körper zu erschließen suchten. Eine kritische Darstellung der hierher gehörigen Bestrebungen der Neuzeit bietet nun Kau*) im dritten Band seiner Geschichte der allgemeinen Chemie, deren Anfang 1877 als „Grundlage der modernen Chemie“, deren Fortsetzung als Entwicklung derselben zwei Jahre später erschien. In der Zwischenzeit hat sich der Verfasser erkenntnis-theoretischen Studien hingegeben und von diesem Standpunkt aus kritisiert er die Chemie der Jetztzeit. Der modernen Chemie stellt er die klassische gegenüber: jene von Dumas, Laurent und Gerhardt begründet, sieht den Einfluß der Elemente auf ihre Verbindungen nur in deren Lagerung, diese auf den Schultern von Berzelius, Kolbe und W. B. Hofmann ruhend macht jenen Einfluß auch von der Natur der Elemente abhängig. In schonungsloser Kritik wird nun der modernen Chemie Oberflächlichkeit vorgeworfen und der Nachweis zu führen gesucht, daß vor einer wahrhaft wissenschaftlichen Kritik nur die klassische bestehen kann. Wir wollen durchaus nicht verkennen, daß manche Übelstände mit Recht gerügt werden, aber es liegt uns fern auf diese Polemik näher einzugehen, namentlich weil ihr Verständnis die eingehendsten chemischen Kenntnisse voraussetzt. Die Chemie wird, wie es die Geschichte jeder Wissenschaft bisher gezeigt hat, wenn Bestrebungen eintreten, die ihren wirklichen Fortschritt auf der Bahn der Wahrheit gefährden, sich schon von denselben reinigen, wie sich die Flamme vom Rauche reinigt. Daß es ein großes Verdienst ist, das hierzu nötige Feuer zu schüren, soll dabei nicht geleugnet werden.



Litterarische Berichte.

Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre. Statistische Untersuchungen unter besonderer Berücksichtigung Preußens von Dr. J. Conrad, Professor der Staatswissenschaften zu Halle a. d. S. (Zweites Heft des Bd. III der „Sammlung national-ökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. d. S.“) Jena 1884. Verlag von Gustav Fischer.

Im vorigen Jahre hat der geistreiche Kiehl einmal recht angenehm über die „statistische Krankheit“ geplaudert, aber ich glaube, Kiehl wird der letzte sein, welcher einem Buche wie das Conradsche seine Auerkennung versagte. Dasselbe ist durch und durch gesund. Conrad beschränkt sich mit williger Entzagung auf den Zeitraum, für welchen im allgemeinen ausreichendes Material vorliegt, er bezeichnet im

einzelnen Falle genau die vorhandenen Lücken und das Maß der Sicherheit, er stellt seine Fragen so, daß sie, jede einzelne bestimmt und klar, in ihrer Gesamtheit den Kreis auch wirklich ausfüllen, und er beantwortet sie unter umsichtiger Berücksichtigung aller wägbaren und konstatierbaren Momente. Auf diesen Arbeiten baut er dann Folgerungen auf, welche nirgends über die geschaffene Basis hinausgehen: wie im ganzen, so ist er sich auch im einzelnen immer bewußt, was die Statistik leisten kann und was nicht. Von allen in Betracht kommenden Thatsachen der letzten 50 Jahre ist die merkwürdigste der große Abfall der Ziffern des Universitätsbesuches, welcher mit den dreißiger Jahren beginnt, um 1837 den niedrigsten Punkt erreicht und, nach einem unsicheren Aufsteigen und nemem Abfall um 1870, in ein reißendes Aufsteigen übergeht, in welchem sich von 1871 bis zur Gegenwart die Frequenz der deutschen Uni-

*) Die Theorien der modernen Chemie. Braunschweig 1884. Vieweg und Sohn.

verfälen nahezu verdoppelt hat. Es ist Conrad gelungen, die Ursache dieser Erscheinung nach allen Seiten hin klar zu legen. Ich muß hier darauf verzichten, das Ergebnis dieser Untersuchung auch nur zu skizzieren. Ganz besonders hebe ich wegen seiner praktischen, wegweisenden Bedeutung denjenigen Teil des Buches hervor, welcher die Schule in ihrem Verhältnisse zu der Universität behandelt. Die betreffende Untersuchung beginnt mit einer in der Form ebenso verlässigen, wie in der Sache scharfen Kritik des Engelsen „Pyramidenbaues“. Conrad weist nach, daß es absolut unberechtigt ist, die Elementarschule als unterste Stufe zu den beiden Oberstufen des Gymnasiums und der Universität zu behandeln. Ebenso meisterhaft als diese Kritik, ist die beiläufige der unbewußt tendenziösen Steinbartschen der Karriere der Realschulabiturienten. Conrad steht in der Frage der Berechtigung, der Aufgaben und der Bedeutung der verschiedenen Schulen auf einem Standpunkt, von welchem aus er in gleicher Weise den unverwundbaren Grundzügen unseres Bildungsideales wie dem Drange und Bedürfnisse des Lebens gerecht wird. Vor allen spricht er offen über die Verkehrtheit, welche darin liegt, wenn eine Menge von jungen Leuten, welche spätestens im achtzehnten Jahre in einen praktischen Beruf eintreten müßten, durch die Barrierentendenz der Staatsbehörden (Post, Forstwesen u. s. w.) und durch die jeder sachlichen Begründung entbehrenden Gymnasialabiturienten-Examen-Schwärmerei von Privatleuten gezwungen wird bis zum zwanzigsten oder gar bis zum einundzwanzigsten Jahre auf dem Gymnasium zu verharren. Doch wir dürfen hier abbrechen in der Ueberzeugung auf die Bedeutung des Buches genügend hingewiesen zu haben, vor allem für Leser, welche in dieser Zeitschrift die ausgezeichnete Arbeit von E. Vaspres gelefen haben. Vermehrt wird die Brauchbarkeit desselben durch die von Mitgliedern des staatswissenschaftlichen Seminars ausgearbeiteten Tabellen und graphischen Darstellungen, welche auf die technisch ersiehende Thätigkeit des Verfassers das günstigste Licht werfen. A. B.

Erliebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Von Hermann Wagner, Wirklichem Geheimen Ober-Regierungs-Rat. 1. Abtheilung. Berlin 1884. Verlag von R. Pohl.

Seine Mitteilungen über die Politik Friedrich Wilhelm IV. welche in dieser Zeitschrift besprochen worden sind, hat der ehemalige Leiter der „Reinen aber mächtigen Partei“ jüngst den ersten Teil seiner Memoiren folgen lassen. Derselbe reicht bis zum Beginn der neuen Aera. Das Buch bietet sehr interessante Charakteristiken von politischen Männern einer bewegten Zeit und man muß es dem Verfasser lassen, daß er oft auch politischen Gegnern, wenigstens solchen einer abgethanen Epoche,

gerecht zu werden vermag. So ist Waldeck mit einer gewissen Sympathie gezeichnet. — Wir erhalten natürlich ziemlich ausführliche Mitteilungen über die Entstehung der Kreuzzeitung und ihre ersten Erfolge, dagegen über den Rücktritt ihres ersten Redakteurs nur Andeutungen. Was Wagner über das angeblich in den Kreuzzeitungskrisen von Anfang an für die soziale Frage herrschende Verständnis sagt, dafür bleibt er den Beweis vollständig schuldig. Wenig Glauben wird er ferner finden, wenn er zu verstehen giebt, die als unpatriotisch getadelte preisenfreundliche Haltung, welche die Kreuzzeitung vor und auch nach Olmütz beobachtete, sei einem tiefen Verständnis der Staaten entsprungen: man habe erkannt, daß zuerst mit Oesterreich abzurechnen sei. Wie Wagner die neue Aera auffaßt, kann man sich ungefähr denken. Jedenfalls ist das Buch für den Politiker recht belehrend. A. B.

Neue Litteraturgeschichten. 1. R. W. Sauer, Geschichte der italienischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig 1883. W. Friedrich. — 2. Eduard Engel, Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig 1883. W. Friedrich. — 3. J. Lotheissen, Geschichte der französischen Litteratur im 17. Jahrhundert. 3. Bd. Wien 1883. Verlag von Gerolds Sohn.

Dem ersten dieser Bücher vermögen wir nicht uneingeschränktes Lob zu spenden. Zwar ist es die erste umfassende ital. Litt.-Gesch. in deutscher Sprache, jedoch vermiffen wir oft eingehendere Betrachtung einzelner Werke sowie eine strengere Auswahl unter den kritischen Gewährsmännern der Italiener. Politische, historische und religiöse Vorurteile dikfieren oft die Urteile, und der rein historische Standpunkt wird nicht selten zu gunsten ästhetischer u. a. Rücksichten vernachlässigt. Die Behandlung des 19. Jahrhunderts läßt besonders an Ordnung und kritischer Scheidung vermiffen. Dagegen ist an dem Buche zu loben die geschickte und strenge Anordnung der älteren Partien, die Heranziehung und Würdigung mancher wenig bekannter Perioden, endlich die zahlreichen vorzüglichen Uebersetzungsproben, welche dem Buche den Wert einer Anthologie verleihen. — Freien Blick und Geist bekundet Engels Buch. Verf. vertritt den Standpunkt, daß nicht alles, was in der Litteratur einmal Wert gehabt hat, auch unbedingt der Betrachtung würdig sei, sondern unterscheidet mit gesundem Urtheil Lebenswürdiges und Wertloses und regelt darnach die eingehendere liebevolle Behandlung oder kurze aburteilende Erwähnung der einzelnen Perioden und Autoren. Wenn man den stets an den Originalen selbst gebildeten Urtheilen auch nicht immer zustimmen kann, so erfrent doch stets der frische Hauch subjektiver Originalität. Das Buch kann als begleitender Führer durch das Studium der guten eng-

lischen Schriftsteller wohl empfohlen werden. — Der Anhang über die amerikanische Litteratur ist nicht mehr als eine einführende Skizze. — Höher als beide besprochenen stellen wir Votheissens Werk. Es ist ein klassisches Gebände, an dem kein Teil vernachlässigt ist. Verf., schon bekannt als geschmackvoller Schriftsteller durch sein Buch über Molière, ist vollkommen im 17. Jahrhundert zuhause, kennt jedes Werk, seine Geschichte, seinen Einfluß, seinen Wert. Der historische und der ästhetische Standpunkt sind in geistvoller Weise vereinigt, um ein Werk zu schaffen, das man mit eindringender Belehrung und zugleich mit wirklichem Genuße lesen kann. Der 3. Band schildert den letzten Widerstand des Jahrhunderts gegen die klassische Strömung, die Präziosen und ihren litt. Anhang, sodann Volcaus epochenmachendes Auftreten, La Rochefoucauld, La Fontaine, Madame de Sevigné, die Manzelrechner und den Naturfönn. Der 4. Band wird das geistvolle Werk beschließen. Die Inhaltsangaben der endlosen Scudéryschen Romane bieten geringfügige Augenauflösungen; z. B. wird Aronce in Glélie nicht in Straflos sondern Karthago erzogen; Cyrus nimmt sein Tucoguito schon bei der Abreise an u. a. Die Verhaftung Agnoris in Luinaulls Straße erscheint uns entgegen L. als ein Nothbehelf zur Beseitigung einer abgebrauchten Person. — Diese Ausstellungen sind so geringfügiger Natur, daß sie dem Werte des musterhaften Buches keinen Eintrag thun. S.

Tote und Lebende, Erinnerungen von Carlos von Gageru. Erste Reihe. Berlin 1884. Verlag der Abentheuerischen Buchhandlung.

Unsere Memoirenlitteratur wird durch den vorliegenden Band von Erinnerungen des Veters Heinrichs von Gageru um ein interessantes Werk bereichert. Der Verfasser hat ein vielbewegtes Leben geführt und ist fast mit allen berühmten Persönlichkeiten, die in der neuesten Geschichte eine Rolle spielten, in Verbindung getreten. Eine Reihe von Briefen, Gesprächen zc., die in diesem ersten Bande der Memoiren C. v. Gagerus enthalten sind, verdienen die allgemeine Aufmerksamkeit; sie bieten eine Charakteristik hervorragender Männer, die zum Teil einen Welttruf haben, und einen tiefen Einblick in das Leben und Schaffen derselben bieten. Von Zahn bis Benito Juarez finden wir eine Reihe interessanter Aufzeichnungen, die gewissermaßen eine psychologische Zeitgeschichte bilden. Ueber Zahn schreibt der Verfasser: „Der erste Eindruck, welchen Zahn auf mich hervorbrachte, war kein besonders angenehmer. Mittelhoch, breitkautlerig mit knochigen großen, wenig gepflegten Händen hatte seine Figur etwas Bäuerliches. Bekleidet war er mit weiten Beinleidern von grober, grauer Leinwand und einem bis über die Knie herabfallenden kragenlosen schwarzen Rod. Interessant dagegen war der Kopf: eckig, aber kraftvoll mit stark markierten

Jügen, hohen, gedankenreicher Stirn und milden, anmüthigen, nicht selten schwärmerischen Augen. Zahn sagte mir, daß sein Haar schon 1806 und zwar in einer Nacht ergraut sei, als er die Nachricht von der Niederlage der Preußen bei Zena erfahren hatte in dem Augenblicke, wo er sich auf dem Wege von dem Hofaal ins Feldlager befand.“ Durch Alexander von Humboldt, über welchen das Buch gleichfalls ausführliche und viel Neues enthaltende Mitteilungen bringt, wurde der Verfasser bei der Herzogin Helene von Orleans eingeführt. Als Gageru der Herzogin den Wunsch äußerte, der Königin Isabella vorgestellt zu werden, da er nach Spanien zu reisen beabsichtigte, erwiderte die Herzogin lächelnd: „vous êtes jeune, vous êtes blond, vous serez parfaitement reçu par ma cousine.“ Eines der interessantesten Kapitel, bildet das über Benito Juarez. In diesem Abschnitt erzählt der Autor nicht nur seine eigenen Erlebnisse in Mexiko, sondern giebt auch eine sehr interessante Charakteristik des verstorbenen Präsidenten der mexicanischen Republik, der vielfach ganz irrtümlich oder absichtlich falsch in der Presse nach der Hinrichtung Maximilians beurteilt worden ist. Leider verbietet uns der Raum hier noch weiter auf dieses Memoirenwerk einzugehen, wir müssen uns deshalb darauf beschränken noch zu erwähnen, daß in dem vorliegenden Bande auch der Kallibund, sowie die persönlichen Beziehungen des Verfassers zu Zichold, Wüsteneis, Espartaco, Miramon und Henriette Sonntag geschildert werden. Wir behalten uns vor, nach Abschluß des ganzen Werkes noch einmal auf dasselbe zurückzukommen, können aber jetzt schon ausdrücklich bemerken, daß diese Memoiren für jeden eine sehr interessante Lektüre bieten. R.

Palätina von G. Ebers. Lieferung 53—56. Stuttgart. Verlag von Eduard Hallberger. Deutsche Verlagsanstalt.

Mit diesen Lieferungen schließt das bedeutende Werk ab, welches seitens des Publikums und der Kritik die allgemeinste Anerkennung verdient. Wir können dem Herausgeber und der Verlagsbandlung Glück wünschen, daß sie ein so schwieriges und großes Unternehmen in vorzüglichster Weise durchgeführt und das Interesse an demselben bis zum Schluß, sowohl durch den Text als durch die Illustrationen gesteigert haben. Die 53. Lieferung beginnt mit der Frage: „Welcher Berg ist der Sinai der Schrift?“ Darauf schildert der Herausgeber die Erwartung des Pilgerdampfes am Ufer des roten Meeres bei Suez und das Land der Gosen, sowie die Geschichte des Suezkanals und die Städte an demselben. Die Kamine des Rausfesmuseums, die in der 54. Lieferung abgebildet sind, zeigen welche großartige Anstalten, die alten Ägypter ausgeführt hatten. An Größe steht dieses Gebäude den bedeutendsten modernen Museen nicht nach. Den Schluß des schönen Werkes

bildet die Geschichte von On-heliopolis. Von hier aus lassen sich die Pyramiden in aller Deutlichkeit erkennen. An einer anderen Stelle haben wir dieselben, sowie die alte Menesstadt und das große Theben, die Residenz der Könige, deren Namen mit der Geschichte Israels verknüpft sind, geschildert und über viele andere wichtige Paläste des gesamten Aegyptens aus diesem Buche berichtet. Palästina hängt eng mit Aegypten zusammen, denn von Gosen ist das Volk gegangen, welches am Sinai das Gesetz empfing und weiter wanderte nach dem gelobten Lande, wo es sein Jerusalem finden sollte. Aus dem Stamme Davids ist dann Christus hervorgegangen, dessen Lehren in Aegypten ebenjo willige Aufnahme fanden, wie einst das Volk Jakobs in denselben. Im Bereiche des Nilthals zu Alexandria sind der christlichen Lehre später die Formen zu teil geworden, in welcher sie zu allen Nationen gedrungen sind. Die Anmerkungen zu diesem Werke bieten vorzügliche Texterklärungen und zeigen, mit welcher großer Gründlichkeit und mit welchem Fleiß dasselbe abgefaßt ist. Auf jedem Bändchen wird dieses Werk, welches einen reichen Unterhaltungs- und Belehrungsstoff enthält, eine hervorragende Zierde sein.

Kleine Schriften von Gottfried Semper.
Herausgegeben von Manfred und Hans Semper. Berlin und Stuttgart. 1884.
Verlag von W. Spemann.

Eine posthume Gabe Gottfried Sempers von hohem Wert und größtem Interesse, dargeboten durch die beiden Söhne des großen kunstgelehrten Meisters, den Hamburger Architekten Manfred und den Innsbrucker Kunsthistoriker Hans Semper. Es sind kleine Aufsätze mannigfaltigen Inhalts: Gelegenheitschriften, Kritiken, Reiseberichte, Berichte; — propädeutische Untersuchungen für größere Arbeiten, besonders für das Werk, das Sempers Namen berühmt machen sollte; — Entwürfe, Skizzen, einige selbständige Abhandlungen; — zu weit auseinander liegenden Zeiten, bei den verschiedensten Anlässen entstanden, und so auch unter sich ganz verschieden in Wesen und Form, aber alle durchdrungen von jener feinfühligsten Auffassung und dem kritischen Geiste, die überall den berühmten Verfasser des „Stil“ auszeichnet haben.

Die Herausgeber treten mit dieser Sammlung kleiner Schriften ihres Vaters, wie sie im Eingange des Vorworts darlegen, in der Hoffnung vor das Publikum, demselben „damit manche erwünschte Mitteilung und Anregung zu bieten, und mit dem Wunsche, die Kenntnis und die Anschauung von der allseitigen und mannigfaltigen Wirksamkeit des Verstorbenen, als Denker, Gelehrter und feinführender Kritiker im Fache der Kunstwissenschaft, sowie als Lehrer und Hauptförderer eines benutzvollen, itzgerechten Schaffens im Gebiete der Archi-

tektur und des Kunstgewerbes, soweit als möglich zu vervollständigen oder wieder aufzufrischen und damit einen Akt der Pietät zu erfüllen.“ Solchem Bestreben wird das kunstgebildete Publikum gewiß seinen Dank zollen und mit uns den Herausgebern die Anerkennung nicht versagen, daß sie sich mit dieser Veröffentlichung wohlverdient gemacht haben: — wohlverdient um Kunst und Kunstwissenschaften, deren Verständnis in weiteren Kreisen zu fördern diese klargestrichenen, anregenden Abhandlungen vorzüglich geeignet sind; wohlverdient nicht minder um das Publikum selbst, für das alles von bleibendem Werte sein muß, was von einem Kunstforscher von so hoher Beanlagung und Bedeutung angegangen ist. Darum auch haben mit Zug und Recht einige Aufsätze in dieser Sammlung ihren Platz gefunden, die schon früher teils als Broschüren, teils als Beiträge für Kunstblätter veröffentlicht worden, die aber dem Publikum nicht mehr zugänglich waren, weil sie entweder im Buchhandel längst vergriffen sind oder weil sie ihrerzeit in verschiedenen, zum Teil im Auslande erscheinenden, zum Teil längst eingegangenen Zeitschriften publiziert wurden. Von den noch nicht erschienenen Aufsätzen war ein Teil, wie die Herausgeber mitteilen, zum Druck vorbereitet, die Veröffentlichung aber aus äußeren Ursachen unterblieben. Der andere Teil war niemals für den Druck bestimmt gewesen; es sind diese Abhandlungen entweder als Hefte für öffentliche Vorträge oder als Vorarbeiten zum „Stil“ ausgearbeitet worden. Von diesen letzteren bieten natürlicherweise diejenigen das meiste Interesse, die auf das Gebiet der vergleichenden Baulehre hinüberreifen, welche der Verfasser im 3. Teil des „Stil“ behandelt hätte, wenn er über dieser Arbeit nicht vom Tode ereilt worden wäre.*)

Soweit es irgend zugänglich war, haben sich die Herausgeber bemüht, selbst bei den nicht für den Druck bestimmt gewesenen Arbeiten, alles genau so wiederzugeben, wie sie es in der Handschrift vorgefunden haben. Ein nicht unbedeutender Teil dieser Aufsätze ist allerdings in italienischer, französischer oder englischer Sprache geschrieben worden, die der große Künstler und Kunstforscher so vollständig beherrschte, daß er in ihnen litterarisch thätig sein konnte, wie er denn auch — was wir später noch erfahren werden — in den toten klassischen Sprachen nicht minder zuhause war. Bei der Uebersetzung solcher Arbeiten waren die Herausgeber darauf bedacht, nicht bloß den Sinn, sondern auch die Eigentümlichkeit und Kraft des Ausdrucks der Originaltexte getreulich beizubehalten und in die deutsche, ihnen ja völlig vertraute Ausdrucksweise des Verstorbenen zu übertragen. Das alles ver-

*) Die Herausgeber hoffen, daß sie in den nächsten Jahren zur Veröffentlichung des hinterlassenen Torjos werden schreiten können.

dient volle Anerkennung, denn damit werden sie gleichermaßen der Pietät wie den Ansprüchen des Lesers auf Ursprünglichkeit gerecht. Darum wird man es auch gern in den Kauf nehmen, daß manches Plag gefunden hat, was heut längst veraltet erscheint. Obgleich das um so weniger bestreben laun, wenn wir berücksichtigen, daß die Entdeckung des ältesten dieser Aufsätze um mehr wie ein halbes Jahrhundert zurückdatiert, so glauben wir andererseits doch, daß in solchen Fällen einige kurze Anmerkungen für weniger orientierte Leser wohl am Plage gewesen wären.)*

Von den vier Abteilungen, in die die „Kleinern Schriften“ eingeteilt sind, ist die erste dem Kunstgewerbe gewidmet. Sie beginnt mit einer hochinteressanten Abhandlung über „Textile Kunst“; von hohem Interesse auch für diejenigen, die — wie der Schreiber dieser Zeilen — sich nicht dazu entschließen können, den Folgerungen des Verfassers hinsichtlich des Einflusses der textilen Kunst auf die Entwicklung der hohen Künste überall beizutreten. Was hier in Kürze über die allgemeinen stilistischen Bedingungen der textilen Kunst sowie über die Stilbedingungen textiler Stoffe hinsichtlich ihrer zwecklichen Bestimmung, gesagt ist, ist das Beste, was über diesen Gegenstand überhaupt gesagt werden kann. Wenn diese Lehren vom gebildeten Publikum werden beherzigt werden, so wird es um den Geschmack in unserem Vaterlande ein gut Teil besser stehen! — Der zweite, „Keramisches“ betitelte Aufsatz bietet uns eine treffliche Abhandlung über Gefäße. Auf eine kurze, auf historische Unterlage ruhende Auseinandersetzung über die Klassifikation der Gefäße folgen Erläuterungen der einzelnen Gefäßteile, an die sich eine Beschreibung des Einflusses, den die verschiedenen Materialien auf die Entwicklung keramischer Typen ausüben, und einige Mitteilungen über die Fabrikation zc. anschließen. Der Porzellanmalerei ist ein besonderer Brief gewidmet, der eine klare, leicht faßliche Anweisung über die Ausübung dieser Kunst giebt, und auch sonst mancherlei lehrreiche Hinweise giebt, die nicht nur denjenigen, die in diesem Kunstzweige dilettieren, zu gute kommen werden. Die dritte und letzte Gruppe der kunstgewerblichen Abteilung bringt „Metallotechnisches“. Es sind gelegentlich entstehende Skizzen, Berichte zc., die genug interessante Material enthalten und mit vielen

*) So z. B. bei dem Brief „Ueber Porzellanmalerei“, S. 63. — Daß Raphael Sanzio Gefäße bemalt hat, konnte Semper im Jahre 1850 immerhin mit vielen anderen noch annehmen. Jetzt weiß man allgemein, daß diese irtümliche Ansicht daher stammt, daß in Pesaro zwei Maler Namens Raphael — R. Carla und R. del Borgo — nach ihres Meisters Raphael Sanzio Zeichnungen auf Majolika malten.

treffenden Bemerkungen ausgestattet sind, auf die hier näher einzugehen wir uns jedoch beschränkten Raumes wegen versagen müssen.

Die zweite Abteilung benennt sich „Archäologie der Architektur“. Ein Brief an Dr. Kellermann berichtet über die Entdeckung alter Farbenreste an der Trajanssäule in Rom. Im Jahre 1833 fand nämlich auf Sempers Anregung durch ihn und 9 Fachgenossen eine genaue Untersuchung der berühmten Säule statt, die zu der merkwürdigen Entdeckung führte daß dieselbe mit einer dichten Goldfarbe bedeckt gewesen war; an den Den des Kapitals wurden blane Linien gefunden. Die Untersuchung dieser Reste führte den künstlerischen Instinkt des jungen Forschers zu der Folgerung, daß ursprünglich die ganze Säule mit Farben bedeckt war, welche die schönen Skulpturen trotz der großen Höhe vortrefflich zur Geltung bringen mußten. — Dieser kurze, kaum 2 Druckseiten füllende Brief repräsentiert eines der interessantesten neueren kunstgeschichtlichen Dokumente. — Heutzutage würde der Nachweis, daß ein plastisches Denkmal des Altertums polichrom gewesen sei, kaum noch Aufsehen erregen. Erst im Jahre 1868 ist in der Villa der Cäsaren eine antike, vollständig bemalte Statue des Augustus aufgefunden worden; — alle Bildsäulen auf pompejanischen Gemälden, deren in der neuesten Zeit so viele entdeckt worden, sind bemalt; — ebenso weisen viele Statuen, die in den letzten Jahrzehnten in Pompeji ausgegraben wurden, Reste früherer Bemalung auf, darunter ganz besonders deutlich die erst 1873 aufgefunden halbnaakte Venus. Daß es selbst in der besten Zeit griechischer Kunst polichrome plastische Kunstwerke gegeben hat, gilt heut als bewiesen. Viele Kunsthistoriker sind in den letzten 50 Jahren für diese Annahme eingetreten und wir haben uns längst daran erinnert, was uns Plinius von Praxiteles erzählt; daß dieser nämlich auf die Bemalung seiner Statuen einen so großen Wert legt, daß er diejenigen für die schönsten erklärte, die der berühmte Nikias gemalt habe. — Anders vor 50 Jahren! Damals war die Meinung gang und gebe, daß jede Bemalung von Bildsäulen verwerflich, die polichromierte Skulptur der gotischen Epoche nur eine mittelalterliche Barbarei gewesen sei. Die Renaissance hatte das Vorurteil, daß die Skulptur im Altertum farblos gewesen sei und farblos sein und bleiben müsse, gezeitigt. Aus dieser Auffassung heraus war so Großes geschaffen worden, „daß ans ihr“ — wie auch Semper an einer anderen Stelle hervorhebt — „eine in hohem Grade selbstberechtigte Kunst hervorging.“ So war es nur natürlich, daß diese Auffassung in einer Zeit, die keine so bedeutenden Leistungen mehr hervorbrachte, die herrschende geblieben war. Dazu kommt, daß sie in Winkelmann, dem Vater der modernen Kunstwissenschaft, noch zu Ende vorigen Jahrhunderts einen begeisterten Ver-

treter gefunden hatte. — Da tritt als einer der ersten ein junger Forscher auf, den Nachdenken, Erwägungen aller Art und sorgfältige Untersuchungen zu einer anderen Ansicht befehrt haben. Mühe greift er das Dogma von der farblosen Skulptur der Alten an — und siehe! — der Erfolg ist mit dem Mühtigen. Seiner Beweisführung gelingt es, einer andern Anschauung die Wege zu ebnen, deren Wichtigkeit seither neue Funde und weitere Forschungen weit über Erwarten bestätigt haben und die sich seitdem, wenn auch langsam, doch stetig weiter verbreitet hat und vielleicht in nicht zu ferne Zeit lebendige Frucht bringen wird. Das erste Dokument aber, was Semper über seine hierauf bezüglichen Untersuchungen der Öffentlichkeit übergab, ist — unseres Wissens — dieser kurze, 1833 im *Bulletino del Instituto* erschienene Brief an Dr. Kellermann. — Es folgen nun fünf ebenso bedeutende wie interessante und anregende Aufsätze: „Leber das Erechthum“; „Leber die Erasmata des Parthenon“; „Die neben den Propyläen gefundenen Inschrifttafeln“; „Die Restauration des ionischen Tempels“ und „Bemerkungen zu des Vitruvius Pollio zehn Büchern der Baukunst“, auf die näher einzugehen uns der leidige Mangel an Raum verbietet, durch deren Lektüre wir aber dem Kunstverständigen Leser einen seltenen Genuß versprechen können. Verschweigen wollen wir aber nicht, daß sich in diesen Abhandlungen Semper nicht allein als hochbedeutenden Kunst-Archäologen sondern nicht minder — selbst einem Thiersch gegenüber — als scharfsinnigen Gräbigen und Latiniten erweist.

Die dritte Abteilung behandelt die „Elemente der Architektur und Polychromie“. Für die erste Abhandlung „Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten“ gilt noch heute, was vor einem halben Jahrhundert kein Geringerer als Franz Kugler in einer Kritik derselben schrieb): „Von der großen Entdeckung im Bereiche der Altertumswissenschaft, welche unseren Tagen vorbehalten war und welche von unberechenbaren Folgen auf das Kunstleben unserer Zeit sein wird, — daß nämlich die gesamte Architektur der Griechen samt allem, was damit in Beziehung stand, kein trübes, verschwimmendes Grau-in-Grau darbot, sondern Formen, die durch Farben belebt, deren organischer Wechsel durch Farben motiviert und verständlich gemacht wurde, — hierfür giebt die vorliegende Prosjähre zuerst ausführlichere Nachricht. Der Verfasser ist einer von denjenigen, welche diese Entdeckung durch eifrige Untersuchung der verschiedensten Monumente des Altertums bewährt und ins Detail verfolgt haben; er zuerst hat ein vollständiges,

konsequentes System der farbigen Architektur bei den Griechen entwickelt.“ — „Wir sind überzeugt, daß das konsequente durchgebildete System antiker Polychromie, wie es der Verfasser aufstellt und wie wir es bei seinen Zeichnungen und Entwürfen bereits kennen gelernt haben, auch, bei Herausgabe seines vorgeschriebenen Werkes, im größeren Publikum entschiedene Anhänger und Freunde gewinnen wird. Freilich steht unser verweichlichter, zaghafter Farbensinn, den unsere Kleider so gut wie unsere Gebäude zeigen, noch sehr im Wege, aber er wird und muß überwunden werden, — wenn es anders bestimmt ist, daß unsere Kunst (und somit freilich unser Leben) sich wieder zu jugendlicher Frische und Fröhlichkeit aufschwüngen soll.“ — So vor 50 Jahren Franz Kugler, der übrigens den Standpunkt Sempers nur in beschränktem Maße geteilt hat, ja dessen Autorität es zuschreiben ist, daß sich die neue Lehre so langsam Bahn gebrochen hat; wenn der große Kunsthistoriker auch — wie wir gesehen haben — die Tragweite der Entdeckung keineswegs unterschätzte. — Eine kleine Erinnerung ist hier am Platze. Gleich nach dem Erscheinen der Prosjähre im J. 1843 erschien im Kunstblatt ein Artikel über dieselbe. Der Verfasser desselben hatte — wohl ironisch — (das Blatt liegt uns leider nicht vor) behauptet, Semper hätte die Hauptbeläge seiner Behauptungen u. a. vom Tempel des Zeus zu Olympia hergenommen, der in seiner ursprünglichen Pracht wieder dastünde. Dagegen verwahrte sich Semper nun sofort in einem für die Öffentlichkeit bestimmten Briefe. Ihm wäre, schreibt er, von einer Wiedererhebung des Tempels nichts bekannt; im Gegenteil läge derselbe unter dem Sande, mit dem die vom Altis herabströmenden Regengüsse und die Ueberflutungen des Alphens seit Jahrhunderten ihn bedekt hätten, jämmerlich darnieder und kaum bezeichneter einige Steinschichten und hier und da die ersten Trommeln der Säulen die genauen Dimensionen des Planes. Noch viel weniger könnte man die Spuren von Farben an ihm studieren, weil auf dem Muschelsandstein, aus dem er erbaut war, der bedeckende Ueberzug nicht haften geliebte und nur noch schwache Spuren dieses Ueberzuges vorhanden seien, die kein genügendes Resultat des Untersuchens versprächen. — Nun, Semper sollte die Expedition nach Olympia noch erleben, jene erste wissenschaftliche That des neu erstandenen Reiches; er hat es noch erlebt, daß die Beweise für die Wichtigkeit seiner Behauptungen dennoch daher gekommen sind, woher er 40 Jahre früher geglaubt hatte, daß sie niemals kommen würden; hat es noch erlebt, daß die Trümmer des Zeustempels für ihn Zeugnis abgelegt haben, die man aus dem Schoß der olympischen Erde grub: das blaue Feld der Metope mit dem braunroten Sterne davor; der

*) *Museum*, Blätter für bildende Kunst. Jahrgang II, 1834, Nr. 24.

herakleskopf mit den braunen Haaren; der rote Mantel des Apollo in der westlichen Giebelgruppe; die rot- und goldberzierten Säulenhäuser des Praxiteleschen Hermes! — Es folgen nun acht weitere Aufsätze: „Entwurf eines Systems der vergleichenden Stillehre“; — „Ueber architektonische Symbole“; — „Ueber die formelle Gesetzmäßigkeit des Schmuckes und dessen Bedeutung als Kunstsymbol“; — „Ueber das Verhältnis der dekorativen Künste zur Architektur“; — „Ueber den Zusammenhang der architektonischen Systeme mit allgemeinen Kulturzuständen“; — „Ueber den Ursprung einiger Architekturstile“; — „Entwicklung der Wand- und Mauerkonstruktion bei den antiken Völkern“; — „Ueber Baustile“. Es bräde uns in große Verlegenheit, wenn wir es aussprechen müßten, welcher von diesen trefflichen Abhandlungen wir die Krone zuerkenntn würden.

Die letzte Abteilung enthält: „Reisebriefe, Berichte und dergleichen“. Die einzelnen Aufsätze betiteln sich: „Reiseerinnerungen aus Griechenland“; — „Ueber den Bau evangelischer Kirchen“; — „Noch etwas über den St. Nikolai-Kirchenbau“; — „Reise nach Belgien im Monat Oktober 1849“; — „Ueber Wintergärten“; — „Die neuesten Pariser Bauten“; — „Zur Florentiner Domfaçade“; — „Die Sgraffito-Deformation“. Alle diese Abhandlungen, mit etwaiger Ausnahme der letzten, sind Gelegenheitschriften, aber deswegen nicht minder lehrreich und interessant.

Wollen wir unser Urteil über die ganze Sammlung kurz zusammenfassen, so können wir nur sagen, daß von den Publikationen auf kunstgeschichtlichem Gebiete der letzten Jahre diese zu den bedeutendsten gehört. Die Vorzüge der „Kleinen Schriften“ decken sich ganz und gar mit den Vorzügen des berühmten Meisters, der sie einst niederschrieb. Sein reiches, umfassendes Wissen, seine staunenswerte Vielseitigkeit, sein treffendes Urteil fordern auf jeder Seite unsere Bewunderung heraus; die wahrhaft künstlerische Hingabe an den Stoff, die markige, charakteristische Ausdrucksweise, die anregende Darstellung gewähren dem Leser einen seltenen Genuß. Warm empfehlen wir daher dem kunstsinigen Publikum, Jung wie Alt, die Lektüre der „Kleinen Schriften“, die dem Büchertisch jedes gebildeten deutschen Hauses zur Zierde reichen werden. — Daß das Buch auch äußerlich gut ausgestattet ist, bedarf bei einem Werk, das aus Epenanns Verlag hervorging, wohl kaum der Erwähnung.

—t.

Schorers Familienblatt. Berlin 1884.
Verlag von F. G. Schorer.

Diese gut geleitete, illustrierte Wochenschrift hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens viele Freunde erworben, und kann mit vollem Recht eines der gediegeusten und vielseitigsten Familienjournale genannt werden. Durch reichhaltigen Unterhaltungsstoff steht das Blatt den ersten Wochenschriften ebenbürtig zur Seite, während es durch meisterhaft ausgeführte Illustrationen die meisten derselben erheblich übertrifft. Von hier zuerst publizierten Erzählungen sind besonders der im letzten Jahrgang abgedruckte Beitrag Konrad Ferd. Wegers „das Leiden eines Kindes“ und Ossip Schubins „Novellen“ erwähnenswert. Das neue Quartal stellt einen Roman von der weitbekannteren und beliebten Schriftstellerin E. Werner „Ein Gottesurteil“ in Aussicht und werden auch in diesem die „Memoiren der letzten Liebe Heinrich Heines“ veröffentlicht werden.

Systematische Lehrmethode für Klavierspiel und Musik. Theoretisch und praktisch dargelegt von Louis Köhler. Zweiter Band. Enthaltend: Musiklehre, Tonchriftweisen — Metrik — Harmonik. Zweite umgearbeitete und zusammengedrückte Auflage. Leipzig 1883. Verlag von Breitkopf & Härtel.

Daß der geachtete Autor sich im Jahre 1857 veranlaßt sah, durch eine selbständige Bearbeitung „die Natur der Harmonik und Metrik“ von M. Hauptmann auch dem Musiker, „der vorwiegend praktisch thätig“ ist, in einer leichter verständlichen Fassung zugänglich zu machen, war gewiß in jeder Hinsicht der Anerkennung wert. Seit damals hat jedoch die Lehre der Harmonik durch Helmholtz, Dettling, Tierich u. A. eine so wesentliche Umgestaltung erfahren, daß es geradezu unbegreiflich scheint, wie Louis Köhler im Jahre 1883 unter obigem Titel eine zweite „umgearbeitete“ Auflage jenes Buches edieren konnte, ohne die Forschungen der erwähnten Gelehrten auch nur mit einem einzigen Wörtlein zu streifen. In unverantwortlicher Weise ignoriert der Verfasser die Errungenschaften der letzten zwanzig Jahre auf dem Gebiete physiologischer Untersuchungen der Tonempfindungen so hartnäckig, daß der unbefangene Leser heute noch auf dem Hauptmannschen Standpunkt festgehalten wird. Dieser Vorgang ist wirklich horrend, und wir bedauern es aufrichtig, den als Musik-Pädagog so geschätzten Autor einer so unerklärlichen Unterlassungssünde zeihen zu müssen.

R. H.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigtes Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsgerecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Zur gef. Kenntnis!

Von den Kunstheften des IV. Quartals 1883 und des I. Quartals 1884 ist noch eine Anzahl von Exemplaren auf Lager, welche apart durch jede Buchhandlung zu beziehen sind. Das erstgenannte Heft enthält außer dem begleitenden Text eine vorzügliche Reproduktion des Gemäldes „November“ von Paul Tenouet, das zweite außer dem Text eine solche der Portraitstudie „Junge Kömerin“ von Franz von Tenbach, welche beide nicht nur einen schönen Zimmerschmuck darbieten, sondern auch als hervorragende Geschenke stets Beifall finden werden. Der Preis des ersten Heftes ist 2 Mark, der des letzten 4 Mark.

Breslau, im März 1884.

Eduard Trewendt.

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Großes illustriertes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2½ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“ und kostet das Heft (24 jährlich) 50 Pf.

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Post-Anstalten.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Madvig, Dr. J. N., Syntax der griechischen Sprache, besonders der attischen Sprachform, für Schulen und für jüngere Philologen. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. geh. Preis 5 Mark.

Merling, A., Elektrotechnische Bibliothek. I. Band: **Die elektrische Beleuchtung** in systematischer Behandlung. Construction und Betriebsverhältnisse der Lichtmaschinen, elektrischen Lampen und Kerzen. Für Ingenieure, Architekten, Industrielle und das gebildete Publikum. Zweite, auf die neuesten Einrichtungen vervollständigte Auflage. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. 8. geh. Preis 14 Mark.

Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege. Herausgegeben von Prof. Dr. Finkelnburg in Bonn, Dr. Göttisheim in Basel, Prof. Dr. August Hirsch in Berlin, Baurat Hobrecht in Berlin, Prof. A. W. Hofmann in Berlin, Prof. M. v. Pettenkofer in München, Gen.-Arzt Prof. Dr. Roth in Dresden, San.-Rat Dr. A. Spiess in Frankfurt a. M., Geh. San.-Rat Dr. G. Varrentrapp in Frankfurt a. M., Ministerialrat Dr. Wasserfuhr in Strassburg, Oberbürgermeister v. Winter in Danzig. Revidirt von **Dr. Georg Varrentrapp** und **Dr. Alexander Spiess** in Frankfurt a. M. **XVI. Band.** Erstes Heft. gr. 8. geh. Preis 3,60 Mark.

Die höchst interessantesten Memoiren
der letzten Liebe
HEINRICH HEINES
(genannt Mouché)
sowie der mit Spannung erwartete neueste
Roman von

E. WERNER

Ein Geldstück

beginnen demnächst in der illustrierten Zeitschrift
Schorers Familienblatt.

Preis viertel, 2 M. in Wochen-Nummern.
— Auch in Heften zu 50 Pf. —

Nach jahrelangem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 12,000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler des Vaterlandes sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70,000 M. verausgabt.

Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochen Ausgabe, bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Bei E. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Atta.
Historischer Roman
aus der
Zeit der Völkerwanderung
von
George Taylor.

Preis: gebettet Mf. 8,—.
In Halbfalblederb. eleg. gebd. Mf. 10,50.

Verlag von F. C. C. Tendler in Leipzig:

Catulls Buch der Lieder.
Deutsch von
Rudolf Westphal.
Eleg. kartoniert Mf. 2,40. In Prachtband
Mf. 3.

Werke von Karl Emil Franzos.

Der Präsident. Erzählung. 2. Auflage. Ein starker
gebdd. 7 Mark 20 Pf. Band. Preis broschiert 6 Mark.

Dieses jüngste Werk des beliebten Autors behandelt mit Meisterhaftigkeit ein seelisches Problem von ergreifender Wirkung. Von der Kritik allgemein als eine sehr hervorragende belletristische Erscheinung bezeichnet, birgt es die Gewißheit dauernden Wertes in sich, weshalb die Anschaffung des Buches jedem Literaturfreund aufs wärmste empfohlen sein möge.

Junge Liebe. Novellen. 4. vermehrte Auflage. Inhalt:
Wettern von Brandenegg. Min.-Ausg. broschiert 3 Mark, gebd. 4 Mark.
Diese beliebte, durch eine neue Erzählung bereicherte Novellenammlung eignet sich infolge der eleganten schönen Ausstattung besonders zum Geschenkwert.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Verlag von H. Pohl in Berlin SW.:

Erlebtes.

Meine Memoiren aus der Zeit von 1848—1866
und von 1873 bis jetzt.

von Hermann Wagener,
wirkl. Geh. Ober-Regierungs-Rat.
Preis 6 Mark.

— Zu beziehen durch jede Buchhandlung. —
— Im vorliegenden Hefte der Revue besprochen. —

Soeben erschien:

REVANCHE! Bilder aus Paris von
Otto Köst. S. XX und 341 Z.
Berlin.
Verl. v. Robert Oppenheim.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgeg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von 1 Mark jede Buchtblg.
3 Terhefte bilden stets einen Band,

Breslau.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhdlg.

Zweiter Jahrgang.

Preis vierteljährlich 6 Mark.



MAY 19 1884

Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

Hest 7. Mai 1884.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in
folio mit Kunstblatt.

Greslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.



Inhalts-Verzeichnis.

Mai 1884.

	Seite
I. Heinrich Viehoff: Goethe und Ulrike von Levechow. Erzählung . . .	133
II. Der Hof, die Diplomatie und Gesellschaft von Wien . . .	154
III. Franz Deligisch: Zwei wunderbare Geschichten a. d. Reformationszeit	164
IV. Johannes Gad: Über Verdauung und Ernährung des Menschen. Eine physiologische Skizze	177
V. Ein Wort an den Reichskanzler über die Orient-Politik . . .	186
VI. G. F. Herzberg: Die römische Kaiserzeit und die Forschung der Gegen- wart	193
VII. J. Friedrich von Schulte: Zur Orientierung über die Zustände in Österreich. II	199
VIII. Paul Reis: Die drei Eisheiligen	214
IX. Julius Fröbel: Konstitutionalismus und Parlamentarismus . . .	221
X. Ludwig Stern: Die Bibliothek in Kairo	233
XI. v. Doniu, Generalmajor z. D.: Kriegsaussichten für Deutschland .	237
XII. Berichte aus allen Wissenschaften	243
1. Staats- und Rechtswissenschaft. L. Gehner: Die bewaffnete Neu- tralität. Eine Entwicklungsphase des Völkerrechts in Seekriegen.	
2. Geschichte. Georg Irmer: Eine Schilderung König Gustav Adolfs von Schweden von einem Augenzeugen.	
3. Kriegswissenschaft. Emil Schlagintweit: Die Europäer-Freiwilligen- korps in Britisch-Indien.	
XIII. Litterarische Revue	254
XIV. Litterarische Berichte	259

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

MAY 19 1884

Goethe und Ulrike von Levetzow.

Erzählung von Heinrich Viehoff.

Vorbemerkung. Der Chef-Redakteur der „Deutschen Revue“, Herr Richard Fleischer, fragte vor längerer Zeit bei mir an, ob ich geneigt sei, zum Mai-Hefte 1884 einen erzählenden Artikel, etwa aus dem litterar-historischen Gebiete, beizusteuern. Ich erklärte mich bereit und glaubte zum Gegenstande der Erzählung einen von sämtlichen Biographen und Interpreten Goethes sündig behandelten Stoff, nämlich des großen Dichters letztes Liebesverhältnis und die ihm entsprossenen Gedichte, wählen zu sollen. Zwar sind diese Gedichte schon in meinem Kommentar zu Goethes Gedichten (Stuttgart 1870, Verlag von G. Couradi, Bd. II, S. 129 ff.), und jenes Verhältnis in meinem Leben Goethes in vier Bänden (Stuttgart 1877, ebendasselbst Bd. IV, S. 149 ff.), desgl. bereits vor 16 Jahren pseudonym (mit der Unterschrift Heur. Epaulis) als Beitrag zu einer vielgelesenen Zeitschrift mitgeteilt worden; aber an allen drei Stellen gestattete der mir vergnügte Raum nicht ein solches Eingehen auf das Einzelne, wie es die Leser der „Deutschen Revue“ beanspruchen können. Zudem haben sich in dem letzten Jahrzehnt über Goethes späteres Greisenalter noch so viele neue Quellen erschlossen, daß es mir möglich wurde, im Nachfolgenden eine Darstellung des von mir gewählten Stoffes zu liefern, die man nicht etwa bloß als eine erweiterte und berichtigte, sondern als eine neue, völlig umgearbeitete bezeichnen kann.



Der geneigte Leser wolle sich etwas mehr als sechs Dezennien zurück in den Sommer des Jahres 1822 nach Marienbad versetzen. Der 19. Juli, der Tag, an welchem dort Goethe zum erstenmale als Badegast eintraf,*) war für den vor kurzem gegründeten Kurort eine Epoche. Alles beeilte sich den ruhmgekrönten Ankömmling, der unbestritten als der Dichterkönig Deutschlands galt, zu schauen.

Es war ein halbes Jahrhundert her, seit er in Weßlar eingezogen war und dort den Sommer 1772 hindurch ein „ächt deutsches Idyll“ zu verleben begonnen hatte. In Weßlar war er, wenngleich von einem engeren Freundeskreise schon als ein genialer junger Mann geschätzt, der großen Welt noch unbekannt angelangt; als er nach Marienbad kam, war sein Ruf nicht bloß durch ganz Deutschland, sondern bis in die fernsten Weltteile gedrungen. Der dreinundzwanzigjährige Jüngling hatte in Weßlar durch seine Schönheit allgemeine Aufmerksamkeit, zumal bei den Frauen erregt; der dreinundsiebenzigjährige Greis trat in Marienbad noch immer als eine stattliche Erscheinung auf. Grüner, Magistrats- und Polizeirat in Eger, den Goethe 1820 kennen gelernt, giebt folgende Schilderung von unserm Dichter: „Goethe war von hohem Wuchse, von starkem, robustem Körperbau, das bräunliche Haar wenig gebleicht, die Stirne hoch gewölbt, das Auge noch frisch und

*) Gegen Ende April 1821 hatte der Dichter Marienbad auf einer Reise nach Karlsbad sündig besucht. In Karlsbad brachte er schon ein paarmal vor seinem Aufenthalt in Italien, und später seit 1806 wiederholt einige Zeit des Sommers zu.

feurig, die Gesichtsfarbe weiß und geröthet. Die Gesichtszüge waren stark, das Kinn etwas hervortretend, der Hals bedeutend fleischig. — Gewöhnlich trug er einen dunkelblauen, bis an die Waden reichenden Überrock, zuweilen auch einen schwarzen Frack und Beinkleider von gleicher Farbe. Eine feine weiß- oder schwarzseidene Weste, ein weiß battistenes Tuch, um den Hals schmal zusammengelegt und beide durch eine Vorstecknadel verbunden, durften nicht fehlen. Seiner Vollblütigkeit wegen hatte er sich angewöhnt, das Halstuch sehr locker zu tragen.“

Unser Dichter ahnte bei seiner Ankunft in Marienbad nicht, daß die nächsten fünf Wochen nochmals, gleichsam zum goldenen Jubiläum von Werthers Leiden, den Keim einer tiefen Leidenschaft in sein Herz legen und ihm den Abschied von dort so thränenreich machen würden. Er konnte das um so weniger erwarten, je schwerer ihm das Scheiden vom heimischen Herd und seinem häuslichen Kreise geworden war. Schon die Trennung von dem geliebten Arbeitszimmer daheim kostete ihm einen förmlichen Entschluß. Geräuschlos, nach dem Garten zu gelegen, nicht durch Lurusgegenstände Geist und Sinn zerftreud, öffnete es sich wie ein Heiligtum nur auserlesenen vertrauten Freunden. Hier fanden ihn schon die frühen Morgenstunden in einer sehr mannigfachen, aber wohlgeordneten Thätigkeit. Seine Gattin Christiane, die ihm so viele Jahre hindurch eine liebevolle, wenn auch geistig ınebenbürtige Hausgenossin und Pflegerin gewesen war, hatte er zwar durch den Tod am 6. Juni 1816 verloren; aber seit dem 17. Juni 1817 belebte sich durch die Heirat seines Sohnes, durch die geselligen Talente seiner geist- und genütreichen Schwiegertochter Ottilie geb. von Bogwisch und deren Schwester Ulrike, sowie durch das baldige Heranwachsen zweier blühenden Enkel sein Familienzirkel mehr und mehr. Abends fanden sich gewöhnlich eintige befreundete Damen und Herren bei ihm ein; Dienstags versammelte sich eine größere Gesellschaft um den Theetisch zu Lektüre und Unterhaltung; ein- oder zweimal allwöchentlich erfreute ihn die verehrte Großherzogin durch einen Besuch und ließ sich bedeutende litterarische Erscheinungen und Kunstwerke von ihm vorlegen und erläutern. Und wenn es an Besuch fehlte, so wetteiferten Sohn, Schwiegertochter und Ulrike v. Bogwisch miteinander, ihm das Dasein zu verschönern. „Die lange Gewohnheit daheim zu bleiben,“ schrieb er seinem Freunde Knebel, „will erst abgeschüttelt sein; die gute Vorsorge meiner Kinder bereitet und unterhält mir die beste Bequemlichkeit und fesselt mich an.“ Wie hätte man denken sollen, daß ihm der Abschied von Marienbad und die Rückkehr nach Hause Thränen entlocken würden!

Allerdings knüpfte Goethe, wie bekannt, auf allen bedeutenderen Stationen seiner Lebensfahrt ein neues Liebesverhältnis an und gewann jedesmal eine neue Ausbeute erotischer Gedichte. Ich erinnere nur an die Universitätsjahre zu Leipzig und seine dortige Geliebte Käthchen Schönkopf (Annette), die ihm das Leipziger Liederbüchlein eintrugen; an die Straßburger Zeit und sein Verhältnis zu Friederike von Esenheiu, dem das Esenheimer Liederbüchlein entsproß; an den Aufenthalt in Weklar und seine Liebe zu Charlotte Buff (Werthers Leiden); an den Aufenthalt in Frankfurt und seine Zuneigung zu Elisabeth Schönmann (Lili), die zu einer Anzahl Lili-Lieder den Anstoß gab; an seine Übersiedelung nach Weimar

und seine intimen Beziehungen zur Frau von Stein, die auf seine ganze innere Entwicklung und dichterische Thätigkeit einen unberechenbaren Einfluß übten.

Auf den ersten Blick scheint sein Aufenthalt in Italien (Herbst 1786 bis Frühling 1788) von der bei ihm traditionell gewordenen Anknüpfung eines neuen, an erotischen Liedern fruchtbaren Liebesverhältnisses eine Ausnahme zu bilden, indem die gewöhnlich als Dokument einer italienischen Liebe aufgefaßten Römischen Elegien, wie längst nachgewiesen ist, auf deutschem Boden und unter dem Einfluß der Liebe zu einer Deutschen (Christiane Vulpius) entstanden sind. In der That ist der lyrische Ertrag seines Aufenthaltes in Italien nicht groß; doch steht seit dem Erscheinen meines Artikels „Goethe und die schöne Mailänderin“ in der Gartenlaube (1868, S. 617 ff.) für jeden Vorurteilsfreien wohl unumstößlich fest, daß zwei seiner kleinen Gedichte, beide durch Anmut und Bilderklarheit ausgezeichnet, einer italienischen Liebe ihren Ursprung verdanken und auf italienischem Boden erwachsen, nämlich das wunderschöne „Amor als Landschaftsmaler“ und ein zweites, das lange in seiner Gedichtsammlung gesucht hat, von v. Loeper „Eupido“, von mir „Amor als Gast“ betitelt.

Bald nach Goethes Heimkehr knüpfte er ein dauerndes Liebesverhältnis mit Christiane Vulpius an, aus welchem ein Paar „Erotika“ („Morgenklagen“ und „Der Befund“), weiterhin die Römischen Elegien und die Venetianischen Epigramme hervorgingen. Wenn er gleich mit der ihm treu ergebenen Geliebten 1806 sich durch kirchliche Trauung so fest verband, daß an eine Scheidung nicht mehr zu denken war, so fühlte er dennoch durch das eheliche Verhältnis sich in seinen tiefern Geistes- und Herzensansprüchen so wenig befriedigt, daß er noch während Christianens Lebenszeit ein paarmal von heftiger Zuneigung zu einem andern weiblichen Wesen erfaßt wurde, was sich denn auch wieder in seinen Dichtungen abspiegelte.

Schon im Spätjahre 1807 ward er von einer wahren „Sonnettenwut“ ergriffen, und unzweifelhaft wurden ihm mehrere dieser Gedichte durch seine Neigung zu Minna Herzlieb (geb. den 22. Mai 1789), Adoptivtochter des kinderlosen Buchhändlers Frommann in Jena, eingegeben, die er schon in ihren Kinderjahren oft in Jena gesehen hatte und jetzt im Frommannschen Hause zur reizenden Jungfrau erblüht wiederfand. Auf sie bezieht sich auch, was Goethe von der Pandora und den Wahlverwandtschaften bekannt hat, daß in beiden Dichtungen sich das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücke, und niemand an dem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde verkenne, „die im Heilen sich zu schließen scheue.“

Und selbst im Jahre 1814 noch, als Goethe schon ein Fünfundsechzigjähriger war, spannt sich auf einer Rhein-, Neckar- und Mainreise ein Verhältnis zwischen ihm und der reichbegabten Gattin des Frankfurter Bankiers Geheimrat von Willemer, Marianne geb. Jung an, deren Name als Enleita mit Goethes Divan verwoben bleiben wird. Des Dichters Verhältnis zu ihr gestaltete sich sogleich 1814 schon zu einem herzlichen und innigen, doch in höhern Grade 1815. Willemer verbrachte einen Teil der Sommerzeit gewöhnlich auf einem Landstige, der sogenannten Gerbermühle, ungefähr eine halbe Stunde oberhalb Frankfurt am linken Mainufer beim Dorfe Oberrad gelegen. Hier genoß Goethe im August

1815 eine vierwöchentliche höchst beglückende Villeggiatur. Ein herrliches Sommerwetter, eine liebevolle gastliche Bewirtung, ein Tageslauf, den die anmutreiche, talentvolle, und doch so bescheidene Hausfrau mit stündlich abwechselndem Reize (Spaziergängen, Lesen, Klavierspiel, Gesang u. s. w.) zu durchflechten verstand, mannigfacher Zuspruch interessanter Bekanuten aus der Stadt (Sulpiz Boisserée, Friedr. Schloffer, Goethes Jugendfreund Kiese u. a.) — alles dies machte die Villeggiatur zu einem Lichtpunkte seines Lebens. Marianne schilderte später den damaligen täglichen Lebenslauf ihres geliebten Gastes in folgender Weise: „Morgens blieb er allein. Jeden Vormittag um zehn Uhr trank er mitgebrachten Wein aus einem silbernen Becher. Mittags erschien er im Frack und benahm sich ziemlich förmlich. Freier war seine Unterhaltung nachmittags auf Spaziergängen. Gern machte er auf Wolkenbildungen, auf farbentiefe Schatten, auf Pflanzen und Gestein aufmerksam. Er trug immer ein großes Taschennmesser bei sich, womit er Reiser abschneid, oder Steinchen vom Boden löste. Abends, wenn er seinen weißflanelleuten Hansrock angezogen hatte, war er völlig zwanglos, las gerne vor und ermunterte die Hansfrau zum Singen. Bemerkenswert ist, daß ihm beim Lesen seiner eigenen Gedichte nicht selten Thränen in die Augen traten.“*)

Wie festlich auf der Gerbermühle sein sechsundsiebzigster Geburtstag begangen wurde, hat uns Boisserée ausführlich berichtet. Mehr als das vom Frankfurter Theaterorchester gebrachte Morgenständchen, mehr als das Mittagmahl, wobei der köstliche Elfer reichlich floß, mehr als die sinnigen Geschenke, womit ihn der Freundeskreis überraschte, war es der Hanswirtin geistgewürzte innigste Zuneigung, was ihm den Tag unvergeßlich machte. Am 8. September unterbrach Goethe den Aufenthalt auf der Mühle für eine Woche, um die Kunstsammlungen in Frankfurt eingehender zu betrachten. Vier Tage später schickte er von dort an Marianne das Lied des Divans „Nicht Gelegenheit macht Diebe“ (Goethes Werke in 40 Bdn.; Bd. IV. S. 76), welches sie mit dem unmittelbar darauf folgenden, „Euleika“ überschriebenen Liede „Hochbeglückt in Deiner Liebe“ beantwortete. Von der Mitte Septembers an verweilte er mit Sulpiz Boisserée noch fünf Tage auf der Gerbermühle, wo denn wieder das Zusammenleben durch kleine Ausflüge, Vorlesen, Gesang und Klavierspiel verschönt wurde.

Als Goethe und Sulpiz am 19. September von dem Willemer'schen Ehepaar Abschied nahmen, verabredeten sie ein baldiges Wiedersehen in Heidelberg. Den 21. September dort angelangt, schwelgte Goethe in der Betrachtung der Boisserée'schen Kunstsammlung, während daheim auf der Gerbermühle die „schöne kleine Müllerin“ Marianne das tief sinnige Lied der Euleika (G's. B. IV. 101) „Was bedeutet die Bewegung?“ dichtete, worin sich die frohe Hoffnung des baldigen Wiedersehens des Geliebten ausdrückt. Sie traf mit Willemer am 24. September in Heidelberg ein, an demselben Tage, an welchem Goethe zwei seiner besten Divanslieder („An vollen Büschelzweigen“ G's. B. IV. 96 f. und „Ist es möglich, Stern

*) Gleiches widerfuhr ihm einst in Weimar beim Vorlesen des Gesprächs zwischen Mutter und Sohn aus Herrmann und Dorothea. Von Nührung übermannt, hielt er, die Thränen trocknend, inne und sagte: „So schmilzt man an seinen eigenen Kohlen.“

der Sterne?" IV. 104 ff.) schrieb. Sie zeigen beide, wie sehr ihn Mariaumens Zuneigung beglückte, die noch so spät feurige Jugendtöne seiner Lyra entlockte. Ihr Zusammensein in Heidelberg war für Marianne der Gipfelpunkt ihres ganzen Lebens. In Gesellschaften, wie auf Spaziertouren, besonders auf dem Schlosse tauschten sie den Reichtum ihrer Geister und Gemüther aus. Einige der Wechselgespräche im Divan zwischen Hatem und Eulikas verdanken ohne Zweifel diesen Tagen ihr Entstehen; so z. B. Hatems feuriges Lied „Locken, haltet mich gefangen" (IV. 92). Daß Eulikas' Antwort „Nimmer will ich dich verlieren" von Marianne gedichtet wurde, hat sie in spätern Jahren selbst gestanden.

Das Willemerische Ehepaar schied von Heidelberg und dem Dichter gegen Ende September. Für Goethe und Marianne war es ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen — und das kam der Erhaltung des Adels ihres Verhältnisses sicher zu statten; denn in manchen Augenblicken ihres Zusammenseins hatte es gewiß an das gefährlich Leidenschaftliche gestreift. So aber bewahrte es seine volle Reinheit und blieb für Willemers Lebensglück ohne die mindeste Trübung, ja gereichte vielmehr zur Erheiterung und Veredelung desselben. Das Ehepaar unterhielt mit dem Dichter lebenslang freundschaftliche Beziehungen und Austausch von Briefen und Liebesgaben. Marianne dichtete nach der Rückkehr von Heidelberg sogleich das wunderschöne Lied Eulikas an den Westwind:

Ach, um deine feuchten Schwingen,
Weißt, wie sehr ich dich beneide!
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Auen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen —

Doch dein mildes, sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augentlider;
Ach! für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Sprich gelind zu seinem Herzen;
Doch vermeid ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben;
Freudiges Gefühl von beiden
Wird sein Wiedersehn mir geben.

Wir sehen, die süße Gewohnheit des Lebens und erotischen Dichtens dauerte bei Goethe bis ins Alter fort. Ward ihm nun gleichwohl 1822, als er nach Marienbad aufbrach, der Abschied von Hause so schwer, so begreift sich das leicht, wenn man erwägt, daß er seit 1814 noch um acht Jahre weiter ins Greisenalter vorgeückt, und daheim seitdem in seinen häuslichen Verhältnissen so manches,

was ihn fester an Weimar band, eingetreten war. Einen summarischen Bericht über seinen ersten Aufenthalt (im Jahre 1822) zu Marienbad erstattete er auf der Heimreise von Eger aus an Zelter. „Am 19. Juni gelangte ich“, schrieb er, „bei sehr schönem Wetter nach Marienbad. Herrlich Quartier, freundliche Wirte, gute Gesellschaft, hübsche Mädchen, musikalische Liebhaber, angenehme Abendunterhaltung, köstliches Essen, Atmosphäre 2000 Pariser Fuß über der Meeresfläche u. s. w. — alles trug bei, das drei Wochen dauernde schöne Wetter vollkommen zu benutzen und zu genießen, und das nachfolgende unfreundlich wechselnde zu überstehen.“ Was er aber, so nahe ihm Freund Zelter stand, nicht den Mut hatte diesem zu bekennen, ja kaum sich selber gestehen mochte, war der mächtige und nachhaltige Eindruck, den eines der „hübschen Mädchen“ auf sein Herz gemacht hatte. Sogar seiner Muse wagte er es nur in halb räthelhaften Andeutungen zu vertrauen. Erst wenn man das bruchstücklich und zerstreut Ausgesprochene in geordneten Zusammenhang gebracht hat, stellt sich ein klares Ergebnis heraus. Wir teilen dieses zunächst mit und werden dann als Belagstücke dazu jene poetischen Andeutungen folgen lassen.

Das ausgezeichnete, reichbegabte Mädchen, welches dem dreiundsiebenzigjährigen Dichter nochmals den Segen einer warmen Liebe ins Herz flöhte und seine Muse zur letzten vollen Liebesdichtung befeuerte, war Fräulein Ulrike von Levegow. Sie hielt sich 1822 während der Badezeit in Marienbad mit ihrer Mutter auf, deren Landsitz Tšiblitš in Böhmen bei Lobositz lag.) Ulrike war eine im hohen Grade lebenswürdige und zugleich glänzende Erscheinung, nicht eines jener still und einfach anmutigen, sich immer gleichbleibenden Wesen, sondern mit mancherlei, aber harmonisch zusammenstimmenden körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattet. Sie zeigte sich in wechselreicher, aber immer lieblicher Gestalt. Der Dichter vergleicht sie daher dieser Farbenfülle schöner Eigenschaften wegen mit der Göttin des Regenbogens:

Ja, du bist wohl der Iris zu vergleichen,
Ein lebenswürdig Wunderzeichen,
So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
Und immer neu und immer gleich wie sie.

Sie nahm auch an seinen wissenschaftlichen Interessen, besonders an seinen meteorologischen, lebhaften Anteil und stahl sich dadurch um so tiefer in das Herz des begeisterten Anhängers von Howard.**) Ebenso beteiligte sie sich an seinen geognostischen und geologischen Bestrebungen.

*) Heinrich Laube war im Irrtum, als er 1883 in seiner am 5. Juli bei der Enthüllung des Goethedenkmals in Karlsbad gehaltenen Rede die Anknüpfung des Liebesverhältnisses nach Karlsbad verlegte — oder gestattete er sich vielleicht aus oratorischen Rücksichten den kleinen Anachronismus (richtiger Anatopismus)?

**) Auf Howards (geb. zu London 1772) Wolkenlehre durch den Großherzog Karl August aufmerksam gemacht, studierte Goethe diese Schrift sorgfältig durch und schöpfte daraus ein großes Behagen, weil des Verfassers Terminologie ihm einen bisher vermisten Leitfaden zur Unterscheidung und Klassifizierung der wechselnden Wolkenformen darbot. Vgl. Goethes Werke II. 298 ff.

Obwohl Ulrike des Hochbejahrten Liebe nicht unerwidert ließ, wußte sie doch in besonnener Würdigung der einer dauernden Verbindung entgegenstehenden Gründe das Verhältnis den Sommer 1882 hindurch so schön zu wägen, daß dem Dichter erst beim Abschiede am 24. Juli die Gewalt seiner Zuneigung zu vollem Bewußtsein kam. Hatte er gleich mit der Geliebten ein Wiedersehen in Marienbad für das nächste Jahr verabredet, so ward ihm doch, als die Abschiedsstunde nahte, bang und bänger ums Herz, bis endlich im Moment des Scheidens „Thran' auf Thräne seinen Augen entfloß.“ Ihr Lebewohl dagegen war „heitre Ruh“, und erst nachdem er sich entfernt hatte, überließ auch sie sich in der Einsamkeit ihrem Schmerze.

Sehen wir uns das erste diesem Liebesverhältnis entsprossene „Molscharfen. Gespräch.“ überschriebene Gedicht (G's. W. II. 100 f.) an, so finden wir das vorher Gesagte bestätigt. Goethe begab sich am 24. Juli von Marienbad nach Eger. Auf dem Wege dorthin entstanden wahrscheinlich die zwei ersten Strophen:

Er.

Ich dacht', ich habe keinen Schmerz,
Und doch war mir so bang ums Herz;
Mir war's gebunden vor der Stirn
Und hohl im innersten Gehirn —
Bis Thran' auf Thräne fließt,
Verhältnes Lebewohl ergießt. —
Zhr Lebewohl war heitre Ruh,
Sie weint wohl jetztund auch wie du.

Sie.

Ja, er ist fort, das muß nun sein! —
Zhr Lieben, laßt mich nun allein;
Sollt' ich euch seltsam scheinen,
Es wird nicht ewig währen!
Jetzt kann ich nicht ihn entbehren,
Und da muß ich weinen.

Goethe verweilte in Eger einige Zeit und schrieb dort am 8. August die beiden Strophen ins Stammbuch des Kapellmeisters Tomaschek aus Prag, der sich über das sonderbare Stammbuchblatt recht wundern mochte; denn ihm hatte er ohne Zweifel noch weniger, als seinem Freunde Zelter, die Veranlassung der Verse zu vertrauen gewagt. Man sieht, der Zusatz „Gespräch“ bei der Überschrift ist nicht im Sinne von Dialog zu nehmen. Eher paßt er in dieser Bedeutung bei den folgenden drei später entstandenen Strophen, in denen die Liebenden zwar als einander fern, aber durch eine poetische Fiktion als einander vernehmend dargestellt sind. Er klagt ihr seine Mißstimmung über sein jetziges Alltagsleben, worin ihm der einzige Genuß bleibe, sich ihr Bild fort und fort zu erneuern, und wünscht, daß sie ihm dabei halbwegs begegne. Sie antwortet, wenn ihr Geist ihm nicht sogleich im Bilde erscheine, so dürfe er daraus nicht schließen, daß sie in der Ferne weniger treu gesinnt sei; er brauche nur zu weinen, so werde sich ihr Bild ihm darstellen; baue sich ja auch Iris nur über trübem Regenhimmel auf. In seiner Antwort faßt er die Vergleichung der Iris mit dem immer neuen

und doch immer anmutigen Bilde seiner Geliebten lebhaft auf, von der es auch in der unten zu betrachtenden Marienbader Elegie heißt, daß ihr Bild sich in seinem Inneren in tausendfach wechselnden und immer lieberr Gestalten rege. Die zweite Abtheilung des Gedichtes (oder vielmehr Doppelgedichtes) Holsharfen lautet:

Er.

Zur Trauer bin ich nicht gestimmt,
Und Freude kann ich auch nicht haben;
Was sollen mir die reifen Gaben,
Die man von jedem Banne nimmt?
Der Tag ist mir zum Überdruß;
Langweilig ist's, wenn Nächte sich besenem; —
Mir bleibt der einzige Genuß,
Dein holdes Bild mir ewig zu erneuern;
Und fühltest du den Wunsch nach diesem Segen,
Du kämest mir auf halben Weg entgegen.

Sie.

Du trauerst, daß ich nicht erscheine,
Vielleicht entfernt so tren nicht meine,
Sonst wär mein Geist im Bilde da.
Schmückt Iris wohl des Himmels Pläne?
Vas regnen — gleich erscheint die neue;
Du weinst — schon bin ich wieder da!

Er.

Ja, du bist wohl an Iris zu vergleichen,
Ein lebenswürdig Wunderzeichen!
So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
Und immer neu und gleich wie sie.

An Zelter schickte Goethe das Gedicht ohne Überschrift als Beilage zu einem Briefe vom 14. Dezember 1822 mit folgenden vier Versen zum Schlusse, die sich in den sämtlichen Werken als Anhang eines Gedichtes „An Demoiselle Sonntag“ (VI, 116) wiederfinden:

Die Gegenwart weiß nichts von sich,
Der Abschied fühlt sich mit Entsetzen;
Entfernen zieht dich hinter dich,
Abwesenheit allein versteht zu schätzen.

Wie viel der Dichter auch noch später auf seine „Holsharfen“ hielt, zeigt ein Brief an Zelter vom 9. Januar 1824. Weil der musikalische Freund mit der zugesagten Komposition auf sich warten ließ, erinnerte ihn Goethe an die „Reimzeilen“ und fügte hinzu: „Sie sind mir ans Herz gewachsen; du solltest sie wohl durch schmeichelnde Töne wieder ablösen.“

Die sehnsüchtige und mißmutige Stimmung, worin der Dichter den Spätherbst und Winter 1822 verlebte, wurde glücklicherweise oft von Besuchen bedeutender, an seinen wissenschaftlichen Bestrebungen teilnehmender Männer unterbrochen. Durch sie angeregt, ergab er sich wieder einer vielfachen Thätigkeit und konnte den 18. Januar 1823 an Zelter berichten: „Ich hämmere gar manches

in meiner einsamsten Schmiede; aus meinem Hause komme ich nicht, kann aus der Stube.“ Besonders griff er jetzt ernstlich eine schon seit einigen Jahren vorbereitete selbstbiographische Arbeit, eine kursorische Lebens-Chronik, die Annalen, an. Da ward er plötzlich von einer gefährlichen Krankheit überrascht, welche den Lebensfaden, den er in der Vergangenheit zu verfolgen gedachte, für alle Zukunft abzuschneiden und damit auch seine Hoffnung eines Wiedersehens in Wiesbaden zu vereiteln drohte. Es war eine heftige Brustfellentzündung. Sehr wahrscheinlich war bei der Entstehung dieses Übels die Sehnsucht nach der Geliebten im Spiel. Hatte doch bekanntlich, besonders in Goethes späteren Lebensjahren, eine starke Gemütserschütterung fast immer bei ihm ein körperliches Leiden zur Folge. Am 24. Februar erreichte die Krankheit ihren Höhepunkt. In einem Anfall von Schwäche sagte er zu seiner Schwiegertochter: „Ich fühle, daß der Moment gekommen ist, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt.“ Am Abend hatte er jedoch sein volles Bewußtsein wieder und sagte scherzend zu seinem Arzt: „Ihr seid zu furchtsam mit Euern Mitteln, Ihr schont mich zu sehr. Mit einem Kranken, wie ich bin, muß man ein wenig napoleonisch verfahren.“ Die Genesung erfolgte ziemlich schnell. Zur Feier derselben wurde in Weimar Tasso gegeben und des Wiederhergestellten Büste unter dem Beifallsjubel des gerührten Publikums mit einem Lorbeerfranze geschmückt. Goethe nahm nun alsbald wieder seine wissenschaftlichen Arbeiten auf und setzte sie bis gegen Ende Juni, wo er nach Marienbad reisen wollte, fort.

Am 2. Juli kam er in Marienbad an. Was ihn dorthin als Hauptmagnet so gewaltig gezogen hatte, schenke er auch jetzt noch seinen Freunden offen zu bekennen, wenn er gleich einiger Andeutungen sich nicht enthalten konnte. An Zelter schrieb er den 24. Juli: „Da Deine freundliche Stimme mir bis in diese Wälder folgt, entgegne ich sogleich mit heiteren Worten, um zu vermeiden, daß es mir besonders wohl geht. Denn von Hause, nach einem so harten Winter, nach einer gewaltigen Krankheit und einsam thätigen Monaten, beinahe lebensunfähig weg-zugehen, war nicht zu verwundern. Reise, neue Gegenstände, Veränderung aller Art, sogar auch Unbequemlichkeiten, neue An- und Eingewöhnung riefen mich eigentlich wieder ins Leben. Hier finde ich Wald- und Berggenossen leidenschaftlich entzündet wieder; der Funke, den sie von mir aufgefangen, lodert jetzt in ihnen auf den Grad, daß er mich selbst erleuchtet. So thun auch manche frühere Menschenverhältnisse gar wohl, indem sie Zeugen sind, daß man nach einer Jahresnacht Neigung und Wohlwollen nicht verschlafen hat.“ Über die Nachbarschaft seiner Wohnung schrieb er: „Das Lokal im ganzen, besonders wo ich wohne, ist der Geselligkeit günstig genug; es ist eine Terrasse von ansehnlichen Häusern, flankiert von zwei großen Gebäuden; in jeder Stadt würden diese Baulichkeiten für etwas gelten. Der Großherzog wohnt in der Mitte, und glücklicherweise ist die ganze Nachbarschaft von schönen Frauen und verständigen Männern eingenommen.“ Sein Bericht vom 11. Juli an den Urfreund Knebel lautete: „Die Gesellschaft ist gut, man kann sagen glänzend; noch gestern ist der Herzog von Leuchtenberg angekommen. Schöne Frauen machen sich bemerken zu Wagen,

Pferd und Fuß. Wöchentlich werden Bälle gegeben; zu ernsterer Unterhaltung fehlt es nicht an gereiften Diplomaten und sonst erfahrenen Weltmenschen. Durch ein besonderes Glück wohnen in meinem Hause nur Frauenzimmer, die still und verträglich sind. Eine sogar ist passioniert für die Mineralogie; und da hat sie, indem Stadelmann*) schon Zentner von Handstufen zusammengesklopft, die erfreulichste Auswahl.“ Diese eifrige Mineralogin nun war eben die geliebte Ulrike von Levechow, welche sich mit ihrer Mutter und einer Schwester wieder in Marienbad eingefunden hatte. Mit welchem Hoffen und Bangen er ihrem Wiedersehen entgegengeharrt, wie herzlich der Empfang, wie beglückend das Zusammenleben mit ihr sich gestaltete, finden wir offener, lebendiger und anschaulicher, als in irgend einem brieflichen Bekenntnis, in der Marienbader Elegie, dem Hauptdokumente seiner letzten leidenschaftlichen Liebe, geschildert. Betrachten wir deshalb diese Dichtung näher im einzelnen.

Die Anfangsstrophe spricht die bangen Zweifel aus, womit der Dichter in diesem Jahre nach Marienbad zurückkehrte. Was darf er vom Wiedersehen der Geliebten erwarten? Wird sie ihm die vorjährige Liebe, oder Gleichgültigkeit, — das Paradies oder die Hölle entgegenbringen? Sein Zweifel wird sofort beseitigt; das Paradies öffnet sich ihm:

Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,
 Von dieses Tages noch geschlossener Blüte?
 Das Paradies, die Hölle steht dir offen;
 Wie wankelmüthig regt sich's im Gemüthe! —
 Kein Zweifel mehr! Sie tritt ans Himmelsthor,
 Und hebt zu ihren Armen dich empor.

Die beiden folgenden Strophen preisen dann das Glück seines täglichen Verkehrs mit der Geliebten:

So warst du denn im Paradies empfangen,
 Als wärst du wert des ewig schönen Lebens;
 Dir blieb kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen,
 Hier war das Ziel des innigsten Bestrebens,
 Und in dem Anschau dieses einzig Schönen
 Versiegt gleich der Quell sehnsücht'ger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raschen Flügel,
 Schien die Minuten von sich her zu treiben!
 Der Abendfuß war ein verbindlich Siegel,
 So werd' es auch der nächsten Sonne bleiben.
 Die Stunden glichen sich in zartem Wandern
 Wie Schwestern zwar, doch keine ganz der andern.

Strophe 4 malt die schmerzliche Trennung von ihr, den letzten, grausam süßen Abschiedskuß, sein Fortstürmen von der Schwelle, sein Zurückblicken nach der bereits verschlossenen Thüre; Strophe 5 spricht die düstere Stimmung aus, der er nun zum Raube wird.

*) Goethes Diener.

Der Fuß, der letzte, grausam süß, zerschneidend
 Ein herrliches Geschlecht verschlungener Minnen;
 Nun eilt, nun stoßt sein Fuß die Schwelle meidend,
 Als trieb ein Cherub flammend ihn von hinnen,
 Das Auge starrt auf düstrem Pfad verdrossen,
 Es blickt zurück, die Pforte steht verschlossen.

Und nun verschlossen in sich selbst, als hätte
 Dies Herz sich nie geöffnet, sel'ge Stunden
 Mit jedem Stern des Himmels nun die Wette
 An ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
 Und Mißmut, Reue, Vorwurf, Sorgenschwere
 Belastet's nun in schwüler Atmosphäre.

Zu Nr. 6 läßt er die Blicke nach irgend einem tröstenden und beschwichtigenden Gegenstande über die walddgekrönten Felsen, über die reisenden Erntefelder, die grünen Gebüsche und Matten den Fluß entlang und zum allumfassenden Himmelszelt hinauf schweifen. Da erblickt er in Strophe 7 zwischen ernsten Wolken ein zierliches, aus Duft gewobenes Gebilde am blauen Äther, das ihn lebhaft an die Geliebte gemahnt, wie sie als die Lieblichste der Lieblichsten in frohem Tanze sich bewegte.

Ist denn die Welt nicht übrig? Felsenwände,
 Sind sie nicht mehr gekrönt von heil'gen Schatten?
 Die Ernte, reist sie nicht? Ein grün Gelände,
 Zieh's sich nicht hin am Fluß durch Busch und Matten?
 Und wölbt sich nicht das überweltlich Große,
 Gestaltet bald, und bald gestaltenlose?

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
 Schwebt seraphgleich aus ernster Wolken Chor,
 Als glück' es ihr, am blauen Äther droben,
 Ein schlank Gebild aus lüchtem Duft empor!
 So sahst du sie in frohem Tanze wallen,
 Die lieblichste der lieblichsten Gestalten.

An dieser Stelle ist eine Rückkehr des Gedichtes auf sich selbst zu erkennen, was schon Eckermann beim ersten Lesen desselben empfand. „Das Gedicht,“ schrieb er, „sah immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen war“ (Näheres hierüber unten).

Mit Nr. 8 beginnt diese Zurückwendung. Nur flüchtig kann er ein Luftgebilde statt der Geliebten selbst in der Betrachtung festhalten; seinem Herzen ist ihr Bild in seinen mannigfachen Gestalten treuer und fester eingepägt, von dem Augenblick des Wiedersehens an bis zum letzten Abschiedskuß. (Str. 9 und Str. 10).

Doch nur Momente darfst dich unterwinden
 Ein Luftgebild statt ihrer fest zu halten;
 Zu's Herz zurück! Dort wirst du's besser finden,
 Dort regt sie sich in wechselnden Gestalten;
 Zu Vielen bildet Eine sich hinüber,
 So tausendfach, und immer, immer lieber.

Wie zum Empfang sie an den Pforten weilte,
 Und mich von dannauf stufenweis beglückte;
 Selbst nach dem letzten Kuß mich noch erluchte,
 Den letzten mir auf die Lippen drückte —
 So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben
 Mit Klammenschrift in's treue Herz geschrieben;

In's Herz, das seit, wie zinnenhohe Mauer,
 Sich ihr bewahrt, und sie in sich bewahrt;
 Für sie sich freut an seiner eignen Dauer
 Nur weiß von sich, wenn sie sich offenbaret;
 Sich freier fühlt in so geliebten Schranken,
 Und nur noch schlägt, für alles ihr zu danken.

Str. 11 bis Str. 17 einschl. führen dann aus, was sie ihm in dem fast „lebensunfähigen“ Zustande, worin er nach Marienbad kam (vgl. oben die Stelle aus Goethe's Brief an Zelter vom 24. Juli), geworden sei. Liebesfähigkeit und Liebesbedürfnis waren in ihm verschwunden; sie gab ihm Hoffnung, Lust zu freudigen Entwürfen und zur Thätigkeit zurück (Str. 11). — Sie befreite ihn von dem schweren Druck, der auf Geist und Körper lastete (Str. 12). — Sie ließ ihn bei ihrem Zusammensein einen heitern Frieden empfinden, den er nur dem mehr als Vernunft beseligenden Frieden Gottes vergleichen kann, einen Frieden, wie ihn die Welt nicht giebt, (Str. 13). — Sie flößte ihm ein der Frömmigkeit verwandtes Gefühl ein (Str. 14). — Vor ihrem Blick, vor ihrem Atem zerschmolz in ihm alle kalte Selbstsucht (Str. 15). — Schon durch ihre Nähe, ohne Worte, gab sie ihm Weisheitslehren; es war, als ob sie ihn ermahnte, mit kindlichem Herzen sich der Gegenwart, des Augenblicks zu erfreuen und ihn zum guten Handeln, zum Lieben zu benutzen. (Str. 16 und Str. 17).

War Fähigkeit zu lieben, war Bedürfen
 Von Gegenliebe weggelöscht, verschwunden,
 Ist Hoffnungslust zu freudigen Entwürfen,
 Entschließen, rascher That so gleich gefunden!
 Wenn Liebe je den Liebenden begeistert,
 Ward es an mir auf's lieblichste geleistet;

Und zwar durch sie! — Wie lag ein innres Bangen
 Auf Geist und Körper unwillkommner Schwere!
 Von Schauerbildern rings der Blick umfassen
 Im wüsten Raum bekommner Herzensleere!
 Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle;
 Sie selbst erscheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher auch hinieden
 Mehr als Vernunft beseligt — wir lesen's —
 Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
 In Gegenwart des allgeliebten Wesens.
 Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
 Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unsers Busens Keine wagt ein Streben,
 Sich einem Höhern, Keinem, Unbekannten
 Uns Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
 Enträtselnd sich den ewig Angenannten;
 Wir heißen's fromm sein. — Solcher selgen Höhe
 Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
 Vor ihrem Atem, wie vor Frühlingslüften,
 Verschmilzt, so längst sich eilig starr gehalten,
 Der Selbstsinn tief in winterlichen Gräften;
 Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
 Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Es ist, als wenn sie sagte: „Stund' um Stunde
 Wird uns das Leben fremdlich dargeboten;
 Das Gestrige ließ uns geringe Kunde,
 Das Morgende, zu wissen ist's verboten;
 Und wenn ich je mich vor dem Abend schente,
 Die Sonne sank, und sah noch, was mich freute.“

„Drum thu', wie ich, und schone froh verständig,
 Dem Augenblick in's Auge! Kein Verschieben!
 Begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig
 Im Handeln, sei's zur Freude, sei's dem Lieben;
 Nur, wo du bist, sei alles immer kindlich,
 So bist du alles, bist unübertwindlich.“ —

Mit Str. 18 erfolgt ein Umschlag in der Stimmung des Dichters, ähnlich, wie oben in Str. 6. Überhaupt zerfällt die Elegie, gleich dem Gedichte vom Jahr 1822 „Nolscharfen“ unverkennbar in zwei, dem Umfange nach zwar sehr verschiedene, der Zusammensetzung nach aber verwandte Abteilungen, und läßt sich daher, wie jenes als ein Doppelgedicht (oder mit Goethe selbst) als Doppelkantate bezeichnen. Schon dieses spricht gegen die von Eckermann (vgl. unten) angenommene kontinuierliche Entstehung der Elegie, deutet vielmehr auf ungleichzeitige Abfassung der beiden Abteilungen, wofür sich uns weiterhin bestimmte Gründe ergeben werden.

Was fruchten ihm jetzt — so führt der Dichter in Str. 18 fort — die ihm von der Geliebten gegebenen Lehren? Sie waren nur in ihrer Nähe wirksam. — Jetzt, wo er ihr ferne ist, wird ihm alles Schöne und Gute, was der Augenblick bietet, zur Last, und er fühlt sich von unbezwinglicher Sehnsucht fortgerissen (Str. 19). — So giebt er sich denn ganz seinem Schmerz hin (Str. 20); er faßt den Gedanken nicht fassen, daß er sie entbehren soll, und schöpft auch aus der Vergegenwärtigung ihres Bildes keinen Trost, weil dieses, kaum hervorgerufen, wieder entwindet (Str. 21). — Er ruft seinen Weggenossen zu, ihn seinem Schmerz allein zu überlassen und selbständig die Naturgeheimnisse zu erforschen (Str. 22); er, noch jüngst ein Liebling der Götter, habe durch die Trennung von der Geliebten das All und sich selbst verloren (Str. 23).

Du hast gut reden, dacht' ich; zum Geleite
 Gab dir ein Gott die Günst' des Augenblickes;
 Und jeder fühlt an deiner holden Seite
 Sich augenblicks den Günstling des Geschickes.
 Mich schreckt der Wink, von dir mich zu entfernen;
 Was hilft es mir, so hohe Weisheit lernen!

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,
 Was ziemt denn der! Ich wüß' es nicht zu sagen;
 Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
 Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen.
 Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen;
 Da bleibt kein Rat, als grenzenlose Thänen.

So quellt denn fort, und fließet unanfsaham;
 Doch nie gelang's, die innere Glut zu dämpfen!
 Schon rast's und reißt's in meiner Brust gewaltfam,
 Wo Tod und Leben grausend sich bekämpfen.
 Wohl Kräuter gab's des Körpers Qual zu stillen;*
 Allein dem Geist fehl't's an Entschluß und Willen;

Fehl't's am Begriff: wie sollt' er sie vermessen?
 Er wiederholt ihr Bild zu tausend Malen,
 Das zandert bald, bald wird es weggerissen,
 Undeutlich jetzt, und jetzt in reinsten Strahlen —
 Wie sollte dies geringstem Troste fröhnen?
 Die Ebb' und Flut, das Wehen und das Kommen?

Verlaßt mich hier, getreue Beggenossen!**
 Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos!
 Nur immer zu! Euch ist die Welt erschlossen,
 Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
 Betrachtet, forschet, die Einzelheiten sammelt!
 Naturgeheimnis werde nachgestammelt.

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
 Der ich noch jüngst der Götter Liebling war;
 Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
 Sie drängten mich zum gabes'el'gen Munde,
 So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
 Sie trennen mich — und richten mich zu Grunde!

Die Entstehungszeit der Marienbader Elegie anlangend, war man bis vor einiger Zeit hauptsächlich auf Eckermanns Gespräche mit Goethe angewiesen.

* In meinem Kommentar zu Goethes Gedichten (Stuttg. Verlag von C. Conradi 1870, Bd. II, S. 137) hatte ich es als bedauerlich bezeichnet, daß der Dichter zum fünfzigjährigen Jubiläum der Leiden Werthers mit der alten Leidenschaft auch den Gedanken an das alte Mittel, ihrer Pein zu entfliehen, anklingen läßt. Von Voepel (Goethes Gedichte mit Anmerk. Berlin, Verlag von Gustav Hempel 1883, Bd. II, S. 392 f.) faßt die Kräuter als heilbringende, nicht als tödende auf. Ich trage Bedenken, ihm beizupflichten.

** Ueber die „Beggenossen“ schrieb Goethe den 8. Sept. 1823 an Staatsrat Schenk: „Ich führe zwei thätige Sängere neben mir, wovon der eine (sein Diener Stadelmann war gemeint) die Erde durchklopft, der andere (John, der Vater der Schriftstellerin Marlit) sich um die Metebre des Himmels bekümmert; und so ist viel gesammelt und bemerkt worden.“

Unter dem 27. Oktober 1823 berichtet Eckermann: „Stadelmann brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethes Arbeitstisch stellte. Goethe ersuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen; er wolle mir etwas zu lesen geben. Und was legte er mir vor? Sein neuestes, liebstes Gedicht, seine Elegie von Marienbad. . . Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Belinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rotem Maroquin befestigt. Es zeigte sich also schon im Außern, daß er dieses Manuscript vor allen seinen übrigen besonders wert hielt. Ich las den Inhalt mit hoher Freude, und fand in jeder Zeile die Bestätigung der allgemeinen Sage (von des Dichters leidenschaftlicher Liebe zu einem schönen Mädchen). Doch deuteten gleich die ersten Verse darauf, daß die Bekanntschaft nicht diesmal gemacht, sondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte sich stets um seine eigene Achse und schien immer wieder dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgerissen, wirkte durchaus tief ergreifend. Als ich ausgelesen, trat er zu mir heran. Gelt! sagte er, da hab' ich Euch etwas gezeigt — in einigen Tagen sollen Sie mir darüber weisagen. — Es war mir sehr lieb, daß Goethe ein augenblickliches Urtheil meinerseits ablehnte; denn ohnehin war der Eindruck zu schnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte sagen können.“

Unter dem 16. November erzählt Eckermann weiter, wie Goethe ihm das Gedicht abermals vorgelegt und ihn eine Zeit lang ungestörter Betrachtung desselben überlassen habe. Die jugendliche Glut der Liebe, gemildert durch die sittliche Höhe des Geistes, erschien dem Lesenden als des Gedichtes durchgreifender Charakter. Übrigens kam es ihm vor, als seien die ausgesprochenen Gefühle stärker, als man sie sonst in Goethes Gedichten anzutreffen gewohnt sei, und er schloß daraus auf einen Einfluß von Byron, was Goethe auch nicht ablehnte. „Sie sehen,“ fügte unser Dichter hinzu, „das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes. Als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen; und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingeraten. Ich schrieb das Gedicht unmittelbar, als ich von Marienbad abfuhr und mich noch im vollen frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der ersten Station schrieb ich die erste Strophe, und dichtete im Wagen fort und schrieb von Station zu Station das im Gedächtnis Gefaßte nieder, so daß es abends fertig auf dem Papier stand.“

Nun aber sind neuerdings über die letzten Tage, die Goethe 1823 in Böhmen zubrachte, und über des Dichters Thun und Treiben in jener Zeit manche zuverlässige Mittheilungen erfolgt, aus denen hervorgeht, daß es mit der Entstehung der Marienbader Elegie verwickelter und umständlicher zugegangen ist, als nach Eckermanns Bericht anzunehmen war. Die Abreise Goethes erfolgte am 20. Aug. nachmittags 3 Uhr in Begleitung des oben erwähnten Polizeirats Grüner (worauf ich bereits 1877 in meiner Biographie Goethes — Stuttg. Verlag von C. Conradi, vierte Aufl., Bd. VI, S. 160, Anmerk., aufmerksam gemacht habe). Von dort brach der Dichter (seinem Tagebuch gemäß) erst am 11. September nach Jena auf, wo er mittags den 13. September bei Knebel zum Besud eintraf.

Den Aufenthalt in Eger hatte er durch eine Fahrt nach Karlsbad unterbrochen, seinen diesjährigen Geburtstag einsam in Elbogen verlebt und über Schloß Hartenberg am 7. Sept. die Rückkehr nach Eger eingeschlagen. Die Familie von Levetzow hatte noch vor ihm Marienbad verlassen und auf einige Zeit Karlsbad besucht. Nach Guhrauer (Deutsches Museum I, 3, S. 318 f.) wäre Goethe „in erhöhter Stimmung“ der Familie gefolgt, und in Karlsbad hätte das letzte Wiedersehen und das letzte Scheiden stattgefunden. Wir lassen vorläufig dahingestellt, ob diese Mittheilung für durchaus zuverlässig zu halten sei. So viel ist aber gewiß, daß auf keine dieser verschiedenen Touren durch Böhmen Eckermanns Erzählung über die Entstehung der Elegie genau paßt. Sehr richtig sagt G. v. Loeper in seinen Anmerk. zu derselben (Goethes Gedichte, Verlag von Gustav Hempel, Berlin 1883, Bd. II, S. 390): „Eine so lange Dichtung von 23 Strophen setzt verschiedene Stadien der Komposition, der Reise, der Ausführung voraus. Schwerlich entstand sie vollständig schon in den stets bewegten Tagen in Böhmen, schwerlich auch in einem gewaltigen Stoß unterwegs zwischen Eger und Jena. Wohl aber wird die Einsamkeit der Rückreise dem Dichter gestattet haben, seiner Produktion die Ausdehnung und Vollendung, die sie besitzt, zu geben, von Station zu Station.“

Neben der Marienbader Elegie bezeugen noch die Marienbad 1823 überschriebenen sechs Erinnerungsblätter in Goethes Werken (VI, 98 f.) die jugendliche Glut dieses letzten Liebesverhältnisses unsers Dichters. Das erste lautet:

Du hattest längst mir's angethan,
Doch jetzt gewahr ich neues Leben.
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

Im dritten Blatt redet er sich als Schüler Howards an (vgl. oben S. 138, Anmerk. 2), der morgens am Himmel späht,

Ob Nebel fallen, ob sie steigen,
Und was sich für Gewölke zeigen.

Er schließt mit dem Verje:

Und wenn bei stillem Dämmerlicht
Ein allerliebstes Irngesicht
Auf holden Schwelle dir bezaunet,
Weißt du, ob's heitert? ob es regnet?

Das Schlußblatt kündigt, wie unentbehrlich ihm ihre Nähe geworden ist:

Au heißen Quell verbringst du deine Tage.
Das regt mich auf zu innerm Zwist;
Denn wie ich dich so ganz im Herzen trage,
Begreif ich nicht, wie du wo anders bist.

Kurz vor Goethes Abreise von Marienbad entstand dajelbst noch ein in die Trilogie der Leidenschaft als drittes Lied unter dem Titel „Ausöhnung“ aufgenommene Gedicht, das sich unter den „Zuschriften und Erinnerungsblättern“ (Goethes Werke VI, 99 f.) mit der Überschrift „An Madame Marie Szymonowska“ und folgender Bemerkung des Dichters wiederfindet: „Dieses Gedicht,

die Leiden einer bangenden Liebe ausdrückend, steht schon im zweiten Baude an seinem gemüthlichen Platze. Hier durfte es nicht fehlen, weil es ursprünglich durch die hohe Kunst der Madame Szymanowska, der trefflichsten Pianospilerin, zu bedenklichster Zeit und Stunde aufgeregt und ihr ursprünglich übergeben wurde." Ich habe in meinem Kommentar zu Goethes Gedichten 1870, und noch in meiner Biographie des Dichters 1877 als Entstehungsort und -Zeit Weimar, Anfang Nov. 1823 angegeben, aus Gründen, die sich unten ergeben werden. Es hat sich aber seitdem im Privatbesitz eine anscheinend von Goethes Sohn genommene Abschrift des Gedichtes mit dem Datum Marienbad am 19. August 1823, und eine zweite, welche Rochlitz vom Kanzler Müller erhielt, datiert: Marienbad im August 1823, gefunden. Sehen wir diese Datierungen als richtig voraus; nehmen wir hinzu, daß Goethes Brief an Zelter vom 24. August, wie sich gleich zeigen wird, den vom Gedicht „Ausföhnung“ geschilderten Eindruck der Musik in Prosa wiederholt; berücksichtigen wir ferner, daß die Familie Levekov schon einige Zeit vor dem Dichter Marienbad verließ: so stellt sich als sehr wahrscheinlich heraus, daß schon eine geraume Zeit vor der Abreise des Dichters von Marienbad das Liebesverhältnis Goethes zu Ulrike abgebrochen worden ist. In den Versen an Madame Szymanowska klingt noch des Verfassers tiefer Schmerz über den erlittenen Verlust an, aber auch das Gefühl der Beschwichtigung seines Gemüthssturmes, die er ihrem Pianospiele verdankt:

Die Leidenschaft bringt Leiden! — Wer beschwichtigt
Bekommenes Herz, das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt Musik hervor mit Engelschwingen,
Verflücht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne;
Das Auge nezt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Thränen.

Und so das Herz, erleichtert, merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt, und möchte schlagen
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwiebernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

Im Briefe an Zelter vom 24. August lautet die betreffende Stelle: „Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste: die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Wilder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägerkorps falken mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung sag' ich mir: du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik (außer Hummel

zweimal) gehört, und so hat sich dieses Organ, insofern es in dir ist, zugeschlossen und abgefordert; nun fällt die Himmlische auf einmal durch Vermittelung großer Talente über dich her, übt ihre ganze Gewalt über dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesantheit eingeschlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt, daß ich im ersten Takte deiner Singakademie den Saal verlassen müßte.“ — Frau Szymanowska preist er als „eine unglaubliche Pianofspielerin.“ „Sie darf wohl“ sagt er, „neben unsern Hummel gesetzt werden, nur daß sie eine schöne liebenswürdige polnische Frau ist. Wenn Hummel aufhört, so steht gleichsam ein Gnome da, der mit Hilfe bedeutender Dämonen solche Wunder verrichtete, für die man ihm kaum zu danken getraut. Hört sie aber auf und kommt und sieht einen an: so weiß man nicht, ob man sich nicht glücklich nennen soll, daß sie aufgehört hat.“ Der ganze Brief vom 24. August an Zelter atmet eine so gefaßte, ja lebensnutzige Stimmung, daß man nicht mühsam kann anzunehmen, es müsse die Trennung von Ulrika und die Abreise der Familie Levekov nach Karlsbad mindestens ein paar Wochen vor seinem Abschied von Marienbad stattgefunden haben.

Ist diese Annahme richtig, so erweist sich auch die oben schon als problematisch dahin gestellte Mitteilung Guhrauers (Goethe sei der Familie Levekov nach Karlsbad gefolgt, und dort habe sein letztes Scheiden von Ulrika stattgefunden) als unhaltbar.

Als Goethe den 13. September in Jena bei seinem alten Freunde Knebel eingetroffen war, verweilte er dort einige Tage, weil er sich vor der Ankunft in Weimar scheute, wo sich das Gerücht von seinem Marienbader Liebesverhältnisse schon verbreitet hatte. Wenn der Dichter — so erzählte man sich dort — in der Brunnenallee zu Marienbad die Stimme der Geliebten gehört, habe er immer nach seinem Hut gegriffen und sei zu ihr hinunter geeilt. Er habe keine Stunde veräuunt, mit ihr zusammen zu sein, und an ihrer Seite die glücklichsten Tage verlebt. Die Kunde davon flog bald in alle Gegenden Deutschlands aus, und Zelter fand auf einer Reise, die er im Spätjahre 1823 nach den Rheingegenden machte, das Gerücht von einer abermaligen Verwählung des greisen Dichters allerwärts hin gedrungen. Es läßt sich denken, wie gespannt man in Weimar auf seine Ankunft war. Als er am 17. Sept. endlich dort eintraf, erschien er äußerlich gesund, sogar verjüngt, krankte aber innerlich am Verlust der Geliebten fort. Der Kanzler Müller fühlte gleich beim ersten Besuche durch, daß der Heimgekehrte „nicht heiter gestimmt war und sich ungern wieder in die Weimarsche Lebensweise resigniere.“ Sein sonst so lebendig fortfließendes Gespräch hatte jetzt öftere Pausen. Glücklicherweise ließ ihm, wie im vorigen Jahre eine Reihe von Besuchen nicht die Zeit, seinem Schmerze nachzuhängen. Am 28. Sept. erfreute er sich der Anwesenheit des Staatsrats Schulz, dem er bereits brieflich gestanden hatte, daß er in Marienbad „auch viel geliebt habe,“ und verhandelte mit ihm eifrig über das chromatische Kapitel. Am 30. kam Freund Reinhard mit Sohn und Tochter und blieb etwa eine Woche. Am 2. Oktober teilte er dem Kanzler Müller im tiefsten Vertrauen seine „Verhältnisse zu den Levekovs“ mit. „Es ist

eben ein Sang," fügte er seiner Beichte hinzu, „der mir zu schaffen machen wird; aber ich werde darüber hinauskommen. Island könnte ein charmanantes Stück daraus fertigen: ein alter Dnkel, der seine Nichte allzu heftig liebt.“

Da kam den 23. Oktober ein Besuch, der zwar für den Augenblick seinen Liebesleiden ein süßes Labfal war, aber durch seine Nachwirkung sie gewaltig steigerte. Frau Szymanowska erschien mit ihrer Schwester Kasimira Wolowska*). Sie blieben bis zum 5. November. Gleich am Tage nach ihrer Ankunft gab der Dichter ihnen zu Ehren ein Abendessen und weidete sich an dem Beifall, den die Persönlichkeit der Frau Szymanowska wie ihr seelenvolles Spiel fand. Am 28. und 30. Oktober war Konzert in Goethes Hause, am 4. November ein öffentliches Konzert, dem ein Souper bei Goethe folgte. Als am folgenden Tage die beiden Schwestern Abschied nahmen, war Goethe, wie der Kanzler Müller erzählt, „in der wunderbarsten Stimmung. Er wollte heiter und humoristisch sein, und überall blickte der tiefste Schmerz des Abschieds durch.“ Frau Szymanowska sagte ihm beim Lebewohl: „Ich scheidet reich und getröstet von Ihnen. Sie haben mir den Glauben an mich selbst bestätigt; ich fühle mich besser und würdiger, da Sie mich achten.“ Da war es ans mit seiner Fassung und seinem erzwungenen Humor. Unter hervorbrechenden Thränen schloß er wortlos sie und ihre Schwester in seine Arme, und sein Blick begleitete sie noch lange, als sie durch die offene Reihe der Gemächer sich entfernten. „Dieser holden Frau,“ sagte er nachher zu Müller, „habe ich viel zu danken; ihre Bekanntschaft und ihr wunderbares Talent haben mich zuerst mir selbst wiedergegeben.“

Die Gemütsaufregungen dieser Tage waren für den Hochbejahrten zu stark gewesen. Kaum war die schöne Künstlerin abgereist, so meldeten sich bei ihm die Vorboten einer neuen schweren Krankheit. Er fühlte wieder denselben Schmerz in der Herzgegend, der seine Krankheit im Frühjahr angekündigt hatte. In diesem Zustande gereichte ihm ein kurzer Besuch Wilh. von Humboldts zwar zu einiger Aufheiterung, aber nicht zur Genesung.**) Nach der Mitte des Monats verschlimmerte sich sein Befinden; man begann die Wasserfucht zu fürchten. Da stellte sich zu seinem Heil am 24. November Freund Zelter auf der Rückkehr von seiner Rheinreise bei ihm ein.

Einen trefflichern Seelen- und Leibesarzt hätte ihm das Glück nicht zuführen

*) Vgl. das der Letzgenannten gewidmete anmutige Gedichtchen (Goethes Werke VI, 97) nebst Anmerk. VI, 442.

**) In vielfacher Beziehung interessant ist, was Humboldts Gattin über diesen Besuch an einen jungen Freund, den Eisländer Baron von Kellenkamp, schrieb: „Humboldt hat, nachdem er einigermaßen wiederhergestellt war, eine Reise nach Weimar gemacht. Er hatte es Goethe schon lange schriftlich versprochen. Leider hat er ihn nunwohl getroffen; und wenn schon keine dringende Besorgung vorhanden war, so war es doch störend und legte Humboldt im Gespräch einen großen Zwang auf, um ihn nicht aufzuregen, was die Ärzte durchaus vermeiden wissen wollten. Er hat ein ganz kostbares Gedicht (die Marienb. Elegie) gelesen, Goethes letztes Produkt, nachdem er seine Sommerreise beschloffen, das aber vielleicht nie, so lange er lebt, gedruckt wird. Ich bitte auch Sie, nicht einmal gegen andere zu äußern, daß Sie gehört hätten, er habe ein solches gemacht. Aber Humboldt sagt, daß Goethe nie etwas Schöneres,

können, als diesen so gemüthskräftigen und lebensfrischen wie liebevollen Freund. Seinen Eintritt in das Goethesche Haus schildert er selbst in einem Briefe an ihn nach seiner drastischen Art in folgender Weise: „Ich komme nach Weimar, fahre vor, bleibe eine Minute; niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Thür; ein weibliches Wesen guckt zur Küche heraus, sieht nach, zieht sich wieder zurück. Stadelmann kommt — und hängt das Haupt und zuckt die Schultern. Ich frage — keine Antwort. Ich stehe noch an der Hausthür: Soll man wieder gehen? Wohnt hier der Tod? — Trübe Augen. — Wo ist Ottilie? — Nach Dessau. — Wo ist Ulrike? (Fräulein von Bogwisch) — Im Bett. — Der Kammererrat (Goethes Sohn) kommt: Vater ist krank, recht krank. — Er ist tot? — Nein, nicht tot, aber sehr krank! — Ich trete näher, und Marmorbilder stehen und sehen mich an. So steig' ich hinauf: die bequemen Stufen scheinen sich zurückzuziehen. Was werd' ich finden? was find' ich? — Einen der aussieht, als hätt' er Liebe; die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. — Nun, wenn das ist, so soll er davonkommen. Nein, er soll sie behalten, soll sie behalten, soll glühen wie Austerkalk! Schmerzen soll er haben, wie Herkules auf dem Deta! Kein Mittel soll helfen: die Pein allein soll Stärkung, soll Mittel sein! — Und so geschah's, war's geschehen. Von einem Götterkinde, frisch und schön (der Elegie), war das liebende Herz entbunden.“

Zelter hatte schon zweimal den Freund in gleich gefährlichem Zustande getroffen und unter seinen Augen wieder aufleben sehen. Diesmal, wie er selbst sich ausdrückt, „befahlte er so zu sagen seine Genesung“ und sah von Stund an den Kranken zur Verwunderung der Ärzte, die ihn verloren gaben, so schnell sich erholen, daß er ihn am 14. Dezember als einen völlig Hergestellten verlassen konnte.

Nachdem wir von der Trilogie der Leidenschaft, dieser Blütenkrone der Lyrik von Goethes späterem Greisenalter, das Hauptstück „Elegie“ und das Schlußstück „Ausöhnung“ betrachtet haben, bleibt noch das Eingangsstück „An Werther“ zu betrachten, das seiner Entstehung nach das letzte, seinem Raß nach das erste Glied in der Trilogie bildet. Goethe hat sich in den Gesprächen mit Eckermann unter dem 1. Dezember 1831 über die Veranlassung des Gedichtes so ausgesprochen: „Meine sogenannte Trilogie der Leidenschaft ist ursprünglich nicht als Trilogie konzipiert, vielmehr erst nach und nach, und gewissermaßen zufällig zur Trilogie geworden. Zuerst hatte ich, wie Sie wissen, bloß die Elegie als selbständiges Gedicht für sich. Dann besuchte mich die Szymanowska, die denselbigen Sommer mit mir in Marienbad gewesen war, und erweckte durch ihre reizenden Melodien einen Nachklang jener jugendlich seligen Tage in mir. Die Strophen, die ich dieser Freundin widmete, sind daher auch ganz im Versmaß und Ton jener Elegie gedichtet“) und fügen sich dieser wie von selbst

Liefere's, ja Glühenderes in der Empfindung gemacht habe, und war tief ergriffen davon, daß solche Blüten auch noch dem scheidenden Dasein entsprossen.“

*) Diese Äußerungen des Dichters machen es wohl begreiflich, wie ich dazu gekommen bin, das Gedicht „Ausöhnung“ früher als in Weimar anfangs November 1823 entstanden anzunehmen.

als verführender Ausgang an. Dann wollte Weggand*) eine neue Ausgabe meines Werther veranstalten und bat mich um eine Vorrede, was mir denn ein höchst willkommener Anlaß war, mein Gedicht An Werther zu schreiben. Da ich aber immer noch einen Rest jener Leidenschaft im Herzen hatte, so gestaltete sich das Gedicht wie von selbst als Introduction zur Elegie. So kam es denn, daß alle drei jetzt zusammenstehenden Gedichte von demselben liebeschmerzlichen Gefühle durchflungen wurden, und die Trilogie der Leidenschaft sich bildete, ich wußte nicht wie."

Goethe verfaßte das Gedicht An Werther (nach Musculus Auszügen aus dem Tagebuch des Dichters) den 25. März 1824, schickte es jedoch erst am 30. April an Fr. Rochlitz in Leipzig, der mit Weggand das buchhändlerische Geschäft abschließen sollte. Als Honorar erhielt der Dichter so viel Dukaten für das Gedicht, als es Zeilen enthält, also fünfzig. Das Gedicht feiert nicht bloß den Helden des Romans, sondern enthält auch eine übersichtliche Generalbeichte des Dichters selbst, und verherrlicht im Schlusse die Dichtergabe, welcher Werther sein Andenken bei der Nachwelt und der Dichter seine Erhebung über die Leidenschaft verdankt. Es endet mit einem Anklang an den Schluß des Tasso, der als Motto der folgenden Elegie vorangeht.

Unserm Dichter blieben zeitlebens die aus seinem Verhältnisse zu Ulrike erblühten Gedichte ans Herz gewachsen. Dauerte auch eine briefliche Verbindung mit der Levehow'schen Familie fort? Und wie gestalteten sich späterhin Ulrikes Lebensschicksale? Auf diese Fragen, die vielleicht ein Leser erheben könnte, läßt sich einige Auskunft geben. Baron von Bernus, der in den fünfziger Jahren die Familie auf Schloß Tfiblitz besuchte, erzählte dem Übersetzer der Lewes'schen Goethe-Biographie, daß Ulrikes Mutter ihm als eine besondere Günstbezeugung einige Geschenke des Dichters an die Geliebte und dessen ganze Korrespondenz mit Mutter und Tochter gezeigt, auch einige Briefe vorgelesen habe, die ihm den Eindruck glühender Leidenschaft machten. Ein von W. Arndt gelieferter Auszug aus einem Briefe Goethes an Frau von Levehow aus dem Oktober 1825, worin er ihr zur Genesung von einer Krankheit Glück wünscht, seine Erinnerung an die früher gemeinsam verbrachten Tage und seine Freude über „das holde Geschick Amaliens“ (wahrscheinlich einer Schwester Ulrikes) ausspricht und erzählt, wie er oft in Gedanken mit „unserer lieben Ältesten“ (Ulrike) auf der (Marienbader) Terrasse hin und wieder spaziere, verspricht der Freundin Zusendung des ersten Exemplars der gesammelten Gedichte. — In einem gleichfalls von W. Arndt beigezeichneten Auszuge aus einem Briefe des Dichters an Frau von Levehow vom 2. September 1829 heißt es: „Es ist nun jährig, daß Sie als teure, geprüfte Freundin mir Ihren Anteil zu erkennen gaben, denjenigen (der Großherzog ist gemeint) vor mir hingehen zu sehen, dem ich dem Laufe der Natur und meinen Wünschen gemäß in jene Gegenden hätte vorangehen sollen.“ Er wünscht Glück zur „Vermehrung der Familie“ und sendet an Fräulein Ulrike „treulichsten Gruß.“

*) Weggand in Leipzig war der erste Verleger von Werthers Leiden.

Ulrike teilt mit ihrem Geliebten die Eigenschaft der Langlebigkeit. Als im vorigen Jahre (am 5. Juli 1883) die Feier der Enthüllung des Goethe-Denkmals in Karlsbad begangen wurde, legte, nachdem die Hülle gefallen war, Dr. Viktor von Ruß im Namen des Freifräuleins Ulrike von Levekov, einen Kranz von weißen Rosen am Sockel nieder und begleitete seine Handlung mit den Worten: „Im Namen der Überlebenden, welche vor eben sechs Jahrzehnten in Karlsbad (man sieht, Dr. von Ruß theilte Laubes oben erwähnte Ansicht) von Dir, dem Tiefbewegten, für immer Abschied nahm, im Namen der Überlebenden, welche ein Strahl Deines Lichtes gestreift hat, als zum letzten Male Deines jung gebliebenen Herzens glühende Liebe in vollen Akkorden ertönte, im Namen und Auftrage Ulrikens von Levekov ist dieser Kranz Deinem glorreichen Andenken huldigend gewidmet!“ Und wer dereinst (möge es spät geschehen!) ihre, der unvernählt Gebliebenen, Gruft mit einem Kranz von weißen Rosen schmückt, der darf der Heimgegangenen Glück wünschen, daß ihr Name als der der edelsten und farbenprangendsten Blüte, als der letzten, den reichen Kranz von Goethes Geliebten schließenden Blume, mit unsers größten Dichters Namen auf immerdar verknüpft bleiben wird.



Der Hof, die Diplomatie und Gesellschaft von Wien.

In wenigen Residenzstädten zeigt die Bevölkerung ein so großes Interesse an dem Leben des Hofes, wie in der Kaiserstadt an der Donau. Dafür spricht die innige Theilnahme, welche sich bei allen Anlässen, bei freudigen und traurigen, die das Kaiserhaus betreffen, kundgibt. Andererseits läßt aber auch der Hof keine Gelegenheit vorübergehen, um an den Ereignissen, die sich zum Wohl und Wehe der Hauptstadt begeben, den wärmsten Theil zu äußern und zu bethätigen. An keinem anderen Orte werden die Ausdrücke „unser Kaiser“, „unser Kronprinz“ wörtlicher genommen, als in Wien; denn die Wiener thun sich nicht wenig darauf zu gute, daß der Hof in ihrer Mitte weilt, und sehen mit eiferfüchtigen Blicken jenseits der Leitha, wenn der Kaiser in den Königsschlössern von Ofen und Gödöllö seine zeitweilige Residenz aufschlägt; wie ja auch der längere Aufenthalt des Kronprinzen in der Hauptstadt Böhmens durchaus nicht nach dem Sinne der Wiener war.

In den frühesten Morgenstunden, wenn sich die Bewohner der Stadt noch süßem Schlummer hingeben, haben in der Hofburg bereits die Geschäfte des Tages begonnen. Der Kaiser, ein Frühaufsteher, ist im Winter um 6, im Sommer schon um 5 an seinem Schreibtische, nachdem er eine kleine Tasse starken schwarzen Kaffees zu sich genommen. Mit unermüdllichem Fleiße liest und erledigt er die von den verschiedenen Ministerien an ihn gelangenden Einläufe. In alles nimmt

er Einsicht, in jedem Zweige der Verwaltung weiß er Bescheid. An vielen dem Monarchen vorgelegten Aktenstücken finden sich Randbemerkungen von seiner Hand. Diese Thätigkeit wird nach 8 Uhr, zu welcher Zeit sich der Kaiser in die Appartements der Kaiserin zu begeben pflegt, für eine Weile unterbrochen. Um 10 Uhr werden in der Regel an zwei Tagen in der Woche Audienzen erteilt, zu denen nach vorhergehender Anmeldung bei der Kabinettskanzlei jeder zugelassen wird, der dem Monarchen für eine Gnade zu danken, oder ihm ein Anliegen vorzubringen hat. Von dem Minister und Würdenträger des Reiches, bis zur armen Beamtenswitwe und dem bäuerlichen Petenten kann man in dem Audienzsaale alle Stände vertreten finden. Ihre Zahl beträgt oft bis an 140; viele werden von dem Monarchen in dem an den Saal anstoßenden Arbeits-Kabinetts allein empfangen; für jeden hat er ein freundliches, huldvolles Wort, und keiner, der Gelegenheit gehabt, ihm in Audienz gegenüberzustehen, hat den Kaiser verlassen, ohne von seiner Persönlichkeit einen geradezu bezaubernden Eindruck gewonnen zu haben. Mitunter entschlüpft dem Herrscher bei solchen Anlässen auch manche humoristische Bemerkung. So äußerte er einmal zu einem älteren Beamten, der als Bewerber um eine Stelle auftretend, für die er das gesetzliche Alter bereits überschritten hatte, um „Aliersnachsicht“ ansuchte: „Ich wollte, die könnte ich mir selbst gewähren!“ — Eine ähnliche Andeutung machte er einem Wiener Geschäftsmann gegenüber, als dieser auf Befragen nach seinen Geschäften antwortete, daß er sich zur Ruhe gesetzt. — In den ersten Nachmittagsstunden werden mitunter Spazierfahrten gemacht, oder kunst- und gewerbliche sowie humanitäre Institute besucht. Die Zeit bis zu dem gewöhnlich um 5 Uhr angefügten Diner, bringt der Kaiser wieder an seinem Schreibtische zu und zuweilen, wenn besonders dringende Arbeiten seine Thätigkeit in Anspruch nehmen, gönnt er sich kaum die Zeit die Mahlzeit in Ruhe einzunehmen, sondern speist hastig in seinem Arbeitszimmer. Doch selbst bei Hofafeln ist dem Diner nur eine knappe Stunde zugemessen. Der Abend wird teils wieder mit Staatsgeschäften, teils en famille zugebracht. Einen so bestimmenden Einfluß der Kaiser auch auf die Angelegenheiten seines eigenen Hauses ausübt, so reserviert verhält er sich gegenüber allen Fragen, die freunde Herrscherhäuser betreffen und bezüglich welcher man mitunter seine Entscheidung hervorrufen möchte. Dies war beispielsweise anlässlich des Todes des Grafen Chambord der Fall, als sich wegen der Reihenfolge der Leidtragenden bei dem Begräbnisse eine Differenz zwischen den Bourbons und den Orléans entspann. „Ich mende mich nicht in die Angelegenheiten anderer Familien“ lautete die kurze und treffende Antwort des Monarchen. — Das Theater besucht der Kaiser nur selten; bald nach 9 Uhr pflegt er sich zu Ruhe zu begeben. —

Diese Tageseinteilung erfährt durch die im Frühjahr und Sommer stattfindenden militärischen Inspektionen, sowie durch die Teilnahme an den Feldübungen im Brucker Lager insofern eine Änderung, als die hiefür aufgewendete Zeit durch noch zeitigeren Beginn der Arbeit eingebracht wird. Dem Heere wendet der Kaiser eine ganz besondere Fürsorge zu und bei den in seiner Gegenwart vorgenommenen Exerzitien und Manövern prüft er alle Einzelheiten mit

kundigem Blick. Hier kann es mitunter geschehen, daß sich der gütige Monarch, wenn beispielsweise bei einer Regiments=Inspektion nicht alles nach seinem Wunsche geht, in einen gestrengen Obersten verwandelt und in sehr scharfen Worten seinem Unwillen Ausdruck gibt. — Zu Beginn des Sommers übersiedelt der Hof von der Burg in das Schönbrunner Schloß, von wo der Kaiser jedoch täglich des Morgens nach der Stadt fährt, um bis nachmittags die dringendsten Geschäfte in der Hofburg zu erledigen. Im Juli oder August wird für mehrere Wochen die Sommerresidenz in Ischl aufgeschlagen. Dies ist die einzige Erholungszeit des Monarchen. Hier pflegt er am frühen Morgen ohne jede Begleitung weite Spaziergänge in die mit allen Reizen einer Gebirgslandschaft ausgestattete Umgebung zu machen, wobei er oft in leutseligster Weise die Landleute anspricht und seine Freude daran hat, wenn er von manchem derselben nicht erkannt und mit „Herr General“ oder „gnä (gnädiger) Herr“ tituliert wird. Das größte Vergnügen bietet dem Kaiser die Jagd, welche theils in den um Ischl liegenden Revieren, theils in dem Lainzer Tiergarten bei Wien, mit besonderer Vorliebe aber in dem Hochgebirge bei Reichenau, Mürzsteg, Neuberg und Eisenerz in Steiermark abgehalten wird. Keine Unbill der Bitterung, keine Steilheit der schroffen, felsigen Bergpfade vermag den gegen äußere Einflüsse abgehärteten Monarchen von seinen Jagdvergnügen abzuhalten. In den Bergen der Steiermark lebt er das einfache Leben des Waidmannes, oft mit derber ländlicher Kost, die ihm eine willkommene Abwechslung gegen die seine Hoffküche bietet, vorlieb nehmend. Zu seinen liebsten Jagdgenossen zählt der ihm befreundete König Albert von Sachsen, der alljährlich sein Gast ist, sowie Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Toskana. Letzterer ein Förderer aller edlen Bestrebungen, der sich den ihm in seiner schönen südlichen Heimath angeborenen Sinn für Kunst und Wissenschaft lebendig erhalten, gilt für einen dem Kaiser besonders nahestehenden Freund. Seine im vorigen Jahre in der Blüte der Jugend dahingeschiedene Tochter (aus erster Ehe) Erzherzogin Marie Antoinette, die ihre erste Erziehung unter den Augen ihres gelehrten Großvaters, des verstorbenen Königs Johann von Sachsen, genossen, legte ein entschiedenes Talent für Poesie an den Tag, wofür eine Anzahl von Gedichten der Prinzessin, die in die Öffentlichkeit drangen, Zeugnis gaben. Der Erzieher der Söhne des Großherzogs, Oberst Freiherr von Teuffenbach, ein hochbegabter, wissenschaftlich gebildeter Offizier, nimmt unter den vaterländischen Geschichts=Schriftstellern Oesterreichs einen hervorragenden Rang ein. — Zu den bevorzugteren Vertrauenspersonen des Monarchen gehören außerdem der Staatsrat Baron Braun, der österreichische Ministerpräsident Graf Taaffe, der ungarische Ministerpräsident Koloman von Tisza und der Chef des Generalstabs Friedrich Freiherr von Bed.

Staatsrat Braun steht seit Jahren der kaiserlichen Kabinets=Kanzlei vor und hat gar manches Ministerium kommen und gehen gesehen. Seinem Einflusse im Vereine mit jenem Benfys und des Grafen Andrássy wird die Zurückweisung der böhmischen Fundamentalartikel und des slavisch=feudal=klerikalen Ministeriums Hohenwart im Oktober 1871 zugeschrieben. In Baron Braun verkörpert sich das über den Parteien stehende Oesterreichertum von gutem altem Schlage; wiewohl

er niemals in die Öffentlichkeit tritt, weiß er seinen warmen Patriotismus und seinen tiefen Einblick in die österreichischen Verhältnisse doch stets im entscheidenden Augenblicke dem Kaiserhause dienstbar zu machen.

Graf Eduard Taaffe war gleich dem gewesenen Präsidenten des Abgeordnetenhauses Grafen Coronini ein Jugendgenosse des Monarchen. Als Franz Joseph I. zur Regierung gekommen war, entschwand der indessen in den Verwaltungsdienste eingetretene Jugendgenosse eine Zeitlang seinem Gesichtskreise. Erst bei einer Reise nach Linz ward dem Monarchen anlässlich der Aufwartung des Beamtenkörpers auch der damalige Statthaltereisekretär Graf Taaffe vorgestellt. Der Kaiser würdigte den jungen Beamten keines Wortes, so daß dieser tief verstimmt und bereits an seiner einstigen Karriere verzweifelnd, seine Wohnung aufsuchte. Da ward er durch einen Hoflakaien zu dem Monarchen beschieden. In dieser Audienz, die sich unter vier Augen abspielte, empfing der Kaiser den einstigen Jugendfreund mit jener warmen Herzlichkeit, die einen der charakteristischen Züge seines edlen Wesens ausmacht. Was er damals mit dem Grafen Taaffe gesprochen, ist nie in die Öffentlichkeit gedrungen. Von diesem Augenblicke aber durfte letzterem um seine Laufbahn um so weniger bange sein, als er alle Fähigkeiten besaß, um einen hervorragenden Posten in der Staatsverwaltung auszufüllen; bald darauf wurde er Statthalter von Tirol, dann Minister des Innern, worauf er nochmals an die Spitze der Tiroler Landesregierung trat, um endlich im Jahre 1879 die Präsidenschaft des von ihm gebildeten Kabinetts zu übernehmen. Anfangs hatte Graf Taaffe, wie uns aus einer Unterredung bekannt ist, die er mit einem gewesenen Parlamentsmanne gehabt, in der That die Absicht, sich auf eine vorwiegend aus den konservativen Elementen der früheren Verfassungspartei zu konstituierende deutsche Mittelpartei zu stützen.

Als die Bemühungen eine solche zu bilden scheiterten, ward der Ministerpräsident immer mehr nach rechts gedrängt; in diesem Sinne rekonstruierte er auch allmählich sein Kabinet. Dieses sollte vor allem den konservativen Gedanken vertreten, ward aber durch die von den Tschechen und Polen ihm abgerungenen Konzessionen unwillkürlich in ein slavisches Fahrwasser gelenkt. Nur hierdurch ist es dem Grafen Taaffe gelungen, sich jeweilig die Majorität im Abgeordnetenhause zu sichern. An dem guten Willen „über den Parteien zu stehen“ mag es ihm vielleicht nicht gefehlt haben, doch zweifeln wir, daß er oder irgend ein anderer diesen idealen Standpunkt jemals erreichen werden. Sowohl in seiner Politik gegenüber dem Sozialismus, wie auch in mancher anderen Richtung, z. B. in seinem Auftreten im Parlamente, scheint sich der Ministerpräsident seinen großen Kollegen im deutschen Reiche zum Vorbild genommen zu haben, und doch wird uns von jemand, der die Verhältnisse genau kennt, versichert, daß die beiden Staatsmänner persönlich in keiner Weise mit einander sympathisieren. Die einzige Parallele, die man, ihre Stellung betreffend, etwa zwischen ihnen ziehen könnte, ist die, daß sie einen sehr mächtigen Rückhalt bei ihrem Monarchen finden. —

Dies letztere gilt auch von Koloman v. Tisza, dessen hohe staatsmännische Fähigkeiten der Kaiser wohl zu schätzen weiß und der in allen wichtigeren, das

Reich betreffenden Fragen von der Krone zu Rat gezogen wird. Hierbei vertritt er im Gegensatz zu dem cisleithanischen Kabinettschef den in Ungarn an der Herrschaft stehenden Liberalismus. —

Der gegenwärtige Chef des Generalstabs Feldmarschall-Leutnant Freiherr v. Beck, ein geborener Bader, war durch viele Jahre Generaladjutant und Vorstand der Militärkanzlei des Kaisers. Sein liebenswürdiges, gewinnendes Wesen, sein scharfer klarer Verstand und seine univervellen Kenntnisse erwarben ihm die besondere Gunst des Monarchen, welcher im täglichen Verkehre mit diesem ihm sympathischen Vertrauensmanne nicht nur militärische, sondern auch politische und wirtschaftliche Angelegenheiten des Staates besprach. Sowohl im Feldzuge 1866, als nach der bosnischen Okkupation ward v. Beck in Spezial-Missionen an den Schauplatz der Ereignisse entsendet, um dem Kaiser nach den empfangenen Eindrücken ein unparteiisches Bild von der Lage der Dinge zu entwerfen. Seine frühere Stellung brachte ihn mit den damals in Österreich am Ruder befindlichen Staatsmännern in häufige Berührung, und wir wissen uns zu erinnern, daß er mit diesen Vertretern der Verfassungspartei auf gutem Fuße stand. Sein heutiger wichtiger Wirkungskreis läßt ihn seine ganze Thätigkeit auf das militärische Gebiet konzentrieren, in welches nur ab und zu die auswärtige Politik hineinspielen mag. Wiewohl der persönliche Verkehr mit dem Monarchen kein so lebhafter mehr sein dürfte wie früher, gilt Freiherr v. Beck bei denselben noch immer als eine persona gratissima. —

Auch Graf Julius Andrássy, der einstige Minister des Äußeren, steht bei dem Kaiser heute noch in hoher Gunst. Der Monarch, der für jede patriotische That warme Anerkennung hat, kann es diesem Staatsmanne nicht vergessen, daß er den Gedanken der Ausbreitung des österreichischen Einflusses im Orient angeregt und gefördert, sowie die Durchführung desselben durch die Okkupation Bosniens und der Herzegowina thatsächlich angebahnt hat. Wiederholt wird dem Grafen heute noch eine gewisse Einwirkung auf die auswärtige Politik zugeschrieben. Diese Annahme ist ebenso unrichtig, wie jene, daß die kürzlich im Pester Lloyd erschienenen Enthüllungen über Österreichs Haltung im russisch-türkischen Kriege von ihm inspiriert gewesen seien. Weit entfernt, sich zu der gegenwärtigen äußeren Politik in Opposition zu setzen, ist Graf Andrássy in den Delegationen eine der mächtigsten Stützen derselben. Als Minister übte er einen fast uneingeschränkten Einfluß, und man erzählt sich, daß er nur ein einziges Mal mit seinen Anschauungen bei der Krone nicht durchzudringen vermochte, worauf er unmittelbar seine Demission gab. —

Die Kaiserin steht den Staatsgeschäften vollständig fern und lebt in der Regel in großer Zurückgezogenheit, aus welcher sie nur hervortritt, wenn Hoffeste und Empfänge dies dringend erheischen. Zuweilen besucht die hohe Frau zwar Unterrichts- und Humanitäts-Anstalten, wie erst kürzlich die chirurgische Abteilung des allgemeinen Krankenhauses; doch zieht sie es vor, ihren Wohlthätigkeitsfimmel wenn möglich ohne Aufsehen zu betheiligen, und von ihren einsamen Spaziergängen in den Umgebungen von Ischl oder von Gödöllö wird ihr mancher schöne Zug

von Leutfeligkeit und Herzensgüte nacherzählt. Wiewohl die Kaiserin ein großes Vergnügen am Reiten und an Fechtlübungen findet und ihrem Marstall ein besonderes Augenmerk zuwendet, hat sie doch auch eine große Vorliebe für gute Lektüre, zumal in englischer und ungarischer Sprache. Zu letzterer pflegt sie mit ihrer Vorleserin, der geistvollen Frau v. Ferenczy, die sich bei Hofe eines ihrer Bedeutung entsprechenden Einflusses erfreut, zu konversieren. Von dieser läßt sie sich auch bei ihren größeren Fußpartien begleiten, an denen außer Frau von Ferenczy nur die junge Erzherzogin Marie Valerie teilzunehmen pflegt. Die Kaiserin besitzt ein empfänglichendes Gemüt für die Schönheiten der Natur, welche sie am liebsten dort aufsucht, wo ihr der Naturgenuß nicht durch eine gaffende Menge vergällt wird. Dabei läßt sie sich weder durch die Schroffheit der Bergpfade, noch durch die primitive Einrichtung der am Ziele ihrer Wanderungen befindlichen Wirtschaften abschrecken und begnügt sich mit den einfachsten Erfrischungen, wie sie überhaupt frugale Kost liebt. Durch diese Lebensweise hat sich die Kaiserin ihre Jugendfrische zu erhalten gewußt, so daß sie noch heute als die schönste Frau des Reiches bewundert wird. Mit großer Liebe hängt sie an ihrer Tochter, der Erzherzogin Marie Valerie, deren beste Freundin und Gespielin Prinzessin Aglaë, die Tochter des gewesenen Ministerpräsidenten Fürsten Adolf Auerberg, ist. —

Mit Stolz blickt die Kaiserin auf den Kronprinzen, der sich mit Recht der allgemeinsten Sympathien erfreut. Kronprinz Rudolf, der wiederholt liberale Gesinnungen an den Tag gelegt und ein Freund des wissenschaftlichen Fortschritts ist, hat schon in frühesten Jugend durch das lebhafteste Interesse, mit welchem er dem ihm von seinen vortrefflichen Lehrern erteilten Unterrichte gefolgt, sowie durch seine scharfe Auffassungsgabe zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Anfangs wußte der treffliche Kunsthistoriker A. W. v. Ambros die Aufmerksamkeit des jungen Prinzen in hervorragender Weise auf das Gebiet der Kunstgeschichte zu lenken. Nach dem Tode dieses vielseitig gebildeten Gelehrten wendete sich der Thronerbe mit großem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften zu, wobei er durch Brehm die nötige Anregung erhielt. Zu diesem verdienstvollen Naturforscher faßte er eine besondere Zuneigung, und der wissenschaftliche Einfluß, den derselbe auf seinen Schüler zu üben wußte, blieb für dessen künftige litterarische Richtung bestimmend. Den Gelehrten mag indessen der Glanz des Hoflebens verblendet haben, so daß er es nicht verstand, sich in seiner schönen Stellung zu behaupten. Indessen begann der Kronprinz die Resultate seiner Studien in einigen allerdings nur für einen ausgewählten Kreis bestimmten Schriften niederzulegen. Seine Jagdausflüge, zumal an der Donau, boten ihm reichlich Gelegenheit, die gesammelten ornithologischen Kenntnisse zu verwerthen. Mit einer feinen Beobachtungsgabe und eleganten Darstellungsweise ausgestattet, weiß er seine Leser so zu fesseln, wie wenige Schriftsteller von Beruf. Dies gilt insbesondere von seinem letzten „Eine Orientreise“ betitelten Werke, das durch manchen scharfsinnigen Vergleich der gegenwärtigen Kultur-Epoche mit vergangenen überrascht und worin die fortschreitende geistige Ausbildung gegenüber den früheren Schriften deutlich wahrnehmbar ist. Sein anläßlich der Wiener elektrischen Ausstellung gethaner Ausspruch „Ein

Meer von Licht" gehe von dieser Stadt aus, ist ein geflügeltes Wort geworden. Auch anlässlich des kürzlich tagenden Ornithologen-Kongresses hob der Kronprinz in seiner Eröffnungsrede die hohe Bedeutung der Naturwissenschaften hervor, indem er betonte, daß „Die Naturwissenschaften mit ihren klaren realen Thesen, mit ihrer Erforschung der Naturgesetze, mit ihrer Nuhbarmachung der Naturkräfte diesem Jahrhundert ihren Stempel aufgedrückt; . . . unter dem Zeichen wahrer, weil wissenschaftlich begründeter Aufklärung bringen sie siegreich vor, die Forscher x.“ Die Tragweite solcher Worte in dem Munde eines Thronerben wird niemand verkennen. Auch die Anregung zu dem großen in Vorbereitung befindlichen Werke „die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ ging von dem Kronprinzen aus, der für dieses wahrhaft patriotische Unternehmen ein so lebhaftes Interesse zeigt daß er nicht nur alle Sitzungen des diesbezüglich konstituierten Komitees selbst leitet, sondern auch Beiträge aus seiner Feder für das auf 10 bis 12 Bände veranschlagte Werk in Aussicht gestellt hat, dessen Redigierung ihm die genaueste Kenntnis der kulturellen Zustände aller Kronländer der Monarchie vermittelt. — In seinem geistigen Streben wird Erzherzog Rudolf durch den ihm zur Seite stehenden Obersthofmeister, den Kontre-Admiral Karl Grafen Bombelles, einen hochgebildeten Kavaliere und einstigen Jugendfreund und Gespielen weiland des Kaisers Max von Mexiko, unterstützt und gefördert. Geheimrat Graf Hans Wilczek, der Protektor der Nordpolarfahrten, zählt zu den Freunden und Jagdgenossen des Prinzen, für den der Geburtsadel nur dann Wert zu haben scheint, wenn er mit dem Geistes- und Seelen-Adel verbunden ist. Innige Freundschaft verbindet ihn mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen; für deutsche Kultur und deutsche Bildung hegt unser Thronerbe eine bekannte Vorliebe. Sein Erscheinen auf dem Ball des Journalisten- und Schriftsteller-Vereins „Concordia“, wo er sich mit mehreren bekannten Autoren in leutseligster Weise unterhalten, hat in unseren litterarischen Kreisen allgemeine Freude hervorgerufen. Wiederholt wurden namentlich in der letzten Zeit Schriftsteller und Gelehrte in seinen engeren Kreis gezogen. Die Entlarvung des Spiritisten Bastian, die er im Verein mit dem ihm befreundeten Erzherzog Johann Salvator von Toscana durchführte, trug ihm den vollen Beifall aller Freunde der Aufklärung ein. Der genannte Erzherzog, der jüngste Bruder des Großherzogs von Toscana, wird gleich dem Kronprinzen von eifrigem Streben für die Wissenschaft erfüllt und hat namentlich auf dem Gebiete der Militärwissenschaft manche schätzenswerte Schrift veröffentlicht; zuletzt den von ihm vor einem Kreise von Offizieren gehaltenen Vortrag über „Drill und Erziehung.“ Auch der zumeist in Triest lebende Bruder dieses Prinzen, Erzherzog Ludwig Salvator, ist mit Erfolg als Schriftsteller aufgetreten und hat sich insbesondere durch anregende Beschreibungen seiner transatlantischen Reisen, wie durch ein höchst wertvolles Buch über die Balearen in der wissenschaftlichen Welt einen Namen gemacht. —

Von der Kronprinzessin Stephanie kann man wohl mit Fug und Recht sagen, daß sie sich die Herzen der Wiener und der Österreicher überhaupt durch ihr lebenswürdiges gewinnendes Wesen wie durch ihre anmutige Erscheinung im Sturm

zu erobern wußte. Seitdem sie mit ihrem Gemahl ihren ständigen Wohnsitz in der Wiener Hofburg aufgeschlagen, zeigt sie sich unermüdetlich in der Erfüllung ihrer hohen Pflichten als Beschützerin gemeinnütziger Anstalten und läßt sich keine Gelegenheit entgehen mit dem Kronprinzen in der Öffentlichkeit zu erscheinen, wobei das jugendliche Paar, dem das Eheglück aus den klaren Augen leuchtet, von der Volksmenge stets auf das sympathischste begrüßt wird. In der Kronprinzessin dürfte auch die Musik, welche bisher unter den Künsten das Stiefkind des Wiener Hofes bildete, eine mächtige Protektorin finden.

Eine der hervorragendsten Stellungen in der kaiserlichen Familie nimmt der Feldmarschall, Erzherzog Albrecht, Sohn weiland Erzherzog Karls, des Siegers von Aspern ein. Er bekleidet das wichtige Amt eines General-Inspektors des Heeres, bei welchem er in Hinblick auf seine glänzenden Waffenerfolge in Italien, im Feldzuge von 1866, in hohem Ansehen steht. Erzherzog Albrecht führt von seinen großen Herrschaften in Österreich-Schlesien den Titel eines Herzogs von Teschen und gilt für einen der reichsten Prinzen des kaiserlichen Hauses. Sein Wohlthätigkeitsfönn kommt zumeist der Armee zu gute, deren humanitäre Anstalten sich seines besonderen Schutzes erfreuen, und so manchen Offizier, der nahe daran war, schuldenhalber quittieren zu müssen, hat der Erzherzog, wenn sich derselbe seiner Gnade würdig erwies, aus seiner Notlage befreit. Als ein Anhänger der alten Traditionen fühlt sich Erzherzog Albrecht in seinen Sympathien zu dem russischen Zarenhose hingezogen und es scheint, daß eine ausgesprochene Annäherung nach dieser Seite hin seinen politischen Anschauungen am meisten zusagen würde. —

Die adelige Gesellschaft scheidet sich in Wien in zwei Hauptgruppen; d. i. in die den ältesten und reichsten Geschlechtern des Landes angehörigen Familien und jene, die an Reinheit des Wappens, wie an Vermögen den ersteren nachstehen; diese erscheinen wohl auch in den Kreisen der haute finance, wo man einen besonderen Wert darauf legt, in seinen Salons neben neugebackenen Rittern, Baronen und Staatswürdenträgern auch Grafen und altadelige Freiherrn verkehren zu sehen. Nur wenige derselben zeigen sich aber bei solchen Gelegenheiten mit ihren Damen. Die Ritter vom Geiste, Künstler und Schriftsteller, die in der Crème der Pariser und römischen Gesellschaft eine bedeutende Rolle spielen, sind von den Soirées des Wiener Hochadels, mit wenigen Ausnahmen, fast ganz ausgeschlossen. Von der haute finance wird nur eine den europäischen Geldmarkt beherrschende Familie in die höchste Gesellschaft zugezogen. Doch selbst dieser gewichtige freiherrliche Name begegnet bei den exklusiven Komtessen und Baroneffen manchen Bedenken, welche dieselben mitunter mit seltsamer Naivetät äußern. „Wissen Sie auch,“ sagte kürzlich eine junge Dame dieser Gesellschaft zu ihrem Länger, einem Gesandtschafts-Attaché, „daß in dem Saale, in dem wir tanzen, sich eine Jüdin befindet!“ und dabei nahm ihr reizendes Gesichtchen den Ausdruck unverhohlenen Mißmutes an.

Der Gatte der so verfehmten Baronin, welcher ein prachtwolles Palais gegenüber einem fürstlichen Parke besitzt, in den er gern eine freie Aussicht genießen wollte, ersuchte den Besitzer desselben, an einer Stelle anstatt der Gartenmauer

auf eigene Kosten ein kunstvolles Eisengitter herstellen lassen zu dürfen. Nun hatte vor vielen Jahren der Vater des Fürsten den Vater des Barons in einer finanziellen Angelegenheit um eine Gefälligkeit ersucht und damals die abschlägige und unpassende Antwort erhalten: „Ich mache keine Buchergeschäfte!“ —

Dieselbe Antwort ward jetzt dem Sohne des Freiherrn zu teil, und um seine Rancune zu vervollständigen, läßt der Fürst an Stelle der Gartenmauer, die seinem Gegenüber noch immer einen Blick in den Park gestattete, ein großes dreistöckiges Gebäude für Beamtenwohnungen auführen, welches dem Freiherrn jede Aussicht nehmen wird. Solche antisemitische Gefühle sind unserer Hochtoris nicht fremd, wenn sich auch nicht jeder derselben bereit finden wird, denselben so kostspielige Opfer zu bringen. Doch auch noch in anderer Hinsicht tritt die starke Exklusivität des Wiener Hochadels hervor. Während nämlich in anderen Großstädten diese Gesellschaftsklasse distinguierten Ansländern gegenüber, insbesondere, wenn diese der Diplomatie angehören, ein gastfreundliches Entgegenkommen an den Tag legt, kann man diese Tugend unseren Adelskreisen in der Regel nicht nachrühmen. Wenn ihnen nicht zufällig ein Botschafter durch verwandtschaftliche Bande nahe steht, lassen sie den fremden Diplomaten stets fühlen, daß er in ihren Salons ein Fremder ist. Je bedeutender die Großmacht ist, welche der Betreffende vertritt, und je größer der Glanz seines Hauses, desto mehr läßt man allerdings in dieser Richtung Rücksichten walten. Die Vertreter kleinerer Staaten aber oder orientalischer Reiche müssen hier in gesellschaftlicher Beziehung oft bittere Erfahrungen machen. Absagen bei den von ihnen gemachten Einladungen, unerwiderte Besuche oder die Erledigung solcher durch Kartenabwerfen selbst an Empfangstagen gehören zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Ja es haben sich Fälle zugetragen, in welchem hohe Würdenträger, um ihren strengen Katholizismus zu bethätigen, bei großen Festlichkeiten den Diplomaten muselmanischen Glaubens geradezu den Rücken kehrten.

Dagegen erfreut sich bei ihnen, wie bei den Damen der Aristokratie die päpstliche Nuntiatur großer Beliebtheit und Bevorzugung. Die Diplomaten in der Soutane werden mit Einladungen überschüttet und bei ihrem Erscheinen überall ausgezeichnet. Eine Ausnahmstellung nahmen überdies die Mitglieder der englischen Botschaft und einzelne Amerikaner ein, die ohne Rücksicht auf ihren Rang von der Gesellschaft als gleichberechtigt aufgenommen werden. Der Hof legt allen Fremden gegenüber, die eine Mission nach Wien führt, die gleiche Gastfreundlichkeit an den Tag und pflegt auch bei den Festen, die von den hervorragenden Diplomaten veranstaltet werden, regelmäßig zu erscheinen. Dasselbe Vorgehen beobachtet er anlässlich der von den jungen Herren des Adels veranstalteten Picnicks. Von den Familien des Adels genießen dagegen nur wenige die Auszeichnung den Hof bei ihren Bällen erscheinen zu sehen; der Kaiser besuchte unseres Erinnerns nur die Feste bei den seinerzeitigen Ministern des Äußern, Grafen Andrássy und Freiherrn von Haymerle, beim deutschen Botschafter Prinzen Reuß, dem Fürsten Schwarzenberg, Markgrafen Pallavicini, und beim Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe. Auch in nationaler Richtung zeigt sich eine ge-

wisse Trennung der adeligen Gesellschaft in die deutsche, ungarische und polnische; weingleich die Gegensätze nicht so schroff zutage treten, wie dies beispielsweise in Prag zwischen Deutschen und Tschechen der Fall ist.

Die Kunst hat fast nur in den Salons des Fürsten Richard Metternich, gewesenen Botschafters am französischen Kaiserhofe, eine Heimstätte gefunden. Der Fürst selbst befaßt sich ab und zu mit Schriftstellerei und Musik, und der Fürstin Pauline, einer intimen Freundin weiland des Kaisers Napoleon III. und der Kaiserin Eugenie, einer interessanten Dame voll scharfen Geistes und Witzes, ist eine ganz eminente schauspielerische Begabung eigen. Wiederholt hat sie bei Wohlthätigkeitsvorstellungen sowohl französische als deutsche Dialekt-Rollen in vorzüglicher Weise zur Darstellung gebracht und ohne irgend welche hervorragende Stimmmittel die launigsten Kouplets, die sie zum Theil selbst gedichtet, in drahtischer Weise vorgetragen.

Die Fürstin, welche mit dem Hause Rothschild auf freundschaftlichem Fuße verkehrt, theilt auch die Vorliebe des Barons Nathaniel für bildende Künste, wobei nur zu bedauern ist, daß die von dieser Seite ausgehende Protektion zumeist nur französischen Künstlern zu teil wird. Im Salon Metternich verkehren übrigens die bedeutendsten der Wiener Musiker und einige hervorragende Mitglieder der Hofbühnen. Durch den Einfluß der Fürstin und jenen des Obersthofmeisters und seiner Gemahlin ist seinerzeit Franz Janner zu der Direktion der Hofoper gelangt. Fürstin Pauline war es auch, die im Verein mit Baron Rothschild in diesem Winter die Anregung zu den Abenden der Wiener Kunstfreunde gegeben, welche durch ihre Exklusivität, da dieselben nur geladenen Gästen gegen Erlag von 100 Fl. zugänglich waren, im großen Publikum viel Anstoß erregten. Wenn wir von den Beschützern der Wiener Kunst sprechen, dürfen wir nicht vergessen des soeben zurückgetretenen Oberstkämmerers Grafen Folliot de Crenneville und des Grafen Edmund Richy zu gedenken, die beide, der eine im amtlichen, der andere im privaten Wirkungskreise, stets bestrebt waren, die Malerei, Skulptur und Kunstgewerbe zu fördern. Schließlich müssen wir noch des General-Intendanten der Hoftheater, des Freiherrn von Hofmann, Erwähnung thun, der seine Thätigkeit nicht nur in erspriechlichster Weise den beiden unter seiner Leitung aufblühenden Kunstinstituten zuwendet, sondern fast bei jedem wichtigen künstlerischen oder wissenschaftlichen Unternehmen beteiligt ist; eine Vielseitigkeit, die nur bei einer so univervellen Bildung, einem so regsamen Geiste und so humanen Bestrebungen denkbar ist, wie sie den General-Intendanten und gewesenen Reichsfinanzminister erfüllen. — Die Baukunst hat ihren mächtigsten Beschützer in dem Staatsoberhaupte selbst. Ein Blick auf die Ringstraße und die prachtvollen Monumentalbauten, welche dieselbe schmücken, genügt, um sich ein Bild von dem zu schaffen, was unter der Regierung Franz Josephs I. an architektonischen Meisterwerken in Wien geschaffen wurde. Eine solche schöpferische Thätigkeit wird im Hinblick auf den verhältnismäßig kurzen Zeitraum, in welchem Neu-Wien entstanden ist, in Europa wohl einzig dastehen. —

Zum Schlusse noch ein Wort über den Wohlthätigkeitsfinn unseres Hochadels, dessen Bethätigung leider in keinem Verhältnisse zu dem großen Reichthume

der Herrschaftsbefitzer steht. In jedem anderen Lande ist die Opferwilligkeit der begütertesten Gesellschaftsklasse größer als in Oesterreich-Ungarn, wiewohl das Herrscherhaus bei jeder Gelegenheit in der freigebigsten Weise zur Linderung der Noth beitrugend, mit gutem Beispiele vorangeht. Dagegen strengt sich der Bürgerstand bei solchen Anlässen fast über seine Kräfte an und namentlich haben die Finanzkreise stets eine offene Hand, wo es gilt ein humanitäres oder patriotisches Werk zu fördern. Nur kirchlichen Zwecken wendet auch ein Teil des hohen Adels mitunter reichliche Unterstützungen zu. —



Zwei wunderbare Geschichten aus der Reformationszeit.

Von

Franz Delitzsch.

Es war ein lange angesammelter Bündstoff, welcher im Jahre 1517 durch Luthers 95 Thesen endlich in ein nicht mehr zu löschendes Feuer ausbrach. Nicht weniger als fünfzehn Jahre waren damals schon verflossen, seit der päpstliche Ablasshandel an dem Leipziger Dominikaner Johann Tetzel einen Marktschreier und Geldmacher ohnegleichen gewonnen hatte. Seit 1509, vielleicht schon früher, beutete er die Bevölkerung unseres sächsischen Erzgebirges aus, wo er Annaberg zu seinem Standort erwählt hatte. Man empfing ihn da mit fürstlichen, ja mit göttlichen Ehren, denn er war ja apostolischer Kommissarius, der Geschäftsträger des Papstes, des Inhabers der Schlüssel des Himmels, des Fegefeuers und der Hölle. Die ganze Klerisei, der Magistrat, die Lehrer mit ihren Schulen, Männer, Weiber, Jungfrauen, Kinder zogen ihm mit Fahnen und Kerzen und Gesang in feierlicher Prozession entgegen. Er war, wie ihn der gleichzeitige Görlitzer Bürgermeister Haß beschreibt, „seines Leibes ein großer, starker Mann“. Um so imponanter erschien er in dem reichen Messgewande bei seinem Einzuge, nachdem er den Dreispänner, in dem er von Weireutern begleitet angefahren kam, verlassen hatte. Vor ihm her wurde die päpstliche Ablassbulle auf samtenem oder brokatenem Rissen getragen, alle Glocken läuteten, alle Orgeln wurden geschlagen, und als er unter diesem Ehrengelcit in der Annenkirche angelangt war, richtete man vor dem Altar das breite, rote Ablasskreuz auf, an welchem des Papstes Panier aufgezozen und unter welches der Ablasskasten, vorn mit dem päpstlichen Doppelwappen verziert, aufgestellt wurde. Dann bestieg der Gnadenprediger die Kanzel und predigte mit der ihm eigenen demagogischen Euade, daß kein Mensch sich durch sich selbst Erlaß der Sündenstrafen verdienen könne, daß es in der Macht der Kirche und also ihres Oberhauptes stehe, die Sündenstrafen ganz oder teilweise, für kürzere oder längere oder alle Zeit zu erlassen, und daß jezt die Gelegenheit geboten sei, durch ein verhältnismäßig geringes Geldopfer aller Strafen, die man durch seine Sünden verwirkt oder in Zukunft verwirken

würde, mit einemmal quitt und ledig zu werden; und noch mehr als das: auch liebe Verstorbene, deren Seufzer uns zu Herzen gehen sollten, von der Pein des Fegefeuers loszukaufen, sodas es weiterer Fürbitte gar nicht bedürfe. Alle göttliche Gewalt — schrie er — ist dem Nachfolger Petri gegeben. Keine Sünde ist zu groß, für die nicht aus diesem Ablasskasten Straferlaß zu erkaufen wäre — wenn ihr nur flugs einlegtet und Gnad und Ablass löstet, wahrlich der Lohn würde nicht ausbleiben, alle Berge um St. Annaberg würden eitel gediegen Silber werden.

Zwei Jahre lang predigte Tezel in Annaberg und Umgegend, er predigte zwar über viele Texte und Themata, so aber, das alles sich auf die Anpreisung des Ablasses zuspizte, denn der Ablasskram war das ihm anvertraute Geschäft. Und an Zuhörern fehlte es ihm nicht, denn langweilig waren seine Predigten nicht, sie waren Donner und Blitz gegen die Indifferenten, die sich ihre Sünden nichts kosten ließen, und da er auch keinen Anstand nahm, alle die Sünden näher zu bezeichnen, auch die abscheulichsten Unzuchtssünden, für die man nach fester Tare straffrei werden könnte, so gab es auch immer etwas für lüsterne Ohren. Mit welcher Schlantheit er den Aberglauben des Volkes auszunutzen verstand, vergegenwärtigen zwei von Tezel in seiner Reformationsgeschichte erzählte Anekdoten. Er wollte einmal, um sein Ansehen als Ablassprediger zu steigern, dem Volke eine Feder zeigen, die der Teufel dem Erzengel Michael im Streit ausgerauft habe. Mit der Reliquienkapsel in der Hand begab er sich zum Frühgottesdienst und sprach viel von der Kraft dieser Himmelsfeder, die er ihnen vorzeigen wolle. Als er aber die Reliquienkapsel öffnete, war die Reliquie gestohlen, und es lagen Kohlen darin. Schnell sich fassend hob er an: „Bei dem Reichtum an heiligen Reliquien ist es nicht verwunderlich, das ich ein unrechtes Kästchen ergriffen, aber seht! diese Kohlen sind nicht minder kräftig, sie sind ein Überrest der Kohlen, auf denen der heilige Laurentius gebraten worden ist.“ — Als er Zwickau ausgebeutet hatte, und Pfarrer, Kapläne, Altaristen sich beklagten, das für sie so gar nichts dabei abgefallen sei, jagte er, das er zwar das Ablassgeld nicht wieder auspacken könne, aber er wolle ihnen zu gut noch einen Tag bleiben. Als da die große Glocke noch einmal läutete und eine große neugierige Volksmenge herbeigeströmt war, trat er auf und begann: „Ich hatte mich angeschickt, heute abzureisen, allein in voriger Nacht hörte ich auf eurem Kirchhof eine arme Seele jämmerlich winseln und flehen, das man ihr zu Hilfe komme; hierdurch bin ich bewogen worden, heute noch einmal Messe zu halten und ein Opfer für die arme Seele anzuordnen, womit ich selbst den Anfang machen will“. Das eingegangene Geld ergab ein reichliches Benefiz für Klerus und Kirchendiener der Stadt. Solche Kunstgriffe erzählte man sich von dem Delegierten des Papstes, des Gebieters über Wohl und Wehe der Lebendigen und der Toten. Zwei neuere katholische Schriftsteller, Gröne und Hermann, haben ihn weiß zu waschen gesucht*), aber er ist nicht weiß und sie selber sind dabei schmutzig geworden.

*) Gröne in der Schrift: Tezel und Luther oder Lebensgeschichte und Rechtfertigung des Ablasspredigers und Inquisitors Dr. Joh. Tezel. Soest 1853. Aufl. 2. 1860. Und Karl Wilh. Hermann in der Schrift: Johannes Tezel, der päpstliche Ablassprediger. Franff. a. M. 1882

Zwar unterschied die kirchliche Dogmatik zwischen Sünde und Sündenstrafe und zwischen zeitlichen Strafen (eingeschlossen die Pein des Fegefeuers) und ewigen Strafen, aber für die Volksvorstellung flossen diese Unterschiede ineinander, und Teßel hütete sich wohl, so feine Distinktionen zu machen, durch die er sein Geschäft geschmälert haben würde. Sogar Männer von theologischer Bildung vermochten das, was die scholastische Theorie unterschied, praktisch nicht auseinanderzuhalten. Die Geschichte der damaligen Zeit zeigt, daß Hoch und Niedrig des Glaubens war, es handle sich bei dem päpstlichen Ablass um Vergebung der Sünden und ewiges Leben. Es gab für korrektes kirchliches Bewußtsein damals keinen unmittelbaren Zugang des Sünders zum Thron der Gnade. Gott und der Heiland hatten sich, wie es schien, ihrer Machtvollkommenheit an den römischen Pontifex entäußert und sich in jenseitige Unnahbarkeit zurückgezogen. Die Frage: was muß ich thun, daß ich selig werde? lautete damals: welche Leistungen auferlegt mir die Kirche, um meine Sünden zu büßen und von ihren Strafen loszukommen? Selbst Luther in seinen 95 Thesen hatte sich diesem Neße hierarchischer Knechtung noch lange nicht entwunden. Denn die 91. These lautete, daß der Ablass unanfechtbar sei, wenn er nach des Papstes Geiste und Meinung gepredigt würde. Noch 1519 erbot er sich vom Ablasse zu schweigen, wenn Teßel und Genossen das Gleiche thäten. Erst die päpstliche Bannbulle vom 15. Juni 1520 machte ihn völlig frei: er warf sie ins Feuer. Nun verurteilte er alles, was er je vom Ablass Gutes gesagt habe. Als ich diese Sache anfang — äußert er rückblickend im Jahre 1545 — war ich noch ein Mönch und unsinniger Papist, tranken, ja eroffen in des Papstes Lehre.

Unter den obersten Schülern der damals gepriesenen Annaberger Schule befand sich, als Teßel seinen Einzug hielt, ein achtzehnjähriger Jüngling, dem es ernstlich um das Heil seiner Seele zu thun war. Er war das einzige Kind frommer Eltern in Lichtenstein in Oberfranken. Er hatte seinen Vater öfter sagen hören: Das Blut Christi ist das Lösegeld für der Welt Sünden, das muß jeder Christ glauben; es wäre ein Schimpf für das Blut Christi, wenn er daran zweifelte. Die päpstlichen Ablässe sind nur Neße, um das Geld Einfältiger einzufangen, denn Vergebung der Sünden und ewiges Leben lassen sich nicht mit Geld erkaufen. Diese väterlichen Mahnungen haften in dem Gedächtnis des Sohnes, aber, ob es sich auch so verhielte, wurde ihm zweifelhaft, da er in Schule und Kirche nur immer von der Unerläßlichkeit menschlicher Satisfaktionen und so gut wie nichts von der Satisfaktion des Lammes Gottes hörte. Die Einstimmigkeit der Theologen galt ihm doch mehr als die eine Stimme seines Vaters. Er war einer der fleißigsten Zuhörer Teßels, und so aufmerksam hörte er zu, daß er solchen, welche die eine oder die andere Predigt nicht gehört hatten, sie wörtlich wiederholen konnte und zwar mit Teßels Gesten und Aussprache,

(erweiterte Reproduktion des Aufsatzes: Joh. Teßel in Wahrheit und Dichtung in dem Kathol. Familienblatt: Alte und Neue Welt). Vergl. dagegen Kaufser, Geschichtsquellen über den Ablassprediger Teßel, Annaberg 1877 und F. Körner (Verf. einer 1880 erschienenen Biographie Teßels) in dem Sächsischen Kirchen- und Schulblatt 1882 Nr. 44—46.

aber nicht etwa um ihn zu höhnen, sondern um den Eindruck der Wiedergabe zu steigern. Denn es galt ihm alles als Gottes Wort, und der Papst, der ihn abgesandt, galt ihm wie Christus selber. Dabei stand ihm aber das eine fest, daß die Vergebung der Sünden nicht an Geldzahlung gebunden sein könne, da ja sonst die Armen, die nichts haben, ausgeschlossen seien. Deshalb gefiel ihm sonderlich der Schluß des an die Kirchthüren angeschlagenen päpstlichen Patents, wonach den Armen die Indulgenzen um Gottes willen ohne Entgelt zu gewähren seien (*pauperibus dentur gratis propter Deum*). Und als das Kreuz mit des Papstes Banner nur noch drei Tage aufgerichtet bleiben und dann die Himmelsstiege abgebrochen werden sollte, fühlte er sich gedrungen, die dargebotene Gewissenserleichterung auch seinerseits nicht unbenuzt zu lassen. Um sich guten Erfolg bei dem apostolischen Kommissarius zu sichern, entwarf und memorierte er eine lateinische Rede, welche darauf hinauslief, daß er vollen Ablass unentgeltlich um Gottes willen erbitte.

Des andern Tages gegen Abend ging er in das Haus des reichen Zechenbesizers und angesehenen Rathsherrn Pflöck, wo Tezel als gern aufgenommener Gast herrlich und in Freuden lebte. Vorn in der Badestube waren Tezels Hilfsprediger und um sie her ein Schwarm von Kauflustigen und Gaffern. Der Gymnasiaft drängte sich vor und trug den Priestern schüchtern, aber in schwunghaften lateinischen Worten sein Gesuch vor. Sie bewunderten seine lateinische Redefertigkeit, gingen alsbald zu Tezel hinein und trugen ihm mit warmer Befürwortung seine Bitte vor. Es gab eine lange Beratschlagung, und endlich kehrten sie mit dem Bescheide zurück: Lieber Sohn, wir haben deine Bitte dem Herrn Kommissarius angelegentlich empfohlen, er sagt, daß auch er selber ihr gern willfahren möchte, aber er könne beim besten Willen nicht; jene Vergünstigung gebe kein Recht auf ein Gesuch wie das vorgetragene, denn das päpstliche Schreiben sage ausdrücklich, daß nur diejenigen der reichlichen Ablässe fähig würden, welche eine hilfreiche Hand darböten, also welche etwas dafür zahlten. Der Zurückgewiesene berief sich dagegen auf den uneingeschränkten Wortlaut der Klausel der Bekanntmachung. Da gingen sie noch einmal hinein und baten ihn, den so begabten und beredten Jüngling, doch nicht abschlägig zu bescheiden, er sei vor andern würdig, daß man ihm eine sonderliche Wohlthat erweise. Aber wieder kamen sie mit der Antwort von der Handreichung als unerläßlicher Bedingung des Ablasses zurück; er aber tief gekränkt, beklagte sich über das Unrecht, das man gegen ihn, den Armen, begehe. Man einigte sich nun darin, daß er wenigstens einen Groschen gebe. Er entgegnete: ich habe keinen, ich bin arm. So gieb sechs Pfennige, sagte man; er aber erklärte, daß er nicht einen Pfennig besitze. Da gingen sie an die Seite, unterredeten sich heimlich, und er hörte, daß zweierlei ihnen Sorge mache, erstens daß, wenn er gegen die Klausel *pauperibus gratis* ohne Ablass abziehen müsse, die Sache von Uebelwollenden zu einer Tragödie aufgebraucht werden könne, und andererseits daß, wenn bekannt würde, daß man die Ablässe umsonst haben könne, der ganze Schwarm der Schule und der Bettler sie bestürmen werde. Nachdem sie so zu Rate gegangen, traten sie wieder an

ihn heran, und einer gab ihm sechs Pfennige und sagte: Gib sie dem Kommissarius, auch du bist dann ein Mithelfer zum Bau von St. Peter in Rom und zur Bekämpfung der Türken, theilhaftig der Gnade Christi und des vollen Ablasses. Nein, antwortete er, tiefinnerlich bewegt, wenn ich gekauften Ablass haben wollte, so hätte ich ja ein Buch verkaufen und mir dadurch Geld verschaffen können; so mögt ihr denn Gotte Rechenschaft geben, daß ihr um sechs Pfennige willen einer Seele gegen Gottes und des Papstes willen ihr Heil vorenthaltet. In ihrer Verlegenheit fragten sie, wer ihn denn angestiftet habe. Kein Mensch weiß davon, antwortete er, nur der Durst nach der Gnade Gottes hat mich getrieben, trotz meiner Blödigkeit mich zum erstenmale an so hohe Herren heranzuwagen. Beruhige dich nur, riefen sie, wir kaufen für dich einen Ablassbrief, und du hast ihn dann umsonst! Er aber dankte und ging von dannen, traurig einerseits, daß er mit leerer Hand abziehen müsse, aber doch auch fröhlich, daß es einen Gott im Himmel gebe, welcher sagt: So wahr ich lebe, ich will nicht den Tod des Sünders. In Thränen aufgelöst, kommt er in seine Wohnung zurück. Er nimmt das Bild des gekreuzigten Christus, welches er da auf dem Studiertische stehen hatte, stellt es auf die Bank und wirft sich davor nieder. Der Geist der Gnade und des Gebets kam über ihn, er fühlte sich Gotte näher und wendete sich mit der Bitte um Vergebung an den, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut — aber wie er der Vergebung gewiß werden könne, das war eine Frage, die er sich nicht beantworten konnte, denn ungebrochen lastete auf seiner Seele der Bann der damaligen Gewissensknechtschaft; die bessere Erkenntnis, die sich in ihm hindurchdrang, war nur erst wie ein matter Lichtstreif des aus tiefer Nacht andämmenden Morgens.

Friedrich Mecum war der Name dieses Jünglings, der seiner Seelen Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffte. Er zog später gern das Wort des Gekreuzigten an den mitgekrenzigten Schächer auf sich: Hodie mecum eris in paradiso: heute wirst Du mecum mit mir im Paradiese sein. Hören wir nun weiter, wie er aus dem Labyrinth angstvollen Irrsals in das Paradies freudiger Glaubensgewißheit versetzt ward, und dann, wie er aus dem Todesschattenthallangsamem Sterbens in das Paradies ewigen Lebens versetzt ward. In der Geschichte der deutschen Reformation ist er unter dem Namen Friedrich Myconius eine zwar verborgene und stille, aber wunderfame und wahrhaft heilige Größe.

Man hörte damals, als ihm der unentgeltliche Ablass versagt ward, wenig von Christus, und wenn die Rede auf ihn kam, so wurde er fast nur als gestrenger Richter dargestellt, den kaum seine Mutter und alle Heiligen im Himmel mit blutigen Thränen begütigen könnten, und mit keinem anderen Erfolge, als daß er den Bußfertigen für jedwede Todsünde zu siebenjähriger Fegfeuerstrafe begnadigte. Die Scheidewand dieses klerikalen Zerrbilds verwehrte auch dem jungen Myconius den Einblick in Jesu untheilbares hohepriesterliches Herz, aber er hungerte und dürstete nach Gerechtigkeit, und so überlegte er denn hin und her, wie er weiter sein Leben einrichten solle. Die Sünden der Welt und des ganzen Menschengeschlechtes, und dann seine eigenen vielen und großen Sünden

standen ihm vor Augen, und dagegen hatte er von der verborgenen großen Heiligkeit der Mönche gehört, wie ſie Tag und Nacht Gott dienten, dem Sündenverderben der Welt entrückt, und wie nüchtern, gerecht und keuſch ſie lebten, die heilige Meſſe feiernd, Pſalmen ſingend, faſtend und betend. Der Schein täuſchte und verlockte ihn. „Was ſoll ich ſagen, Herr mein Gott! — ſo lauten ſeine Worte — in zwei, drei Tagen reiſte mein Entſchluß, und ich meinte, meinen Gnadenſtand zu befeſtigen, indem ich Dich bat, mir zur Ausführung meines Entſchlusses zu verhelfen.“ Er entdeckte ſich ſeinem Lehrer Andreas Staffeſtein, dem Rektor der Annaberger Schule, und erbat ſich ſeinen Rat in der ſo wichtigen Sache. Dieſer war ſofort fertig und riet ihm, in das von Herzog Georg gegründete neue Franziskanerkloſter einzutreten, und damit er nicht etwa anderen Sinnes werde, nahm er ihn ſofort zu den Mönchen mit und empfahl ihn dieſen aufs angelegentlichſte. Er wollte die Sache erſt ſeinen Eltern melden, deren einziges Kind er war. Aber ſie ſagten ihm, daß man nach dem Ausſpruche des Hieronymus Vater und Mutter, ſelbſt wenn ſie ſich einem zu Füßen werfen, von ſich ſtoßen und zum Kreuze Chriſti fliehen müſſe; wer ſeine Hand an den Pflug lege und rückwärts blicke, der ſei nicht geſchickt zum Reiche Gottes. Sie ſchnürten ihm das Gewiſſen zuſammen mit ſtarken und endloſen Stricken, gegen die er nichts vermochte, da er lieber hätte ſterben mögen, als der Gnade Gottes entfallen und der ewigen Seligkeit verluſtig gehen. So gab er denn ſein Jawort und verſprach, binnen drei Tagen zurückzukommen und ſeine Probezeit anzutreten. Es war im Jahre 1510 am 14. Juli nachmittags 2 Uhr, als er begleitet von ſeinem Lehrer, einigen Miſchülern und einigen frommen Frauen draußen am Kloſter ſtand. Auf die Frage, was er wolle, antwortete er: Gott dienen will ich und ihm ewig gefallen, mich, ſo ſehr ich kann, aller Sünden enthalten und bußfertig leben. Dann ſagte er ſeinen Begleitern Lebewohl. Nicht ohne Thränen wünſchten ſie ihm des Herrn Segen. Er trat ein, und die Kloſterpforten ſchloſſen ſich hinter ihm.

Die Mönche führten ihn vorerſt in das Refektorium und holten ihn von da, als geläutet wurde, zum Abendgottesdienſt ab, nach welchem ſie ihm ſeine Zelle zeigten, in der für ihn ein friſches Lager aus Stroh mit einem aus Wolllenappen zuſammengeſtickten Kopfkiffen zurecht gemacht war. Nach dem Abendeffen geleiteten ſie ihn dahin zurück und ſagten ihm, daß er in ſeinen Kleidern zu ſchlafen habe; er hätte lieber auf dem nackten Boden und einem Stein geſchlafen, aber ſie wehrten dieſem Eifer, der die Länge des vor ihm liegenden Zeitpunktes nicht bedenke. Nach dem Kompletorium, als alle ſich ſchlafen gelegt hatten, lag er eine Stunde lang auf ſeinen Knien und erſtehte ſich für dieſen neuen Lebensanfang in ängſtlichem Gebet Gottes Führung und Regierung, dann legte er ſich in Hemd und Kittel nieder, betete das Vaterunſer und ſchlieſ ein. Ich war damals — erzählt er ſelbſt — 20 Jahr alt; ich meinte einer lichten Zukunft entgegenſehen zu dürfen und ward in dichteste Finſternis begraben. Und nun fährt er fort und beſchreibt die Bilder, welche in jener erſten Nacht vor ſeiner zwiſchen Wangen und Hoffen getheilten Seele vorübergezogen. Dieſer Traum hat in der Geſchichte der

Kirche kaum seinesgleichen. Wir würden ihn für ein in jene Nacht zurückgedichtetes Gemälde seiner Lebensgeschichte halten, wenn nicht er selbst, der kindlich schlichte und peinlich gewissenhafte Mann, ihn niedergeschrieben hätte. Er ist schon oft nachgezählt worden, aber vielleicht noch nie in so treuer, obwohl hier und da etwas kürzender Nachbildung des Originals*), wie ich es hier versuche.

Als ich da einschlief — erzählt er — oder vielmehr schlafend wachte, sah ich mich in eine ungeheure Einöde versetzt, eine unabsehbare Wüste lag vor mir und Felsen an Felsen von schroffstem Gestein, wie die Schädelstätte unterhalb des Geuzigten abgebildet zu werden pflegt oder wie man dergleichen um Schloß Stolpen im Meißnischen zu sehen bekommt. Die ganze Welt erschien mir als eine steinichte Steppe, in die ich ohne Führer und Begleiter elendiglich hineingeraten war. Da war kein grünender Baum, kein Strauch, kein Grashalm; es war die trostloseste Wüste, eine verderbendrohende Einsamkeit, nirgends ein Plätzchen, welches Sicherheit gewährte. Ich suchte einen Ausgang, um wieder unter lebende Wesen zu gelangen und froch lange in diesen Felsen umher, bald auf, bald nieder, bald hierhin, bald dorthin, bis ich endlich abgemattet die Hoffnung aufgab, jemals dieser grenzenlosen Wildnis enttrinnen zu können. Da erblickte ich von weitem einen Felsen, der die anderen überragte, und es kam mir bei, dahinauf zu klettern und umherzuspähen, ob irgendwo aufsteigender Rauch oder sonst eine Spur bewohnten Landes zu entdecken sei; aber mit größter Schwierigkeit oben angekommen, sah ich nichts in aller Welt als eine ununterbrochene und endlos sich erstreckende Felsenwüste. Ich verzweifelte, denn ich sah, daß ich, der für ewiges Leben geschaffene, hier sterben und verderben müsse. Mit unaussprechlicher Traurigkeit stieg ich wieder herunter. Zu der Ermattung kam auch Hunger und Durst, denn schon Tage und Nächte lang (so kam mir's vor) irrte und froch ich mühsam in diesen Felsen umher. Was sollte ich thun? Ich konnte vor Müdigkeit weder gehen noch stehen; ich befahl meine Seele Christo und in die Hände des Vaters und kanerte mich in einen Winkel unter einer Felsklippe, im Aufblick zum Himmel des Todes gewärtig.

Indem ich da saße, höre ich ferne Fußtritte und horche mit Spannung, ob jemand komme. Da kommt ein Mann auf mich zu, mit kahlem Vorderhaupt und demgemäß hoher Stirn, kastanienbraunem, aber teilweise ergrautem Haar und langem Barte, grüner Tunika und weitem, rotem, auf der linken Achsel befestigtem Überwurf. Ich erkannte gleich, es sei der heilige Paulus, wie er im Unterschiede von den anderen Aposteln gemalt wird. Was machst du? fragte er mich, worauf ich antwortete: Ich bin in diese unendliche Einöde versetzt, ohne zu wissen, von wem und wie; nur das weiß ich, daß ich von vergeblichen Versuchen, mir herauszuhelfen und von Hunger, Durst und Schmerzen so erschöpft bin, daß ich, auf den Tod gefaßt, Gott bitte, mir armen Sünder gnädig zu sein und meine Seele hinzunehmen. Ich hatte kaum noch die Kraft, diese Worte

*) Enthalt. in Kommašch' (weil. Superintendent in Annaberg) *Narratio de Friderico Myconio*, Annaberg 1825. 8.

herauszubringen. Er aber trat näher, erfaßte mit seiner Rechten meine Linke, riß mich empor und sprach: Steh auf und folge mir, es wird besser mit dir werden. O Herr, mein Gott, wie froh ward ich! Zwar mein todsfieher Leib erzitterte, und ich konnte nicht gehen, er aber umflammerte mich mit seiner Rechten und trug mich halb, sodaß ich langsam vorwärts kam; an Stellen, wo die Felswände enger aneinander rückten, trug er mich ganz.

Allmählich wurde der Weg ein wenig ebener und angenehmer, jedoch sah ich noch keine Spur eines menschlichen Fußes, so tief hinein in die verlassene, wasserlose Wüste hatte ich mich verirrt. Aber als wir ein wenig weiter gegangen, siehe, da that sich ein anmutiges Thal mit lieblichen Wiefengrund auf, so schön, daß Wonnißeres nicht gedacht werden kann. An den Grashalmen hingen wie Sterne vielfarbig strahlende Thautropfen, Blumen in reicher Fülle und Farbenpracht dufteten mir entgegen; ein ganzer Tag würde nicht ausreichen, den herrlichen Schmuck und himmlischen Duft zu beschreiben. Ich ward ungemein erquickt und hätte gern ein wenig ausgeruht, aber mein göttlicher Führer drängte vorwärts. Es mochte die zehnte oder elfte Tagesstunde sein, als wir in die Mitte des Thales hinabgekommen. Da höre ich das Geplätscher eines abwärts rieselnden Bächleins und alsbald erblicke ich das lebendige Wasser, welches ohne schreckendes Getös in sanftem Rauschen dahinhüpfte. Es war durchsichtig hell, Steinchen und Sandkörnchen von goldiger Farbe kimmerten am Boden, nichts Unreines, sondern nur Blumen und frisches Gras bedeckte die Ufer. Ich erkannte, daß der himmlische Führer mir zugesendet sei, um mich zu diesem Wasser des Lebens zu geleiten und kniete nieder und wollte mit der Hand daraus schöpfen, um meine durstige, hinfertende Seele zu laben. Rein, sagte er, indem er mich emporrichtete, komm und trinke aus dem Sprudel der Quelle selber. Zwar der Anblick, der kühlende Duft, das Geplätscher, machten mich um so begieriger, und ich fürchtete, daß der Quell weit entfernt wäre und meine Pein nur um so größer würde. Aber ich tröstete mich damit, daß der treue Führer, wenn er sähe, daß ich erliegen würde, mir doch zu trinken gestatten werde.

Wir schreiten ein wenig weiter, da sehe ich einen wunderbar weißen gemauerten, etwa anderthalb Ellen emporragenden Marmor; es war, wie sich bei näherem Herantreten zeigte, ein ganz und gar aus diesem Gestein gebildetes weites Becken. Innen war eine runde Öffnung, aus welcher der Strom mit Gewalt nach außen hervorbrach. Hier hieß mich mein Führer trinken. Ich sank erst auf die Kniee, um Gotte zu danken, dann richtete ich mich auf, um mit den Händen zu schöpfen. Da sah ich in dem Quell das Bild Christi, welches gitterartig darüber hingepaunt war. Es schien mir der lebendige Christus selbst zu sein, das Kreuzesholz war vierseitig wie starkes Flechtwerk an dem Marmor befestigt, das Wasser aber ging in der Höhe von zwei oder anderthalb Ellen darüber hinweg. Indem ich nun mit den Händen schöpfen will, sah ich in das Wasser hinab, es war eine endlose Tiefe, und all diese Wasserfülle entquoll den Wunden an den Füßen, den Händen und der Seite des Gekreuzigten, anfangs so rot, daß Rubinen dunkel sind gegen dieses herrliche Rot, und dann plötzlich

übergehend in kristallene Helle. Ehrfurchtsvoll erkannte ich die Gegenwart der Gottheit in diesem Quelle und wagte nicht, auch nur ein Tröpflein des aus dem Herzen des Sohnes Gottes quellenden Wassers zu berühren; ich zögerte zu schöpfen, und gleiches fühlend wie Petrus, als er sprach: „Gehe hinaus von mir, Herr, ich bin ein sündiger Mensch,“ fiel ich wiederum auf meine Kniee. Da ergriff mein Führer mit seiner Rechten meinen rechten Fuß, der über dem linken lag, und warf mich kopfüber in den Quell hinein. Herr, mein Gott, wie ward mir da! Mit dem Kopfe kam ich auf der Brust Christi und dem Sprudel seiner großen Seitenwunde zu liegen, mit den Knieen und Händen berührte ich den Leib des Gekreuzigten, an den ich mich anklammerte, um nicht unterzusinken; ja ich wäre gänzlich versunken, wenn er mich nicht getragen und gehalten hätte. Zugleich aber drang mir in Mund und Herz und Leib der aller süßeste Trank, der mich nach innen und außen belebte. So gelabt duckte ich empor, ich der so große Sünder, voller Scham, auf einer solchen Stütze aufzuliegen und mit solch einem Tranke gelest zu werden, dessen weder die Engel würdig sind, noch irgend eine Kreatur. Da erfaßte mich mein Führer, zog mich aus dieser Quelle des Heils heraus und fragte mich, ob ich getrunken und ob ich erfrischt sei; ich aber dankte Gott, dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, für seine überschwengliche Güte und schenkte mich meinem Führer Vorwürfe zu machen, daß er mich so über den gekreuzigten Christus in diesen Quell des Heils hineingeworfen hatte. Nun weißt du, sagte er, daß du nicht aus dem Bache, sondern aus der Quelle und dem Urheber der Quelle getrunken.

Nachdem wir ein wenig an der Quelle geruht, rief er mich zum Weitergehen auf. Wir schritten an der Seite des Flusses auf jener allertlieblichsten Wiese dahin. Es mochte ungefähr ein Uhr nachmittags sein. Nachdem wir eine knappe Stunde gewandert, siehe, da lag vor uns ein weit und breit sich erstreckendes Feld, es schien wie jene Einöde die ganze Welt zu sein, ein großes Feld voll mannigfaltiger Frucht. Dort, sagte er, hast du nun zu arbeiten und zu ernten. Ich aber entgegnete ihm, daß ich zwar keine Arbeit scheue und den Müßiggang hasse, aber noch nie habe ich eine Sichel gehandhabt. Man wird dich's lehren, sagte er; was du nicht weißt, wirst du lernen. Als wir dorthin, wo die Acker ansingen, gekommen waren, stand da ein Schnitter mit der Sichel, welcher mit seinen nervigen Armen so eifrig und nachdrücklich arbeitete, als ob er allein das ganze unendliche Feld abernten wollte. Und wirklich legte er in kurzer Zeit eine große Strecke des Getreides nieder. Diesem, sagte der Führer, schließe dich an, von dem wirst du lernen, der wird dir helfen. Und indem ich den ersten, in mittleren Jahren stehenden Mann ansah, war er meinem Begleiter so ähnlich, daß ich sie hätte für eine Person halten können. Mein Führer nahm die Sichel, hieb zwei oder drei Schwaden nieder und zeigte mir, so sei's zu machen. Dann trat auch jener Schnitter an mich heran, freute sich, daß er an mir einen Genossen gewonnen und setzte die Anweisung fort. So nahm ich denn im Namen des Herrn Jesu Christi die Sichel; es ging anfangs langsam, aber allmählich lernte ich's durch Übung.

Der Führer stand dabei und lobte es, daß ich vorwärts komme. Als er jedoch sah, daß ich die Halme bis unten abzuschneiden anfang, sagte er zu mir: Mein Herr bedarf keines Strohes; nur die Halmspitzen mit dem Weizen drin kommen in die Scheuern, laß dich doch nicht von Stroh und Stoppeln aufhalten! Da ergriff er wieder die Sichel und lehrte mich die Halme oberhalb des Stengels abzusicheln. Dann gab er mir die Sichel zurück mit der Mahnung, ja keine tauglichen Ähren zurückzulassen. Und nun ging ich ans Werk, eifrig unterstützt von jenem rechtschaffenen Herrn, dem ich als Helfer im Amte beigegeben war. Wo immer er sah, daß ich hinter ihm zurückblieb, lief er herzu und war mir behilflich. Mein Führer stand noch immer dabei und sah aufmerksam zu, ob wir die Arbeit richtig thäten. Als ich mit dem Mähen an einem hügeligen Stück Landes anlangte, richtete ich mich auf, überschaute das Gefilde und rief: Guter Gott, wann soll es dahin kommen, daß wir diese unermessliche Ernte einbringen! Und siehe, da zeigten sich fernher Kommende, jezt einer, dann zwei, welche auch selber an anderen Stellen des Feldes zu arbeiten sich anschickten. Aber doch schienen es mir wenige zu sein im Verhältnis zu der unendlichen Größe des Feldes und Fülle der Ernte. Zudem that ich mit meinem ehrwürdigen Genossen und Leiter viele Tage lang (wie es mir im Traume vorkam) die Schnitterarbeit, so daß ich inne ward, mit Eifer und Ausdauer lasse sich dies Erntefeld doch bewältigen. Wenn wir müde waren, gingen wir an den Bach, und er hatte Brot, Fische und auch etwas gebraten Fleisch, wovon wir uns stärkten, in großer Liebe theilte er mit mir alles. Auch die rechts und links von uns arbeiteten, gesellten sich zu uns. Während dieser ganzen Erntezeit, in solcher Gemeinschaft verbracht, war ich wie im Himmel. Mein Führer hatte sich schon am ersten Abend unvernemert entfernt, vielleicht (so meinte ich) um an anderen Stellen des Feldes zur Ernte anzutreiben. Der Herr der Ernte aber versorgte uns reichlich, die Unendlichkeit der Aufgabe und die Winzigkeit unserer Anzahl machte uns keine Sorge, nur ängsteten wir uns angesichts des nahenden Winters, daß unsrerseits nichts uningeheimst zurückbliebe.

Endlich fühlte ich die Kräfte nicht meines Geistes, aber meines Körpers schwinden; ich mußte von Zeit zu Zeit innehalten oder auf dem Felde mich niederlegen. Gestärkt durch den Anblick meiner Genossen und besonders meines Meisters arbeitete ich, obwohl erschöpft, eine Zeit lang fort, aber bald fand ich mich, ich weiß nicht wie, matt und krank in meinem Bett. Ich atmete schwer, meine Brust war fleischlos, mein Körper wie ein dem Zerfall nahes Gerippe. Der Geist war frisch und bangte nur, daß dem guten Hausvater nicht ein Teil der Ernte draußen liegen bleibe und der Winter darüber hereinbreche. Zudem ich so zwischen Hoffen und Bangen schwebte, steht plötzlich mein Befreier aus der Felsenwüste, mein getreuer Führer bei mir, mit ihm ein anderer apostolischen Aussehens, wie man den Andreas oder Philippus zu malen pflegt. Mein Führer tröstete mich viel mit lieblichem Anschauen und heiterem Zuspruch. Und indem ich aufmerksam zuhöre, sehe ich das Bild des gekreuzigten Christus, auf welches ich dort in der Quelle geworfen worden war, gegenüber meinem Bette

an die Wand geheftet, aber anders aussehend als damals. In der Quelle erschien sein Fleisch durch und durch licht, jetzt aber war's ein trauriger Anblick: alle seine Gliedmaßen waren verdorrt, und man konnte alle seine Gebeine zählen. Und sah ich meine Brust an, so waren da gleicherweise nur mit Haut bedeckte Knochen, und kaum konnte ich noch Luft bekommen. Da klopfte Paulus, mein Führer, mit dem Finger auf meine Brust, indem er zugleich hinzeigte auf den Christus mir gegenüber und zu mir sagte: Diesem mußt du gleichförmig werden!

Von dieser Berührung wachte ich auf, das Traumgesicht war verschwunden, wunderliche Gedanken in mir zurücklassend. Ich mochte mit keinem der Mönche darüber sprechen, um nicht verlacht zu werden. Und doch schien mir's gewiß, daß es etwas Großes bedeute. Mein Gott, auf was für thörichte und weitgefehlte Deutungen verfiel ich! —

Das ist der Traum, welchen Myconius in der ersten Nacht nach seinem Eintritt ins Kloster hatte. Das Ahnungsvermögen, welches der Menschenseele eingeboren, aber mannigfach auf einzelne und Völker verteilt ist, diese natürliche Sehergabe, welche häufig im Schlafleben entbunden wird, reicht nicht aus, einen solchen Traum begreiflich zu machen. Es ist nicht bloß ein divinatorischer, es ist ein prophetischer Traum. Wir verhehlen uns nicht, daß hie und da das mittlerweile Erlebte von Einfluß auf die Reproduktion des Geträumten gewesen sein mag; nichts desto weniger aber haben wir hier in diesem glaubwürdigst bezeugten Traum ein Wunder vor uns, ein psychologisches Wunder, ein Geisteswunder. Gott der Herr war es, welcher dem frommen und begabten Jüngling, als er nach langem Gebetskampf mit schwer belasteter und nach Befreiung schwachtender Seele eingeschlafen war, die Geschichte seiner Zukunft in prophetischen Bildern vorüberführte: sein erfolgloses Ringen unter papistischem Joche, seinen Durchbruch zum evangelischen Leben, seinen Eintritt in die Mitarbeit auf dem Reformationsfelde. Er sagt selbst, daß er, als er erwacht war, den Traum nicht zu deuten wußte, er mißverstand ihn sogar, denn als die Wüste galt ihm sein bisheriges weltliches Leben und als Befreiung die Aufnahme in den Orden der Franziskaner. Fast sieben Jahre lang suchte er als Mönch auf dem Wege der Selbstkasteiung, des Studiums und der Handarbeit den Ausgang aus dem Wüsten- und Felsenlabyrinth der Friedlosigkeit: zuletzt kamen hohe Anfechtungen hinzu, so schrecklich, daß kein Beichtiger ihn mehr anhören mochte, um nicht selber davon angesteckt zu werden, bis endlich Luther 1517 seine Thesen kundgab und der nun 27-jährige Mann in ihm den Engel erkannte, den Gott ihm gesendet, um ihn herauszuführen. Von da an lichtete sich ihm das räthelhafte Traumgesicht, und als er es angeblickt, seines nahen Heimganges wie ein testamentarisches Vermächtnis schriftlich aufzeichnete, lag sein Leben hinter ihm wie die Erfüllung der vor 36 Jahren in seine Seele hineingewirkten Weissagung, wie die göttliche Deutung der göttlichen Vision.

Der Brief an Paulus Cberus in Wittenberg, worin Myconius den Traum erzählt, ist vom 21. Februar 1546 datiert. Gegen Ende sagt er: „Laß das nicht Luther oder Philippus lesen, sie wissen's schon und haben Besseres zu thun als sich

mit mir zu befaßen.“ Er meinte, Luther sei in Wittenberg, noch war die Trauerbotschaft nicht nach Gotha gelangt, daß der ehrwürdige Vater nach Eisleben gereist und dort gestorben sei, und daß jezt am 21. Februar sein Leichnam, nachdem er in der Marktkirche zu Halle genächtigt, über Bitterfeld nach Wittenberg geleitet werde. Myconius selbst war mehr ein Sterbender als Lebender, sein Atem wurde immer kürzer, die letzte Reize seiner Kräfte verzehrte sich, er hatte keinen andern Wunsch als den eines seligen und sanften Abschieds. Daß er nicht schon längst seinen Leiden erlegen war, war ein Wunder, das zweite Wunder, welches ich erzählen wollte, ein äußerlich erlebtes und von den Zeitgenossen angestauntes Geschichtswunder, dem Stillstand der Sonne auf Josuas Glaubensmachtwort vergleichbar. Denn wie Josua der Himmelssonne gebot, so lange zu leuchten, bis Israel die Früchte seines Sieges geerntet, so gebot Luther der Lebenssonne seines Myconius, so lange zu leuchten, bis seine eigene untergegangen sei.

Es war Luthers Glaubensmacht gewesen, welche den schwindfächtigen Freund im Januar 1541, also vor nun vollen 5 Jahren, vom Rande des Todes ins Leben zurückgerissen hatte. Ein Jahr blieb er damals noch sprachlos, aber er konnte sich doch in die Kirche schleppen, um bei den Amtshandlungen seiner Vertreter zu assistieren. In den folgenden zwei Jahren konnte er noch nicht predigen, aber doch schon im Schullokal Bibelstunden halten. In den letzten zwei Jahren gewann er zu allgemeinem Erstaunen wieder Stimme und Sprache, sodaß er, wiewohl in großer Schwachheit, allsonntäglich zu predigen vermochte. Aber seit Weihnachten 1545 war ihm die Sprache wieder genommen, er konnte nur noch hauchen und lispeln und sehnte sich nach Ablegung seiner hinfälligen Hütte. Als Luther im Februar 1546 in Eisleben war, schickte ihm Melancthon einen Brief des geliebten Gothaer Freundes nach, worin dieser ihn um Christi willen bat, einen Segen über ihn zu sprechen und ihn nun nicht noch länger durch sein Gebet aufzuhalten. Was mit diesem Briefe weiter geschehen, wissen wir nicht; die Trauertage des Todes des Helden und des Geleits seiner Leiche nach Wittenberg haben gar manches unwiederbringlich in ihr Dunkel verschlungen.

Der deutsche Elias war nun zu Gott entrückt, und seinem lieben Friedrich blieb das sehnfüchtige Nachsehn. Luthers Eliasgebet war erfüllt, denn vor fünf Jahren hatte er ihm geschrieben: „Der Herr Jesus lasse mich ja nicht hören, so lang ich lebe, daß ihr gestorben seid, sondern schaffs, daß ihr mich überlebet. Das bitt ich mit Ernst, wills auch gewähret sein und so haben, und mein Wille soll hierinne geschehen. Amen! Denn dieser mein Wille suchet die Ehre göttliches Namens und nicht meine Ehre noch Lust, das ist gewißlich wahr.“ In den letzten Wochen vor seinem Tode raffte Myconius den Rest seiner Kräfte zusammen, um das durch Luther an ihm geschehene Wunder vor aller Welt brieflich zu bezeugen. In einem dieser Briefe unterschreibt er sich: „Fridericus Myconius, der franke Lazarus in Bethanien, zur Ehre des Sohnes Gottes“; denn der mit jenen Glaubensmachtworten schließende Brief Luthers hatte ihn wie des Herrn „Lazare, komm heraus!“ dem Grabe entrissen. Die Kehlkopf- und Lungenschwindsucht hatte ihn nun nahezu aufgerieben, der Verwesungsprozeß

seines äußeren Menschen machte rapide Fortschritte, er konnte nicht länger leben, aber er konnte auch nicht sterben, denn nachdem Luther sein eignes Leben und Sterben mit dem seinigen verkettet hatte, mußte Luther zuvor sterben, damit Myconius sterben könne. Als dieser hörte, daß Luther seinen Lauf selig vollendet habe, sagte er: „Er wollte in diesem Elend und Jammerthal meines Todes nicht erwarten.“ Nun aber wußte er, daß nichts mehr ihn wider Willen auf dieser Erde festhalte; er freute sich wie ein Kind, seinem geistlichen Vater folgen zu können.

Am 18. Februar war Luther heimgegangen, und am 7. April folgte ihm sein Herzensfreund Myconius. Auch er betete, nachdem er die Absolution empfangen, wie Luther: Himmlischer Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist; Du hast mich erlöset, Du treuer Gott! Dreimal wiederholte er das. Das Sterbebett war seine letzte und gewaltigste Predigt. Mitten im Sterben hauchte sein Mund unvergeßliche Worte des Lebens. Zuletzt betete er zweimal: Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen. Er sprach langsam, als ob er Silbe um Silbe zähle, bis er darüber in das ewige Leben hinüberschlummerte.

Wir leben in einer Zeit, in welcher mehr als je an der Frage: giebt es Wunder? zwei grundverschiedene Weltanschauungen sich scheiden. Die eine erklärt das Wunder für undenkbar, denn es gebe nur Eine Weltordnung, deren gesetzmäßiger, von Gott gesetzter Verlauf durch Wunder unterbrochen und durchlöchert werden würde. Die andere erklärt das Wunder für denknotwendig, denn es seien zwei Weltordnungen zu unterscheiden, die naturgesetzliche und die sittliche, welche beide, seit es Menschen und also Geschichte giebt, in Wechselwirkung stehen, indem das Verhältnis Gottes zu freien Wesen es mit sich bringe, daß Eingriffe in den Naturverlauf geschehen, die ihn höheren Zwecken dienstbar machen. Wir unsrerseits bekennen uns zu dieser Denknöthigkeit des Wunders: es giebt nach Gottes Weltplan über der naturgesetzlichen Weltordnung eine nicht minder gesetzmäßige sittliche, von wo unter Umständen Impulse ausgehen, durch die das naturgesetzliche Geschehen gehemmt, beschleunigt oder sonst wie in eine bestimmte Richtung gedrängt wird.

Wenn es sich aber so verhält, so ist im voraus anzunehmen, daß Wunder nicht bloß im Altertum geschehen sind, sondern fort und fort geschehen. So ist es auch wirklich und so muß es sein; denn die Kraft, welche von jeher in dem Segen eines gottverbundenen Menschen gelegen hat, die Wirkung, welche von jeher zweifelloses, andringendes Gebet auf Gott geübt hat, und zumal das neue Leben, welches die aus dem Werke der Erlösung fließende Gnade schafft — alles dies fordert eine über dem naturordnungsmäßigen Verlauf erhabene Heils- und Gnadenordnung, alles das gehört einer andern Welt als der Naturwelt — es gehört der Sphäre des Wunders an.

Aber obgleich das Wunder keinem Zeitabschnitt der Geschichte ausschließlich

eigen ist, so giebt es doch solche Zeitabschnitte, denen es, wie sich erwarten läßt, in hervorragender Weise eigen ist, diejenigen nämlich, in denen die Verwirklichung des göttlichen Weltplanes in ein neues Stadium eintritt und der Anfang einer neuen Weltperiode begründet wird. Solche schöpferische Anfänge waren die Zeit Moses und Josuas, in welcher der Grund des alten Bundes und des Volkes des alten Bundes gelegt ward; die Zeit der Erscheinung Jesu Christi, in welcher der nationale alte Bund durch einen die Menschheit umfassenden neuen Bund antiquiert ward, und auch die Reformationszeit, in welcher das Evangelium durch die lange Nacht verdunkelnder Menschenfessungen hindurchbrach und die Kirche in das Mannesalter christlicher Erkenntnis eintrat.

Wir haben aus den Wundern der Reformationszeit nur zwei Thatfachen hervorgehoben, ein Geisteswunder: den wunderbaren Traum des Myconius, und ein Geschichtswunder: seine wunderbare Lebensfristung durch Luthers Eliasglauben. Es sind das nur Beispiele. Denn einen nicht minder wunderbaren Traum hatte Myconius im Januar 1546 vor dem Regensburger Religionsgespräch, und ebenso wie ihn hat Luther 1540 in Weimar seinen Freund Melancthon vom Tode losgebetet. Es war eine Zeit erneuter Kirchengründung, in welcher die Pfingstweissagung sich erfüllte: Eure Ältesten sollen Träume haben und eure Jünglinge Gesichte sehen. Wie im Wirken und Leben Elias' zeigte es sich damals, daß des Gerechten Gebet viel vermag, wenn es ernstlich ist. In großartiger Weise bewährte sich an den Reformatoren, voran Luther, das Wort Jesu zu seinen Aposteln: Siehe, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpionen, und über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird euch beschädigen. Ja die Verheißung bei Micha: „Ich will sie Wunder sehen lassen gleichwie zu der Zeit, da sie aus Aegyptenland zogen“ verwirklichte sich, als damals die Kirche aus der römischen Gefangenschaft frei kam. Äußerlich angesehen, war der Hergang menschlich und irdisch, mit Zufälligkeiten und Schwächen und Mäkeln behaftet, aber dahinter waltete die absolute Macht, die alles sich dienstbar macht, der geheim und geheimnisvoll durch die Weltgeschichte sich bewegende Siegeswagen Gottes, von welchem der Prophet sagt: Deine Rosse gehen im Meer, im Schlamm großer Wasser.



Über Verdauung und Ernährung des Menschen.

Eine physiologische Skizze

von

Dr. Johannes Gad.

Daß in unserem Kulturleben die Rücksicht auf Erhaltung der Gesundheit bei der Einrichtung der Lebensweise nicht in erster Linie maßgebend sein kann, ist selbstverständlich! Namentlich wird die Verteilung von Arbeit und Er-

holung meist durch höhere Rücksichten bestimmt werden. Je mehr man aber gezwungen ist, nach dieser Richtung von dem Gesundheitsmäßigen abzuweichen, um so mehr sollte man demjenigen Teil der Diät Aufmerksamkeit schenken, welchem man ohne Vernachlässigung von Pflichten oder edlen Bedürfnissen des Geistes gerecht werden kann. In der That ist die Mannigfaltigkeit der Nahrungsmittel, welche uns unser Kulturleben bietet, eine so große, daß jeder einigermaßen in Wohlstand Lebende sicher eine Auswahl treffen kann, welche seinem Nahrungsbedürfnis und Verdauungsvermögen entspricht.

Was, wann, wieviel er essen und trinken soll, um den zum Kulturleben erforderlichen Kraft- und Stoffaufwand des Körpers zu bestreiten, ohne doch den Verdauungs-Apparat rebellisch zu machen, kann jeder einigermaßen Gesunde aus eigener Erfahrung selbst wissen, ohne den Arzt zu Rate zu ziehen und ohne einen Einblick in die Physiologie der Verdauung gethan zu haben. Für den Arzt freilich ist jede wissenschaftliche Erkenntnis auf diesem Gebiet von großem praktischen Wert, denn ihm fällt die schwierige Aufgabe zu, die Ernährung und Verdauung seiner Klienten objektiv zu beurteilen und erforderlichenfalls zu beeinflussen, ohne von dem subjektiven Empfinden des zu behandelnden Organismus ein unmittelbares Bewußtsein zu haben. Dies gilt auch in gewissem Grade von der Mutter bei der künstlichen Ernährung des Kindes. Für jeden anderen Laien aber und auch für die Mutter in bezug auf sich selbst ist gerade das subjektive unmittelbare Bewußtsein von dem eigenen Befinden, in sofern es richtig beachtet und mit anderen Erfahrungen kombiniert das Material für eine verständige, subjektiv gültige Empirie liefert, von weit größerem praktischen Wert, als alles theoretische Halbwissen. Wenn also das gebildete Laienpublikum ein Bedürfnis empfindet den ästhetischen Schleier gelüftet zu sehen, mit dem man für gewöhnlich die Vorgänge der Verdauung bedeckt, so wäre dies als ein Zeichen abnehmender Prüderie und wachsenden theoretischen Interesses freudig zu begrüßen, wenn nicht der Verdacht nahe läge, daß als wesentliches Motiv eine weit verbreitete Überschätzung des praktischen Wertes solcher Einblicke wirksam wäre. Ich möchte deshalb der an mich ergangenen Aufforderung, an dieser Stelle über Verdauung und Ernährung des Menschen zu schreiben, nicht nachkommen, ohne ausdrücklich hervorzuheben, daß, was ich bieten kann, einen gesunden Instinkt und eine verständige subjektive Empirie nicht zu ersetzen, sondern höchstens zu ergänzen vermag.

So mannigfaltig die Nahrungsmittel auch sind, welche dem Kulturmenschen für die Bereitung seiner Speisen zur Auswahl geboten werden, so sind es doch außer dem Wasser und den anorganischen Salzen nur drei Gruppen von organischen Nahrungsstoffen, welchen sie ihren relativen Nährwert verdanken: Eiweiß, Kohlehydrate und Fette. Es giebt nur ein Nahrungsmittel, welches dem Menschen von der Natur so geliefert wird, daß es wegen der richtigen Form und Mischung, in welcher es die Nahrungsstoffe enthält, unverändert und ausschließlich das Nahrungsbedürfnis decken kann, es ist dies die Milch. Insofern muß also die Milch als das beste Nahrungsmittel, als der Prototyp einer rationellen Nahrung angesehen werden. Wie gestaltet sich nun die Verdauung der Milch?

Der letzte Akt der Verdauung besteht in der Überführung des, soweit es notwendig war, vorher mechanisch zerkleinerten oder chemisch veränderten Nahrungsstoffes in die Säftemasse des Körpers. Diese Überführung, welche man Resorption nennt, geschieht ausschließlich in dem eigens hierfür organisierten Dünndarm. Den Inhalt des Dünndarms, welcher wesentlich aus den zur Resorption vorbereiteten Nahrungsstoffen besteht, nennt man den Chymus oder den Speisebrei. Da die Nahrungsstoffe, um aus dem Chymus in die Säftemasse des Körpers zu gelangen, die Darmwand passieren müssen, so wird eine möglichst große Ausdehnung der Berührungsfläche zwischen Chymus und Darmwand höchst zweckmäßig erscheinen. Die Vergrößerung der Berührungsfläche ist dadurch erreicht, daß die innere Darmwand dicht mit feinsten zottenartigen Auswüchsen besetzt ist, über welche sich eine Schicht cylindrischer Zellen, das Zotten-Epithel, gleichmäßig hinzieht. In jede Zotte hinein führt aus der Darmwand eine kleine Arterie, welche sich in einige, nahe unter dem Epithel gelegene Schlingen auflöst, aus welchen das durch die Arterie eingeströmte Blut in eine abführende kleine Vene gelangt. Das Zentrum jeder Zotte umtut das sogenannte zentrale Chylusgefäß ein, welches als eine Wurzel des in der Darmwand und im Gefröse verbreiteten Chylusgefäßsystems zu betrachten ist. Dieses Gefäßsystem ergießt seinen Inhalt durch den ductus thoracicus in das Blutgefäßsystem und zwar in eine der größeren Körpervenen (linke vena subclavia) kurz vor deren Einmündung in das Herz. Nahrungsstoffen, welche aus dem Chymus kommend die Darmwand passiert haben, bieten sich also zwei Wege dar. Gelangen sie in die Blutgefäßschlingen der Zotte, so werden sie durch die Zottenvene abgeführt und kommen auf der Bahn der Pfortader in die Leber. Gelangen sie dagegen in das zentrale Chylusgefäß, so werden sie durch den ductus thoracicus dem Herzblut beigemischt.

Von den Nahrungsstoffen der Milch wird auf die einfachste Weise das Kohlehydrat verdaut, welches als Milchzucker in derselben vorhanden ist. Hier beschränkt sich die Verdauung auf die Resorption, denn der Milchzucker ist sowohl in der Milch als im Chymus wässrig gelöst und er braucht durch die Darmwand wie durch irgend eine andere feuchte Membran nur hindurch zu diffundieren, um in das Blut der Darmzotte zu gelangen, welches wie jede andere zuckerarme Flüssigkeit das Streben haben muß, sich mit dem zuckerreichen Chymus in Diffusionsgleichgewicht zu setzen. In der That wird der Milchzucker ebenso wie jeder andere, im Chymus etwa gelöste Zucker von den Blutgefäßchen der Darmzotten aufgefangt und von hier aus in die Leber geführt. Erst hier geht die erste wichtige Umwandlung mit ihm vor. Dieselbe Eigenschaft nämlich, welche die Auffangung des Zuckers so sehr erleichtert, das ist seine große Löslichkeit und Diffusionsfähigkeit, droht ihn durch die Nieren austreten zu lassen, ehe er Zeit und Gelegenheit finden kann, durch Verbrennung in den Muskeln seine arbeitsleistende Bestimmung im Organismus zu erfüllen. Dem wird dadurch vorgebeugt, daß der Zucker in der Leber zunächst festgehalten, hier in das schwerlösliche Glykogen umgewandelt und von der Leber aus nur allmählich wieder

dem Blutstrom beigemischt wird. Versagt die Leber in dieser Beziehung den Dienst, so entsteht die als Zuckerharnruhr (Diabetes mellitus) bekannte Krankheit.

Dem Milchzucker verdankt die Milch ihre, den Kindern so gefährliche Reizung, namentlich bei Sommertemperatur, sauer zu werden. Die Säuerung der Milch, deren Beginn sich, früher als durch den Geschmack, durch das Gerinnen beim Erwärmen zu erkennen giebt, beruht auf einem Gärungsprozeß, der wahrscheinlich durch niedere Organismen bedingt ist und bei dem der Milchzucker in Milchsäure zerfällt. Rechtzeitiges Abkochen der Milch und Zusatz kleiner Mengen Soda kann den Beginn dieses Prozesses, wahrscheinlich durch Abtötung des in der Milch etwa schon vorhandenen Gärungserregers hinauschieben. Daß peinliches Reinhalten aller Milchgefäße, namentlich auch die sorgsame Entfernung aller Milchreste, in demselben Sinne wirkt, ist selbstverständlich. Hat die Gärung aber erst begonnen, so steigert sie sich im Magen des Kindes, und zwar wird auch später genossene gute Milch dort immer wieder von demselben Prozeß befallen. Der durch die Milchsäure hervorgerufenen Sommer-Diarrhöe der Kinder, welche ja in erster Linie die Sterblichkeitsziffer des früheren Lebensalters in großen Städten beherrscht, kann deshalb nicht wirksamer Einhalt gethan werden als durch zeitweilige gänzliche Unterbrechung der Milchnahrung und Ersatz derselben durch die Reizung einer schleimigen Abkochung von Reis und Salep. Erst wenn die letzten Reste der der Gärung verfallenen Milch und damit die Gärungserreger aus dem Magen und Darm entfernt sind, ist die Gefahr beseitigt, daß nun zugeführte Milch, und auch die beste und reinste nicht immer wieder der Milchsäuregärung verfällt.

Das Fett der Milch ist bekanntlich die Butter. Dieselbe ist in der Milch schon in demjenigen Zustande feinsten Verteilung vorhanden, in welchen andere Fette erst durch die Verdauung übergeführt werden müssen, um resorbierbar zu werden. Die Fette sind ja in wässrigen Flüssigkeiten, wie sie der Chymus und die Körpersäfte darstellen, nicht löslich, Fett kann also auch nicht wie Zucker in gelöstem Zustand durch die Darmwand diffundieren. Versucht man Fett in reinem Wasser fein zu verteilen, etwa durch starkes Schütteln, so gelingt dies freilich für den Augenblick, sobald man aber mit Schütteln nachläßt, fließen alle Tropfen und Tröpfchen sofort wieder zusammen und sammeln sich als zusammenhängende Fettschicht an der höchsten Stelle der Flüssigkeit. Ist dagegen in dem Wasser Eiweiß gelöst, so überzieht sich beim Schütteln jedes Fetttröpfchen mit einer feinen Eiweißhaut, welche es vor dem Zusammenfließen mit anderen Tropfen längere Zeit bewahrt. Eine solche wässrige Flüssigkeit, in welcher Fett dauernd in fein verteiltem Zustande vorhanden ist, nennt man eine Emulsion, und die Milch ist eine Emulsion, welche den Grad ihrer Weiße und Undurchsichtigkeit dem größeren oder geringeren Gehalt an feinen Buttertröpfchen verdankt.

Fett, in zusammenhängender Schicht und auch das am leichtesten fließende, geht durch feuchte Membranen nur schwer und bei großem Überdruck auf der Seite des Fettes hindurch. Auf der dem Chymus zugewandten Seite der Darmwand ist kein solcher Überdruck vorhanden. Fett in zusammenhängenden Massen kann also nicht resorbiert werden. Feine Fetttröpfchen, wie sie in der Milch ent-

halten sind, werden aber, wie die Erfahrung lehrt, sehr begierig von der Darmwand aufgenommen und gelangen schnell in das zentrale Chylusgefäß der Darmzotten. Tötet man ein in Milchverdauung begriffenes Tier und besichtigt seinen freigelegten Darm, so fällt im Gefröse desselben sofort die reiche Milch-Injektion der Chylusgefäße auf. Unterjucht man die Darmwand unter dem Mikroskop, so findet man das Epithel und das übrige Gewebe der Zotten mit feinem Fettstaub, das zentrale Chylusgefäß mit Fetttropfchen erfüllt. Wie das Fett hineingelangt, ist noch nicht völlig aufgeklärt. Man hat aber Grund anzunehmen, daß der Zelleib des Epithels hierbei eine aktive Rolle spielt. Wahrscheinlich ist die Leibsubstanz dieser Zellen, wie die vieler anderen, aktiver Bewegungen fähig, welche namentlich im Ausenden und Wiedereinziehen seiner Fortsätze bestehen. Die den Zelleib des Darnepithels gegen das Darmlumen abgrenzende Membran ist von, mikroskopisch nachweisbaren, feinen Kanälchen durchsetzt. An den durch diese Kanälchen hinausgestreckten Fortsätzen werden wegen der Klebrigkeit der Zellsubstanz Fetttropfchen haften bleiben und diese werden, wenn sie fein genug sind, beim Zurückziehen des Fortsatzes durch die Kanälchen in die Epithelzelle hineinbefördert werden können.

Durch welche Kräfte das Fett aus den Epithelzellen bis in das zentrale Chylusgefäß getrieben wird, weiß man ebenso wenig, doch läßt sich auch hierüber eine Vermutung aufstellen. Der Inhalt des zentralen Chylusgefäßes wird nämlich durch periodisch wiederkehrende Zusammenziehungen einer, die Zotte unter dem Epithel handschuhfingerförmig überziehenden Muskelschicht in der Richtung nach dem ductus thoracicus zu entleert. Erschlafft die Muskelschicht, so kann der Chylus wegen ventilartig gestellter Klappen nicht in die Zotte zurückfließen. Das Blut aber, welches bei der Kontraktion der Zotte ebenfalls verdrängt war, strömt bei der Erschlaffung der Muskeln mit großer Kraft durch die Arterie wieder zu. Die Zotte richtet sich infolge dessen wieder auf, und ihre durch den Blutdruck straff gespannte Wand muß die Wände des zentralen Chylusgefäßes wieder von einander zu entfernen streben. So entsteht eine, in das Lumen dieses Gefäßes gerichtete Saugwirkung.

Sedenfalls gelangt das Fett auf dem Wege des ductus thoracicus in fein verteiltem Zustand in das Herz- und von hier aus in das Körperblut, in dessen Blutwasser es nach Fettahrung direkt nachgewiesen werden kann. Von dem Körperblut wird das Fett zum Teil direkt an solche Gewebe abgegeben, in denen es, wie in den Muskeln durch Verbrennung Arbeit leisten kann, zum Teil wird es in den Fettzellen des Unterhautgewebes für späteren Bedarf aufgespeichert.

Wenn Kohlehydrat und Fett der Milch keiner weiteren Umwandlung durch die Verdauung bedürfen, um resorbiert werden zu können, so ist dies bei dem Eiweiß anders. Das Kasein, der hauptsächlichste Eiweißkörper der Milch, welchen man bei der Käsebereitung in fester Form gewinnt, ist in dem Milchwasser zwar gelöst, aber die in Wasser gelösten Eiweißkörper unterscheiden sich dadurch von anderen in Wasser löslichen, namentlich den kristallisierbaren Körpern, wie Salz und Zucker, daß sie viel schwerer durch feuchte Membranen diffundieren. Bringt

man auf die eine Seite einer feuchten Membran reines Wasser, auf die andere Wasser, welches Eiweiß und Salze gelöst enthält, so zieht das zuerst reine Wasser die Salze solange mit großer Gewalt durch die Membran hindurch an sich, bis der Salzgehalt des Wassers auf beiden Seiten der Membran gleich ist. Derselbe Prozeß vollzieht sich auch in bezug auf das Eiweiß, aber weit langsamer.

In den Magen hinein wird nun, sobald er sich mit Speise füllt, von schlauchförmigen, in der Magenwand dicht gestellten Drüsen ein Saft abgesondert, der außer freier Salzsäure ein Ferment enthält, das Pepsin. Dieses hat die Fähigkeit in saurer Lösung Eiweißkörper in solche Produkte zu spalten, die weit leichter durch feuchte Membranen diffundieren, als das Eiweiß selbst. Man nennt diese Spaltungsprodukte des Eiweißes Peptone, und diese sind es, welche nach Aufnahme von Eiweiß mit der Nahrung im Darm resorbiert werden.

Höchst merkwürdig ist die Abhängigkeit der Sekretionsthätigkeit der Magendrüsen von der Füllung des Magens mit Speise und von dem Gange der Verdauung selbst. Zunächst nimmt dieselbe nämlich mit fortschreitender Verdauung zu, um dann aber wieder abzunehmen. Hieraus ergibt sich, daß ein bestimmter, individuell gewiß sehr verschiedener Zeitabstand zwischen den aufeinanderfolgenden Mahlzeiten der zweckmäßigste sein wird und daß die Regel, Kindern nicht in kürzeren als dreistündigen Intervallen Nahrung zu reichen ihren sehr guten Grund hat.

Da die Löslichkeit als eine Vorbedingung für die Resorbierbarkeit erkannt ist und da das Kasein in der Milch doch schon gelöst vorhanden ist, so muß es sehr auffallen, daß dasselbe trotzdem im Magen, wie jeder weiß, zunächst gefällt wird. Die Gerinnung der Milch im Magen beruht auf der Wirkung eines, ebenfalls von den Magendrüsen gelieferten Fermentes, welches man Lab-Ferment nennt, weil die in der Käsebereitung seit alters verwendete Wirksamkeit des Lab-Magens vom Kalbe demselben zuzuschreiben ist. Der Käsefabrikation zuliebe hat die Natur das Lab-Ferment gewiß nicht erzeugt, und die Zweckmäßigkeit seiner Wirkung im Magen läßt sich denn auch in der That einsehen. Das Pepsin verliert nämlich an Wirksamkeit in peptonreichen Lösungen. Blicke das Kasein im Magen gelöst, so würde das vorhandene Pepsin schnell eine gewisse Menge Pepton liefern, welches aber in der Lösung mit dem übrigen Kasein gemischt, dessen Spaltung stören würde. Auf festes Kasein wirkt Pepsin zwar langsamer, aber das entstandene Pepton geht in Lösung, die Magenflüssigkeit wird in dem Maß wie sie sich mit Pepton bereichert in den Darn befördert, während der Rest festen Kaseins, an dem das Ferment überdies mit großer Zähigkeit haftet, zurückbleibt und immer frischere Angriffsflächen darbietet.

Die Umwandlung des genossenen Eiweißes in Pepton braucht übrigens nicht im Magen vollendet zu werden, denn in den Anfangsteil des Dünndarns, in welchen der Speisebrei aus dem Magen zunächst gelangt, ergießt die Bauchspeicheldrüse ein Sekret, welches ebenfalls ein eiweißspaltendes Ferment enthält. Dieses Ferment, Trypsin genannt, unterscheidet sich dadurch wesentlich vom Pepsin, daß seine Wirksamkeit nicht an die saure Reaktion der Flüssigkeit gebunden ist. Diese

Eigenschaft ist sehr wichtig, denn das Sekret der schlauchförmigen Drüsen des Dünndarms, welche in großer Zahl zwischen den Zotten in der Darmwand vorhanden sind, ist alkalisch, so daß durch die Beimengung desselben der mit saurer Reaktion in den Dünndarm eintretende Speisebrei dort allmählich neutral und dann alkalisch wird. Hierzu trägt auch die in der Leber ausgeschiedene, in den Anfangsteil des Dünndarms ergossene und an Alkali reiche Galle bei, welche für die Eiweißverdauung noch insofern von Wichtigkeit ist, als sie die bei der Trypsinwirkung in alkalischer Eiweißlösung leicht eintretende Fäulnis hintanhält.

Das aus Spaltung des Eiweißes entstandene Pepton diffundiert leicht durch feuchte Membranen und wird deshalb von dem Blute der Zottengefäße aufgesaugt und mit demselben zunächst in die Leber geführt, wo es wahrscheinlich weiter in Kohlehydrate, Fette und stickstoffreiche Auswurfstoffe zerfällt. Jedenfalls wird eine Stickstoffmenge, welche der mit dem Eiweiß aufgenommenen gleich ist, innerhalb vierundzwanzig Stunden als Bestandteil stickstoffhaltiger Auswurfstoffe durch die Nieren wieder ausgeschieden. Es kann also nur ein kleiner Teil des mit der Nahrung aufgenommenen Eiweißes in dasjenige „lebende Eiweiß“ oder „Organ-Eiweiß“ ungewandelt werden, welches einen integrierenden Bestandteil der lebenden Körpergewebe ausmacht. Je kleiner man aber den zum Gewebe-Aufbau verwendbaren Teil des Nahrungs-Eiweißes schätzen muß, eine um so größere Wichtigkeit wird man einer reichlichen Eiweiß-Nahrung beizulegen haben, namentlich bei dem im Wachstum begriffenen Kinde.

Weit weniger einfach als die Verdauung der Milch gestaltet sich diejenige der übrigen Nahrungsmittel, wenigstens soweit es sich um die Kohlehydrate und Fette derselben handelt. Der Hauptrepräsentant der Kohlehydrate in den verbreitetsten Nahrungsmitteln ist die Stärke, welche den wesentlichen Bestandteil der Brot- und Hülsenfrüchte, sowie der Kartoffel ausmacht. Die Stärke wird von den Pflanzen in Form mikroskopischer Körnchen mit geschichtetem Bau geliefert. Sie ist in Wasser unlöslich, quillt aber in warmem Wasser auf und stellt dann einen Kleister dar. Versetzt man etwas zähen Stärkekleister mit Speichel, so verwandelt er sich bald in eine dünne Flüssigkeit, in welcher nach einiger Zeit durch die so empfindliche Jodreaktion keine Spur Stärke mehr nachzuweisen ist. Alle Stärke ist schließlich in Traubenzucker umgewandelt, und dieser ist in der Flüssigkeit gelöst.

Die Fähigkeit, Stärke in Traubenzucker umzuwandeln, verdankt der Speichel einem Ferment, welches man Ptyalin nennt, und welches am kräftigsten auf gequollene Stärke in alkalischer Flüssigkeit einwirkt. Der Speichel selbst reagiert alkalisch. In den gequollenen Zustand muß die Stärke durch das Kochen oder Baden der stärkehaltigen Nahrungsmittel bei der Zubereitung der Speisen übergeführt werden. Daher die Notwendigkeit auf das Garkochen der Speisen und auf die Auswahl durchgebackenen Brotes zu achten. Der Speichel wird um so reichlicher abgefordert, und in die für seine Wirksamkeit förderlichste Berührung gebracht, bei dem gehörigen Durchkauen des Bissens, welches beiläufig gesagt nicht nur für die regelrechte Verdauung der stärkehaltigen, sondern auch der eiweißreichen Nahrung,

namentlich des Fleisches, von der größten Wichtigkeit ist. Deshalb sind gute Zähne, erforderlichen Falles künstliche, nicht nur von kosmetischem Wert. So trivial es auch klingt, so muß doch ausdrücklich gesagt werden, daß nicht der Besitz, sondern erst der ordentliche Gebrauch guter Zähne etwas hilft. Mancher, der über diese Trivialität lächelt, verdankt gewiß ihrer Mißachtung seine schlechte Verdauung.

Durch die saure Reaktion des Magen-saftes wird im Magen die scharifizierende Wirkung des Speichels beeinträchtigt oder aufgehoben. Dafür enthält nun aber das Sekret der Bauchspeicheldrüse außer dem eiweißspaltenden Trypsin, welches wir schon kennen gelernt haben, ein zweites Ferment, welches für die Umwandlung der durch den Magen in den Dünndarm gelangten Stärke in Traubenzucker sorgt. Die weiteren Schicksale des Traubenzuckers sind uns schon bekannt.

Wenn der Nährwert der vegetabilischen Nahrungsmittel auch wesentlich durch ihren Stärkegehalt bedingt wird, so enthalten einige doch auch nicht unbedeutliche Mengen Eiweiß, keines freilich so große, daß durch ausschließlich vegetabilische Kost das Eiweißbedürfnis des Kulturmenschen gedeckt werden könnte. Den höchsten Eiweißgehalt haben Erbsen und Linsen mit etwa 23%, dann Reis und Weizenbrot mit etwa 6½%. Das schlechteste vegetabilische Nahrungsmittel ist die Kartoffel, erstens wegen ihres hohen, das Volumen ungebührlich vermehrenden Wassergehaltes von 55%, dann wegen des Einschlusses der Stärkekörner in unverdaulichen Zellhüllen, welche 6½% des Gewichtes ausmachen, dann wegen des sehr geringen Eiweißgehaltes. Das beste vegetabilische Nahrungsmittel ist der bei uns viel zu wenig geschätzte Reis wegen seines geringen Wasser- und beträchtlichen Eiweißgehaltes und wegen seiner gänzlichen Reinheit von unverdaulichen Stoffen.

In so mannigfaltiger Gestalt wir auch das Fett als Butter, Speiseöl, Talg, Schmalz u. s. w. zur Bereitung unserer Speisen verwenden, so nehmen wir es doch, außer in der Milch nie in demjenigen Zustand seiner Verteilung auf, welcher Vorbedingung für seine Resorption ist. Das Fett der Speisen muß also durch die Verdauung selbst in diesen Zustand übergeführt, es muß emulgiert werden. Solange man nur das Verreiben eiweißhaltiger Flüssigkeiten mit Fett in Reibschalen, ihr Durchschütteln in Flaschen, oder als Erzeugungsmittel von Emulsionen kannte, bildete das tatsächliche Zustandekommen der Emulsionen im Dünndarm eine Crux für die Physiologen, denn es fehlt dort durchaus an grob mechanischen Kräften, welche sich mit den beim Reiben und Schütteln angewandten vergleichen ließen.

Den Schlüssel zur Erklärung hat folgendes, in seiner Erscheinungsweise sehr anmutige Experiment geliefert. Bringt man auf eine schwache, etwa ¼prozentige Sodaaflösung, welche sich in einem Uhrschälchen befindet, unter Vermeidung aller mechanischen Erschütterung einen Tropfen Fett, welcher sehr wenig freie Fettsäure enthält — am besten Leberthran —, so sieht man, wie dieser Fetttropfen in amöboide Bewegungen gerät und eine weiße Emulsion des allerfeinsten Fettstambes in der zierlichsten Zeichnung ausstrahlt. Man kann also Bedingungen herstellen,

unter denen sich die beste Emulsion ohne Beteiligung irgend welcher grobmechanischer Kräfte scheinbar spontan herstellt. Der Vorgang ist wohl so zu denken, daß das Alkali der Sodaulösung mit der freien Fettsäure innerhalb des Tropfens Seife bildet, und daß die Seife bei ihrem Austritt in die umgebende Flüssigkeit feinste Fettpartikelchen, dieselben hierbei mit einer dünnen Seifenhaut überziehend, mit fortreißt. Die wesentlichen Bedingungen des Experimentes sind nun im Darm realisiert. Freilich ist der Chymus noch eine Strecke in den Dünndarm hinein sauer, aber an der Darmwand, wo das alkalische Darinsekret zuströmt, ist jedenfalls immer freies Alkali vorhanden. Jeder Fetttropfen des Speisebreies, der etwas freie Fettsäure enthält (das thun aber alle unsere Nahrungsfette) und der mit der Darmwand in Berührung kommt, wird also hier der spontanen Emulsion unterliegen. Dabei wird er nun freilich bald an freier Fettsäure erschöpft, und sein Hauptrest müßte als unzerstäublicher und unverdaulicher Fetttropfen den Darmkanal passieren, wenn nicht das Sekret der Bauchspeicheldrüse außer den beiden schon erwähnten noch ein drittes Ferment enthielte, dessen Wirkung in der Abspaltung freier Fettsäure aus neutralem Fett besteht, so daß sich die eine Vorbedingung für spontane Emulsion immer wieder in dem Maß erzeugt wie sie verschwindet. Sehr auffallend ist, daß im Experimente die spontane Emulsion besonders leicht mit Leberthran gelingt, welcher ja erfahrungsgemäß mit großem Nutzen Kindern gegeben wird, die in der Ernährung zurückbleiben. Der Leberthran ist jedenfalls deswegen von besonderem Nutzen, weil er dasjenige Fett ist, welches in verhältnismäßig großen Mengen noch am leichtesten verdaut wird. Am schwersten verdaulich müssen Fette sein, welche bei Körpertemperatur erstarren. Speisen, die mit solchen Fetten zubereitet sind, müssen wir möglichst warm genießen, damit das Fett noch in flüssigem Zustande den Magen passieren und ebenso im Dünndarm der spontanen Emulsion anheimfallen kann. Die Beliebtheit, deren sich das Schnäpschen nach fettreicher Nahrung erfreut, ist wohl der Fähigkeit des Alkohols zuzuschreiben, im Magen erstarrtes Fett zu lösen. Übrigens regt der Alkohol in kleinen Mengen unzweifelhaft auch die Sekretionsthätigkeit der Magendrüsen an. Das Gleiche thun die bei der Speisebereitung verwandten Gewürze sowie einige bittere Arzneimittel, namentlich Rhabarber, Chinarinde und Kalmus. Direkt erseht kann übrigens ungenügend abgeonderter Magensaft auch werden durch Genuß von verdünnter Salzsäure und von Pepsin, am besten in Gestalt von Pepsin-Pastillen.

Die unorganischen Nahrungsstoffe, das Wasser und die Nährsalze, bedürfen keiner Veränderung durch die Speisebereitung oder die Verdauung um resorbierbar zu sein. Viel Wasser bei der Hauptmahlzeit zu trinken, erscheint deshalb als unzweckmäßig, weil dadurch der Magensaft ungebührlich verdünnt werden kann. Unter den Salzen verdienen die Kali-Salze besondere Beachtung, insofern dieselben anregend auf die Herzhätigkeit wirken. Die Bouillon ist reich an denselben und verdankt diesem Reichthum hauptsächlich ihren belebenden Einfluß. Das Liebig'sche Fleisch-Extrakt enthält soviel Kali-Salze, daß bei unvorsichtigem Gebrauch desselben die Einwirkung auf das Herz zu stark werden kann.

Auf mehrere Einzelheiten einzugehen, verbietet der Raum, gehört auch nicht

hierher. Der einzelne Mensch muß den einzelnen Nahrungs- und Genußmitteln gegenüber ja doch auf dem Eingangs angedeuteten Wege seine besondere Stellung zu gewinnen suchen. Die Fragen allgemein theoretischen und auch sozial-praktischen Interesses, welche sich an die Ernährung des Durchschnittsmenschen und an die Ernährung ganzer Bevölkerungsklassen knüpfen, würden aber eine ausführliche Behandlung verdienen.



Ein Wort an den Reichskanzler über die Orient-Politik.

Nur durch Minderung der Not ist dem erfolgreichen Wählen der auf Umwälzung unserer wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Zustände bedachten Männer entgegenzutreten. Nur durch Vergrößerung unseres Absatzgebietes ist der Not bei uns auf die Dauer zu steuern. Zur Ausdehnung des Absatzes durch Verbesserung der Methoden der Gütererzeugung, durch Festhalten der auswärts gewonnenen Kunden, und durch Ausfindigmachung neuer Abnehmer geschieht seitens unserer Fabrikanten und Kaufleute, mit Unterstützung unserer Reisenden und Gelehrten, unserer Konsulate, unserer Marine, unserer Handelskammern alles, was nur die Sorge für die eigene Wohlfahrt und Teilnahme für das öffentliche Interesse einzugeben vermag. Nur nach Osten stoßen wir auf die eiserne Mauer russischer Zölle, und den Ansgang nach dem Südosten versperrt uns unvollendete Bahnen und eine durch die Nachlässigkeit unserer Bundesgenossen unfahrbare Donau. Bereits vor anderthalb Jahren ließ eine vielgelesene Berliner Zeitschrift, der Export, Organ des zur Förderung deutscher Interessen im Auslande gegründeten Zentralvereins für Handelsgeographie, folgende Klage vernehmen:

„Die deutsche Reichsregierung hat in der Donaufrage sich ganz der Führung Osterreich-Ungarns überlassen, dessen Schritte in freundschaftlicher Weise diplomatisch unterstützt und sich jeder selbständigen Initiative enthalten. Die Rücksicht auf die Empfindlichkeit des südöstlichen Nachbarn geht so weit, daß die deutsche Reichsregierung sich sogar der Beurteilung zu entschlagen scheint, ob die österreichisch-ungarische Führung gut und zuverlässig sei, und ob ihr die deutschen Interessen an der Donau mit Sicherheit anvertraut werden können. Sie will gewiß nicht österreichischer sein als Osterreich . . . Vernachlässigt letzteres die gemeinsamen Interessen, kann da Deutschland einen Standpunkt beibehalten, der führen müßte zur Preisgebung der eigenen Interessen und zur Schädigung Süddeutschlands, dessen wirtschaftlicher und kommerzieller Aufschwung mit der Donaufrage zusammenhängt? . . . Handelspolitisch steht Osterreich-Ungarn dem deutschen Reiche so freundlich gegenüber wie Rußland. National wird es ihm von Tag zu Tag fremder.“ So weit die genannte Zeitschrift.

Gewinnreiche Handelsbeziehungen zu den Balkan-Staaten und auf diesen fußend einen neuen Verkehr mit Kleinasien und den Hinterländern können wir nicht

herstellen, außer wenn wir den Staaten der unteren Donau ihre Landesprodukte d. h. Getreide abkaufen und auf direktem und billigem Wege, d. h. auf der fahrbar zu machenden Donau in das deutsche Reich einführen. Die Donau-Fracht ist deshalb heute noch unerschwinglich, weil die Magyaren die Verfrachtung bei Gönyö und die Sperrfelsen beim eisernen Thore nicht beseitigen wollen. Zur Wegräumung dieser unseren Ausweg nach Südosten versperrenden Schiffahrtshindernisse ist von Österreich-Ungarn eine energische Initiative so lange nicht zu erwarten, bis es die Notwendigkeit einsieht, dem guten Einvernehmen mit Deutschland, sowie mit Rumänien, Serbien und Bulgarien dies scheinbare Opfer zu bringen. Entschließen sich seine Staatsmänner einmal dazu, so dürften sie bald zur Einsicht gelangen, daß das, was ihnen bisher als ein Nachteil erschien, in Wirklichkeit ein zweifelloses Vorteil ist. So würde Österreich, nicht zum erstenmale in seiner Geschichte, und nicht allein unter den Staaten der Welt, gezwungen eine Bahn betreten, die ihm nur zum Heile gereichen kann.

Der Berliner Vertrag von 1878 hat im Artikel 57 Österreich-Ungarn die Pflicht anferlegt, die Schiffahrts-Hemmnisse der mittleren Donau zu heben, und Art. 6 des Londoner Vertrages von 1871 verleiht ihm leider das Recht zu diesem Behufe einen Zoll aufzulegen. Wir wollen aus zwei Beispielen nachweisen, wie Transleithanien, — welches dafür, daß ihm Cisleithanien die für Bayern so nachteilige Arlbergbahn baute, die Pflicht der Donau-Regulierung schlauerweise auf seine Schultern genommen hat — diese Verpflichtung auffaßt. Am 14. Dezember 1881 kam der magyarische Gesichtspunkt unverblümt zum Ausdruck in einem Vertrage des Herrn Györgi, Vorsitzenden des Ökonomischen Klubs in Pest: „Verfandet die Sulina,“ sagte der Redner „so gelangt das Getreide unserer Konkurrenten nur über Ungarn nach dem Westen, und die Industrie-Artikel des Westens gelangen nur an uns vorbei nach dem Osten, so daß wir nach beiden Richtungen hin die Vorteile der geographischen Lage vollkommen ausnützen können.“ Und eine anscheinend von Pest aus inspirierte Korrespondenz des Daily Telegraph vom 5. Dezember 1881 drückt sich wie folgt aus: „Something has been said with regard to an unfulfilled clause of the Berlin Treaty, stipulating that the works necessary for removal of the Iron Gates and other obstacles to the navigation of the Danube should be entrusted to Austria. This Government, however, only recognises that as a right, and distinctly not as an obligation. Moreover, no delay was fixed.“ Andere Stimmen sind laut geworden: „Sei erst die Eisenbahn bis zum Ägäischen Meere fertig, so möge die Donau ruhig verstanden!“

Um die heutigen Zustände zu kennzeichnen, sei es gestattet, zwei Thatfachen aus Herrn Paul Dehns Buche „Deutschland und Orient“ anzuführen. Im Sommer 1875 kaufte ein Gutsbesitzer aus dem südlichen Kaukasien in Wien eine kleine Baggermaschine nebst Barke an. Sein Agent bemühte sich auf das eifrigste, die billigste Versendungsart zu entdecken und sandte die Maschine schließlich mit der Eisenbahn von Wien über Mailand nach Marseilles und von da zur See nach Poti. — In solchem Grade hat Österreich die große natürliche Verkehrsader

zwischen Deutschland und dem Orient vernachlässigt! Ferner: Im vorigen Jahre begründete die Pilsen-Priesener Eisenbahn in Deggendorf eine Süddeutsche Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, um die Versendung böhmischer Braunkohlen nach Österreich und der unteren Donau zu erleichtern. Darauf hin kündigten ihr die österreichisch-ungarischen Bahnen alle direkten Verkehrsbeziehungen und zwangen sie dadurch auf die Verbindung der Flußschiffahrt mit dem Eisenbahntransport zu verzichten. Dehn berechnet für die Donau pro Kilometer nur einen jährlichen Frachtverkehr von 6,626 Meterzentner, während die nämliche Strecke auf dem Rhein 74,140 und auf der Elbe 64,662 Meterzentner Frachtverkehr aufweist.

Wenn wir die Art und Weise betrachten, in welcher die Regierungen in Pest und in Wien die Donau vernachlässigt haben, mit dem geheinen Troste, daß sie dann auch Deutschland und den Staaten der unteren Donau keinen Vorteil bringe, so fallen uns unwillkürlich die Worte ein, die einem russischen Diplomaten zugeschrieben werden: „Gewiß begehen wir Fehler und Verkehrtheiten; indes sind ja immer die guten Österreicher da, um alles wieder unserem Interesse gemäß herzustellen.“ Das Bahnetz kommt nicht zustande, ist aber teils Ursache der Nichtregulierung der Donau, teils Vorwand dazu.

Sollten in der That die österreichischen und die deutschen wirtschaftlichen Interessen auseinander gehen — was nicht unsere Ansicht ist, wohl aber die in Pest vorherrschende — so wird alle Kunst der Politik es schwerlich vermögen, die Allianz beider Staaten zu einer dauernden und immer enger werdenden zu machen. Ist daher diese Bundesgenossenschaft für beide Staaten eine Bedingung der Selbsterhaltung, so liegt den beiderseitigen Staatsmännern die Pflicht ob, den Gegensatz der handelspolitischen Interessen entweder durch Schöpfung eines Zollvereins auszugleichen, oder durch den Übergang zu freieren und großzügigeren Anschauungen in bezug auf Handel und Verkehr, insbesondere auch auf Eisenbahntarife und Transitbedingungen. Vor allem aber gilt dies für die Behandlung der Donauschiffahrt, zur Ermäßigung von deren Frachtsätzen die Staatsgewalt alle in ihrem Bereiche liegenden Mittel anbieten sollte.

Will Deutschland ohne den Besitz überseeischer Kolonien sich von dem Range eines europäischen Binnenstaates zu einer wirklichen Weltmacht erheben, wie es England ist, und wie es Nordamerika, Frankreich und Rußland zu werden im Begriffe stehen, so muß unserer Industrie und Kunst, unserem Kapital, unseren überschüssigen Kräften an Landwirten, Technikern, Lehrern, Kaufleuten, Handwerkern, das weite Feld entweder des Ostens oder des Südostens eröffnet werden. Zu unserem gegenwärtigen beschränkten Arbeitsfelde droht uns Erstickung. Will Österreich-Ungarn einträchtiglich Hand in Hand mit uns den Südosten eröffnen — nun gut; vielleicht, daß alsdann früher oder später deutsche Hilfe seinem Handel und seinem Expansionsbedürfnis den Nordosten anschließen, dessen chinesische Zollmauer unsere östlichen Provinzen in ihrer Entwicklung so grausam hemmt. Will Österreich dies nicht, sollte es da nicht befürchten, daß wir eine handelspolitische Ausgleichung nach Nordosten suchen und ruhig die Zeit ab-

warten, wo die Lösung der orientalischen Frage ohne Österreich uns die Bahn nach Südosten frei macht?

Und wie steht es mit der Bedeutung des Deutschtums im Südosten?

Hören wir, was ein Mitarbeiter des „Export“ (29. November 1881) von der Grundlage sagt, die deutscher Unternehmungsgeist dort bereits aufgebaut hat. „In dem von den Sudeten bis zur unteren Donau sich ausdehnenden Gebiete ist mehr deutsches, sowohl wirtschaftliches als geistiges Kapital angelegt, als französisches in Nordafrika oder englisches in Kanada. Diesen Erwerb von Jahrhunderten fahren zu lassen, anstatt die Wege in der durch deutsche Kultur- und Handelsthätigkeit von selbst eingeschlagenen Richtung weiter in den Orient hinein zu bauen, dazu ist Deutschland weder reich noch greifenhaft genug.“ Und an anderer Stelle (pag. 700): „Handel und Wandel sind noch überall deutsch, und selbst in Belgrad, der Hauptstadt Serbiens, und in den ansehnlicheren Städten Bulgariens tritt der deutschsprechende Kellner und Kaufmann dem Fremden entgegen. Das ganze große Handelsgebiet von den Sudeten bis zur unteren Donau wird von der deutschen Sprache beherrscht, und jeder Kilometer der neuen Eisenbahnen, welcher die Schienenstränge weiter in das Innere Serbiens und Bulgariens führt, wird dem deutschsprachigen Verkehrsleben neue Herrschaftsgebiete erobern. Allerdings ist diese Herrschaft der deutschen Verkehrssprache nicht unangefochten. Sie ist lediglich durch die Übermacht deutschen Wirtschafts- und Kulturlebens begründet worden und wird jetzt mit allen Mitteln einer deutschfeindlichen Staatsgewalt bekämpft. Der ganze Sprachenstreit in Österreich, der Magyarisierungsprozeß in Ungarn, der es hauptsächlich auf die Entdeutschung der ungarischen Deutschen abgesehen hat, — die Magyarisierung aller Verwaltungszweige, selbst des Post- und Eisenbahndienstes, die Verdrängung deutscher Beamten und des deutschen Lautes selbst aus den Gemeindefestungen, die Untergrabung des deutschen Schulwesens — (und die chauvinistische Forderung die magyarische Sprache für die kaufmännische Buchführung obligatorisch zu machen) — alles dies verfolgt nur den Zweck, das Deutsche aus alterworbenem Besitze zu verdrängen und dem deutschen Handel nach dem Orient die Wege zu verlegen.“

Wenn Deutschland sich die Sympathien der Balkan- und Orient-Bevölkerungen erwerben und seinen Handel mit denselben vergrößern soll, so kann das nicht geschehen durch Befolgung des engherzigen Verfahrens, vermittelt dessen Österreich in diesem Jahrhundert beflissen gewesen ist, das hohe Ansehen und den weitgehenden Einfluß deutscher Kultur in mittleren und unteren Donaugebiete zu vernichten. Vor fünfzig Jahren war der Deutsch-Österreicher dort noch beliebt. Heute ist das nicht mehr der Fall, und deutsche Kultur hat in jenen Gegenden nur dann eine Zukunft, wenn auch Angehörige des deutschen Reiches dort einen freien Zugang und ein ungehindertes Feld für ihre Thätigkeit erhalten.

Dem deutschen Handel nach Rumänien droht, wenn wir recht unterrichtet sind, eine Gefahr. Die deutsch-rumänischen Tariffätze ermöglichen es, daß aus dem Reichsgebiete Waren nach Bukarest und Galatz billiger entsendet werden, als dies von den nördlichen Provinzen Österreich-Ungarns aus stattfinden kann. Die

Rumänische Regierung hat sich durch die Haltung Oesterreichs in der Donaufrage bisher veranlaßt gefunden, seinem Nachbarn die Begünstigung vorzuenthalten, die es Deutschland gewährt. Nun sollen die österreichisch-ungarischen Eisenbahnerwaltungen die Absicht hegen, ihren Transit-Tarif zu erhöhen und dadurch dem deutschen Handel nach der unteren Donau einen empfindlichen Schlag zu versetzen.

Wir wollen keine Klage darüber erheben, daß der Berliner Kongreß und die Londoner Konferenz unser Interesse an der freien Beschiffung der Donau nicht gewahrt haben. Daß wir Oesterreich-Ungarn die Macht ließen, die Schiffbarmachung der mittleren Donau noch weiter hinzuhalten, daß wir den Skila-Arn der Autorität der Europäischen Kommission entziehen halfen, waren unvermeidliche Episoden der neuesten Politik. Das Geschlecht von 1878 verlangte die Beseitigung des Vertrages von San Stefano auf friedlichem Wege.

Diesem von dem deutschen Volke und von allen Völkern Europas heiß ersehnten Ziele widmeten Euer Durchlaucht Ihre ganze Kraft. Sie empfanden, daß die Consolidation des Deutschen Reiches Muße erfordere, daß die Zeit das Einheitsgefühl der Nation zu stärken, ihre wirtschaftliche Kraft zu vermehren, berufen sei. Sie sprachen es aus, daß Deutschland aufrichtig gesonnen sei, den Frieden zu erhalten, und sein Gewicht dafür einsetzen werde. Daß eine derartige wohlüberlegte Zusage aus deutschem Munde keine leere Redensart, daß sie in vollem Ernst gemeint sei, haben langsam und allmählich eine Reihe von Staaten und Staatsmännern einsehen gelernt, und Deutschland gewinnt in Folge dessen noch täglich neue Freunde. Solchem großen Friedenszwecke haben naturgemäß vielfache und nicht unbedeutende Opfer gebracht werden müssen, denn selten in der Weltgeschichte ist Deutschland von gefährlicheren Verschwörungen zum Zwecke seiner Zerstörung bedroht gewesen als seit 9 Jahren. Seine Feinde mögen in vergangenen Zeiten noch zahlreicher und vollauf eben so neidisch, boshast und listig gewesen sein; noch nie sind sie indes annähernd so mächtig und wohlgerüstet gewesen. Daher haben Interessen zweiter Ordnung, also z. B. handelspolitische, oft nicht nach Gebühr berücksichtigt werden können, trotzdem das Ansehen Deutschlands im Rat der Völker nie größer war und seine Schicksale nie in kundigerer Hand geruht haben. Es liegt in der Oesterreichischen Allianz die unleugbare Gefahr eines Krieges mit Rußland, den zu vermeiden jedoch immerhin gewissermaßen in unserem Vermögen stehen und von unserem Belieben abhängen dürfte. Das deutsche Volk denkt zwar ebensowenig wie die Reichsregierung daran, sich den Pflichten zu entziehen, die ihm die — in ihrem Wortlaut allerdings der Nation noch unbekannt — Allianz von 1879 auferlegt. Allein sollte es Anrecht haben, wenn es in der Lage zu sein vermeint, den Preis zu bestimmen, den es für einen so beträchtlichen Dienst, nämlich für die Aufrechthaltung einer so ungewöhnlich großen Gefahren ausgesetzten Monarchie, verlangen will, und darf man es der Unbilligkeit zeihen, wenn es zwei Dinge forderte: Bessere Behandlung des Deutschthums in Siebenbürgen, Böhmen und anderswo, und Verwandlung der Donau in eine fahrbare und billige Wasserstraße, an deren

Verkehr Deutschland ein seinen industriellen Kräften und seinem finanziellen Unternehmungsggeist entsprechender Anteil gestattet sei?

Wenige Jahre eifriger Arbeit in dem Donaubette*) unter Aufsicht einer von sämtlichen Uferstaaten (also Bayern und Württemberg mitgerechnet) errichteten gemeinsamen Behörde würden genügen, um gewaltige Mengen rumänischen und bulgarischen Getreides nach Regensburg und Ulm zu bringen — eine Einfuhr, die naturgemäß mit deutschen Waren bezahlt werden, und eine entsprechende Hebung unserer Ausfuhr zur Folge haben würde. Getreide ist das Haupterzeugnis der unteren Donau, und Eisenbahnen vermögen nie vollständig den Bedürfnissen des Getreidehandels zu entsprechen. So sind, nach Angabe des berühmten amerikanischen Ingenieurs Mac Alpine, die großen Seen zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten zwar alljährlich vier Monate mit Eis bedeckt; trotzdem wird auf denselben während der übrigen acht Monate an landwirtschaftlichen Erzeugnissen zehnmal so viel nach der Küste befördert, als während des ganzen Jahres auf allen Eisenbahnlinien. Dabei ist wohlgemerkt die Wasserstraße um die Hälfte länger. Um nur noch ein einziges Beispiel anzuführen, so ist der Wassertransport für Mais von Galatz nach Danzig, der eine Seereise um ganz Europa herum erfordert, 30% billiger, als die Fracht mit der Bahn, obwohl die Eisenbahnentfernung von Bukarest nach Danzig nur $\frac{1}{5}$ des Seeweges beträgt. Und jenen, welche meinen, die Eisenbahnen würden unserem deutschen Verkehrsbedürfnis mit dem Orient genügen, möchten wir folgendes zu erwägen geben. Sollte innerhalb 9 bis 10 Jahren unser Netz über Serbien, Bosnien und Bulgarien hin endlich mit dem Ägäischen Meere verbunden sein, — was wir hoffen wollen, aber kaum zu erwarten wagen, — wird bis dahin der deutsche Gewerbefleiß nicht so viel leisten, wird die Verbrauchsfähigkeit und die Produktionskraft der Balkanstaaten und des Orients nicht in solchem Grade zugenommen haben, daß die Eisenbahnen die Aufgabe kaum bewältigen werden? Und wird nicht infolge der stetig anwachsenden Mitbewerbung aller Völker alsdann die billigere Beförderungsart in der Welt so viel mehr ins Gewicht fallen als heutzutage, daß wir trotz allen Bahnen die billige Wasserfahrt nach dem Orient thalabwärts wie aufwärts nicht werden entbehren können? Es ist wohl früher der Einwurf gemacht worden: der Handel, den ein sicherer Instinkt stets in die richtigen Bahnen lenkt, hat den Nordseehäfen, Triest und den ungarischen Bahnen längst den Vorzug vor der Donaustraße gegeben! Dieser Einwurf ist richtig, aber worin liegt der Grund zu solcher abnormen Erscheinung? Darin, daß wegen Mangel an einer ausreichenden Fahrinne in der Donau zwischen Ulm und Turnu Severin sowie an durchgehender Kettenschiffahrt, die Frachten viermal so hoch sind als sie zu sein brauchten. Württemberg und Österreich kann man in dieser Sache von Apathie, Bayern von einer fiskalischen Bevorzugung seiner Donauthalbahn nicht freisprechen, allein der wirkliche Heimschuh liegt bei den Magyaren,

*) Mac Alpine verlangte nur 100 Tage, auf drei Jahre verteilt, zur Schiffbarmachung der Strecken am Eisernen Thore. Mit dem neuen Sprengverfahren des Majors Johann Lauer würde vielleicht eine noch geringere Frist genügen.

die sich schmeicheln, daß wir uns von ihnen selbst Beeinträchtigung unserer Lebensbedingungen gefallen lassen werden.

Die Kettenschiffahrt wird seit 1869 zwischen Wien und Preßburg mit Erfolg betrieben und soll im Laufe dieses Frühlings aufwärts bis Passau in Betrieb kommen. Ungarn und Bayern wehren sich aber gegen die Weiterführung. Trotzdem exportierte Ulm in 1880 doch noch 32301 Zentner, meist Asphalterde und Wegsteine, auch Reisstärke, Ackergeräte, Käse, Farbhölzer, Stearin u. s. w.

Die Russische Regierung hat dem Prinzen Gagarin auf zwanzig Jahre eine bedeutende jährliche Unterstützung — die Zeitungen reden von 600000 Rubeln — zur Herstellung einer Dampferlinie von Odeffa nach Ismail und Sistova, Galatz, Braila, Schernawoda, Silistria, Turtukai und Ruffschuck bewilligt. Nach Regulierung des Donaulaufes würden wahrscheinlich deutsche Rheder ohne Subvention und nur etwa gegen staatliche Zinsengarantie bereit sein, von Regensburg aus in die Konkurrenz einzutreten. Professor Göß berechnet in seinem Buche „Die Donau“ (pag. 120) für das Jahr 1877, daß das obere Donaugebiet bis Passau auf ca. 5000 Schiffen (die Fahrt gerechnet, nicht das Fahrzeug) und 15900 Flößen ca. 9 Millionen Zentner Waren, darunter 4,1 Millionen Zentner Holz, zu Wasser verfrachtet hat, eine Menge, die auf der Eisenbahn etwa 45000 Lastwagen erfordert und sehr bedeutende Mehrkosten verursacht hätte.

Wollte das deutsche Reich die Führung der Orientpolitik nicht länger dem wertgeschätzten Bundesgenossen allein überlassen, sondern in Wien und Pest einen freundschaftlichen Druck ausüben, so werden wir die Befreiung der blauen Donau von allen Schifffahrtshemmnissen und die Vollendung des Bahnnetzes nach Konstantinopel und Saloniki erleben. Andernfalls werden die schlechtgebauten Hirschschen Bahnen verfallen sein, ehe sie benutzbar werden, und die Donau wird von Jahr zu Jahr weniger den Anforderungen der Schifffahrt entsprechen, bis sie schließlich bei Gönyö gänzlich versandet. Nach Norden und nach Westen sieht uns die See offen, und auf derselben erreichen unsere Schiffe die fernsten Gegenden der Erde. Aber mit unseren Nachbarn im nahen Osten und Südosten vermögen wir nicht in enge Wechselbeziehungen zu gelangen, wenn nicht das Gewicht unseres Willens die entgegenstehenden Hindernisse wegräumt.

Für die Donauregulierung bei Wien hat man bereits 1810 angefangen, Pläne zu entwerfen, und erst 1869 ist Hand angelegt worden. Basarheljis Entwurf für die ungarische Donau stammt aus dem Jahre 1834. Sollen auch dort 59 Jahre vergehen, ehe mit der Verwirklichung des als gut und recht Erkannten Ernst gemacht wird, so werden wir Deutsche keinen Gewinn davon haben. Bis zum Jahre 1893 werden Rumänen, Bulgaren u. s. w. ihre Handelsbeziehungen zu anderen Völkern so ausgebildet haben, daß für uns kein Raum übrig bleibt.



Die römische Kaiserzeit und die Forschung der Gegenwart.

von

Professor Dr. Herzberg.

Es giebt nicht viele Partien der allgemeinen Geschichte, deren Verständnis und Auffassung unter der gewaltigen Arbeit der Wissenschaft unserer Tage so erheblich neugestaltet worden ist, als die dreihundertunddreiundfünfzig Jahre römischer Reichsgeschichte von der Schlacht bei Actium bis zur Vollendung der Alleinherrschaft Konstantins des Großen. Um nur bei dem Altertum und einem Teile der mittleren Zeiten stehen zu bleiben, so litt bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts dieses Zeitalter unter einer ähulichen Ungunst, wie etwa vor Droysens großartigen Arbeiten das der Diadochen und Epigonen, und wie vielfach noch heute die Geschichte des byzantinischen Reiches. Im ganzen wurde, wie die älteren unter unseren Zeitgenossen sehr wohl sich erinnern werden, die römische Kaiserzeit nach einer treffenden Bemerkung von Theodor Mommsen „viel mehr geschmäht als wirklich gekannt.“ Namentlich bei uns in Deutschland dauerte es noch länger als in England und Frankreich, bis noch andere Momente, als die an Tacitus sich knüpfenden Studien und die mit der Geschichte der ersten Kaiser Roms zusammenfallenden ältesten Schicksale unserer deutschen Vorfahren ein lebhafteres Interesse zu erwecken vermochten. Sehr achtbare Arbeiten gingen entweder nicht über den Untergang des Nero hinaus oder waren ihrer Anlage nach nicht für andere als die engeren wissenschaftlichen Kreise bestimmt. Auch die universalhistorischen Werke, etwa Schloffer ausgenommen, behandelten mit Ausnahme einiger Punkte, zu denen später namentlich die Epoche Konstantins des Großen, die Völkerwanderung und Attila gehörten, die Reihe der Jahrhunderte von Augustus bis auf Romulus Augustulus in der Regel nur ziemlich summarisch. Wer tiefer in das scheinbare Labyrinth der Geschichte dieses Zeitalters eindringen wollte, sah sich noch lange auf die alten Bücher von Gibbon und Tillemont angewiesen. —

Das alles hat sich im Verlauf von etwa vierzig Jahren so gründlich als immer möglich geändert. Ganz abgesehen von der Thätigkeit solcher, die der Entwicklung des Christentums und der deutschen Völker auf einst römischem oder romanischem Boden mit Vorliebe nachgehen, so unterliegt in unserm Zeitalter das gesante Gebiet der römischen Kaisergeschichte der intensivsten Art der Durchforschung, so zwar, daß der vorzugsweise umfassenden Arbeit der Deutschen neuerdings auch in Frankreich in derselben Richtung eine höchst lebhafte Thätigkeit zur Seite geht. Eine Lieblingswissenschaft der Gegenwart, die Inschriftenforschung, hat nicht nur die Möglichkeit geboten, ein überaus reiches Detail, nicht lediglich nach seite der handelnden Persönlichkeiten, endlich überall richtig zu stellen, sondern auch das Material beträchtlich erweitert, über welches Philologen und Historiker heute zu gebieten vermögen. Studien über die Sittengeschichte der Kaiserzeit, bei welcher die verschiedensten der in römischer Umrahmung zusammengefaßten, und von griechischer wie römischer Bildung berührten Völker des großen Reiches in Betracht

kommen, haben uns eines der zugleich gelehrtesten und formell anziehendsten Bücher der modernen Altertumswissenschaft geschenkt. Die unermüdbliche Schöpferkraft des großen Forschers, dessen Geschichte der römischen Republik einen europäischen Ruf gewonnen hat, lieferte großartige neue Grundlagen für die richtige Erkenntnis des Staatsrechts nun auch der Kaiserzeit. Die Geschichte der verschiedensten Provinzen des großen Reiches unter der Herrschaft der Imperatoren hat ihre selbständige Bearbeitung gefunden. Das römische Heerwesen und die römische Armee, gewissermaßen das Urgebirge in diesem Staatswesen, an welches sich die übrigen Gestaltungen wie tertiäre Schöpfungen anlehnen, wurde der Gegenstand zahlreicher Einzelforschungen. Zur Zeit sind die Persönlichkeiten in der langen Reihe der Kaiser, zunächst bis auf Konstantin, zu zählen, die nicht mit einer oder auch mit mehreren Monographien in deutscher, lateinischer und französischer Sprache bedacht wären; ganz besonders wenn sie als so schwierige psychologische Probleme auftreten, wie Tiberius, wie selbst Nero, wie Caracalla, wie endlich der „zweite Augustus“, nämlich Konstantin. Damit ist allmählich der Boden geschaffen worden, der endlich die Möglichkeit gewährt, zusammenfassende, den heutigen Ansprüchen der historischen Wissenschaft wirklich entsprechende Darstellungen großer Partien der Geschichte der das Mittelmeer umlagernden antiken Welt unter römischer Suprematie zu geben. —

Auf Grund nun aller dieser Arbeiten hat sich ein vollständiger Wechsel in der Art eingeleitet, wie heutzutage von Rechts wegen die Geschichte der Kaiserzeit behandelt werden darf. Die ganze ältere Generation bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus war gewohnt, die römische Reichsgeschichte lediglich in derselben Art anzusehen, wie die alten römischen und italischen Schriftsteller das ihrerseits gethan haben. Keine Autorität aber der Welt kam heutzutage als gründlicher erschüttert, vielfach sogar so gänzlich abgethan gelten, als jene der bis auf die Jugendzeit des lebenden Geschlechtes hochgefeierten „Alten“ auf lateinischem Boden, an deren Stelle jetzt für viele der Kultus der Inschriften getreten ist. Ernsthaft gesprochen, in der That hat die gesamte Anschauungsweise der Gegenwart, immerhin auf Kosten der einst unbestrittenen Autorität selbst eines Tacitus, den entscheidenden Einfluß gewonnen einerseits auf die Methode der Behandlung des gewaltigen Stoffes. Die ältere Praxis gab die römische Kaisergeschichte wesentlich als Geschichte der herrschenden römischen Machtelemente, derart, daß neben der Darstellung der zahlreichen Kriege die Hof- und Palastgeschichte, namentlich für die Zeit bis auf Nerva, das bestimmteste Übergewicht erhielt. Erst allmählich wurden breitere Abschnitte auch für das Leben der Provinzen eingelegt, so zuerst in dem durchaus verdienstlichen, nach vielen Seiten hin bahnbrechenden Werke von Höck, welches aber nur bis zu Neros Tode ausgeführt worden ist (1841—1850). Weiter wurde es auch üblich, bei der Darstellung der vielen Waffenthaten der Imperatoren jedesmal die Zustände der neu eroberten und der Romanisierung überwiesenen Länder mit einiger Ausführlichkeit zu schildern; nach dieser Seite hat sich namentlich der Engländer Merivale erhebliche Verdienste erworben. Die jetzt zur Vorherrschaft gelangte Auffassung dagegen, die mit gleich-

mäßigen Interesse alle Völker ins Auge faßt, welche einerseits unter der Herrschaft des römischen Kaisertums und der Palatinischen Hofburg vereinigt erscheinen, andererseits — wie namentlich die deutschen Völker — in unaufhörlicher Berührung mit dem Römertum stehen, führt dahin, daß ein ganz überwiegendes Gewicht auf die Lage der Provinzen unter der römischen Herrschaft gelegt wird, daß weiter die gegenseitige Einwirkung Italiens auf die Provinzen, und wieder der unterworfenen Völker auf das alte Stammland des Reiches mit ganz besonderem Interesse verfolgt wird. Nach dieser Seite war früher zuerst Griechenland von der Forschung erheblich bevorzugt worden. Auch die ältere Forschung hatte den gewaltigen Einfluß nicht unbeachtet gelassen, den die mit den Waffen besiegten Hellenen aller Länder östlich von der Adria durch ihre Kultur, ihre Zivilisation, ihre persönliche Begabung, endlich durch ihre wissenschaftliche und virtuose Befähigung auf die innere Umbildung des starren Römertums ausgeübt haben. In sehr ausgedehnter Weise hatte nachher unter deutschen Forschern (1872) Hermann Schiller in einem größeren Werke über „die Geschichte des römischen Kaiserreichs unter der Regierung des Nero“ die sozialen und die politischen Zustände der gesamten Provinzen des Reiches im ersten kaiserlichen Jahrhundert in diesem Sinne mit gutem Erfolge dargestellt. Die erstamlich reichen, von Jahr zu Jahr unter unsern Augen noch immer wachsenden wissenschaftlichen Mittel aber, welche die moderne Inschriftenforschung für die Provinzialgeschichte bietet, haben es nunmehr einem jüngeren, sehr thätigen deutsch-österreichischen Gelehrten, Julius Jung, möglich gemacht, neben den Spezialarbeiten anderer namhafter Forscher über Britannien, über die römische Grenzwehr im südwestlichen Deutschland, über das römische Lyon, über das römische Nordafrika, und neben der gedrängten Fülle antiquarischer Untersuchungen, wie sie namentlich der verewigte Marquardt angestellt hatte, eine erstamlich inhaltreiche Übersicht (1881) über die „romanischen Landschaften“ zu geben, wie sich dieselben im weiten Halbbogen von den Syrten bis zur Dobrußdars rings um die Halbinsel der Apenninen ausbreiten. Von andern abgesehen, so ist es diesem Forscher namentlich gelungen, ein sehr anschauliches und lebensvolles Bild der Zustände zu schaffen, wie sie sich in der großen Kolonialprovinz des Kaisers Trajan, in Dakien, also in Ostungarn, Siebenbürgen und dem rumänischen Tieflande während einer Zeit von etwa fünf Menschenaltern ausgebildet haben. War natürlich schon längst der Zusammenhang der modernen „romanischen“ oder „lateinischen“ Völker und ihrer Sprachen mit dem zum Romanentum umgewandelten Römertum und den jüngeren Zweigen des provinziellen Lateins ein Gegenstand eifriger und vielseitiger Forschungen gewesen; hatte ferner die zuerst durch Amedée Thierry gemachte und in die historische Litteratur eingeführte Beobachtung, daß seit dem dritten Jahrhundert der Kaiserzeit die sogenannten illyrischen Provinzen immer entschiedener die bedeutungsvolle Stellung eingenommen haben, die früher dem Stammlande Italien zugefallen war, allmählich allgemeine Anerkennung gefunden: so gilt gegenwärtig die mehr oder minder durchdringende Romanisierung Nordafrikas und des westlichen Europas zwischen dem hentigen Montenegro, dem Balkan, dem atlantischen Ozean und einer Linie, die von Südschottland bis

zum Delta der Donau gezogen wird, mit allen ihren Folgen für die sozialen und militärischen Verhältnisse, für die Litteratur und Kunst der romanischen Welt, wie auf mehreren Punkten auch für die aus der Völkerverwanderung neu heraustretenden Staaten und Völker, als die großartigste Thatfache der ganzen Kaisergeschichte bis zu dem Obliegen des Christentums über die alten Kulte. —

Parallel damit geht die richtigere Erkenntnis des wahren Wesens der römischen Provinzen. Nur sehr allmählich freilich ist auch jenseits der engeren Fachkreise die Einsicht durchgedrungen, daß diese großen Kommandos oder Satrapien vor der diokletianisch-konstantinischen Umgestaltung des römischen Reiches mit den Provinzen der modernen europäischen Kulturstaaten nicht zusammengestellt werden können. Wir wissen jetzt, daß die Römer in vielen Stücken die ihnen unterthänigen Völker in ähnlicher Art, wie die alten Herrenvölker des Orients, wie seit dem 14. und 15. Jahrhundert n. Chr. wieder die Osmanen, während mehrerer Jahrhunderte mehr nur im großen beherrscht haben, daß dagegen das Eindringen in die Details des inneren Lebens, daß Eingriffe in Religion, Sitte und Brauch, und namentlich die schändliche Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts, die Ausrottung der Sprachen fremder Kulturvölker, nicht zu ihrer politischen Praxis gehörten, während andererseits wieder ihre hochentwickelte Kultur auf verschiedenen Punkten merkwürdigerweise die letzten Schritte nicht gethan hat, derart, daß beispielsweise die Erfindung einer politischen Repräsentation statt der Urversammlung der Wähler, die Erfindung des Wechsels im Bankgeschäft, endlich die Verwandlung ihrer wie ein Alp auf dem Wohlstand der Grundbesitzer der Provinzen lastenden Postenrichtung zu einem für die Bevölkerung wie für die Reichsfinanzen nützlichen Institut, ihnen versagt blieb, — während endlich auch das mächtige Kaisertum der Cäsaren wie der folgenden Dynastien mit nur wenigen Ausnahmen nach Seite der inneren Sicherheit seine polizeiliche Aufgabe keineswegs glänzend erfüllt hat. —

Auf der andern Seite hat gerade in den letzten Jahren die richtige Würdigung des römischen Kaisertums nach seiner staatsrechtlichen Stellung sehr weitliche Fortschritte gemacht. Im großen und ganzen freilich gilt wohl noch heute bei der Mehrzahl der gebildeten Freunde der Geschichte die uns aus der Schule überkommene Ansicht, daß die Schlacht bei Actium der Republik ein Ende gemacht und nunmehr Octavian-Augustus die Monarchie begründet, oder eigentlich unter schlaner Schonung der äußeren Formen des alten Staates dessen große Ämter zu seinem Vortheil so zu sagen absorbiert habe. Und doch hatte schon ein durch vieljährige Erfahrung als praktischer Staatsmann gesählter Gelehrter, von Wietersheim, vor etwa 24 Jahren in dem ersten Bande seiner „Geschichte der Völkerverwanderung“ mit klarer Bestimmtheit nachgewiesen, daß bis zu der großen diokletianischen Neugestaltung gegen Ende des dritten Jahrhunderts das römische Kaisertum zwar einen ausgeprägt absolutistischen Charakter getragen habe, aber weder vom Standpunkte des Absolutismus, noch von dem des Konstitutionalismus als eine wirkliche Monarchie bezeichnet werden könne. Auch er hatte namentlich auf das mangelnde (freilich auch später weder unter den Konstantinern, noch bei den Byzantinern jemals konsequent ausgebildete) Erbrecht, auf die eigentümliche Beamtenstellung des Prin-

ceps, endlich darauf hingewiesen, daß der römische Kaiser nicht „aus eigenem Recht, sondern erst auf Grund einer Übertragung seiner Rechte“ das Zepter führt. Im ganzen ist nun neuerdings die Auffassung zu ziemlich allgemeiner Annahme gelangt, die Theodor Mommsen in seinem „Römischen Staatsrecht“ vertritt. Auf der einen Seite hat der Schöpfer des Kaisertums, wie es der Hauptsache nach bis auf Diocletian sich darstellt, hat Octavian bei der Ordnung aller Verhältnisse nach der Schlacht bei Actium an dem Namen und den Formen der Republik nicht gerüttelt, dagegen bei seinem neuen Staatsbau es mit einer Teilung der Gewalten versucht; freilich nicht in der Art, wie sie in unserem Jahrhundert die charakteristische Eigentümlichkeit des sogenannten französischen Konstitutionalismus gewesen ist. In dieser sogenannten „Dyarchie“, wie der seit dieser Zeit entwickelte Zustand wohl bezeichnet werden mag, hat sich in Rom zunächst äußerlich nichts verändert, als daß zu den vielen alten Beamten des Reiches ein neuer, erster, hinzutrat, der mächtigste freilich von allen, der die Leitung der Reichspolitik und den Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht in seine Hand nahm. Dagegen blieb den alten Machtelementen des Römertums, den alten Organen der Republik, die theoretisch noch bis zu Diocletians Antritt fortbestehen, die Besetzung der alten Beamtungen, namentlich aber auch territorial die unmittelbare Regierung eines sehr erheblichen Teils der alten Provinzen des Reichs. Die Basis aber, auf welche Augustus die neue Macht der Cäsaren, der Imperatoren, des „Principats“ erbaut hat, ist einerseits der Besitz eines erheblichen Teils der Provinzen und die Stellung als bleibender Imperator, als Chef aller bewaffneten Mannschaften des Reichs und die damit verbundene prokonsularische Macht; weiter aber der lebenslängliche Besitz der tribunicischen Gewalt, wodurch er nach der bürgerlichen Seite ein ebenso entschiedenes Übergewicht über alle anderen Beamten erhielt, wie durch die Stellung als Imperator über alle Machtmittel des Senats, welcher letzterer hauptsächlich die alten Elemente des Reiches vertrat. Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, über diese Andeutungen hinaus die Verfassungsentwicklung des Principats bis zu den Zeiten zu begleiten, wo unter der furchtbaren Not der Zeitlage, im Laufe des dritten Jahrhunderts, zuerst das militärische Element das allein herrschende geworden, endlich aber durch Diocletian die wirkliche unverfüllte Monarchie an die Stelle des künstlichen, von Augustus eingeführten Systems gesetzt worden ist. Die Forschung in ihrer gegenwärtigen Gestalt hat uns aber gezeigt, daß teils auf Grund der politischen Unzulänglichkeit der durch die Bürgerkriege schon dezimierten, dabei vielfach ansgearteten alten römischen Aristokratie schon Augustus noch mehr Machtbefugnisse, namentlich auf dem Gebiete der Verwaltung, an sich nehmen mußte, als es ursprünglich seine Absicht gewesen war, daß ferner das natürliche Übergewicht der Kaisergewalt viel zu groß war, als daß das System der geteilten Macht ohne stete Störungen sich hätte erhalten können. Je nach der jedesmaligen Zeitlage oder je nach dem Charakter der verschiedenen Kaiser wird mit unabweisbarer Notwendigkeit das Machtgebiet des Senats schrittweise immer mehr verringert; die oft wiederholten Versuche des Senats, unter zeitweiser Benützung der Umstände seine alte einflußreiche Stellung wieder zurückzuerobern

oder selbst zu erweitern, nahmen nach dem Ausgange des Senatskaisers Tacitus (276 u. Chr.) für immer ein Ende. —

Die Urteile endlich über den Wert des Kaisertums sind in der Gegenwart sehr verschieden, je nachdem französische oder deutsche Gelehrte diese Geschichte behandelt haben. Im ganzen herrscht bei jenen, namentlich soweit sie im Gegensatz zu dem Napoleonismus sich befanden, ein ungünstiges Urteil vor, welches mit besonderer Schärfe die Cäsaren des julisch-claudischen Hauses trifft. Die Mehrzahl dagegen der deutschen Historiker der Kaiserzeit erblickt in dem Niedergange der alten aristokratischen Republik einen Gewinn für die antike Völkervelt, die unter der Misgünstigkeit der alten Provinzialstatthalter und ihres Systems überaus schwer gelitten hatte. Im ganzen erscheint, so außerordentlich viele Schattenseiten immerhin die Kaiserherrschaft zeigt, — die kaiserliche Zeit in diesen Darstellungen als eine relativ glückliche Periode: der allgemeine Friede, die Entwicklung ungeheurer Verkehrsmittel, das Wiederaufblühen des Wohlstands, die Entstehung neuer Kulturländer, wie Gallien, Spanien, Britannien, Afrika, Dakien, die freie municipale Bewegung in zahlreichen alten und neuen Städten, die Verbreitung allgemeiner Bildung, die Blüte des Handels und der Industrie, die bessere Verwaltung der Provinzen, die Zähmung der römischen Expansionsgelüste, die allmähliche Ausgleichung zwischen den Völkern des Reiches, die ihren ersten Höhepunkt in der Ausdehnung des römischen Bürgerrechts über alle freien Einwohner des Reiches durch Caracalla erreicht, bieten in der That des Gewinnenden viel. Derart daß manche der jüngeren Bearbeiter der Kaisergeschichte mit erstaunlicher Schroffheit überall zu Gunsten der Kaiser gegenüber allen oppositionellen Regungen des Senats oder gar der erst langsam absterbenden republikanischen Opposition Partei nehmen. Eine Ungunst, die (auch von der Streitfrage über Tiberius abgesehen) namentlich den glänzendsten litterarischen Repräsentanten der senatorischen Auffassung, den Tacitus, getroffen hat, von dem noch über Adolf Stahr's ältere Angriffe hinaus der neueste Historiker der Kaiserzeit, bei aller Anerkennung seiner ehrenwerten Persönlichkeit und seiner Begabung, zu sagen wagt, daß er „kein Historiker“ sei, daß „ihm durchaus das Verständnis für seine Zeit fehle!“ daß seine historischen Gestalten „nach der Schablone der Philosophen- und Rhetorenschule entworfen, keine wirklichen Persönlichkeiten seien, in denen der Pulsschlag des Lebens sich fühlbar mache!“ Damit berühren wir freilich die Rehrseite der modernen Historiographie des Altertums, die nicht selten über der Freude an neuen Entdeckungen, in dem Streben das Richtigere zu finden, bis zu scheinbarem Absprechen und bis zu schnell fertigem Umstürzen altgefeierter Größen sich versteigt. —

Am auffallendsten zeigt sich natürlich die moderne Richtung auf Revision der althergebrachten Urteile über die einzelnen römischen Kaiser bei allen solchen Persönlichkeiten, die entweder nach der antiken Überlieferung als besonders düster und furchtbar, oder als irgendwie problematische Naturen erscheinen. Längere Zeit hatte die englische, deutsche und französische Historiographie sich nur auf die Imperatoren von Augustus bis auf Marc Aurel beschränkt; hier hielten die französischen Gelehrten, wie namentlich Beulé, in wesentlichen, bei glänzendem Esprit, die durch die Alten vorgeschriebene Linie ein. Der Engländer Merivale versuchte es wiederholt, bei den

schauerlichen Gestalten des ersten Kaiserhauses das historische Material zu prüfen, kritische Bedenken und Zweifel zur Geltung zu bringen, manche groteske Erscheinung erklärlich zu machen, wie unter anderen den Caligula. Am lebhaftesten wurde dieser Revisionsprozeß bei den Deutschen betrieben. Hier namentlich ist das Verfahren am vollständigsten durchgeführt, einerseits, wie das namentlich Höck und von Wietersheim mit sehr verständigem Urteil gethan haben, den Privatcharakter der Kaiser und den Wert ihrer Regierung von einander zu unterscheiden, ferner aber bei Erwägung des letzteren ein sehr starkes Gewicht auf die Verschiedenheit zu legen, die sich ergibt, wenn das Verhältnis der einzelnen Kaiser zu der Reichsverwaltung und wieder zu den Römern, vor allem zu der alten Aristokratie ins Auge gefaßt wird. Ziemlich allgemein ist bei solcher Art der Betrachtung die großartige Vortrefflichkeit der Regierung Hadrians zur Anerkennung gekommen. Dagegen bleibt das an Liberius sich knüpfende, vorzugsweise lebhaft unstrittene Problem noch immer ungelöst; freilich gilt heute in weiten Kreisen der Einsiedler von Capri viel eher als ein unglücklicher Mensch, nicht mehr als ein Ungeheuer, und seit Höcks grundlegenden Arbeiten wird die Bedeutung dieses Prinzeips für die Reichsverwaltung anerkannt; aber schwerlich wird jener enthusiastische junge Forscher Anhänger finden, der ihn sogar als einen „großen, ja als einen einzigen“ Fürsten gefeiert hat. Während endlich die meisten neuen Werke über die Kaisergeschichte, wie namentlich die von Merivale und Peter, das Zeitalter Marc Aurels nicht überschreiten, dehnt sich jetzt die jüngste deutsche Bearbeitung, die in höchst verdienstlicher Weise zum Teil aus reichem urkundlichem Material erbaute von Hermann Schiller (1882 und 1883, in bis jetzt zwei Bänden), bis zu Diokletian aus und findet natürlich auch für die spätere Zeit viel Gelegenheit, bei etwas stark subjektiver Färbung, neben und nach Wietersheims, Bernhards und Burckhardts kurzen Bemerkungen die Charakterbilder der späteren Kaiser neu zu prüfen. Hier ist die neue Art der Auffassung des finstern Caracalla besonders interessant und nach unser Ansicht zutreffender als die sonst übliche, unbedingt verdammende. Sonst bietet unter den problematischen Naturen des dritten Jahrhunderts nur noch eine den Stoff zu einer neuen Bearbeitung, die einer sogenannten „Rettung“ gleichkommen dürfte, nämlich Gallienus; doch zählt auch dieses zu den vielen Aufgaben, die gerade durch die immer mehr in die Tiefe wie in die Breite dringende Forschung den künftigen Geschlechtern erst entgegen gebracht werden. —



Zur Orientierung über die Zustände in Oesterreich.

von

F. Friedrich von Schulte.

IV. Zustand von 1848 bis 1860, 1861.

Das von 1849 bis 1855, dann 1860 und 1861 auf dem Gebiete des politischen, geistigen, wirtschaftlichen und kirchlichen Lebens geschaffen wurde, hat das alte Oesterreich so total umgewandelt, wie das in so kurzer Zeit höchstens durch

die französische Revolution seit 1789 in einem Lande stattgefunden hat. Der neue Zustand zeigt vielfach Besserungen, die wenig zu wünschen übrig ließen. daneben entschiedene Verschlechterungen; seit 1861 ist auf dem einen Gebiete Besserung, auf anderen Verschlimmerung zu notieren. Über alles dies orientiert zu sein ist für die Kenntnis des heutigen Oesterreich unerlässlich. Ohne den Leser mit Zahlen von Gesetzen und dgl. zu belästigen, wollen wir versuchen, ihm einen Einblick in die verschiedenen Seiten des Lebens zu geben, wobei wir jede für sich behandeln und das Gute wie Schlechte hervorheben.

Ohne jede Entschädigung wurde aufgehoben: die Unterthänigkeit mit allen aus ihr hervorgehenden Lasten, die Patrimonialgerichtsbarkeit und Administration; Erbpacht, Erbzinsverhältnis und dgl. wurde für Eigentum erklärt, die Ablösung aller mit jener verbundenen Lasten, Dienste, Abgaben ausgesprochen; die Ablösungssummen wurden den bisherigen Eigentümern in Grundentlastungsobligationen (verlosbaren) gegeben, die Heinzahlung dieser für einzelne Länder so normiert, daß der Verpflichtete (der nunmehrige Eigentümer) $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ zu zahlen hatte in auf dem Grundbesitz ruhenden Annuitäten, wogegen $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$ einzeln auch das ganze Ablösungskapital auf die landesfürstlichen Steuern gelegt wurde, so daß die ganze steuerzahlende Bevölkerung des betreffenden Kronlandes in der angegebenen Größe die Entschädigung teilweise oder ganz zahlen mußte im Wege von Zuschlägen zu den direkten Steuern. Die übrigen Lasten (Zehnten und dgl.) wurden für ablösbar nach verschiedenen Ansätzen für die kapitalisierte Last erklärt und in ähnlicher Weise gezahlt und geregelt. Die gänzliche Tilgung ist seit Jahren erfolgt. So ist der Bauernstand, überhaupt der ganze Grundbesitz, da die Fälle, in denen beide Teile Bezugsberechtigter und Leistungspflichtiger) für einzelne Lasten die Ablösung nicht gewollt haben, sehr wenig zahlreich sind, frei und aller Grundabgaben ledig; er hat sich im Allgemeinen gegen früher sehr gehoben, insoweit er leidet, hat das Gründe, die auch anderwärts vorliegen. In neuerer Zeit ist auch die Aufhebung bzw. Ablösung des Lehnbandes erfolgt, so daß Oesterreich hinsichtlich der vollen Freiheit von Grund und Boden keinem Lande nachsteht. Wenn wir hinzufügen, daß das Grundbuchswesen in Cisleithanien so vortrefflich ist, wie in kaum einem einzigen andern Lande, da das Eigentum und die dinglichen Rechte nur durch die Eintragung in die Grundbücher (mit ganz wenigen Ausnahmen) erworben werden, so liegt auf der Hand, daß an sich die Grundlage des Realkredits im allgemeinen solider ist, als in den meisten kontinentalen Ländern. Hypothekenbanken einzelner Länder (z. B. Böhmen), Bodenkreditbanken und dgl. sind in Wirklichkeit durchaus solide Institute.

Mit der Aufhebung der Unterthänigkeit erlangte der Staat die Möglichkeit der alleinigen Verwaltung der Justiz und Administration; die Durchführung erfolgte rasch unter dem Minister Bach, der überhaupt die Seele der ganzen politischen Leitung nach dem Tode des F. Schwarzenberg bis ins Jahr 1859 blieb, wo er (21. August) abtrat, dem Gr. Rechberg als Ministerpräsidenten und dem Gr. Goluchowski als Minister des Innern Platz machte

und Botschafter in Rom wurde. Schwer hat dieser Staatsmann dadurch gefehlt, daß er es veräumte, ein politisches System einzuführen, welches Oesterreich eine glückliche Zukunft zu geben im Stande war. Ungarn war total gebeugt, alle Länder und Nationalitäten Oesterreichs sehnten sich nach mäßiger Freiheit. Hätte Bach seinen Kaiser vermocht, im Jahre 1852 oder in den nächsten Jahren dem Reiche eine Konstitution zu geben, so würde ganz unzweifelhaft ein wirklich einheitlicher Staat entstanden sein. Alle Deutschen waren dafür, die Czechen hatten kaum die Anfänge zu nationaler Ausbildung gemacht, die Polen zählten nicht, der österreichische Staatsgedanke war noch allenthalben mächtig; selbst der Klerus war zufrieden mit dem, was er durch die kais. V. D. v. 18. und 23. April 1850 erreicht hatte. Statt dessen führte er ein System des Absolutismus ein und durch, welches mit unbedeutenden Ausnahmen alle Völker des Reiches empörte und bei der Unmöglichkeit jedweder politischen Äußerung desto mehr geeignet war, im stillen die nationalen Bestrebungen entstehen und fördern zu machen. Diese und die durch jene genährten ultramontanen haben ein einheitliches Oesterreich nach menschlichem Ermeßen für immer unmöglich gemacht. So schwer wir Bach als Politiker verurteilen müssen, ebenso hoch müssen wir ihn anerkennen als inneren Organisator. Er setzte es durch, dem ganzen Staate eine Organisation zu geben, welche für Cisleithanien durchaus einheitlich war, für Ungarn und dessen sogenannte Nebenländer sich an das alte aulehnte. Letztere Hälfte lassen wir im Detail außer der Betrachtung. Volle Trennung der Justiz und Verwaltung wurde ausgeführt, für jene in den einzelnen Ländern Bezirksrichter (Einzelrichter) für eine Anzahl von Sachen in I. Instanz, neben ihnen kollegiale Kreisgerichte, als II. Instanz die Oberlandesgerichte, für jedes größere Land eines, für einzelne ein vereinigt, die letzte Instanz bildet der oberste Gerichtshof in Wien. Die Verwaltung erhielt Statthaltereien (in den kleineren Kronländern Landesstellen), darunter Bezirksämter; einzelne Vorstände der letztern hatten über mehrere gewisse leitende Befugnisse; die Funktionen der Bezirksämter wurden in größeren Städten den Magistraten im Delegationswege übertragen. Für die Polizei waren in den größeren Städten besondere Direktionen bestellt, an einzelnen Orten eigne Kommissariate, für Steuern u. s. w. Finanz-Landes- und Bezirks-Direktionen. Alle Behörden wurden den Ministerien unterstellt. Man könnte die territoriale Beibehaltung der alten „Kronländer“ als einen Fehler ansehen, aber ob sie zu vermeiden war, ist schwer zu sagen.

V. Verfassungszustände seit 1860.

Während das konstitutionelle System seit 1861 die Organisation nicht wesentlich änderte, hat es Einrichtungen getroffen, welche vom politischen Standpunkte aus unmöglich gebilligt werden können. Hatte das Diplom vom 20. Oktober 1860 die nationalen Präntensionen wach gerufen, so gab es, als man sich zu dessen Aufhebung bequemen mußte, nur ein Mittel, um wirklich einen österreichischen Staat zu schaffen. Man mußte für das ganze Reich, mindestens für Cisleithanien, einen einzigen repräsentativen Körper, den Reichsrat, mit legis-

lativen Charakter schaffen. Statt dessen schuf man für das ganze Reich den „verstärkten Reichsrat“, für Cisleithanien den „engeren“. Zener war ein togeborenes Kind, da die Magyaren, nachdem man ihnen gegenüber den bisherigen Standpunkt aufgegeben hatte, sich zum Eintritt in den verstärkten oder weiteren Reichsrat nicht verstehen konnten. Sie haben es nicht gethan. Die nach dem Ausgleich mit Ungarn an dessen Stelle gesetzten „Delegationen“ des österreichischen Reichsrats und ungarischen Reichstags, ein Meisterwerk Deack's, haben sich als ein Mittel bewährt, Cisleithanien den Ungarn dienstbar zu machen. Denn kommt in den einzelnen keine Übereinstimmung zustande, so wird es immer gelingen, einzelne aus der österreichischen Delegation herüber zu ziehen. Diese Delegationen (Gesetz vom 21. Dezember 1867) beschließen über die gemeinsamen Angelegenheiten: auswärtige, Heer und Marine, gemeinsame Auslagen; verschiedene Angelegenheiten: Handel, indirekte Abgaben, Münzwesen, Eisenbahnen, die beide berühren, Wehrsystem, können nur durch Vereinbarung festgestellt werden. Die österreichischen Delegierten erwählt der Reichsrat, 20 (und 10 Stellvertreter) das Herrenhaus, 40 (20 Stellvertreter) das Abgeordnetenhaus, letzteres aber nicht direkt, sondern die Abgeordneten der 17 in demselben vertretenen Teile wählen die auf sie nach dem Gesetze entfallende Zahl. Der Geschäftsgang und alle Einzelbestimmungen sind die Folge einer Kasuistik, welche in dem Mißtrauen gründet, vom andern Teile übervorteilt zu werden. Zur Ausführung wurde (für Cisleithanien Gesetz vom 24. Dezember 1867) auf 10 Jahre (erneuert im Juni 1877) ein Vertrag beider Hälften geschlossen, wonach Ungarn 30, Österreich 70% zu den gemeinsamen Auslagen beiträgt, durch ein anderes der Beitrag Ungarns zu den Zinsen der Staatsschuld auf eine fixe Summe festgesetzt, durch ein drittes auch für je zehn Jahre, Kündigung vorbehalten, ein Zoll- und Handelsbündnis geschlossen. Dieser ganze Pakt hat den Charakter einer Gesellschaft, in der Ungarn der Löwenanteil zufällt. Österreich hat rund 22200000 Einwohner, Ungarn 15700000 Einwohner; die gemeinsame Staatsschuld beträgt 411998744 Fl. ö. W. (1 Fl. = 2 Mark), die österreichische 1. Januar 1882: 3212230337 Fl. Für deren Verzinsung (die Schulden selbst gelten nur als österreichische) zahlt Ungarn nur fest etwas über 30 Millionen, Österreich über 108 Millionen. Ungarn fallen direkt nur 30% der schwebenden gemeinsamen Schuld von etwa 99 Millionen zu. Ungarns eigene Schuld beträgt bereits über 1001000000 Fl. Obendrein! hat letzteres seine Staatsgüter gerettet.

Ist Österreichs Lage durch den Ausgleich mit Ungarn keine beneidenswerte geworden, so ist sie dies noch weniger durch seine eigene Verfassung. Das Gesetz vom 26. Februar 1861 hat durch das vom 21. Dezember 1867 und 2. April 1873 wesentliche Modifikationen erlitten, seinen Charakter im ganzen bewahrt. Der Reichsrat besteht aus dem Herrenhause und Abgeordnetenhause. Ersteres besteht aus: den großjährigen Prinzen des kaiserlichen Hauses (jezt 13), den großjährigen Häuptern der mit erblicher Reichsratswürde vom Kaiser beliebigen inländischen Adelsgeschlechter (53,) den Erz- und Fürstbischöfen (17,) den auf Lebenszeit vom Kaiser berufenen Mitgliedern. Für deren Zahl giebt es keine Beschränkung;

Graf Taaffe hat, um die verfassungstreue Mehrheit zur Minderheit zu steampeln, wiederholt einen Schub vorgenommen, die Zahl der lebenslänglichen beträgt etwa 120. Das Abgeordnetenhaus (353 Mitglieder) bestand anfänglich aus den Deputierten der einzelnen Landtage, welche von den Landtagsabgeordneten der einzelnen vier Gruppen gewählt wurden. Das Stricken der czechischen Abgeordneten, sodann die Weigerungen einzelner Landtage führten 1867 zu der Neuerung, direkte Wahlen aus diesen Gruppen zu ermöglichen, dann 1873 dahin, daß die 3 Gruppen der Großgrundbesitzer, Städte, Handels- und Gewerbekammern der einzelnen Länder die auf sie entfallende Zahl direkt, die Gruppe der Landgemeinden durch Wahlmänner wählen. Die Zahl ist nach der Größe der Länder verschieden. Der Reichsrat hat alle den österreichischen Ländern gemeinsamen Angelegenheiten, die nicht zu den mit Ungarn gemeinsamen gehören. Solche sind: Handels- und Staatsverträge, Militärpflicht (auch jährliche Bewilligung der Anzahl der auszuhebenden Mannschaft), Staatshaushalt, Verkehrsangelegenheiten aller Art, Medizinalangelegenheiten, Heimatsrecht und Polizei, konfessionelle, Vereins-Preßsachen, geistiges Eigentum, „Feststellung der Grundsätze bezüglich der Volksschulen und Gymnasien, Gesetzgebung über die Universtitäten“, Straf-Civilrecht mit einigen Ausnahmen, Grundzüge der Organisierung der Gerichts- und Verwaltungsbehörden, gemeinsame Angelegenheiten mit Ungarn und Verhältnisse der einzelnen Länder zu einander. Alle anderen Sachen fallen den Landtagen zu.

Der Landtage giebt es nicht weniger als 17: Königreich Böhmen, Dalmatien, Galizien, Erzherzogtum Oesterreich u. E., ob der Enns, Herzogtum Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Bukowina, Markgrafschaft Mähren, Herzogtum Schlesien, Grafschaft Tirol, Vorarlberg, Istrien, Görz und Gradiska, Stadt Triest mit ihrem Gebiete. Für jeden giebt es eine Landtagsordnung nebst Wahlordnung, nach einer Schablone gearbeitet. Außer den Bischöfen und dem Rektor der Universtität, wo eine ist, in Prag dem der deutschen und czechischen, bestehen die Landtage aus den Abgeordneten, welche von 4 Gruppen: Großgrundbesitz (in Tirol Adelige, in Dalmatien Höchftbesteuerete; in Vorarlberg entfällt die Gruppe, in Tirol kommt dazu noch eine zweite Vertretung von Geistlichen), Städten und Industrialorten, Handels- und Gewerbekammern, Landgemeinden, von den 3 ersten direkt, von der letzteren durch Wahlmänner gewählt werden. Die Zahl der Mitglieder beträgt in der obigen Reihenfolge der Länder: 241, 43, 150, 66, 50, 26, 63, 37, 37, 30, 100, 31, 68, 20, 30, 22, für Triest ist der Stadtrat die Vertretung. Die Verteilung unter die Gruppen ist verschieden. Z. B. in Böhmen außer 4 Bischöfen und 2 Rektoren 70 des großen Grundbesitzes (darunter 16 für den Fideikommißbesitz), Städte 74, Handels- und Gewerbekammern 13, Landgemeinden 79. Eine Kritik dieser Zusammensetzung, welche als Interessenvertretung bezeichnet wurde, liegt uns hier fern, nur das eine muß gesagt werden, daß die ganze Zusammensetzung, wie die Erfahrung gelehrt hat, die wunderlichste Verschiebung der Parteien ermöglicht, und daß in den national gemischten Ländern der Großgrundbesitz regelmäßig den Ausschlag geben muß. Der Wirkungskreis umfaßt außer dem Landeshaushalt (Einnahmen, Vermögen, Besteuerung zu

Landeszwecken, Landescredit) die Landeskultur, Bauten, Wohlthätigkeitsanstalten, „die näheren Anordnungen inner den Grenzen der allgemeinen Gesetze in betreff der Gemeindeangelegenheiten, der Kirchen- und Schulangelegenheiten“, Vorparnleistung, Einquartierung und Verpflegung des Heeres, sonstige zugewiesene. Scheinbar ist hiernach die Kompetenz nicht groß. Da aber die Ausführung gerade der wichtigsten Gesetze bei den Landtagen liegt, steht die Sache anders und sind sie für den Staat bedenklich. Es braucht nur auf die Tiroler Verhandlungen in der Schul- und Protestantenfrage und auf die Vorgänge der letzten Jahre in böhmischen Landtage hingewiesen zu werden. Aber sie haben eine ganz andere Gefahr in dem mit so kompliziertem Mechanismus versehenen Reich in dessen diesseitiger Hälfte ein Konglomerat von 17 „Königreichen und Ländern“ mit 17 gesetzgeberischen Körpern, die für eine Reihe der wichtigsten Dinge die Thätigkeit des Reichsrats lahm legen, mindestens viele Schwierigkeiten machen können! Und wozu Landtage schaffen selbst für Teile, die nie solche gehabt haben, wozu Galizien, Dalmatien, Görz und Gradiska, Borarlberg, Österreichisch-Schlesien gehören? Man dachte in den wenigsten Ländern an die Schaffung solcher. Die Landtage sind, wie das in der Natur der Sache liegt, nicht bloß der Herd aller partikularistischen Interessen geworden, sondern haben recht eigentlich erst die Nationalitätswirtschaft herbeigeführt. Vor ihrer Errichtung hatten die Polen, Czehen und die übrigen Nationen der Slowenen u. s. w. kein Organ, das als Mittelpunkt diente. In ganz Österreich war die deutsche Sprache Staats-, Amts- und Unterrichtssprache, wobei ähnlich wie in Posen und Elsaß-Lothringen vorgeföhrt war, wenn eine Partei ihrer nicht mächtig war. Kaum waren die Landtage da, so forderte jede „Nation“ ihr Recht. Der böhmische, mährische und andere Landtage ließen sofort die slavische neben der deutschen Sprache zu, der galizische hat die letztere perhorresziert; in allen Ämtern, Gerichten ist in Galizien nur die slavische, in Böhmen und Mähren war früher je nach den Orten und dem Belieben des Beamten bald die eine, bald beide in Übung, seit zwei Jahren ist man bestrebt die deutsche, wo es möglich ist, in die Ecke zu schieben. Daß auf deutsche Eingaben slavische Bescheide erfolgen, gehört zu den alltäglichen Dingen. Die Nationalisierung der Schule wurde vom ersten Momente an erstrebt, sie ist in Galizien gänzlich, in Böhmen, Mähren, Krain dergestalt slavisiert, daß den Deutschen schon jetzt fast nichts übrig bleibt, als auf ihre Kosten deutsche Schulen zu gründen, wenn sie die Entnationalisierung ihrer Kinder verhindern wollen. Die Terrorisierung namentlich von seiten der Slaven und in Südtirol der Italiener begann sofort. Ein innerer Grund zu solchen Schöpfungen in einem Staate, wo seit bald hundert Jahren alle wesentlichen Dinge einheitlich geregelt waren, lag nicht vor. Man konnte Landtage machen für wirkliche Landesachen: Vermögen, Wege, Wohlthätigkeitsinstitute u. a. m., aber nie hätte man ihnen das Heft in die Hand geben dürfen, um das Reich hemmen zu können. In den Ministerien ist eine Kenntnis der Verwaltungsdetails nur möglich durch das Medium von Personen aus den einzelnen Ländern, die regelmäßig zuerst Czehen u. s. w., und in zweiter Stelle Österreicher sind. Alle

diese Dinge hätte man voraussehen müssen; man konnte sich bei einiger Kenntniss der Verhältnisse der einzelnen Provinzen sagen, daß überall eine Koalition des ultramontanen Klerus, des feudalen Adels und der Nationalen eintreten werde, wenn man nur bedachte, was seit 1855 geschehen war, worauf wir zurückkommen werden. Bei dem ersten verhängnisvollen Schritte ist es nicht geblieben. In einzelnen Ländern wurden obendrein Bezirksvertretungen freiert, welche nie bestanden hatten, durch kein Bedürfnis gefordert waren und lediglich neue Stütz- und Sammelpunkte aller Personen geworden sind, deren Absicht auf Rückführung von Zuständen gerichtet ist, in denen der Feudaladel, Klerus und die Parteiführer das Regiment haben wollen.

Den Gemeinden wurde seit 1861 eine weitgehende Autonomie eingeräumt. Auch diese hat dort, wo in den gemischten Ländern in einem Ort die anti-deutsche Partei die Majorität hat, überall nur dazu geführt, die Deutschen zu unterdrücken. Das frappanteste Beispiel bietet Prag, wo die Deutschen einen großen Teil der Lasten tragen, gänzlich ungenügende Schulen haben und auf eigene Kosten solche unterhalten müssen, während die Stadt jedes czechische Unternehmen reichlich unterstützt.

VI. Finanzielle Zustände. Lage des Grundbesitzes.

Die Geschichte und besonders die deutsche lehrt, daß die politischen Ereignisse von der größten Bedeutung, namentlich die auf die Verfassung bezüglichen, gewöhnlich die Folge von Kriegen sind, oder doch mit solchen, mit dem Finanz- und Heerwesen in Zusammenhang stehen. So war es auch in Oesterreich. Das Jahr 1848 vernichtete die gemüthliche Finanzwirtschaft und untergrub den Kredit; an die Stelle der klingenden Münze trat Papiergeld, welches gegenüber dem Silber und Golde einem Disagio unterlag, das zu Zeiten über 40% betrug, nur ganz kurze Zeit im J. 1858 aufgehört hat und dem Golde gegenüber noch heute besteht. Offiziell, denn bei Zollzahlungen ist ein Aufgeld zu zahlen, das für den Monat Februar 1884 mit 19% festgesetzt war! Die Kriege von 1848 bis 1850, der italienische 1859, der von 1866 u. s. w. verschlang riesige Summen, die bewaffnete Neutralität während des Krimkrieges verzehrte das behufs Herstellung der Valuta gemachte Nationalanlehen, das, wie sich nachträglich herausstellte, um 100 Millionen Gulden über die ausgeschriebene Summe vermehrt worden war. Bereits 1856 betrug die gesamte Staatsschuld 2417000000 fl., über doppelt so viel als 1846, der jetzige Stand ist vorher angegeben. Neben den Kriegen erforderten die neueren Einrichtungen auf allen Gebieten, insbesondere die Eisenbahnen große Summen. Die Vermehrung der Steuern wurde zur Nothwendigkeit. Wir gehen auf die einzelnen Stadien nicht ein, heben nur hervor, daß die gesamten Staatsdomänen allmählich an die Nationalbank verpfändet und dann durch Verkauf in Privatbesitz gelangt sind, so daß der österreichische Teil außer Bergwerken (besonders Salzbergwerken) und Gebäuden fast kein Staatseigentum mehr besitzt. Während die Grundsteuer 35, die Gebäudesteuer fast 25 1/2 Mill. Gulden trägt, liefert die Einkommensteuer (von 1000 fl. 20 fl.,

2000: 40 Fl., 3000: 60 Fl. u. s. w.) nur 22200000 Fl., die Erwerbssteuer nur 9450000. Von den gesamteten Brutto-Einnahmen (448155793 Fl.) für 1881 fließen nur 92970000 aus direkten Steuern, 274215080 aus indirekten (darunter Tabaksmonopol 63947200, Salzmonopol 19566000, Stempel 16800000, Rechtsgeschäfte 32000000, Zölle 29820584), die Erhebungs- und Betriebskosten betragen 3,39 des Brutto-Ertrags. Unfraglich könnte durch wesentliche Änderungen des Steuersystems eine gleichmäßige und gerechtere Verteilung erzielt werden. Jetzt ist der Grundbesitz durch die Grundsteuer, Gebäudesteuer, die auf ihn fallenden Abgaben für die Kommunen, das Land, Kirche, Schule u. s. w. überlastet. Der Bauerntand befindet sich daher ziemlich überall in schlechter Lage, nicht minder der große Grundbesitz, beide aus verschiedenen Ursachen. Bei jenem ist es der Steuerdruck und die Verteuerung aller Dinge, die er kaufen muß, während der Preis der Naturalprodukte damit nicht Schritt gehalten und die erleichterten Kommunikationen die Preise selbstredend drücken. Die neuerlichen Versuche der Polen, auf Kosten der deutschen Gegenden eine Neuregulierung der Grundsteuer zu bewirken, haben die bedeutende Selbständigmachung der Bauern Oberösterreichs in dem Bauerntage zuwege gebracht. Der Großgrundbesitz hat es zumeist wohl sich selbst zuzuschreiben, wenn er schlecht daran ist. Er mußte freilich große Ausgaben machen, um nach Aufhebung der Grundlasten das nötige Inventar zu erwerben, der Arbeitslohn ist gestiegen, die Steuern erhöht. Die Hauptsache ist aber einmal die kostspielige Verwaltung. Wenn diese Besitzer die Güter in „eigner Regie“ haben, für die einzelnen Wirtschaftsbeamten mit 4000 Fl. und höher nebst freier Wohnung, Holzdeputat u. s. w., ein Forstpersonal weit über den Bedarf anstellen, bei momentanen Geldverlegenheiten das Holz um jeden Preis loschlagen, unausgeleitet Kapitalien aufnehmen mit 6% einschließlich der Annuitäten und höher, können sie keinen Ertrag erwarten. Noch mehr aber ruiniert sie der Luxus. Sport, Equipagen, Spiel, andre noble Passionen kosten viel Geld; die Söhne brauchen als Kavallerie-Offiziere enorme Summen. Man hat sich nicht an die neuen Verhältnisse gewöhnt, sichert Pensionen u. dgl. zu, welche für den Erben zu kolossalen Lasten werden; das Leben in Wien, Prag zur Winterszeit kostet viel, die luxuriösen Paläste und Schlösser fordern riesige Summen. Man kam in Österreich als Tourist an offener Wirtstafel hören, wie der Fürst oder Graf X. in so und so viel Jahren Millionen verzehrt, einen schuldenfreien Grundbesitz mit Millionen belastet habe. Der Leichtsin im Geldausgeben, der Mangel an Sparsamkeit ist vom Adel in Österreich auf alle Klassen übergegangen. Dazu hat vor allem die Geldwirtschaft des Staats und der Zustand der Valuta beigetragen. Wer sich ein Bild machen will, braucht nur den Besitzwechsel zu verfolgen, welcher in einzelnen Ländern, namentlich beim großen Grundbesitz, stattgefunden hat. Mit wenigen Ausnahmen — seit etwa 15 Jahren fängt die Not an Besserung herbeizuführen — lernten die jungen Herrn des Adels nichts. Wurden sie aus der Zucht des meist geistlichen Hofmeisters entlassen, so traten sie bei einem der vornehmen Kavallerieregimenter als Leutnants ein, um nun ein Leben zu führen, das das praktische Gegenteil aller frommen Grundsätze ihrer

Erziehung bildete. Hatten sie dort sich ausgetobt, so heirateten sie und traten den väterlichen Besitz an. Es begreift sich, daß solche Herren recht geeignet sind, der Führung hervorragender Standesgenossen unter ultramontaner und nationaler Fahne willenlos zu folgen.

Ein großer Aufschwung zeigt sich auf dem Gebiete des Handels, der Industrie und des Gewerbes. Wohl hat auch Oesterreich seine Schwindelperioden gehabt und die Folgen des letzten großen Krachs, der dort einige Jahre früher als in Deutschland eintrat, sind noch nicht überwunden, aber solches ist eben erfahrungsgemäß von Zeit zu Zeit unvermeidlich. Die Einführung der Gewerbefreiheit, des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches (1862), nachdem die deutsche Wechselordnung schon seit 1850 galt, die Erweiterung des Eisenbahnnetzes, die Handelsverträge u. s. w. trugen dazu wesentlich bei. Die Industrie ist für eine Reihe von Gegenständen jeder fremden völlig ebenbürtig, die Kunstindustrie hat entschieden einen Vorsprung, wie denn auch Wien früher als eine deutsche Stadt sein Kunstgewerbemuseum hatte.

Auch die mit dem Ackerbau in Verbindung stehende, namentlich die Bier- und Rübenzucker-Fabrikation steht hoch, ebenso die chemische. Die Ausfuhr überstieg im Jahre 1881 überhaupt die Einfuhr um den Wert von 30 Millionen Gulden, die Ausfuhr an Nahrungsmitteln überstieg die Einfuhr um 45 Mill. — Am 1. Januar 1880 waren im Betrieb Eisenbahnen in Oesterreich: 11352 km, in Ungarn 7029, zusammen 18381 km. Das ist freilich gegenüber den am 1. April 1880 in ganz Deutschland im Betrieb befindlichen 34039 km wenig und zeigt, daß noch viel geschehen muß, um die reichen Quellen des Landes allenthalben zu erschließen. Nehmen wir Rücksicht auf das zweite Hauptmittel des modernen Verkehrs, so zeigt sich dort ein Gleiches. Oesterreich hatte 1878 Postanstalten: 4000, Ungarn 1980, zusammen 5980 mit einem Briefverkehr von 475 942 000, Wertsendungen von 10 807 Mill. Wert, die deutsche Reichspost Ende März 1879: Anstalten 7116, Bayern 1879: 1311, Württemberg 511; zusammen 8938 mit einem Briefverkehr von 1 463 762 758, Wertsendungen im Werte von 14 515 400 000 (kg 294 300 000). Telegraphen 1878 in Oesterreich: Linien 34703,3 km, Drähte 88381,1 km, Stationen 2484, Ungarn: L. 143 28,9 km Dr. 5 007 222 km, Stationen 960, zusammen: L. 48 932 km, Dr. 138 453 km, Stationen 3444, Gesamtzahl der Depeschen 8 370 590. In Deutschland gab es: Reichstelegraphen (1879): L. 55 952 km, Dr. 196 353 km, Bayern (1878): L. 8094,27 km, Dr. 34141,24 km; Württemberg (1878): L. 2633,1 km, Dr. 7032,6 km, zusammen: L. 66679 km, Dr. 237 527, Stationen 9232, mit einem Gesamtverkehr von (1878) 14 415 132 Depeschen.

Handel und Industrie blühen vor allem in den rein deutschen Kronländern, den deutschen Gegenden der gemischten; darüber hinaus sind es vorzugsweise Deutsche, welche in Böhmen, Mähren, Ungarn u. s. w. die Industrie begründet haben und noch heute vertreten. Und unter diesen ist eine ganze Reihe der achtbarsten Firmen von Deutschen gegründet, welche aus Deutschland eingewandert sind.

Auf die Verhältnisse des Heeres und der Marine gehen wir nicht näher ein,

da die europäischen Verhältnisse Österreich-Ungarn dieselbe Nötigung auferlegen, wie dem Deutschen Reiche. Es sei nur bemerkt, daß der Etat für 1882 ansetzt für die Landarmee 101 591 380 Fl. (1 Fl. = 2 Mk.), die Marine 9 177 829 Fl. (wozu die Kosten für die Landesverteidigung in Österreich mit 7 686 400 Fl., in Ungarn mit 6 812 900 treten), während für ganz Deutschland der Etat für das Reichsheer von 1880 371 087 256 Mk. (darunter 28 033 931 Mk. außerord.) fordert, also 136 845 886 Mk. mehr als in Österreich-Ungarn, für die Marine 27 565 856 im Ordinarium, 8 728 800 im Extraordinarium, überhaupt 13 938 998 mehr als in Österreich-Ungarn. Bringt man die Kosten für die Gendarmerie (in Preußen allein für 1880: 8 969 490 Mk.) für ganz Deutschland in Ansaß, verbleibt dann die Kosten der Polizei für Österreich mit denen in Deutschland, so bleibt die hervorgehobene Differenz aufrecht und ist die Auslage für die Landesverteidigung außer Ansaß zu lassen.

VII. Volkswirtschaftliche Grundlagen.

Österreich-Ungarn ist ein Land, das Hilfsquellen besitzt, die einen kolossalen Nationalwohlstand ermöglichen. Die Beschaffenheit des Bodens für den Ackerbau in Ungarn, der Bukowina, Galizien, Böhmen u. s. w. wird von keiner Gegend Deutschlands übertroffen; für Viehzucht sind die meisten Gebiete ganz vorzüglich geeignet; der Holzreichtum ist in einzelnen Ländern (Galizien, Slavonien, Kroatien, Steiermark, Kärnten, Österreich, Böhmen, Mähren, Schlesien) enorm; die Lager von Braun- und Steinkohle, Eisenerz u. s. w. gestatten eine doppelt und dreifach so große Ausbeute; der Weinbau in Ungarn, Österreich u. s. w. ist der möglichsten Hebung fähig; der Obstbau ist schon jetzt sehr einträglich, kann aber auf den dreifachen Ertrag gebracht werden. Was dazu erforderlich sei, das zu untersuchen ist nicht unsere Sache, aber sowohl zur vollen Beurteilung des Früheren wie zum Verständnis des Folgenden müssen wir noch auf einzelne Punkte eingehen. Trotz des natürlichen Reichtums ist die Bevölkerung des Landes verhältnismäßig gering. Österreich-Ungarn ist 84 656 qkm größer an Flächeninhalt als Deutschland, seine Bevölkerung über 5 Mill. geringer, als die des letztern. In Österreich-Ungarn kommen 61 (in Österreich 74, Ungarn 48) Bewohner auf 1 qkm, in Deutschland überhaupt 84. Lassen wir die Alpenländer beiseite (Salzburg mit 23, Tirol mit 30, Vorarlberg mit 41, Kärnten mit 34, Krain mit 48, Steiermark mit 54), bezüglich deren sich aber ein kolossaler Unterschied zu der Schweiz zeigt, in der überhaupt 69 Bewohner auf 1 qkm kommen, so bieten die übrigen die größten Gegensätze und geben zu interessanten Bemerkungen Anlaß.

Hervorragend nur die rein deutschen Gegenden und jene, welche eine große deutsche Bevölkerung haben. Es kommen auf 1 qkm Bewohner: in Österreich u. G. (rein deutsch) 118, S. o. G. (obwohl es zum größten Teile Alpenland ist) 63, Schlesien (vorwiegend deutsch) 110, Böhmen 107, Mähren 97, Görz u. s. w. 72, Bukowina 55, Dalmatien 37, Ungarn 51, Siebenbürgen 37, Kroatien und Slavonien 50, Militärgrenze 37. Vergleicht man diese Ziffern mit Preußen,

in dem nur sehr wenige Gegenden gleich gute natürliche Verhältniſſe haben, und mit den übrigen deutschen Staaten, so zeigt sich der Abstand. Es kommen auf 1 qkm Bewohner; in ganz Preußen 78, in Rheinland 151, Schlesien 100, Westfalen 101, Sachsen 92; in Baden 104, Bayern 70, K. Sachsen 198, Württemberg 101, Hessen 122, Elsaß-Lothringen 108, Mecklenburg-Schwerin 37, Mecklenburg-Strelitz 34, Oldenburg 53, Braunschweig 95, sächs. Herzogtümer 99, die kleineren Gebiete und freien Städte übergehen wir, da sie zur Vergleichung ungeeignet sind. Eine aufmerksame Betrachtung ergiebt erstens, daß die Bevölkerung um so größer ist, je mehr die Gegend industriell ist, was für Oesterreich die Verhältniſſe in Oesterreich u. C., Böhmen, Mähren, Schlesien, für Deutschland die in Schlesien, Rheinland, Westfalen, für das übrige Deutschland K. Sachsen, Hessen, Elsaß-Lothringen, Württemberg, Braunschweig beweisen. Zweitens hängt die Größe der Bevölkerung damit zusammen, ob der Grundbesitz, insbesondere der gebundene, oder der kleine überwiegt. Gewiß ist zu große Teilung nicht wünschenswert, aber noch weniger das Überwiegen enormer fideikommissarischer, überhaupt zu großer Besitzungen. In Böhmen, Mähren, S.-Schlesien wird der Nachteil aufgehoben durch die entwickelte Industrie; das Gleiche gilt für Pr.-Schlesien, Westfalen. Mecklenburg, Ost- und Westpreußen (mit 52 und 55 Bewohnern auf 1 qkm), Pommern mit 51, Posen mit 59, Hannover mit 55 u. a. weisen ähnliche Zustände auf, wie die minder bevölkerten Länder Oesterreich-Ungarns, jedoch mit dem einen großen Unterschiede, daß letztere trotz der viel besseren Bodenbeschaffenheit verhältnismäßig bedeutend nachstehen. Wo die Industrie entwickelt ist, steht das Handwerk, der Handel u. s. w. stets gleichzeitig höher. Die Steuerkraft wird selbstredend eine wesentlich höhere, der Wert des wirklichen Vermögens höher sein. Sämtliche Ausgaben für Oesterreich-Ungarn sind für das Jahr 1880 angesetzt in runder Zahl mit 1609 Mill. Mark; die des Deutschen Reichs und aller Einzelstaaten zusammen betragen rund 1780 Mill. Mark. Hält man fest, daß die Ausgaben für das Heer und die Marine in Deutschland allein über 180 Mill. mehr betragen, daß Oesterreich-Ungarn unendlich weniger Verwaltungskosten hat, als die 26 deutschen Staaten, so wird man finden, daß es die kolossale Staatsschuld und die Finanzwirtschaft ist, welche die traurigen Finanzverhältniſſe erklären.

VIII. Schule und Kirche.

Volles Verständnis der innern österreichischen Zustände wird man erst erwerben, wenn man die Umwälzung auf dem Gebiete der Schule und der Kirche seit 1850 und die durch verschiedene Gründe bewirkte Parteibildung kennt, weil dies nötig ist um zu beurteilen, welchen Halt die einzelnen Parteien haben, welche Aussichten in die Zukunft sich darbieten.

Raum gibt es einen größeren Gegensatz als den, welcher sich von 1849 bis 1855 einerseits auf dem Gebiete des Unterrichts, andererseits auf dem des Kultus vollzog; und auch auf letzterem zeigt sich ein solcher: Freiheit auf dem Gebiete des Unterrichts, Reaktion auf dem des katholischen Kultus, Freiheit für andere Kulte. Von 1861 an zeigen sich nicht minder eigentümliche Gegensätze. Der

ruhige Beobachter wird finden, daß die ganze innere österreichische Politik ein Schwanken enthält, das nur dem verständlich werden dürfte, der Personen und Zustände aus langjähriger eigener Erfahrung kennt. Vom 28. Juli 1849 bis Herbst 1860 war Minister des Kultus und Unterrichts Graf Leo Thun. Merkwürdige Wandlungen hatte dieser Mann durchgemacht; an ihnen läßt sich die ganze Unklarheit seines Standpunktes, aber auch ein gutes Stück Österreichtums erkennen. Bis in das Jahr 1848 gehörte er der Linken an, welche in Opposition zu dem Regimente stand. Ein persönlich nach jeder Hinsicht durch und durch achtbarer Mann, Deutscher von Vater und Mutter, gebildet auf einem Gymnasium zu Dresden hatte er sich die Kenntnis der tschechischen Sprache aus Liebhaberei angeeignet und gehörte zu jenen Deutschen, deren es stets gab, welche sich vorzugsweise der „unterdrückten Nationen“ annehmen. In Wort und Schrift plaidierte er für die Rechte der „böhmischen Nation“. Das Jahr 1848 führte ihn auf die freiheitliche Bahn und zum Anschluß an den Grafen Stadion, diesen bedeutenden Mann, dessen früher Tod ein Unglück für Österreich wurde. Von ihm im April 1848 zum Präsidenten des böhmischen Guberniums gemacht, fand er im Prager Aufstande, wo er, der Landeschef, am 12. Juni gefangen genommen und mit dem Tode bedroht, freilich bald wieder frei gegeben wurde, sofort Gelegenheit die Ziele der Tschechen zu erkennen. Er legte sein Amt nieder und war fortan grundsätzlich kein Beförderer derselben. Felix Fürst Schwarzenberg, dieser geniale und rücksichtslose Absolutist, machte ihn am 28. Juli 1849 zum Minister für Kultus und Unterricht; Schwarzenberg äußerte sich einer nahestehenden Person darüber: „Er werde sich wuudern über Thuns Erneuerung; derselbe habe freilich liberale Auwandlungen, sei etwas unklar, aber ein ehrlicher Mann, den man schon in die rechte Bahn lenken werde.“ So wurde Thun Minister und nahm teil an dem die Verfassung vom 4. März 1849 beseitigenden Patente vom 31. Dezember 1851, stimmte durch Unterschrift oder mindestens stillschweigend durch Verbleiben in einem Amte, dessen Niederlegung dem unabhängigen Manne jeden Augenblick freistand, wenn eine Maßregel gegen seine Überzeugung ging, allen reaktionären Gesetzen der Ministerien Schwarzenberg, Buol-Schauenstein, Bach bei, bis er sich mit dem Oktoberpatente des Jahres 1860 zurückzog. Sofort stellte er sich auf die Seite der feudal-ultramontan-nationalen Partei, wurde mit seinem Schwager Heinrich Clam-Martiniß, der keinen Anstand genommen unter Bach ein hohes Provinzialamt zu verwalten, deren Führer im neu gegründeten Herrenhause und im böhmischen Landtage, Hauptbegründer und intellektueller Leiter des diese Partei vertretenden Organs „Vaterland“, Mitschöpfer und hervorragendes Mitglied der „katholischen Vereine“, vertrat als Berichterstatter der Mehrheit des böhmischen Landtags von 1865—1866 die famosen Beschlüsse und hatte gleichen Anteil an allen Akten der Tschechen. Diese Thatsachen sind notwendig zur richtigen Beurteilung, sie ändern nichts an dem Urteile über die Leistungen des Mannes. Und dies muß man objektiv dahin abgeben: Graf Thun hat für den Unterricht mehr Verdienste als irgend ein Minister vor ihm und einer seiner bisherigen Nachfolger, er hat das Unterrichtswesen in Österreich, namentlich die

Gymnasien und Universitäten auf die Höhe moderner Bildung erhoben, das Unterrichtswesen dem Staate zurückgewonnen; wenn seit 1855 einiger Rückschritt auf dem Gebiete des Volksschulwesens eintrat, trug er nicht die Schuld daran und konnte bleiben, weil die Forderungen des Konfordsats in der Praxis wenig geändert haben; die seit 1861 auf dem höheren Unterrichtsgebiete gemachten Neuerungen sind zum teil sehr zweifelhafter Natur, zum teil Verschlechterungen. Selbstverständlich können wir nicht in eine Detaildarstellung eingehen, das ist nicht unsere Sache; wir werden zeigen, was geleistet wurde. Auf dem Gebiete des Kultus hatte Thun gebundene Hände, die besten Absichten, er hat auch dort viel Gutes geschaffen und — das darf man sagen — die Rechte des Staats in der Praxis nicht vergeben. Betrachten wir beide Gebiete, indem wir den Leser bitten, sich den Zustand vor 1848, wie wir ihn schilderten, vor Augen zu halten.

Thun begann mit einer totalen Reform der Universitäten, welche bis dahin als Abrüstungsanstalten für die Prüfungen erschienen und dem Einflusse der deutschen Wissenschaft entzogen, dem Auslande verschlossen waren. Ein Erlaß vom 30. Sept. 1849 gab den Universitäten die noch heute bestehende Einrichtung, welche den deutschen angepaßt ist, jedoch in das leitende Professorenkolleg jeder Fakultät auf je 2 ordentliche Professoren einen außerordentlichen, dazu 2 Vertreter der Privatdozenten beruft. Was seit 1870 geändert ist, betrifft Nebendinge; die Universitäten wurden direkt dem Ministerium unterstellt, das zweifelhafte Institut der Kuratoren ist Oesterreich nicht bekannt; die sämtlichen Korrespondenzen gehen durch den Rektor unter Konvert behufs Beförderung an den Landeschef, die Landesbehörde hat nur in Geldangelegenheiten (Bauten, Rechnungswesen u. s. w.) mitzureden. Volle Lehr- und Berufsfreiheit wurde eingeführt; obligatorische Kollegien und strenge Prüfungen sind kein Nachteil, sondern Dinge, welche man bekanntlich vielfach von seiten deutscher Universitäten gefordert hat; die Zulassung zu den Studien ist wesentlich wie in Deutschland, die Prüfungen der Juristen, Mediziner u. s. w. sind bald ausschließlich, bald wesentlich den Fachleuten überlassen, für die Juristen dreifache und viel strenger als in Preußen. Theologen und Juristen müssen 4, Philosophen 3, Mediziner 5 Jahre studiert haben, um zur Doktorprüfung bezw. den Staatsprüfungen zugelassen zu werden. Die Disziplin über die Studenten und alle Dozenten hat der Senat, der nächste Berufungsinstanz für Entscheidungen der Dekane und Kollegien ist; derselbe stellt die Beamten an oder schlägt sie vor. Für die Ordinarien wurde ein Minimalgehalt (später bedeutend erhöht) bestimmt, das dreimal von je 10 Jahren (später alle 5 Jahre) um eine bestimmte Summe stieg; höheres bei Berufungen oder durch besondere kais. Verfügung war nicht ausgeschlossen, wohl aber, daß verdiente Männer, wenn sie sich nicht melden, bis in ihr hohes Alter ein erbärmliches beziehen. Kollegienelder wurden eingeführt. Ein weiteres Detail ist überflüssig, um den Ausspruch zu motivieren, daß viele deutsche, insbesondere preussische Universitäten ein Recht haben, mit Reid auf Oesterreich hinzublicken.

Einrichtungen allein nützen nichts ohne die geeigneten Personen. Thun wandte sofort seinen Blick auf Deutschland, begann, kaum ins Amt eingetreten,

Gelehrte zu berufen für die philosophischen und juristischen Fakultäten, vereinzelt für die medizinischen, welche im ganzen hoch standen; für die theologischen stand ihm kein Weg offen. Eine stattliche Reihe von Männern ging nach Oesterreich. In Oesterreich geblieben bezw. gestorben sind die Historiker, Philologen, Philosophen Aschbach, Jul. Ficker, Grauert, Grysar, Höfler, Bippart, Kelle, Linter, Leonhardi, Hoffmann, Jülg, Sichel, Stumpf, Weiß, die Juristen bezw. Nationalökonomien Arndts, Chambon, Demelius, Esmarck, Maassen, Mischler, Mon, Sandhaas, Phillips, H. Siegel, Lor. Stein, Teves, die Mediziner, bezw. Naturforscher Brücke, Stein u. a. Eine lange Reihe ist wieder fortgegangen: von Philosophen u. s. w. Ahrens, Bonitz, Couze, G. Curtius, Schleicher, Ludw. Lange, Bahlen, Weinhold; von Naturhistorikern u. s. w. K. Ludwig, D. Schmidt, Zirkel; von Juristen: Brinz, Schulte, Schwanert. Wir haben nur jene aufgeführt, die unsere Notizen bieten. Sind auch seit Thuns Abgange manche berufen, z. B. Benndorf, Hirschfeld, Billroth, Henke, Hering, Limmemann, Merkel, Krüger, Znama-Eternegg u. s. w., so ist das weder in gleicher Zahl geschehen, und einfach Folge des Systems; auch haben die berufenen sich teilweise bald wieder entfernt: Ihering, Merkel, Krüger, Woltmann, Reifferscheid. Was seit Menschengedenken nicht vorkam, ist eingetreten, die Berufung auch von geborenen Oesterreichern, die nicht Mediziner sind, an deutsche Universitäten, z. B. Brunner, Scherer, W. Förster, A. Geyer u. a. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß von den genannten zweiundvierzig unter Thun angestellten „Ausländern“ neunzehn Protestanten waren, ein Beweis, daß Thun nicht auf die Konfession sah.

Gleich durchschlagend war die Reform des Gymnasial- und Realschulwesens. Dieselben wurden durchaus auf denselben Standpunkt gebracht wie in Preußen, die Ablegung der Maturitätsprüfung für alle Universitätsstudierende als Regel verlangt, Lehramtskandidaten-Prüfungen eingeführt, vorgeschrieben, daß ohne deren Ablegung keiner ein Amt erhalten solle; auch die zahlreichen Ordensgymnasien wurden der staatlichen Aufsicht und dem gleichen Lehrplane unterworfen. Wenn es Jahre lang nicht zur vollen Durchführung dieser Bestimmungen kam, lag die Schuld nicht bei der Regierung, sie konnte die befähigten Lehrer nicht aus dem Boden stampfen und mußte, wollte sie die Anstalten nicht schließen, die ungeprüften belassen, bis Erfas möglich war. Für diese Anstalten wie für die Volksschulen wurden staatliche Inspektoren, „Schulräte“, ernannt. Vor dem Konkordat war die Leitung der Volksschule in die Hände des Staates gekommen. Selbst bezüglich der theologischen Lehranstalten wurde manche Besserung geschaffen. Seit dem Jahre 1867 ist bezüglich der Volksschule vieles geändert, prinzipiell der Standpunkt des Konkordats beseitigt worden; in der Ausführung ist jedoch der Einfluß des Klerus im ganzen geblieben und es kann nicht grade als ein Glück bezeichnet werden, daß die Landesgesetzgebung weitgehende Befugnisse übt. — Als Unterrichtssprache wurde die deutsche festgehalten, nur einzelne Gymnasien in Böhmen u. s. w. durften sich der böhmischen, polnischen u. s. w. auf Grund besonderer Bestimmung bedienen. Solange Thun Minister war, hat an der Prager Universität ein Privatdozent an der juristischen Fakultät, ein Professor an der

medizinischen (neben der deutschen Vorlesung), zwei Professoren und ein Privatdozent an der philosophischen (außer dem Fachprofessor für slavische Sprache), czechisch allein oder neben dem Deutschen vorgetragen. Der Minister Schmerling war es, der sofort mit der echt deutschen Vertrauensseligkeit, daß die Czechen dankbar für diese Konzession auf seine politischen Ideen eingehen würden, drei czechische Professuren an der juristischen Fakultät errichtete, wovon eine einem Advokaten übertragen wurde, der seit 1849 Privatdozent gewesen und stets des Prinzips halber Czechisch gelesen hatte; er hat solche auch an der philosophischen und medizinischen errichtet.

War so auf dem Unterrichtsgebiete eine Freiheit eingetreten, welche mit dem alten Oesterreich brechend daselbe auf die Höhe moderner Bildung zu heben geeignet war, so daß österreichische Bischöfe z. B. Kardinal Rauscher und Kardinal Schwarzenberg mir persönlich gegenüber, letzterer mit dem Gegensatze des Jesuiten auf kirchlichem — den Grafen Thun auf diesem Gebiete den „Freimaurern“ und „Rationalisten“ beizugesellen beliebten, so trat unter ihm eine Reaktion auf kirchlichem Gebiete ein, welche ihm das Prädikat „erzultramontan“ eingetragen hat. Verfolgen wir die Thatfachen. Thun hat das Konkordat vom 18. August 1855 nicht geschlossen, daran sehr geringen Anteil. Dasselbe ist durchaus das Werk des mit unbeschränkter Vollmacht vom Kaiser versehenen Erzbischofs von Wien, spätern Kard. Rauscher, der es mit dem römischen Bevollmächtigten ausgearbeitet hat. Die Thätigkeit von Thun wie des Justizministers Kraus beschränkte sich wesentlich darauf, diejenigen Gesichtspunkte geltend zu machen, welche der Staat festhalten zu müssen glaubte. Wir nehmen keinen Anstand, unsere offene Überzeugung auszusprechen, daß Thun, ein persönlich gläubiger Katholik, gleich so manchen katholischen Männern ehrlich annahm, daß die Hierarchie bestrebt sein werde, ein Kirchensystem zu handhaben, welches den vernünftigen Zeitforderungen Rechnung trüge. Uns liegt es fern, auf die innerkirchliche Entwicklung einzugehen, wir halten uns an die Folgen. Mit dem Konkordate war das Kirchentum auf den Stand vor der Kaiserin Maria Theresia zurückversetzt, der Klerus der Willkür der Bischöfe überantwortet, die ganze Bildung desselben in deren Hand gelegt, die Einführung von Orden aller Art ermöglicht, die Dressur des künftigen Klerus im jesuitischen Sinne in Knabenseminarien u. s. w. angebahnt; was aber das schlimmste war, ist die Nichtgeltendmachung der wirklichen staatlichen Rechte in einer Periode, wo man glaubte, dem absoluten Herrn nur durch unbedingtes Festhalten an dem dienen zu können, was man als seine Meinung ansah. Es herrschte eben der römisch-kirchliche Geist. Nichts geschah, um die materielle Lage des Klerus zu bessern. Was seit 1870 in diesem Sinne geschehen ist, war zu wenig; die Aufhebung des Konkordats und die Kirchengesetze von 1874 haben nichts gebessert, da sie alles in administratives Gutdünken setzen und die Erfahrung gelehrt hat, daß dieses sich nach der höchsten Anschauung richtet. Der Papst hat wohlweislich diese letzteren Gesetze auch nicht koudemniert; die konfessionellen Gesetze und das über die Herstellung des bürgerlichen Eherechts von 1868 sind zwar von Pius IX.

verdammt worden, politisch ohne Einfluß, weil die Notzivilcasse mit ihrer Voraussetzung, der Erklärung der Konfessionslosigkeit, ein sozial so prekäres Ding ist, daß sicher noch nicht viele Duzende von Fällen vorgekommen sind. Der Klerus, bis 1855 josephinisch, wurde ultramontan aus verschiedenen, aber leicht erkennbaren Gründen. Der polnische, czechische und sonstige slavische war stets national gewesen und hatte z. B. in Böhmen thatsächlich allein die czechische Sprache gerettet. Als nun die Bischöfe sich der nationalen Bewegung angeschlossen, der Adel, von dem er wegen der Patronatsverhältnisse abhing, zum großen Theile, fand er in dem Festhalten an seiner Tendenz ohnehin das beste Fortkommen. Der Deutsche, abhängig vom Bischöfe, ohne Schutz und Hilfe, mußte die herrschende Ansicht stillschweigend hinnehmen, der Nachwuchs wurde ultramontan erzogen. Als dann die neue Aera kam (1861), beging der Liberalismus den großen Fehler, Kirche und Ultramontanismus zu verwechseln, in seinen Blättern und auf der Tribüne loszuziehen gegen alles, was kirchlich war. Der Klerus wurde von den Jesuiten u. s. w. in Missionen bearbeitet; je krasser, desto besser fand er sein Fortkommen. So wandte er sich ab von der liberalen Sache, hielt zu den Bischöfen und dem Feudaladel und ist in seiner großen Masse ultramontan geworden. Bischöfe, Adel, Klerus sind die Träger der reaktionären Strömung.



Die drei Eisheiligen.

von

Paul Reiss.

Es wird erzählt (verbürgen kann ich's nicht), der alte Fritz habe mit seinem Hofgärtner räsonniert, als im Anfange eines wahrhaft „wunderschönen Monat Mai“ die Orangerie von Sanssouci noch immer den dunklen Wintergarten hüten mußte, statt im herrlichen Sonnenschein zu prangen und zu duften. „Ja, Majestät, die drei katholischen Heiligen sind noch nicht vorbei und bringen gewöhnlich Frost,“ so entschuldigte sich der angefahrene Hofgärtner. „Gehe Er mir mit Seinen katholischen Heiligen und schaffe Er die Bäume ins Freie.“ Da ein Teil der Orangerie erfror, so hatten die Eisheiligen auch den großen Monarchen in Respekt versetzt. Es finden nämlich gegen Mitte Mai in Norddeutschland fast durchgängig sogenannte Kälterückfälle statt; nach mehreren schönen Tagen des Maianfanges, wo die Wärme manchmal an 20° R. steigt, tritt vermittelt oder unvermittelt gegen Mitte Mai oft starke Kälte mit hellen Frostnächten und Tagesneefchauern ein, die manchmal stark verwüstend wirken, wenn die Bäume eben in der Blüthe stehen oder die Pflanzen junge Knospen tragen. In Norddeutschland werden vom Landvolke die Tage des 11., 12. und 13. Mai für die schlimmsten angesehen und daher die Kalenderheiligen dieser Tage Mamertus, Pancratius und Servatius für die Mißethäter gehalten und

Eisheilige oder Gestrenge Herren gescholten; in Thüringen gehört noch Bonifazius, der Patron des 14. Mai hinzu. Die meisten Abhandlungen sagen, in Süddeutschland sei um diese Zeit die Blüte schon vorbei, weshalb die drei Eismänner, wie sie dort hießen, weniger Schaden anrichten könnten. Das ist Illusion; denn das Hauptprodukt Süddeutschlands, der Wein, wird durch diese Maifröste sehr empfindlich geschädigt; z. B. im Jahre 1873 sind die schönsten und berechtigtesten Hoffnungen auf reichen Weinertrag durch Kälterückfälle total zerstört worden und seitdem noch einigemal.

Vor solch einem „Reis in der Frühlingsnacht“ senken die jungen, zarten Rebschößlinge ihre Zweige und Blättchen und fallen nach einigen Tagen schwarz vom Rebstock ab. Das geschieht jedoch nicht nur vor Mitte Mai, sondern auch noch später und früher; erst vom 25. Mai an hält man die Rebe für frostsicher; denn:

Urban (25. Mai) bringt keinen Frost mehr her,
Der dem Weinstock gefährlich war.

Für noch gefährlicher als die Maifröste hält man die Apriltrückfälle, von denen ein besonders boshafter vom 23. bis 25. April auftritt, wie die Bauernregel sagt:

St. Georg (23. April) und Marks (25. April)
Bringen oft viel Arg's.

Der Gedanke, daß diese Fröste die allerschädlichsten sind, weil sie die eben hervorgebrochenen Schößlinge treffen, hat sich ebenfalls in einer Regel verkörpert:

Sind die Reben um Georgi noch blutt und blind,
So soll sich freuen Mann, Weib und Kind.

Sind hier nicht Beweise genug, daß die Kälterückfälle auch in Süddeutschland sehr schädlich wirken?

Einer der ältesten und stärksten scheint der von 1289 zu sein, von dem die Württembergische Chronik berichtet:

„Es war ein so warmer Winter, daß nicht ein einziger Schnee vermerkt wurde; um Weihnachten grünten die Bäume, im Hornung hatte man zeitige Erdbeeren; im April wurden blühende Trauben gefunden, aber zu Anfang des Maies ist wider alles Verhoffen erst ein Schnee gefallen und so kalt worden, daß die Weinberge, hohe und niedere, samt dem Obst erfroren. Weil es aber so früh war, haben die Weingärten wieder ausgeschlagen und Wein gegeben.“

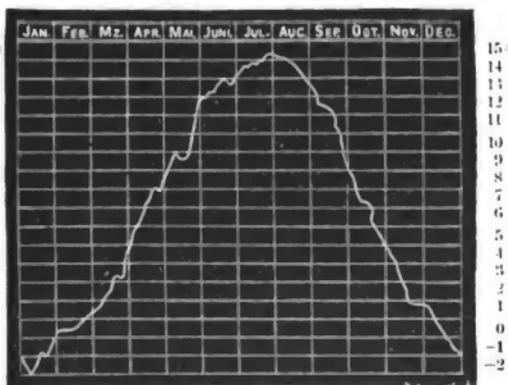


Fig. 1.

Am deutlichsten springen die Rückfälle ins Auge, wenn man (Fig. 1) die Kurve des jährlichen mittleren Temperaturverlaufs betrachtet, die man dem Altmeister Dove verdankt. Ende April, Mitte Mai und Mitte Juni zeigt die ansteigende Hälfte der Kurve nach unten gehende Einbiegungen, Kälterückfälle, — Mitte Oktober und Ende November sind in der absteigenden Hälfte Einbiegungen nach oben, Wärmerückfälle, im Volke Altweibersommer genannt. Die größte Rückbiegung ist allerdings die von Mitte Mai; sie ist nicht allein die tiefste, zeigt also den stärksten Rückfall an, sondern auch die breiteste, erstreckt sich noch über das mittlere Drittel des Monats, wodurch hinreichend ausgesprochen ist, daß die Rückfälle nicht bloß vom 11. bis 14. Mai, sondern auch vom 8. bis 22. auftreten. Doves Kurve gilt direkt für Berlin, aber auch nahezu für ganz Norddeutschland; daß auch in Süddeutschland die Erscheinung auftritt, ist jedermann bekannt; außer unserer Vaterlande zeigt sie sich noch in Frankreich, wo die drei Tage „les trois saints de glace“ heißen, und von Italien meldete schon im vorigen Jahrhundert der Meteorolog Toaldo, daß der 8. und 9. Mai häufig von Reif heimgesucht seien.

Natürlich interessierte man sich allseits für die Erklärung dieser merkwürdigen Phänomene und betroffenerseits noch mehr für die Möglichkeit, dieselben mehr oder weniger unschädlich zu machen. Die kleineren Rückfälle sind so unbestimmt, daß man ihre Erklärung dem alten Spruche überlassen kann: „Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond.“ Nach längeren Wehen ruhiger Ostwinde mit ihren heiter kühlen Frühlingstagen und den dann gewöhnlich folgenden Südost-, Süd- und Südwestwinden mit ihrem weichen Lenzesäufeln muß auch endlich der nasse West, der feuchtkühle Nordwest und der trockenkalte Nord und Nordost kommen. Aber für das starke Sinken der Temperatur fast regelmäßig in engbegrenzter Zeit gegen Mitte Mai reicht jene Erklärung nicht. Die von wissenschaftlicher Seite versuchten Erklärungen sind um zwar nicht so zahlreich wie die Hageltheorien, erinnern aber doch durch ihre Zahl und ihre geringe Befriedigung an die vielen mißlungenen Erklärungen des Hagels, dies auch noch dadurch, daß sie fast schon so alt sind, wie Voltas Hageltheorie, die älteste und seltsamste von allen, während die Vorschläge zur Unschädlichmachung neuen Datums sind.

Von den Erklärungen wollen wir nur diejenigen vorbringen, welche sich längere Zeit einer gewissen Geltung erfreuen durften, zunächst die von Mädler durch das Aufthauen des russischen Wintereises, das fast jährlich zur Zeit der Mairückfälle stattfindet. Wenn der weiche warme Südwest, der die ersten schönen Maitage bringt, auf seinem Wege nach Norden bis Rußland vorgedrungen ist, so schmilzt er das Eis der russischen Flüsse und Seen. Zum Schmelzen von 1 Kilogramm Eis wird aber soviel Wärme verbraucht, daß man damit 1 Kilog. Wasser um 80° erwärmen könnte. Demnach wird die Wärme des Südweststromes verzehrt und seine Temperatur fast bis zum Gefrierpunkte abgekühlt. Natürlich wird hierdurch die russische Luft dichter, schwerer und entwickelt so ein Bestreben, in die Gegenden des geringen Luftdruckes, des wehenden Südwestes, also nach

Westeuropa umzukehren. Dort bringt sie wegen ihrer Kühle Temperaturerniedrigung hervor, die noch durch ihre Trockenheit verstärkt wird, da sie wegen des mit ihr verbundenen klaren Himmels starke Ausstrahlung bei Nacht, also Nachtfrost im Gefolge hat. Außer den zahlreichen Einwänden, die sich aus den verschiedenen Zeiten des Auftauens und der Nachtfroste ergeben, aus der Thatsache, daß auch nach Ostwinden und Windstillen die Mairückfälle eintreten u. s. w., mußte diese Theorie besonders dadurch fallen, daß nach ihr die Phänomene nur bei Ostwind eintreten könnten, während sie doch mit Nordwind verbunden sind, daß weiter als *contradictio in adjecto* die Kälte durch Wärme erklärt wird, und daß endlich das Entstehungsgebiet zu eng begrenzt ist, um eine so weitverbreitete Erscheinung zu erklären.

Großes Aufsehen erregte die Erklärung von Erman durch den Novembersternschnuppenschwärm, der bekanntlich, wenn auch nicht so vollkommen wie der Auguststrom, schon in einen Ring ausgezogen ist. Es ist gewiß sehr auffällig und verlockend, daß dieses Asteroidenphänomen genau ein halbes Jahr nach den Eisheiligen, am 11. bis 13. November stattfindet. Zur Erklärung der zahllosen Sternschnuppen, die zu dieser Zeit am Nachthimmel hinschießen, nimmt man nämlich an, daß die Erdbahn und der Asteroidenring einander schneiden und zwar an der Stelle der Erdbahn, wo unser Planet am 12. November steht. Am 12. Mai steht natürlich die Erde am entgegengesetzten Ende des Durchmesser der Erdbahn, den man durch die Stelle des 12. November sich gezogen denkt. Würde nun die Ellipse, welche der Asteroidenring beschreibt, denselben Durchmesser näher an der Sonne treffen, so würde am 12. Mai eine Stelle des Asteroidenschwarms zwischen der Erde und der Sonne sich befinden und könnte uns einen Teil der Wärmestrahlen der Sonne entziehen. Das ist Ermans Erklärung. Dazu gehört jedoch, wie sich leicht denken läßt, eine so spezielle Form und Lage der Ellipse, daß nur eine äußerst geringe Wahrscheinlichkeit für dieselbe spricht. Außerdem ist seit Ermans Erklärung die Bahn der Sternschnuppenschwärme genau bekannt geworden, und gewiß hätte es den Eifer der Astronomen ganz eigen gereizt, herauszurechnen, ob wirklich der Asteroidenring am 12. Mai zwischen Erde und Sonne durchgeht, wenn nach Gestalt und Lage der Bahn nur die geringste Aussicht dafür gewesen wäre. Endlich müßte der Kälterückfall im Mai für die ganze Erde eintreten, wenn er eine solche außerirdische oder kosmische Ursache hätte. Hier ist nun wieder der Großmeister der Meteorologie, Dove, mit seinem großartigen Material entscheidend aufgetreten. Er berechnete die mittlere Tages-temperatur für möglichst viele Orte der Erde an allen Tagen der ersten Maihälfte. So fand er z. B. für Berlin aus 140 jährigen Beobachtungen, daß die mittlere Tagestemperatur vom 9. bis zum 12. Mai um mehr als einen Grad abnimmt und dann bis zum 15. wieder um mehr als einen Grad zunimmt. Eine ähnliche Abnahme fand er für ganz Deutschland, eine schwächere noch für Paris, London und das westliche Rußland, während für den Ural und Nordamerika die Abnahme völlig verschwindet. Dieses eng begrenzte Gebiet der Erscheinung der Mairfroste läßt die Möglichkeit einer kosmischen Ursache nicht zu.

Dove selbst sieht nun in den Maifrösten ein Phänomen des Wechsels, wie er oben beschrieben wurde, verstärkt durch das Umsetzen der Polarströme und Äquatorialströme. Man muß darüber den Altmeister selber hören, der in seiner unvergleichlich bilderreichen Sprache an andere große Männer erinnert, die sich bei Veröffentlichung ihrer Akten als klassische Schriftsteller entpuppten. Am Schlusse seiner Abhandlung sagt er: „Diese Ergebnisse schließen jede der Erde äußere periodisch wiederkehrende Ursache aus; die besprochenen Erscheinungen erläutern sich naturgemäß aus den Bewegungen der Atmosphäre, die, wie sie im ganzen die Temperaturextreme auszugleichen suchen, so auch einen lokal hervortretenden großen Wärme-Unterschied auf sein richtiges Maß zurückzuführen streben. Es sind Schwankungen um einen Zustand des Gleichgewichtes, von denen wir vorzugsweise nur die eine Seite beachten, da nach dem langen Winter der Frühling uns nie früh genug erwacht, und wir bei den ersten lauen Vorboten desselben meinen, daß die Kraft des Winters bereits vollständig gebrochen. Die gestrengen Herren sind die letzten leidigen Triumphe der Reaktion des sich überlebt habenden Winters in dem fröhlich und unaufhaltsam sich entwickelnden Leben der Vegetation.“ Die ausgleichenden Bewegungen der Atmosphäre, die der Meister hierbei meint, sind die Passatwinde, der Äquatorialstrom oder Südwestwind, und der Polarstrom oder Nordostwind, die überhaupt in ihrem gegenseitigen Verdrängen und abwechselnden Wehen die Grundlage der Doveschen Meteorologie bilden. Wenn in Nordamerika der Polarstrom weht, so hat das benachbarte Europa den Äquatorialstrom und umgekehrt. Nun herrscht im Winter der Polarstrom in Nordamerika vor und in Europa der Äquatorialstrom, während im Sommer in Amerika Südwinde vorwalten, die allerdings von der neueren Meteorologie als eine Art von Südost- und Südwestmonsun aufgefaßt werden. Nach Dove wird also in Nordamerika anfangs Sommer der kalte Polarstrom durch den Südwind verdrängt und schlägt deshalb europäische Bahnen ein, auf denen er durch seine Nordfälle die Maifröste veranlaßt. Deshalb nennt Dove die Eisnämmer „geborene Amerikaner“. Die neuere Meteorologie aber verwirft die Geltung der Polar- und Äquatorialströme für die gemäßigten Zone und erklärt die Wetterphänomene derselben durch den Wechsel der Cyclonen und Anticyclonen, der im Grunde nur ein Wechsel des Luftdrucks ist. Wie wäre es auch möglich, daß die am Äquator aufgestiegene erhitzte Luft, welche unzweifelhaft als oberer Passat in der heißen Zone weht, mit ihren Eigenschaften Wärme und Feuchtigkeit unverändert bis in unsere Gegenden Tausende von Meilen weit vordringe? Nein, jener obere Passat verliert in seiner bedeutenden Höhe durch deren Kälte seine Wärme und Feuchtigkeit und müßte durch Herabsinken noch trockener werden; also kann unser feuchtwarmer Westwind unmöglich ein herabgekommener Äquatorialstrom sein; er ist einfach eine Folge der im Norden vorbeiziehenden Minima des Luftdrucks, und die Nordostwinde sind eine Folge der Maxima des Luftdrucks, sie sind Anticyclonen. Und auf diese Verschiedenheit des Luftdrucks müssen auch die Maifröste zurückgeführt werden.

Die Geschichte der Wissenschaft giebt uns zahlreiche Beispiele, daß in dazu

gereifter Zeit neue Gedanken gleichzeitig in verschiedenen Köpfen entstehen, also das Resultat einer vom Willen unabhängigen, unbewußten Entwicklung sind, ja sogar große Entdeckungen und Erfindungen werden oft gleichzeitig gemacht. So wurde das dynamo-elektrische Prinzip, die Grundlage der ganzen Elektrotechnik, fast gleichzeitig von Siemens in Berlin und Wheatstone in London entdeckt, obwohl unserem deutschen Landsmann eine damals unbekannte Priorität von mehreren Monaten nicht bestritten werden kann. Die neue Influenzelektrifiziermaschine ohne Reibung wurde fast gleichzeitig von Holz in Berlin und Töpfer in Riga erfunden, ebenso die zwei ersten Großbetriebmaschinen der Elektrotechnik, die Ringmaschine von Gramme in Paris und die Trommelmaschine durch von Hefner-Alteneck in Berlin. In ähnlicher Weise fanden in jüngster Zeit zwei Forscher fast gleichzeitig die richtige Erklärung der Maifröste, Dr. Aßmann in Magdeburg und Professor v. Bezold in München, ersterer durch das Studium der durchschnittlichen Luftdruckverteilung über Europa während der ersten Maihälfte, letzterer durch Betrachtung der Wärmeüberschußverteilung; also auf verschiedenen Wegen sind beide zu demselben Resultat gelangt.

Obwohl heutzutage, wo in manchen festländischen und in den meisten englischen und amerikanischen Zeitun-

gen die täglichen Iso-

barenarten veröffentlicht werden, der Begriff der Isobaren als bekannt vorausgesetzt werden kann, so möge doch kurz angedeutet sein, daß man unter Isobaren Linien versteht, die auf einer Landkarte durch die Orte gleichen Luftdrucks, gleichen Barometerstandes gezogen sind. Fig. 2 stellt eine solche Karte vor, in der die Isobaren als dicke weiße Kurven erscheinen. Die Stelle, wo der tiefste Luftdruck herrscht, hier bei Memel und mit „Tief“ bezeichnet, heißt das Minimum des Barometerstandes. Aus demselben hat man sofort ein Urteil über die Richtung und Stärke der Winde; denn der Wind ist ein Luftstrom, der in leicht erklärlicher Weise von einem Orte höheren Luftdrucks nach einer Gegend niederen Luftdrucks fließt. Nach einem Minimum des Barometers strömt folglich die Luft von allen Seiten, wird dabei durch die Drehung



Fig. 2.

der Erde nach rechts abgelenkt und bildet so die wirbelförmigen Luftströme, die sogenannten Cyclonen. Auf den Isobarenkarten erscheinen dieselben als ringförmige Linien, die das Minimum schließen; so stellt Fig. 2 die Sturmkarte vom 27. Juli 1883 vor. Wenn ein New-Yorker Kaufmann ein Schiff in Cuba segelfertig liegen hat und beim Frühstück in seiner Zeitung diese Ringe sieht, telegraphiert er sofort nach Cuba, das Schiff solle bis zu fernerer Nachricht im Hafen bleiben. Hieraus mag man ersehen, zu welchen praktischen Anwendungen die neuere Meteorologie gelangt ist, worin uns freilich die Nordamerikaner bedeutend vorgeschritten sind, da dort die Isobarenkarten dreimal täglich an öffentlichen Plätzen angeschlagen werden. Freilich entsteht nur dann ein Sturm, wenn die Isobaren dicht zusammengebrängt sind und ihre Luftdruckzahlen sich stark unterscheiden.



Fig. 3.

im Nordwesten Englands und am weißen Meere, und auch zwischen den zwei Maximis herrscht ein verhältnismäßig hoher Luftdruck. Folglich strömt während der ganzen Zeit die Luft vom ganzen äußersten Norden nach Südosten und Süden, und dieser Nordwind führt uns die kalte, trockene Luft zu, welche die Temperaturerniedrigung und den hellen Nachthimmel erzeugt, der durch die starke Ausstrahlung in sternentklarer Nacht die Mairfröste im Gefolge hat.

Zu gleichem Resultate gelangte Bezold durch seine vergleichende Betrachtung der Wärmeüberschuß-Verteilung, für welche Dove den Namen Isfanomalen eingeführt hat. Bekanntlich ist Europa in klimatischer Beziehung von der Natur ganz überwiegend begünstigt. Während New-York und Philadelphia so südlich

Wendutagegen Maxima und Minima oder auch die Isobaren weit auseinander liegen, so entsteht nur Wind, der vom Maximum zum Minimum fließt. Ahmann hat nun die Isobarenkarten der Maitage angefertigt; aus denselben sieht man, daß in der ganzen kritischen Zeit im Südosten Europas ein niederer Luftdruck, eine Depression herrscht, deren Minimum etwa in Ungarn liegt; außerdem sind im Norden zwei Maxima, anfangs

liegen wie Rom und Neapel, haben sie ein Klima, das etwa mit dem von Stockholm und Kopenhagen verglichen werden kann. Europa hat durch den Golfstrom und das Vorherrschende der Südwestwinde eine viel höhere Mitteltemperatur, als seiner geographischen Breite gebührt, seine Temperatur ist anomal. Die Anomalie beträgt eine ziemliche Anzahl von Graden. Verbindet man die Orte gleicher Anomalie auf einer Landkarte, so erhält man die Isanomalien. Bezold hat nun die Isanomalienkarte (Fig. 3) von Europa für die fraglichen Tage konstruiert. Aus derselben erfieht man, daß im Südosten Europas die Anomalie am allergrößten ist, durchschnittlich 6° beträgt, in Ungarn sogar auf 7° steigt, während sie in dem ganzen übrigen Europa bedeutend geringer ist.

Diese Betrachtungsweise Bezolds rückt uns dem Verständnisse viel näher. Wie die Sonne im Frühling vom Äquator nach Norden steigt, so rückt auch die Erwärmung der gemäßigten Zone allmählich von Süden nach Norden vor. Da nun das Wasser sich viel langsamer erwärmt als das Land, so sind alle meerumflossenen Länder wie Spanien, Italien, Frankreich, England, Griechenland, Türkei u. s. w. um diese Zeit weniger warm als die Gegend, die am meisten kontinental, am weitesten vom Meere entfernt ist. Dies trifft für die ungarische Tiefebene am meisten zu, die wegen der ebenen und teilweise sandigen oder haldeartigen Oberfläche rascher einer starken Erhitzung fähig ist als Gebirgsländer. Die starke Erhitzung hat eine Auflockerung der Luft zur Folge, wodurch dort das von Ahmann aufgefundene Minimum entsteht. Die starke Kälte aber, die zur selben Zeit noch im Norden steht, verdichtet die Luft und erzeugt den hohen Barometerstand, womit der vorwiegende Nordwind zu dieser Zeit und seine abkühlende Wirkung erklärt ist. Weil aber durch die stark wehenden Nordwinde das ganze europäische Festland in wenigen Tagen ebenso kühl ist als das Meer, so hören die barometrischen Unterschiede bald auf, Windstille mit heiterem Himmel tritt ein, dessen Gefolge durch die wachsende Sonnenkraft eine gleichmäßig verbreitete allgemeine Erwärmung ist, so daß die ganze Erscheinung nur wenige Tage dauert. Über die Vorschläge, die Schäden der Nachtfrost zu vermeiden oder wenigstens zu vermindern, soll uns der zweite Abschnitt Aufschluß bringen. (Schluß folgt).



Konstitutionalismus und Parlamentarismus.*)

Von

Julius Fröbel.

I.

Mit bezug auf die Verfassung des deutschen Reiches sind Parlamentarismus und Konstitutionalismus als zwei verschiedene politische Systeme einander entgegengestellt worden und hat man dem Reiche das konstitutionelle Regierungs-

*) Anmerkung der Redaktion. Wir teilen nicht in allen Punkten die Ansichten des Ver-

System im Gegensatz zum parlamentarischen zugesprochen. Bezeichnet dieses Urtheil den Standpunkt einer Partei, welche den Bestrebungen einer anderen Widerstand zu leisten sucht, so verlohnt sich's aus praktischen Gründen der Mühe, den Sinn der damit aufgeworfenen theoretischen Frage klar zu stellen und die Gründe einer Entscheidung zum öffentlichen Bewußtsein zu bringen.

Konstitutionalismus — Parlamentarismus? — — „Ich hasse alle Ismen“ — hat ein amerikanischer Politiker gesagt, und man möchte dem Manne schon aus Gründen des guten Geschmacks rechtgeben. Doch haben die Ismen noch einen anderen Fehler als den des schwerfälligen Wortes doktrinärer Abstraktion: — sie geben den durch sie bezeichneten Lebensrichtungen eine diesen oft nicht zukommende prinzipielle Bedeutung, und in der Politik ist das vom Übel. Ein Prinzip ist hier der Grundgedanke eines Systemes bestehender oder erstrebter Staatseinrichtungen, — ist die Fahne einer Partei, und die Prinziptreue der kategorische Imperativ der Parteimoral. Falsche, oder auch nur falsch verstandene Prinzipien müssen also unvermeidlich in der Politik großes Unheil stiften. Monarchismus, Republikanismus, Absolutismus, Liberalismus, Radikalismus, Opportunismus, Individualismus, Sozialismus, — — jede dieser und anderer ähnlichen Bezeichnungen will ein Prinzip geltend machen; aber der Gedanke, welchem mit scheinbarem Rechte der Rang eines solchen zugesprochen wird, ist beherrscht von den historischen Bedingungen thatsächlicher Entwicklungsgänge, — schwimmt, statt den theoretischen Untergrund für sichere Gestaltungen zu bilden, im Flusse des Lebens selbst mit dahin, und aus seinem unsicheren und verworrenen Inhalte müssen unklare, wenn nicht falsche Gegensätze der Parteipolitik hervorgehen. Man darf, um dies an einem vielfagenden Beispiele nachzuweisen, nur den Gegensatz von Monarchismus und Republikanismus etwas genauer ins Auge fassen, was zugleich zur Beleuchtung des Hauptgegenstandes dieser Erörterung beitragen wird. Was also ist das monarchische, was das republikanische Prinzip? —

Natürlich — wird man sagen — verlangt das monarchische ein einköpfiges Staatsoberhaupt. Das lehrt schon das Wort. — Aber die große transatlantische Republik — um ein Musterbeispiel zu geben — hat auch ein solches, während alte und neue Vorkommnisse von Zueiherrschaft oder Dreiherrschaft dem monarchischen Prinzip untergeordnet worden sind. Auf die wörtliche Bezeichnung kann es also nicht ankommen:

Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,

Ich muß es anders übersehen, —

und man wird bereit sein zu erklären, das Prinzip der Monarchie sei die Erblichkeit, das der Republik die Wahl des Staatsoberhauptes, gleichviel ob einköpfig oder mehrköpfig. Aber römische und deutsche Kaiser wurden gewählt, und die beiden Kaiserreiche gelten in der Geschichte als Monarchien, — ja die Entstehung des römischen wird ausdrücklich als Untergang der Republik bezeichnet; wogegen die Geschichte der Republiken von einem Erbstatthalter zu berichten hat. Man

fassers dieses Artikels. Es ist wohl eine Verbesserung, nicht aber eine Beseitigung des parlamentarischen Systems zu wünschen.

könnte darauf die Bemerkung machen, daß in der Monarchie das Oberhaupt den Staat, in der republikanischen Erbstatthaltertschaft dagegen der Staat sein Oberhaupt erbe. Nur scheint das zu beweisen, daß konstitutionelle Monarchien, in denen doch ohne Zweifel nicht dem Fürsten der Staat, sondern dem Staate der Fürst gehört, in Wahrheit Republiken sind, wogegen die echte und rechte Monarchie nur die legitimistische wäre. Aber die Anhänger der konstitutionellen Monarchie wollen so wenig Republikaner wie Legitimisten sein. Der Legitimismus, auf der anderen Seite, hat es, trotz seinem *l'état c'est moi*, nicht bis zur vollständigen Auflösung des Staatsrechtes in fürstliches Privatrecht bringen können, kraft dessen der Herrscher nicht etwa nur die Herrschaft, sondern den Staat mit Land und Leuten als Eigentum erben würde. Das brächte allerdings der Absolutismus zu stande, wenn er überhaupt mit dem Rechte — und auch die Erblichkeit ist ja ein Rechtsverhältnis — etwas zu thun hätte. Sein Prinzip ist die Usurpation, und der Usurpator ist kein legitimer Herrscher. Wäre aber der Usurpator im Besitze thatsächlicher Gewalt der allein dem monarchischen Prinzipie entsprechende Herrscher, dann wäre die Republik unter einem Diktator eine Monarchie, was, wenn der Fall eintritt, der Diktator selbst nicht zugeben wird. Endlich kann auch in dem Maße der dem Oberhaupte des Staates zu Gebote stehenden Autorität und Macht der Unterschied nicht gefunden werden. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist in seinen Regierungshandlungen von manchen wesentlichen Beschränkungen frei, welche der Parlamentarismus unseren konstitutionellen Fürsten auferlegt. Fast scheint es hiernach, als müsse man, statt nach einem prinzipiellen Gegensatz zu suchen, vielmehr sagen, die beste Republik sei eine Monarchie, die beste Monarchie in Wahrheit eine Republik.

Aus diesem Beispiele, an dessen Stelle ein anderes hätte gewählt werden können, erhellt, daß in der Erzeugung politischer Zustände ein leitender Gedanke, mehr oder minder klar oder unklar, zwar wirksam sein mag, daß aber historisch gegebene Lebensbedingungen entscheidend sind und der prinzipiellen Bezeichnung wenig mehr als die Bedeutung einer Phrase lassen. Das wird sich im folgenden bestätigen, wo die Berufung deutscher Parlamentaristen auf das englische Regierungssystem zu beurteilen sein wird.

II.

Konstitutionalismus und Parlamentarismus also, was haben sie zu bedeuten und besteht zwischen ihnen als zwei verschiedenen politischen Systemen ein prinzipieller Gegensatz?

Zunächst steht der Konstitutionalismus dem Absolutismus gegenüber, und jedermann weiß, daß er im Gegensatz zu diesem entstanden ist und sich entwickelt hat. Ein Volk, in dessen Masse ein politisches Bewußtsein noch nicht lebendig oder wieder erstorben ist, läßt sich, gut oder schlecht, von einem unumschränkten Herrscher regieren; — sowie ein solches Bewußtsein in ihm entsteht oder sich neu belebt, will es mit seinen Bedürfnissen Gehör und Berücksichtigung finden und verlangt eine Staatseinrichtung, durch welche sein Einfluß auf die Maß-

nahmen der Regierung als öffentliches Recht begründet ist, — es verlangt eine Verfassung — eine „Konstitution“. — „Eine Konstitution“ war in Deutschland eine Zeitlang das Schlagwort des Liberalismus, das Schreckgespenst aller Absolutisten, der, als Hoffnung oder Befürchtung, das öffentliche Leben beherrschende Gedanke. War irgendwo in der Welt eine Unruhe: — „was wollen die Leute? — die wollen gewiß eine Konstitution!“ — konnte man damals in Deutschland fragen und antworten hören. Von der „Konstitution“ aber erwartete man eine Beschränkung der Regierung durch eine Versammlung erwählter Abgeordneter zur Mitwirkung in der Gesetzgebung und Beschaffung der erforderlichen Staatsmittel. Der Konstitutionalismus, in der That, machte überall dem bürokratischen wie dem patriarchalischen Absolutismus ein Ende, und man verstand darunter, kurz gesagt, ein Regierungssystem mit Volksvertretung.

Wodurch unterscheidet sich nun — sei es als Gegensatz, wie behauptet worden, oder als besondere Abart — das System, welches man neuerdings als Parlamentarismus bezeichnet hat? — Diese theoretische Frage ist für Deutschland praktisch geworden.

Nach oberflächlicher Anschauung des englischen Vorbildes hat man bei uns sich gewöhnt, die zur Beteiligung an den politischen Geschäften berufenen Volksvertretungen Parlamente zu nennen. Für Deutschland ist die Bezeichnung zuerst auf die Frankfurter Nationalversammlung von 1848 angewandt worden. Der jetzige deutsche Reichstag, der österreichische Reichsrat, die französischen Kammern gelten nun als Parlamente, und nur eine aus verschiedenen Quellen entsprungene Bescheidenheit oder Zurückhaltung ist es gewesen, welche abgehalten hat, auch die Kammern der kleineren und größeren Bundesstaaten in der Periode vor der Entstehung des Reichs Parlamente zu nennen, indem man auch damals schon die nationale Bedeutung der stolzen Bezeichnung gefühlt hat.

Aus den kontinentalen Parlamenten ist indessen etwas anderes geworden als ihr englisches Vorbild, nicht nur nach dessen dem strengen Begriffe entsprechendem Wesen, sondern auch nach der Art, wie im Verlaufe historischer Lebensentwicklung davon abgewichen worden ist. Der unterrichtete Politiker weiß, daß das englische Parlament nach dem seiner vollständigen und wahren Wesenheit entsprechenden Begriffe als das vollständige und ganze Organ der souveränen Gewalt aus deren drei Faktoren, der Krone, dem Oberhaus und dem Unterhaus, oder — in seine persönlichen Bestandteile aufgelöst — aus dem Staatsoberhaupt (König oder Königin), den geistlichen und weltlichen Lords und den Gemeinen besteht. Nur im Zusammenwirken dieser drei Faktoren besteht die parlamentarische Aktion. Wenn im Widerstande gegen die Übergriffe der Krone die beiden Häuser allein sich als das Parlament gefühlt und bezeichnet haben, und dadurch im gewöhnlichen Leben eine einseitige Anwendung des Wortes in Gebrauch gekommen ist, oder wenn gar mit dem Übergewichte der liberalen Klasseninteressen und dem Fortschreiten des demokratischen Geistes das Unterhaus, wie es jetzt thatsächlich der Fall ist, sich zum entscheidenden unter den drei Faktoren gemacht hat, so ist das ein Zustand, durch dessen praktische Folgen der theoretische

Sinn korrekter Grundanschauungen nicht aufgehoben wird, und nur eine Frage des vom persönlichen Charakter abhängigen Kraftverhältnisses ist es, ob nicht jeden Augenblick die beiden anderen Faktoren ihren vollen Anteil an der Schöpfung und Gestaltung des nationalen Willens wieder geltend machen. Dem richtigen englischen Begriffe entsprechend, bestände das deutsche Parlament aus Reichstag, Bundesrat und Kaiser. So aber wird bei uns die Sache nicht angesehen. Nur in seiner Entartung wird bei uns das englische Muster der Nachahmung vorgehalten und auch diese Entartung nicht nach ihrem wahren Sinne verstanden. Nach der auf dem Kontinente landläufigen Auffassung ist ein Parlament eine der Regierung und damit also dem Oberhaupt des Staates, welches die Einheit der Regierung bildet, gegenübergestellte Versammlung gewählter Volksvertreter. Macht ein solches Parlament der Regierung Opposition, so gilt diese einer außer ihm stehenden Macht, welche bekämpft wird, während in England die Opposition ein Konflikt innerhalb der parlamentarischen Aktion selbst ist, an welcher die Krone teilnimmt. Dem kontinentalen Parlamentarismus ist das unverständlich. Auch ein von der Volkswahl unabhängiges Oberhaus sogar ist diesem eine neben dem wahren Parlamente stehende politische Pseudomorphose, eine den Gang einer richtigen volkstümlichen Politik hemmende Mißbildung, ein Ding, welches eigentlich nicht sein sollte. Der überwiegende Einfluß, welchen auch in England das Unterhaus allmählich erworben hat, ändert nichts an dem wesentlichen Charakter des englischen Systems. Der Unterschied zwischen dieser und der kontinentalen Vorstellung bleibt immer ein für das ganze politische Leben entscheidender. Das englische Parlament ist das Organ der Nationalsoveränität — die kontinentalen Parlamente wollen Organe der Volksoveränität sein. — Sein oder werden, — und diese besondere Richtung ist es, was wir als Parlamentarismus bezeichnen. Das englische Regierungssystem — kann man sagen — ist parlamentarisch, aber nicht parlamentaristisch; womit nicht verkannt werden soll, daß auch im englischen Volke parlamentaristische Grundsätze und Gelüste sich geltend gemacht haben und nicht unwirksam an der Zerstörung des alten Systems arbeiten.

III.

Soweit scheint der Parlamentarismus nicht einen Gegensatz zum Konstitutionalismus, sondern nur eine Art desselben darzustellen. Indem aber dieser Art eine Verirrung des politischen Lebens zu Grunde liegt, stehen beide im Gegensatz von Irrtum und Wahrheit. Ist ganz im allgemeinen der Konstitutionalismus die Forderung parlamentarischer Regierung, so muß man den Parlamentarismus seine Karikatur nennen. Dieses Urteil fordert eine Begründung.

Auf halbem Wege seiner Entwicklung — einem Standpunkte, auf welchem er, als liberales System, sich noch — sei es wie in England mit der Monarchie, sei es wie heute in Frankreich mit der „autoritären“ Republik verträgt, beschränkt der Parlamentarismus sich wesentlich darauf, es als eine Grundforderung des konstitutionellen Systems aufzustellen, daß das Staatsoberhaupt gebunden sei

die Minister aus der jemaligen Mehrheit der Volksvertretung zu wählen, sie also zu entlassen und durch andere, der veränderten Parteistellung entsprechende Persönlichkeiten zu ersetzen, sobald in einer wichtigen Frage der Politik, die der parlamentarische Sprachgebrauch als „Kabinettsfrage“ bezeichnet, das Ministerium in der Minderheit bleibt. Die bedeutendsten Persönlichkeiten der jemaligen parlamentarischen Majorität sollen regieren, — so lautet kurz gesagt, der Grundsatz des liberalen, aber damit auch unfertigen Parlamentarismus, welcher sich darauf beschränkt, zu verlangen, daß das monarchische oder republikanisch-konstitutionelle Staatsoberhaupt, dem weiter nichts als die Rolle eines Figuranten übrig bleibt, sich danach richte. Der Parlamentarismus auf dieser Stufe seiner Ausbildung läßt noch ein Staatsoberhaupt gelten, aber er beschränkt dessen Funktion darauf, gut zu heißen, was sich in den parlamentarischen Versammlungen ohne sein Zutun entschieden hat. Er läßt das Staatsoberhaupt noch gelten, aber er läßt dasselbe nicht mehr regieren. Aus der parlamentarischen Regierung ist Parlamentsregierung geworden, und es kann sich in der weiteren Entwicklung des parlamentaristischen Gedankens nur noch um die Demokratisierung des Parlamentes handeln, durch welche dieses zum Organ der Volksregierung gemacht werden soll.

Eosern es sich bei dem Ministerwechsel als Folge parlamentarischer Abstimmung bei Willenlosigkeit des Staatsoberhauptes um nicht mehr als eine Gewohnheit des politischen Lebens handelt, kann der kontinentale Parlamentarismus sich auf das englische Vorbild berufen. Aber diese Gewohnheit ist in dem parlamentarischen Musterlande keine staatsrechtliche Einrichtung, welche, wie das auf dem Kontinente zuweilen verstanden worden ist, dem Träger der britischen Krone eine Pflicht auferlegte. „Nach der alten Verfassung kann der König seine Minister wählen und entlassen wie er will, gleichviel ob sie das Vertrauen des Parlamentes haben, und das Parlament soll sie für Rechtsverletzungen strafen, gleichviel ob sie das Vertrauen des Königs haben“ — so spricht sich ein Deutscher, aber ein sehr gründlicher Kenner der englischen Staatsverfassung aus, und englische Politiker, die man freilich bei ihrer Unabhängigkeit von den Parteien als politische Sonderlinge bezeichnen mag, — wir dürfen nur David Urquhart nennen, — haben die Königin an dieses ihr Recht erinnert und ihr zu Gemüte geführt, daß sie sich in der Wahl ihrer Minister nicht durch einen Gebrauch, über welchen nur zwei rivalisierende Parteien sich verständigt haben, sondern durch die wahren Interessen der Nation bestimmen lasse, welchen keinesweges immer mit der Rivalität der Parteien gedient ist. Denn in Wahrheit ist der englische Ministerwechsel als Folge parlamentarischer Mehrheitsgestaltungen nach seinem Ursprunge nichts anderes, als der in Gebrauch gekommene *modus vivendi* zweier im Ganzen gleichstarken Parteien im Wettkampfe um die politische Macht unter dem Patronate der aus Machtlosigkeit unparteiischen Krone, deren Inhaber dem Sieger in diesem politischen Turniere den konventionellen Preis zuerteilt. Im Sinne dieser Gepflogenheit haben die Times allerdings ganz recht zu sagen: „die parlamentarische Regierung ist gleichbedeutend mit Parteiregierung“,

und hinzuzufügen, daß in Deutschland keine solche Regierung möglich sei, weil hier „keine großen, einflußgebietenden Parteien mit klarem Programme“ da seien, — und dieses Urtheil ist in Deutschland beachtet worden. Nur hat man davon einen verkehrten Gebrauch zu machen versucht, indem man es als Mahnung zu einer dem englischen entsprechenden Ausbildung unseres Parteiwesens hat verwerten wollen. Wenn in Deutschland zwei solche das politische Leben beherrschende Parteien vorhanden wären — denkbar wäre z. B. ein alle anderen Interessen sich unterordnender Gegensatz von Unitariern und Föderalisten, — würden sie für das politische Leben der deutschen Nation eine ganz andere Bedeutung haben als die Whigs und Tories für das der englischen.

Was bedeuten in Wahrheit diese alten englischen Parteien, deren Abwechslung in der Regierung, trotz neueren Neben- oder Zwischenbildungen, doch immer noch den Grundton der englischen Regierungsgeschichte bildet, — was ist das „klare Programm“ einer jeden, — wodurch unterscheiden sie sich? —

Auf die letzte Fassung der Frage fühlt man sich unwiderstehlich getrieben, mit einem Paradoxon zu antworten: — sie unterscheiden sich dadurch, daß sie beide das nämliche Programm haben, welches in nichts anderem als der beiderseitigen Absicht besteht, durch Benutzung jeder Schwäche der Gegenpartei auf dem Wege einer parlamentarischen Abstimmung als Mehrheit an die Regierung zu kommen. Dabei mögen allgemeine politische Grundsätze oder grundsätzliche Fragen der praktischen Politik, der inneren oder der äußeren, zu Hilfe genommen werden; diese Hilfsmittel haben aber doch nur die Bedeutung verschiedener Waffengattungen, deren zwei militärische Gegner sich zu bedienen gewohnt sind. In den Grundsätzen und Maßregeln liegt nicht der Zweck, sondern das Mittel des englischen Parteikampfes, und mit den Mitteln wechselt ein praktischer Mensch nach den Umständen. So begreift sich's, wie in England eine der regierungsfähigen Parteien dazu kommen kann, eine von ihr vorher bekämpfte Maßregel sich anzueignen und durchzuführen. Sie gebraucht nur die dem Gegner entwundene Waffe, zu deren Führung dieser zu schwach war. Enthält aber doch wenigstens zeitweise das Programm der beiden englischen Parteien neben der beiderseits gleichen Absicht der Machtterringung für jede einen besonderen Apparat politischer Maximen, so tritt zwischen dem englischen und dem deutschen Parteiwesen der entschiedenste Gegensatz zu Tage. In England hat die Partei, je nach den Umständen, ihr Programm; in Deutschland hat das Programm, je nach Umständen, seine Partei. In England kann das Programm, in Deutschland können die Personen wechseln, ohne daß die Partei zu einer anderen wird.

Was aber sind hiernach die beiden großen das politische Leben Englands, wenn auch neuerdings nicht mehr ausschließlich, beherrschenden Gegnerschaften? — zwei in Nebenbuhlerschaft lebende Koterien aristokratischer Familien mit ihrem Anhang. —

Bei der Entstehung verschiedener Nebenparteien, welche außerhalb der alten Scheidung in Whigs und Tories neuerer Zeit im politischen Leben Englands

bleibend oder vorübergehend aufgetreten sind, hat allerdings ein allgemeines politisches Glaubensbekenntnis, also — mit den Times zu reden — „ein Programm“ die Menschen zusammengeführt. Beeliten, irische Home-Ruler, Chartisten — hat man, wie deutsche Parteien, fragen dürfen, nicht: wer seid ihr? — sondern: was wollt ihr? — Auch die Programme dieser Parteien zweiten Ranges sind indessen von praktischen Politikern nur als Mittel benützt worden, und der von einem englischen Staatsmanne (Chatham) ausgesprochene Grundsatz: „men not measures“, d. h. Menschen, nicht Maßregeln — bezeichnet immer den Grundzug des englischen Parteiwesens. — Seinen realistischen Grundzug; denn die Realität, auf welche sich alle menschlichen Bestrebungen zuletzt beziehen, sind doch die Menschen selbst.

Dem allem widerspricht bei uns teils der gesellschaftliche Zustand, teils die idealistische oder abstrakte Denkweise, welche immer vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreitet. Zwar wird niemand die Behauptung wagen, das deutsche Parteiwesen sei der reine Ausdruck des Widerstreites politischer Prinzipien oder der Verschiedenheit des Urteils über allgemeine nationale Interessen. So abstrakt oder idealistisch ist man selbst in Deutschland nicht, und Politiker, welche auch bei uns eine Methode eingeführt sehen möchten, die ihnen mit einiger Sicherheit ein Ministerportefeuille verspräche, sind nicht unbekannt. Personen-, Klassen- und Standesinteressen greifen ein und machen den Kampf um politische Grundsätze und nationale Angelegenheiten sich dienstbar. Im großen aber haben auch die Interessen, so gut wie die Prinzipien, in Deutschland ihre Parteien, nicht, wie in England, die Parteien ihre Interessen. Es erklärt sich aus diesem Unterschiede der Zusammenhalt der englischen und die Zersplitterung der deutschen Parteien, sowie die bei uns vorhandene und den ganzen Gang der Politik bestimmende Möglichkeit, für neue Fragen neue Parteielemente zu vereinigen.

IV.

So ist wohl klar, daß, was den herrschenden Ton des politischen Lebens und die dadurch bedingten Formen betrifft, eine Berufung auf England und eine Beurteilung von englischem Standpunkte für uns nicht nur wertlos, sondern verwirrend und die natürliche Entwicklung des politischen Lebens störend sein muß.

Nicht ganz so verhält sich's, wenn auf die auch in England nicht ohne Erfolg wirkenden parlamentarischen Bestrebungen Bezug genommen wird; nur geht in diesen nicht England dem Kontinent, sondern der Kontinent England voraus. Der Parlamentarismus will das Parlament zum Werkzeuge der Volksregierung machen. Er ist eine Äußerung des demokratischen Geistes, welcher auf dem Kontinente stärker ist und sich schärfer ausspricht als in England; und nur soweit er auf halbem Wege dem liberalen Systeme dient und den Vertretern der merkantilischen und industriellen Interessen, als den Tonangebern des Liberalismus, ihren politischen Einfluß sichert, wird man sich auf seine englischen Errungenschaften berufen können. In der That hat er als liberaler Parlamentarismus es erreicht, daß, wenn auch nur thatsächlich und innerer in der Form

der abwechselnden Parteiherrschaft, also eigentlich doch nur scheinbar, im englischen Unterhause eine repräsentative Volksregierung hergestellt ist. Denn die mit den Majoritäten dieses parlamentarischen Körpers wechselnden Ministerien bilden, ob schon formell vom Staatsoberhaupte ernannt, der wirklichen Absicht gemäß eine Geschäftskommission des Unterhauses, von welchem in Wahrheit das britische Reich regiert würde, wenn nicht in vielen wichtigen Dingen die Minister dennoch nach eigenem Urtheil und Gutdünken handeln müßten und ihre Verantwortlichkeit ernsthaft zu nehmen wäre. Aber die Triebfeder und Macht der parlamentarischen Bestrebungen ist im letzten Grunde die Demokratie. Es ist der Gedanke der Volkssouveränität, welchen diese zur Geltung zu bringen sucht, und der englische Geist ist zu wenig geneigt sich Illusionen zu machen, als daß er den richtigen Gedanken der Nationalsoveränität durch die Chimäre der Volkssouveränität verdrängen lassen könnte.

Für den folgerichtigen Parlamentarismus ist es nur ein notgedrungenener Kompromiß mit historisch gegebenen und noch nicht überwundenen Zuständen und Mächten, wenn er sich einstweilen damit zufrieden giebt, daß ein Staatsoberhaupt — Fürst oder Präsident — seine Minister aus der Mehrheit der Volksvertretung wählt, welche mehr und mehr demokratisirt werden mag, aber immer, wenn auch nur in der Form und Theorie, von dem Staatsoberhaupte beschränkt ist. Wenn gesagt worden ist, der Parlamentarismus steuere auf die Republik los, so trifft dieses Urtheil neben das wahre Wesen der Sache. Der Parlamentarismus in seiner vollständigen Entwicklung kann gar kein Staatsoberhaupt brauchen, — auch kein republikanisches. Von der Verfassung der Vereinigten Staaten ist er so wenig befriedigt wie von der des britischen Reiches; eigentlich noch viel weniger, weil jene von dem Ideale einer Parlamentsregierung weiter entfernt ist als die konstitutionelle Monarchie. Zwar ist die Regierung der Vereinigten Staaten eine Parteiregierung in noch viel weiter reichendem Sinne als die englische, denn die amerikanische Partei will sich nicht nur der Regierung im engeren Sinne, sondern damit zugleich aller öffentlichen Ämter bemächtigen. Wenn aber, nach dem Urtheile der Times, Parlamentsregierung soviel heißt wie Parteiregierung, so heißt darum Parteiregierung noch nicht so viel wie Parlamentsregierung. Die außerparlamentarische Erwählung des mit dem Veto ausgerüsteten und von den Kongressmajoritäten bis auf einen gewissen Grad unabhängigen Präsidenten steht damit in entschiedenem Widerspruche. Der Regierungswechsel geht hier nicht durch eine parlamentarische Abstimmung, sondern durch eine auf das allgemeine Stimmrecht gegründete Präsidentenwahl vor sich, und dem Regierungssysteme der nordamerikanischen Republik, welche in ihrem Präsidenten immerhin ein wirkliches Staatsoberhaupt hat, steht der sich auf das suffrage universel stützende französische Imperialismus näher, als ihm das System der konstitutionellen und parlamentarischen Monarchie oder das einer Republik wie die heutige französische steht. — Statt des Veto des nordamerikanischen Präsidenten hat die Schweizer Eidgenossenschaft ein Veto des Volkes und damit eine Einrichtung, durch welche ihre Verfassung einen entschieden demokratischen

Charakter erhält. Aber abgesehen von dem Umstande, daß eine solche Verfassung wohl den Erfordernissen eines Staatswesens wie das der Schweiz, für welches die Bedingungen der Machtstellung im allgemeinen Staatenysteme zurüdtreten, nicht aber denen eines Reiches entsprechen kann, welches sich nicht in dieser bequemen Lage befindet, ist die Eidgenossenschaft weder auf dem Wege des Parlamentarismus zu ihrer heutigen Verfassung gelangt, noch kann diese eine parlamentaristische genannt werden. Weder die große Republik der Vereinigten Staaten noch die kleine der Schweiz kann demnach als Belag für die Behauptung angeführt werden, daß der Parlamentarismus zur Republik führe, von den übrigen dormalen in der Welt bestehenden Republiken nicht zu reden. Es handelt sich in der Beurteilung des Parlamentarismus um etwas anderes als den Gegensatz von Republik und Monarchie. Und zwar um etwas Tieferes. —

Ein Politiker der Vereinigten Staaten, welcher als Republikaner vom Verdachte einer Vorliebe für fürstliche Machtvollkommenheit nicht berührt wird, hat in einem auch in der deutschen Presse mehrfach besprochenen Urtheile den Fehler des europäischen Parlamentarismus darin finden zu können geglaubt, daß die gesetzgebende Gewalt in das Gebiet der vollziehenden eingreife und diese sich zu unterwerfen suche. Dieses Urtheil enthält eine richtige Beobachtung, aber unrichtige Schätzung von Thatsachen des politischen Lebens europäischer Staaten, — einen Fehler, zu welchem, wie es scheint, Herr White sich durch die herkömmliche Lehre von der Trennung der drei Staatsgewalten hat verleiten lassen. Weder sind die als Parlamente bezeichneten Volksvertretungen, in der Idee wie in der Wirklichkeit, die ganze gesetzgebende Gewalt, noch ist die Regierung, in der Idee wie in der Wirklichkeit, eine bloße Vollziehungsbehörde, — auch nicht in den Vereinigten Staaten. Die theoretische Sonderung der drei Staatsgewalten gehört freilich zu den Bedingungen klarer Begriffe von der Natur des Staates; in der Praxis des politischen Lebens aber lassen sich ihre Funktionen nicht mit der Schärfe des Gedankens an verschiedene Organe des Staatslebens verteilen. Auch im Organismus der Tiere und Pflanzen — der Vergleich wird müssen gestattet sein — hat vielfach ein Organ verschiedene Funktionen zu verrichten, ohne daß deren Bedeutung für den Lebensprozeß dadurch vermischt wird. Auch nicht um den Gegensatz von Legislative und Exekutive also, handelt es sich in der Beurteilung des parlamentaristischen Systems. Es ist das Verhältnis von Volk und Regierung, auf das es dabei ankommt — gleichviel ob in der Monarchie oder der Republik.

V.

Worin besteht nun aber der Fehler dieses Systems? — Darin, daß der Gedanke der Volksregierung, als leitender Gedanke desselben, einen Widerspruch enthält, — im praktischen Verstande eine Unmöglichkeit, deren Ausführung man sich selbst überlassen könnte, wenn Unmögliches zu wollen nicht der Ausgang zu weiteren Berirrungen wäre.

Ein französischer Minister hat unlängst in einer öffentlichen Rede die Bemerkung gemacht, daß eine Republik doch auch immer Regierung bedürfe, und

auf demokratischer Seite hat, wie es schien, diese „autoritäre“ Äußerung wenig Beifall gefunden. „Ce qu'on est convenu d'appeler le gouvernement“ — hat ziemlich verächtlich sich eine französische Zeitung ausgedrückt. Aber mit vollem Grund sagt man „Volk und Regierung“, oder auch — das freilich nur in der Monarchie — „Fürst und Volk“, und drückt damit einen in der Natur jeder souverän organisierten Gesellschaft, also des Staates in jeder seiner Formen, begründeten und darum unvermeidlichen Gegensatz aus, welcher in der Einheit der Nation seine Lösung findet. In der Nation sind Volk und Regierung, sind auch Fürst und Volk vereint; und so wesentlich und notwendig gehört zur Nation die Regierung mit dem Staatsoberhaupte an ihrer Spitze, daß es ohne Regierung überhaupt keine Nation giebt. Zum Volke dagegen kann die Regierung nicht gehören, gleichviel welchen Ursprunges sie sein mag. Auch wenn ein Volk sich seine Regierung selbst giebt, treten die damit an die Spitze der Nation gestellten Personen dem Volke gegenüber. Volkstümlich wird eine Regierung nicht immer sein können, zuweilen nicht sein dürfen, — national aber soll sie sein, muß sie sein, sofern überhaupt das Staatswesen sich bis zum Nationalbewußtsein entwickelt hat, — ein Fortschritt, mit welchem auch das Volk erst zu seiner politischen Bedeutung kommt und aufhört eine beherrschte Menschenherde zu sein, — wie z. B. damit im türkischen Reiche der Anfang gemacht ist, seit in dem Rassenmische desselben der Gedanke einer „osmanischen Nation“ lebendig geworden ist. Auch ein Fremder, welcher, sei es durch Wahl oder durch Eroberung, Oberhaupt eines Staates wird, gehört zu der Nation, deren politischer Organismus dieser Staat ist, — zum Volke dieses Staates gehört er nicht und kann er nicht gehören. So ist der König von Griechenland ein Grieche, so gehört er der griechischen Nation an; zum griechischen Volke kann er nicht gehören, solange er König der Griechen ist. Im Volke ist die Vielheit, in der Regierung, an deren Spitze das Staatsoberhaupt steht, die Einheit des nationalen Willens vorhanden und politisch thätig, — das ist das wahre und unabänderliche Verhältnis beider zu einander; — und da im Staate die Vielheit der Einheit untergeordnet werden muß, — eine Bewirkung, in welcher kurz gesagt, das Regieren besteht, so ist das Volk im politischen Sinne, auf welchen es hier allein ankommt, die regierte Vielheit, welche als solche unmöglich selbst regieren kann. Weder durch seine parlamentarische Beteiligung an der Hervorbringung des einheitlichen Nationalwillens und seine parlamentarische Macht über die Beachtung dieses Willens von Seiten der Organe der Regierung, noch durch den Fall, daß das Oberhaupt des Staates, einköpfig oder mehrköpfig, von ihm gewählt worden ist oder periodisch gewählt wird, kann dieses in der Natur des Staates begründete Verhältnis geändert werden. Eine Regierung zu haben, ist ja auch nicht der freie Wille des Volkes. Es muß sie haben, wie auch dieselbe entstehen und beschaffen sein mag, und der selbstgewählten Obrigkeit, nach den Gesetzen, die es selbst hat schaffen helfen, muß es gehorchen, so gut wie der, welche sich ihm gewaltthätig auf den Nacken gesetzt.

Diesen politischen Grundwahrheiten stellt der demokratische Radikalismus

den Gedanken der Volksouveränität entgegen. — Volksouveränität! — — es ist vielleicht schwer darüber etwas Neues zu sagen, vielleicht aber doch nicht unnütz dem Gedanken kurz und bündig sein Recht widerfahren zu lassen.

Die Geschichte erzählt von einer Völkerwanderung; aber den wandernden Scharen ist niemals die Ehre souveräner Nationen zuerkannt worden. Von einer Nationenwanderung hat nicht die Rede sein können, weil ein sich auf die Wandererschaft begebendes Volk aufhört eine Nation zu bilden. Die Souveränität setzt eine Regierung voraus, und eine wandernde Menschenschar, welche ihren Wohnsitz aufgegeben hat, kann wohl einen Anführer haben, hat aber keine Regierung, welche ihrerseits ein bestimmtes und festes Gebiet voraussetzt, auf dem ihre Autorität gilt. Die Souveränität, kurz gesagt, entsteht mit dem Staate; im Staate aber bilden Volk und Regierung auf dem Staatsgebiete die Nation, und die Nation ist es, welcher in Wahrheit die Souveränität zukommt. Ausgeübt aber kann diese nur werden durch die Regierung als das Organ der nationalen Willenseinheit. Beschäftigt sich also die Kritik der Volksouveränität damit, etwa deren Unzweckmäßigkeit zu beweisen, so verfährt sie wie ein Lehrer der Arithmetik, welcher sich Mühe geben wollte seinen Schülern zu zeigen, daß es unzweckmäßig sei 5 für das Produkt von 2 mal 2 zu halten. Die Unzweckmäßigkeit des Unmöglichen zu beweisen, ist überflüssige Mühe. Muß aber der folgerichtige Parlamentarismus in der That sich auf den Gedanken der Volksouveränität stützen und diesen zu verwirklichen suchen, so ist klar, daß er etwas Unmögliches will.

VI.

Eben so bestimmt freilich wie diese Einsicht muß zur Anerkennung gebracht werden, daß eine vollständige Entwicklung und befriedigende Ausbildung des politischen Lebens die Mitwirkung des Volkes zur Bestimmung der Regierungsthätigkeit und zur Herstellung des dazu nötigen Machtapparates voraussetzt, welche Mitwirkung nur durch eine verfassungsmäßig dazu bestimmte Versammlung erwählter Abgeordneten des Volkes möglich ist. Denn wie auf der einen Seite von der Regierung der einheitliche Wille der Nation nicht nur nach außen in den Verhältnissen zu anderen Staaten, sondern auch nach innen im Verhältnis zur ursprünglichen Vielheit und natürlichen Uneinigkeit des Willens im Volke geltend gemacht werden muß, so kann auf der anderen Seite eben dieser einheitliche Nationalwille zu seinem vollen, den wirklichen Zuständen und wahren Bedürfnissen entsprechenden Inhalte nur dadurch gelangen, daß die im Volke lebendigen Anschauungen, Urteile und Willensrichtungen in der Erzeugung dieses Inhaltes mitwirkend sind.

Mitwirkend — aber nicht allein bestimmend, wie letzteres der Parlamentarismus verlangt, welcher durch das Parlament seine Volksregierung verwirklichen will. Ihm ist dieses nur die General-Geschäftscommission des souveränen Volkes, deren Mitglieder von Rechts wegen nur nach den bei ihrer Ernennung erhaltenen Instruktionen stimmen sollten. Das Imperativmandat gehört zum folgerichtigen Systeme des Parlamentarismus. Eigenes Urtheil brauchen nach diesem System

die Volksvertreter nicht zu haben und eigenen Willen sollen sie nicht haben. Was von ihnen verlangt wird, ist das Talent und die Geschicklichkeit, das Urtheil und den Willen ihrer Wähler zur Geltung zu bringen. Was man sodann im gemeinen Leben die Regierung zu nennen pflegt — „ce qu'on est convenu d'appeler le gouvernement“ — ist gar nur eine administrative Subkommission, von deren Mitgliedern ein eigener politischer Wille noch viel weniger gebildet werden kann, als von den unmittelbaren Mandataren des souveränen Volkes. — So der folgerichtige Parlamentarismus. — Aber nur die gänzliche Unkenntnis der Erfordernisse des politischen Lebens kann es übersehen lassen, daß nationale Interessen höchsten Ranges, und in erster Linie die der auswärtigen Politik, durch welche die innere sich so vielfach und oft entscheidend muß bestimmen lassen, nur vom Standpunkte der Regierung erkannt und beurteilt werden können. Vollkommener Abergwitz ist es daher von dieser nichts als die Leistungen einer gut arbeitenden Verwaltungsmaschine zu verlangen, — im Staatsoberhaupt aber nichts als die dekorative Spitze des Staatsgebäudes gelten lassen zu wollen, — einen politischen Lurus, dessen vergoldeten Glanz ein nicht armes Volk sich ja wohl gefallen lassen könne. — Wenn nur nicht dieser Glanz zum Schimmer eines Glühwürmes in Grase würde, indem der Parlamentarismus die Pyramide dieses Gebäudes auf die Spitze stellt.

Will man nun ein politisches System, in welchem die einem ausgebildeten politischen Leben unentbehrliche Wechselwirkung von Vielheit und Einheit des politischen Willens auf der einen Seite durch eine parlamentarische Volksvertretung, auf der anderen durch eine von einem wirklichen Staatsoberhaupt mit seinen Ministern ausgeübte Regierung verfassungsmäßig begründet ist, in nachdrücklichem Sinne Konstitutionalismus nennen, so muß man sich für diesen und mit aller Entschiedenheit gegen den Parlamentarismus erklären, in welchem der politische Unverstand das der Natur des Staates entsprechende Bild zweckmäßiger Einrichtungen zu einer Karikatur macht. — Nur wäre zu wünschen, daß mit beiden Systemen, wie mit anderen, die in der Politik ihr Unwesen treiben, überhaupt abgethan würde.



Die Bibliothek in Kairo.

Von

Ludwig Stern.

Wenn man die Hauptverkehrsader der alten Kalifenstadt, die Muskistraße, hinaufsteigend nach rechts einbiegt und eine der morgenländisch engen Quergassen verfolgt, so befindet man sich bald in einem altertümlichen Stadtteile, in dem man Europäern immer seltener begegnet. Noch ehe man die hochberühmte Moschee der Frau Zenab erreicht, fesselt in der Darb elgamäniz benannten Straße die Aufmerksamkeit ein groß angelegter Serail mit weiten Höfen und Gärten, vor

dessen Thore in den Geschäftsstunden des Tages das regste Treiben der Kommenden und Gehenden zu bemerken ist. Es ist das Ministerium des Unterrichts und der Verwaltung der Waff, welches zugleich außer andern Anstalten die nicht mehr unbekannte öffentliche Bibliothek der Stadt Kairo enthält.

Die Gründung derselben war eine in Europa mit ungeteilter Anerkennung aufgenommene Maßregel des früheren Chebiven von Ägypten Ismail-Pascha. Sie sollte nicht nur arabische, persische und türkische Hand- und Druckschriften, sondern auch wertvolle europäische Werke umfassen und ebensowohl den Christen als den Muhammedanern offen stehen. Nachdem das recht stattliche Gebäude zu dem Behufe bei dem genannten Diwan errichtet war, erschien im Frühjahr 1871 der Befehl, die vielen bis dahin bei den einzelnen Moscheen zerstreuten Handschriften in die neue mit Glasschränken und Schautischen wohl ausgestattete Bibliothek zu vereinigen. Das war umso mehr anzuerkennen, als gewissenlose Custoden die Benützung dieser Bücher, welche fromme Muslime den einzelnen Moscheen als Waff d. h. als Vermächtnis zugeschrieben hatten, in willkürlicher und eigennütziger Weise zu erschweren und so die Wissenschaft als eine mühsende Kuh zu betrachten pflegten; auch Diebstahl und Veräußerung gehörten unter solchen Umständen nicht zu den Seltenheiten. Durch die zweckmäßige Aufstellung in Darb elgamami; erhielt man erst eine Übersicht über diesen Reichthum von wertvollen, vordem fast gänzlich unbekanntem und unbeachteten Handschriften aus allen arabischen Disziplinen. Nur die arabische Universitätsbibliothek bei der Moschee Elazhar blieb daneben bestehen; sie ist vielleicht nach meiner Schätzung des handschriftlichen Katalogs derselben ebenso umfangreich wie die sämtlichen kleinen Bücherschätze bei den übrigen Moscheen zusammen genommen.

Nachdem so ein immerhin sehr ansehnlicher Grund zu einer muslimischen Bibliothek gelegt worden war, ward sie in der Folge fortwährend durch Handschriften und Drucke bereichert, wie ich dem 1873 unter dem Ministerium Hussein-Paschas, unter dem ich, auf Veranlassung des damals über das ägyptische Unterrichts-wesen gesetzten vortrefflichen Schweizer's Dor, mit der Leitung betraut wurde, und unter dem des ehrenwerten Riaz-Pascha oft genug den besten Willen zur Förderung dieser Angelegenheit wahrnehmen konnte*). Es erschien in jener Zeit ein kurzer arabischer Katalog und bald darauf ein Nachtrag zu demselben; zugleich aber wurde ein großer beschreibender Katalog der Handschriften begonnen und ein Verzeichnis der französischen und englischen Werke angefertigt. Damals gelang es auch die wertvolle ägyptologische Bibliothek, welche die in den vierziger und fünfziger Jahren in Kairo blühende Societas aegyptiaca gesammelt hatte, mit Einwilligung ihres letzten hochbetagten Mitgliedes Hekeljan-Bey aus dessen Hause der vizeköniglichen Bibliothek zu sichern. Ich hatte dieselbe aber kaum katalogisiert, als ich schon 1874 in einen meiner Neigung zusagenderen Wirkungskreis abgerufen wurde.

*) Ich habe damals in dem „Magazin für die Litteratur des Auslandes“ den ersten Bericht über die vizekönigliche Bibliothek veröffentlicht.

Nach etwa einjähriger Vakanz erhielt ich an dem jungen Arabisten Wilhelm Spitta, der mir durch Heimat und freundschaftliche Gesinnung verbunden war, einen vorzüglichen Nachfolger. Er war ganz der Mann hier erfolgreich und im Dienste der europäischen Wissenschaft zu wirken, und seine Thätigkeit ist aller Anerkennung wert gewesen. Als ich ihn vor 3 Jahren in seinem Amte aufsuchte, fand ich nicht nur die Bibliothek reich vermehrt (sie mochte nun an 20 000 arabische Bände zählen), sondern auch die Reihe der Folianten des Katalogs gar stattlich angewachsen. Wie sehr wäre der Wissenschaft und der Bibliothek die Erhaltung einer solchen Kraft zu wünschen gewesen! Aber der talentvolle Gelehrte konnte den Umschwung, der sich in den ägyptischen Verhältnissen 1882 vollzog, in seiner Stellung nicht überdauern; er ward seines Amtes enthoben und ist, seit mehreren Jahren kränkelnd, im letzten, wie noch schmerzlich in aller Erinnerung ist, der Wissenschaft, um die er sich durch die Beschreibung der arabischen Vulgärsprache hoch verdient gemacht hat, durch den Tod allzufrüh entrisen.

Nun ist vielfach die Befürchtung ausgesprochen worden, ob durch den Verlust Spittas nicht so manches Gute, welches er in der Bibliothek begonnen, möchte ins Stocken gerathen sein; ob nicht die Herausgabe des ausführlichen Katalogs, die er in Aussicht gestellt, in unberechenbare Ferne gerückt; ob nicht überhaupt der Geist deutscher Gelehrsamkeit, in dem er gewirkt, von dem Unternehmen möchte gewichen sein. Ich bedauere es sagen zu müssen, aber unberufene und eifertige Stribenten, denen der Orient durchaus fremd ist, haben des Klagens und Anklagens kein Ende gewußt, sodas die, welche einen Teil an der Sache haben, dadurch belästigt und gekränkt wurden. Ein seit 30 Jahren in Ägypten ansässiger, hochangesehener Landsmann, der bei dem vorewähnten Divän-elauf ein wichtiges Amt bekleidet und in dessen Hause Spitta ein- und auszugehen pflegte, schreibt mir mit lebhaften Bedauern „von den böswilligen Gerüchten, die in den europäischen Zeitschriften umgehen und die hauptsächlich einige deutsche Gelehrte nach Spittas Tode veranlaßt haben.“ „Ein aus einer deutschen Zeitung entnommener Artikel der St. James Gazette,“ fährt er fort, „sagte ungefähr, das Spitta die Bibliothek in einem Chaos übernommen, und nachdem er eine wunderbare Ordnung geschaffen, entlassen worden wäre; das nach seinem Abgang die Ordnung vollständig abhanden gekommen und die Bücher von den Paschas verschleudert würden.“ Solche Vorstellungen sind aber unzutreffend und fordern den Widerspruch heraus.

Von einer Unordnung, die in der Bibliothek geherrscht hätte, kann nur ein mit ihrer Einrichtung, mit der Zahl ihrer Beamten, mit der Feinlichkeit der arabischen Buchhaltung u. s. w. u. s. w. gänzlich Unbekannter reden. Spitta selbst hat des vor seiner Zeit in der Verwaltung Geschehenen in mehreren Aufsätzen mit billiger Anerkennung gedacht. Als er eintrat, lag dem mit der Umgangssprache noch nicht Vertrauten zunächst ob, die Bücher der Societas aegyptiaca den übrigen europäischen einzuordnen. Dafür bezog er einen hohen Gehalt und konnte den Vorteil seiner Stellung für seine Wissenschaft in jeder Weise nutzbar machen. Die Anstellung eines europäischen Direktors bei der Bibliothek war schon

an sich äußerst liberal; denn nur mit Wehmut konnte es mancher graubärtige Schéh ansehen, wie jene mächtigen Koranhandschriften mit ihrer bewunderten Schrift und Ornamentik durch die Berührung eines ungläubigen Bibliothekars in seinem frommen Wahne entweiht wurden. Daß die jede muslimische Brust durdziehende Gegenströmung alle Gefinnung der Toleranz endlich überflutete, konnte keinen Urteilsbefugten so sehr überraschen. Daß übrigens Spitta in jedem Falle nicht für immer in Ägypten zu bleiben gedachte, äußerte er, lange ehe die Katastrophe eintrat, gegen mich selbst an einem Nachmittage, als wir plaudernd auf der langen Sykomorenallee nach Gizeh fuhren; überdies trug er den Keim eines frühen Todes in sich.

Mein geehrter Freund fährt fort: „Die Entlassung Spittas wurde natürlich von fast allen, die jenen Fanatikern nicht angehörten, bedauert. Das einzige, was die Regierung des schwergeprüften Landes damals thun konnte, hat sie gethan: sie gab ihm eine Entschädigung von 25000 Francs und der Ehedivve einen Medjedie-Orden. Der fanatische Nachfolger Spittas ist längst gefallen; der jetzige Direktor ist freilich mit Spitta nicht zu vergleichen, aber er scheint ein ehrlicher Mensch zu sein, und das ist die Hauptsache, da ihm ja in dem gegenwärtigen Moment kaum die Gelegenheit gegeben wird, sich über den Ankauf kostbarer Handschriften auszusprechen. Schließlich werden nicht nur keine Bücher gestohlen, sondern seit Spittas Abgang sind gegen 800 Manuskripte der Bibliothek einverleibt worden.“

Noch handgreiflicher läßt sich jetzt widerlegen, was über die Unterbrechung in der Herausgabe eines ausführlichen Katalogs verbreitet worden ist. Soeben ist der erste Teil eines solchen im Druck vollendet worden. Der mir vorliegende stattliche Band umfaßt 1500 Werke, und zwar die Koranhandschriften, die Erzelese des Korans und die auf die Sunnah oder die mündlich überlieferten Sägungen des Propheten bezüglichen Bücher; er ist sehr gleichmäßig ausgearbeitet und enthält bei aller Kürze, namentlich in litterar-historischer Hinsicht, viel Tüchtiges. Als Verfasser nennt sich Hassanén Effendi, derselbe kenntnisreiche und wohlmeinende Freund, der Spitta so wohl wie mir als der bei weitem befähigteste und eifrigste Gehülfe zur Seite gestanden hat. Er verfaßte seine Arbeit in den ersten sechs Monaten des Jahres 1883 unter der Verwaltung des Muräd Muchtár und des Mustafá Bahabi. Die unter den früheren Direktoren gemachten Vorarbeiten hat er ohne Zweifel benutzt, aber ihrer aus Gründen, die vermutlich nicht in ihm liegen, in der gegenwärtigen Arbeit mit keiner Silbe gedacht; ein Vorwurf kann ihm daraus vielleicht nicht gemacht werden.

Das Buch Hassanéns, welches von einem Teile der Bibliothek in Dar elgamámiz die allen Arabisten so erwünschte nähere Auskunft giebt, ist das Erfreulichste, was man in diesen Zeiten aus Ägypten vernommen hat. Von den gegenwärtigen Zuständen entwirft mein mehr eingeführter Gewährsmann ein trauriges Bild: „Freuen Sie sich,“ schreibt er, „daß Sie das Land nicht in seinem jetzigen Zustande der Erniedrigung und des Unglücks sehen. Nur langsam erheben sich einzelne Häuser aus dem Schutthaufen Alexandriens; in den Provinzen

Mord, Todschlag und Ausplünderungen im großen; die Regierungsmaschine vollständig gelähmt und die Reformprojekte der Engländer ein großes Chaos." Sollte man da nicht an der Zukunft des Landes verzweifeln? Ein schwaches Regiment und halbe Maßregeln werden nichts bessern können; nur eine starke Hand und ein entschiedener Wille können das ins Schwanken Geratene wieder ins Gleichgewicht bringen, um das herrliche Land den Reisenden, sein unvergleichliches Klima den Leidenden und seine Altertümer und Kunstschätze den Gelehrten aller Länder zurückzugeben. Hoffen wir, daß dieses bald geschehe!



Kriegs-Aussichten für Deutschland.

Von

Generalmajor von Bonin.

Als nach dem Kriege von 1870—71 die gewaltige und sich selbst in offiziellen Handlungen dokumentierende Aufregung in Frankreich, sowie die Eifertigkeit und Liberalität, mit welcher man dort an die Reorganisation der Armee und an die Steigerung der Wehrkraft des Landes ging, die Überzeugung hervorrief, daß Frankreich nur den Zeitpunkt der Beendigung seiner militärischen Neugeburt abwarte, um für die erlittenen Niederlagen von Deutschland Rechenschaft zu fordern, da berechneten unsere Strategen, daß dieser Zeitpunkt frühestens im Jahr 1877 eintreten könne, daß wir alsdann aber sicher den Revanche-Krieg von Frankreich erwarten dürften. —

Seitdem sind 12 Jahre vergangen; das Revanche-Geschrei jenseits der Vogesen hat — wenigstens in seiner Allgemeinheit — etwas nachgelassen, und beschränkt sich auf die Expektorationen einiger besonders exaltierter Köpfe; an seine Stelle ist die Deutschen-Heße getreten, welche in vielen französischen Blättern fast eine stehende Rubrik einnimmt. Sollte man in dieser Wandlung nicht eine vielleicht noch unbewußte Erkenntnis der eigenen Ohnmacht sehen können? — Jedenfalls hat in dem angegebenen Zeitraum der Revanche-Gedanke in Frankreich an Terrain verloren, und wenn diese Erscheinung geeignet ist uns Deutschen noch fernere Jahre friedlicher Entwicklung zu verschaffen, so lohnt es wohl die Mühe nach der Ursache derselben zu forschen; denn ein etwa empfundenes Friedens-Bedürfnis allein wird kaum für ausreichend gehalten werden, die anscheinend zunehmende Resignation der Franzosen zu erklären.

Gene Ursache dürfte hauptsächlich darin liegen, daß die militärische Wiedergeburt unserer westlichen Nachbarn auch heute noch nicht fertig ist, und daß letztere die Erfahrung machen, daß wirkliche militärische Macht sich weder durch Gesetze und Dekrete, noch durch Aufstellung vieler Soldaten ohne weiteres schaffen läßt. Von den vielen Fragen, welche bei einer gründlichen militärischen Reorganisation zu erledigen sind, befinden sich in Frankreich einige noch heute in der Schwebe;

andere sind erst ganz neuerdings zu einer Erledigung gekommen, für welche der Beweis der Zweckmäßigkeit noch aussteht; noch andere endlich, welche man längst als erledigt annahm, erwiesen sich ungenügend gelöst und werden von neuem Gegenstand der Erörterung werden. —

Zu den ersteren noch nicht zum Abschluß gekommenen Fragen gehört unter anderem das Avancements-Gesetz, dessen Wichtigkeit bei uns — wo die persönlichen und die Beförderungs-Angelegenheiten der Armee von jeher nach traditionellen Grundsätzen einheitlich von dem Kriegsherrn geleitet werden — kaum vollkommen gewürdigt werden kann. Frankreich hat weder traditionelle Grundsätze, noch einen hoch über der Armee stehenden Kriegsherrn; das Schicksal seiner Offiziere hängt lediglich von den wechselnden Ansichten oft wechselnder Personen ab, und nicht selten haben — namentlich in bezug auf die höheren Kommandostellen — die militärischen Eigenschaften der einzelnen neben seinen politischen Ansichten in den Hintergrund treten müssen. Wenn man bedenkt, daß der Kriegsminister in Frankreich — der zwar in bezug auf die persönlichen Angelegenheiten der Offiziere nicht unbeschränkt, aber bei dem Mangel eines obersten Kriegsherrn naturgemäß von bedeutendem Einfluß ist — in den letzten 12 Jahren zwölf oder dreizehn Male gewechselt hat, so kann man urteilen, daß in der Armee das Verlangen nach einer gewissen Garantie gegen eine willkürliche und oft mit der Person des Kriegsministers wechselnde Behandlung, also namentlich nach einer gesetzlichen Regelung der Beförderungsgrundsätze, ein sehr lebhaftes und auch berechtigtes ist. — Mehrere Entwürfe für ein Avancementsgesetz sind in den letzten Jahren zur Erörterung gekommen; keiner derselben ist aber bei den weit auseinandergehenden Ansichten der beteiligten gesetzgeberischen Kreise und bei dem Mangel einer allgemein anerkannten Autorität zum Beschluß gelangt. —

Ähnlich verhält es sich mit der Organisation der Freiwilligen-Kompagnien, welche den Abschluß für die neu eingeführte militärische Jugend-Erziehung bilden sollen. Bekanntlich sind in den öffentlichen Schulen Frankreichs seit zwei Jahren Schüler-Bataillone errichtet, welche unter militärischer Aufsicht eine soldatische Ausbildung als Vorbereitung für den Dienst in der Armee erhalten sollen. Ähnliches ist wiederholt auch bei uns angeregt worden, hat aber stets den Widerspruch kompetenter Sachmänner gefunden, welche es für bedenklich erachteten dem Ernst des Militärdienstes eine Vorstufe voranzuschicken, in der der Charakter der Spielerei unvermeidlich, und die daher geeignet ist bei den Beteiligten eine unrichtige Idee von ihrem künftigen Berufe zu erwecken. Wie sich die Sache in Frankreich bewähren wird, bleibt abzuwarten; man hat schon dort erkannt, daß von dem Dienst in den Schülerbataillonen zu dem wirklichen Militärdienst eine Übergangs-Stufe wünschenswert sei, und beabsichtigt zu dem Zwecke in den einzelnen Lokal-Distrikten die Formation von Freiwilligen Kompagnien, welche — militärisch organisiert — die jungen Leute nach Absolvierung der Schulzeit bis zum Dienst-Eintritt in die Armee aufzunehmen und im Kriegsfall einen Teil der Territorial-Armee bilden sollen. Es fehlt nicht an gewichtigen Stimmen, welche eine solche Maßregel, die einer teilweisen Volksbewaffnung gleichkommt, in einem

politisch so durchwühlten Lande wie Frankreich für bedenklich halten, und wird dies auch eine Veranlassung sein, daß die Organisation bis jetzt noch nicht hat zum Abschluß gelangen können. —

Unter den Punkten, welche erst neuerdings zur Erledigung gekommen sind, ist vor allem das nach vieljährigen Verhandlungen im Jahre 1882 zur Einführung gelangte neue Administrations-Gesetz zu nennen. Es ist längst bekannt, daß unter den Ursachen des französischen Mißgeschicks 1870 die ungenügende Thätigkeit der Militär-Verwaltung und ihr mangelndes Zusammenwirken mit dem Truppen-Kommando eine Hauptrolle spielt. Diesem Übelstande soll das neue Gesetz abhelfen, indem es eine engere Verbindung zwischen Verwaltung und Kommando herbeiführt und erstere bis zu einem gewissen Grade dem letzteren unterordnet. Die mit den unsrigen in wesentlichen Punkten übereinstimmenden Grundsätze des neuen Gesetzes sind ohne Zweifel geeignet eine Besserung der bezüglichen Verhältnisse in Frankreich herbeizuführen; mit der Emanation des Gesetzes ist aber erst ein erster Schritt in dieser Richtung gethan. In einer so komplizierten Maschinerie, wie ein moderner Heeres-Organismus, genügen erlassene Vorschriften noch lange nicht für ein rasches und richtiges Funktionieren; dazu ist nötig, daß der Geist der Vorschriften allen Beteiligten in Fleisch und Blut übergegangen, und die Handhabung derselben zur Gewohnheit geworden ist. Bei Anwendung so vielfach veränderter Grundsätze, wie sie durch das neue Administrationsgesetz in Frankreich eingeführt, sind zu Anfang Reibungen der einzelnen Teile der ganzen Maschinerie unvermeidlich, und es gehört eine Reihe von Jahren dazu, bis dieselben überwunden und das Ganze auch unter schwierigen Verhältnissen regelmäßig funktioniert. —

Eine andere erst neuerdings zur Durchführung gelangte organisatorische Änderung ist die Trennung der Fuß- und der Festungs-Artillerie, welche bei uns schon nach dem Kriege 1870/71 eintrat. Bei dieser Änderung liegen die eben hervorgehobenen Schwierigkeiten nicht im gleichen Umfange vor, wie bei der komplizierteren Administration; sie können binnen Jahresfrist überwunden sein und daher kaum als ein Kriegs-Hindernis angesehen werden. —

Anders aber ist es mit der Aufstellung und Durchführung eines neuen Rekrutierungs-gesetzes, nachdem das im Jahre 1872 erlassene bezügliche Gesetz sich in vielen Beziehungen als mangelhaft und einer gründlichen Abänderung bedürftig erwiesen hat. Man hatte nach dem Kriege geglaubt nichts besseres thun zu können, als die deutschen Einrichtungen zu kopieren, mußte aber bald erkennen, daß „eines sich nicht für alle schickt.“ Wenn schon die ungewohnte allgemeine persönliche Dienstpflicht, ohne Loskauf und Stellvertretung, sehr schwer empfunden wurde, so war es doch besonders die Institution des einjährig-freiwilligen Dienstes, welche sich keine Sympathien erwerben konnte und vielfachen Anfeindungen unterlag. Man befindet sich da in einem eigentümlichen Dilemma, indem die energisch verlangte Aufhebung des einjährigen freiwilligen Dienstes, bei prinzipieller Aufrechterhaltung der allgemeinen Wehrpflicht, notwendig entweder eine Verschärfung der letzteren für die gebildeten Klassen mit sich bringen, oder zu gunsten dieser zu ändern Einrichtungen zwingen mußte, über deren Umfang und Anwendung man

sich bisher noch nicht einigen konnte. — Hierzu kam noch der Kostenpunkt. Es war von vornherein eine Verringerung der gesetzlichen aktiven Dienstzeit von 5 auf 3 Jahre in Aussicht genommen, um das Drückende der ungewohnten allgemeinen Dienstpflicht zu vermindern; die Notwendigkeit ausreichend starke Friedens-Éadres zu haben, erforderte aber alsdann die jährliche Einstellung einer größeren Anzahl von Rekruten; außerdem verursachte der Eintritt der bis jetzt sehr zahlreichen einjährigen Freiwilligen in die Verpflegung des Staates sehr erhebliche Mehrkosten. — Noch andere gewichtige Bedenken traten bei den bezüglichen Erörterungen namentlich über die beabsichtigte Verkürzung der Dienstzeit zutage. In Frankreich giebt es nicht, wie in den osteuropäischen Ländern einen besonderen Unteroffizierstand; die Unteroffiziere der französischen Armee gehören der überwiegenden Mehrzahl nach dem 3., 4. und 5. Jahrgang des Mannschaftsbestandes an und scheinen trotz mancher in den letzten Jahren gemachten Versuche zur Verbesserung ihrer Lage und ihrer Zukunfts-Aussichten im allgemeinen wenig geneigt sich durch Kapitulation zu einer längeren Dienstzeit zu verpflichten. Eine Reduktion der aktiven Dienstzeit von 5 auf 3 Jahre würde daher die Armee mit einem Schlage des größten Theiles ihrer Unteroffiziere berauben; und dies vorauszu sehende Ereigniß ist in den letzten Jahren Gegenstand sehr ernster Besorgnisse in Frankreich gewesen. — Ob es gleichzeitig Anlaß zu der neuerdings gemeldeten Zurückziehung des seitens der Regierung den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegten neuen Rekrutierungs-Gesetz-Entwurfs gegeben hat, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls wird es mit entscheidend bei der ausgesprochenen Absicht gewesen sein, das neue Rekrutierungs-Gesetz erst drei Jahre nach seiner votierung in Wirksamkeit treten zu lassen. Man will ohne Zweifel vorerst sich überzeugen, ob mit Hilfe der in den letzten Jahren getroffenen bezüglichen Maßnahmen sich ein tüchtiger Unteroffizierstand heranzubilden läßt, sodas die Reduktion der Dienstzeit auf 3 Jahre ohne Gefahr für den inneren Bestand der Armee durchgeführt werden kann. —

Das Rekrutierungs-Gesetz und die damit zusammenhängenden Veränderungen greifen so tief in den ganzen Heeres-Organismus ein, daß der Zustand der Unsicherheit, in dem sich die einschlägigen Verhältnisse zur Zeit in Frankreich befinden, allein schon den Ausspruch rechtfertigen könnte, daß die militärische Organisation bei unsern westlichen Nachbarn nicht fertig ist, — ohne daß es dazu der Heranziehung der andern oben erwähnten theils noch offenen, theils zwar erledigten aber hinsichtlich der Zweckmäßigkeit ihrer Erledigung noch nicht hinreichend bewährten Fragen bedurfte. Die einsichtsvolleren Auffäge in den französischen Militär-Journalen erkennen diese Thatsache auch ziemlich unumwunden an und sind weit davon entfernt den Zeitpunkt nahe zu glauben, wo Frankreich im stande sein würde, einen Revanche-Krieg gegen das einige und in seiner militärischen Organisation fest gegliederte Deutsche Reich zu unternehmen, um so weniger, als die Proben, welche Frankreich neuerdings für seine Kriegsfähigkeit geliefert hat, keineswegs sehr ermutigend waren. Schon die Expedition nach Tunis vor einigen Jahren zeigte dem erstaunten Europa, daß die Leistungsfähigkeit Frankreichs nach außen trotz der für die Wehrkraft aufgewandten Milliarden eine recht geringe

sei. Das Übel lag damals theils an dem Mangel an disponibeln Mannschaften, theils an den Schwächen der Verwaltung. In ersterer Beziehung wollte man nicht geschlossene Truppenkörper aus dem Mutterlande nach Afrika schicken, sondern solche aus den vierten Bataillonen der heimischen Infanterie-Regimenter neuformieren; die Friedensstärke dieser vierten Bataillone war aber äußerst gering: man hatte aus Ersparnis-Rücksichten seit Jahren nicht nur die meisten Mannschaften nach $3\frac{1}{2}$ jähriger und sogar nach 33 monatlicher Dienstzeit beurlaubt, sondern auch die Zahl der jährlich einzustellenden Rekruten verringert, sodas es große Schwierigkeiten machte die Bataillone auf eine angemessene Stärke zu bringen, und zu diesem Zwecke die betreffenden Infanterie-Regimenter in der Heimat fast aufgelöst werden mußten. Die Militär-Verwaltung bewies dabei einen großen Mangel an Umsicht; den Expeditions-Truppen fehlten bei ihrem Eintreffen in Afrika viele der dringendsten Bedürfnisse, und es verging geranne Zeit, bis sie operationsfähig waren. —

Wenn nun auch das neue Verwaltungs-Gesetz in letzterer Beziehung einige Abhilfe verspricht, so ist solche bei der neuerlichen Expedition der Franzosen nach Tonkin doch noch nicht bemerkbar gewesen. Zwar werden die mit dieser Expedition im Zusammenhang stehenden Ereignisse, entgegen den sonstigen französischen Gewohnheiten, ziemlich geheim gehalten; man kann indessen zwischen den Zeilen der in die Öffentlichkeit gelangten Mitteilungen lesen, und auch aus den für alle Vorbereitungen angewandten Zeiträumen erkennen, daß auch bei dieser Expedition nicht alles „stimmt“. Außerdem haben sich hier hinsichtlich der Disponibelmachung an Mannschaften dieselben Schwierigkeiten gezeigt, wie bei der tunesischen Unternehmung, und den Gedanken rege gemacht, für Frankreich neben der einheimischen Kriegsmacht eine besondere Colonial-Armee, oder — wie sie neuerdings bezeichnet wird — eine algierische Armee zu errichten, welche den Dienst in den Colonien zu übernehmen hätte und zu den damit zusammenhängenden kleinen kriegerischen Aktionen jederzeit bereit wäre. Dieser Gedanke ist in letzter Zeit vielfach besprochen worden; die Regierung hat auch bezüglich der Gesetz-Entwürfe der Landes-Vertretung vorgelegt; indessen sind diese neuerdings aus ökonomischen Rücksichten wieder zurückgezogen. —

Erwägt man alle diese Verhältnisse, so kann man dabei nur zu einer Bestätigung der auch in der Tagespresse vielfach ausgesprochenen Ansicht gelangen, daß — so lange verständiges Urtheil in Frankreich die Oberhand behält — an einen Revanche-Krieg gegen Deutschland fürs erste noch nicht zu denken ist. — Anders freilich urtheilen einzelne überspannte Köpfe und namentlich die teilweise chauvinistische Presse. Mit einem bewunderungswürdigen Selbstgefühl, dem man ja auch oft in unserer Presse begegnet, erachten sie sich für kompetent in militärischen Dingen zu urtheilen und wiegen sich in dem Gedanken, daß Frankreichs militärische Stellung (worunter sie Übergewicht in Europa verstehen) wieder hergestellt, und die Zeit gekommen sei, die bösen Deutschen für ihren frevelhaften Übermut zu züchtigen. Ganz sicher scheinen aber auch sie ihrer Sache nicht zu sein, dafür sprechen die gleichzeitig von ihnen eifrig betriebene und schon oben erwähnte Deutschenheße, und namentlich ihre fortdauernden Versuche Deutschland politisch zu isolieren und für sich selbst einen Verbündeten zu gewinnen. Die Tagespresse hat genugsam die französischen

Verfuche erörtert, erst Italien, dann Spanien und neuerdings Oesterreich von ihrer Verbindung mit Deutschland abziehen, ohne daß es nötig wäre hier näher darauf einzugehen; ebenso sind oft genug die französischen Bestrebungen nachgewiesen worden, die Solidarität der Interessen Rußlands und Frankreichs zu predigen und Deutschland als den gemeinsamen Feind darzustellen. Wenn es für letztere Thatsache noch eines besonderen Beweises bedürfte, so wäre derselbe in der Erbitterung zu erkennen, mit welcher ein Teil der französischen Presse gegenüber den neuen russischen Annäherungen an den von den mitteleuropäischen Staaten gegründeten Friedensbund auftritt. —

Wenn auch der alte Scherz, daß die Presse die sechste Großmacht in Europa sei, eine tiefe Wahrheit enthält, so ist die chauvinistische französische Presse doch immer nicht identisch mit der französischen Regierung, und letztere ist über die Situation augenscheinlich im klaren. Sie giebt den exaltierten und unbesonnenen Politikern durch die Unternehmungen in Madagascar, Tunis und Tonkin eine Ableitung für ihren Thatendurst und kann dies um so gefahrloser, als die einzige Macht, welche ihnen dabei hindernd in den Weg treten könnte — England — in Ägypten zur Genüge ihre militärische Ohnmacht zeigt, als daß es nötig wäre ihretwegen Besorgnisse zu hegen. Die französischen maßgebenden Kreise versäumen keine Gelegenheit ihre Friedensliebe gegenüber Deutschland auszusprechen, und es berechtigt nichts dazu, an der Aufrichtigkeit ihrer Äußerungen zu zweifeln.

Aber auch wenn innere Umwälzungen in Frankreich und in Rußland diese Situation änderten, wenn man die Möglichkeit ins Auge faßte, daß beide Staaten sich vereint gegen Deutschland wendeten, hätte letzteres in Anlehnung an den mitteleuropäischen Staatenbund nicht viel zu fürchten. Rußland wäre bei einem Kriege gegen Deutschland ohne eigenes Interesse; Ehrgeiz und Eifersucht einzelner Generale, oder die utopischen Ideen der Panславisten könnten zwar viel Unheil anrichten, aber schwerlich das russische Volk zu kriegerischem Enthusiasmus hinreißen. Die materiellen Interessen, die letzteres allein vermöchten, weisen es nach Süden und nach Südosten; dort bedarf das große Reich einer dauernden Machtstellung, deren Aufrechterhaltung notwendig mehr oder minder lähmend für eine große Aktion im Westen sein müßte. —

Deutschland kann daher mindestens für die nächsten Jahre vollkommen ruhig sein und sich ungestört seiner inneren Entwicklung hingeben. Deutschland selbst hat durch letztere noch für lange genügende Beschäftigung und Zerstreuung, und seine Führer haben in den letzten Jahren bewiesen, daß sie nicht daran denken sich durch Einmischung in fremde Händel Weitläufigkeiten zu bereiten. Seine militärische innere Entwicklung ist glücklicherweise fertig und giebt ihm eine Machtstellung, welche unruhige Nachbarn schwerlich anzutasten wagen; sein Sicherheits-Gefühl kann unter den obwaltenden Umständen um so größer sein, als die nächstliegende Quelle einer möglichen Erschütterung derselben — der französische Revanche-Gedanke — augenscheinlich an Ausdehnung abnimmt und nach weiteren Jahren, wenn bei unseren westlichen Nachbarn eine neue Generation herangewachsen ist, wohl einer ruhigen Betrachtung der Dinge Platz machen wird.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Die bewaffnete Neutralität.

Eine Entwicklungsphase des Völkerrechts in Seekriegen.

Seit den ältesten Zeiten ist das offene Meer der Schauplatz gewesen, auf dem der Egoismus und die Habgier der Völker am rücksichtslosesten zur Geltung gelangt sind. Die Völker des klassischen Altertums betrieben den Seeraub im weitesten Umfange, und auch im früheren Mittelalter befand sich die Piraterie in voller Blüte. Erst im 13. Jahrhundert entwickelten sich Beschränkungen des Raubwesens. Damals kam zuerst der Grundsatz zur Geltung, daß Privatpersonen in Friedens- und Kriegszeiten, nur auf Grund besonderer, von den territorialen Obrigkeiten ausgestellter Erlaubnißscheine, der sogenannten Mark- und Repressalienbriefe, Seeraub treiben durften. Seeräuber, welche solche Freibriefe nicht besaßen, wurden, wenn sie ergriffen wurden, aufgehängt. Das Kaperverwesen, welches durch diese sog. Mark- und Repressalien-Briefe begründet wurde, bewirkte daher eine gewisse Beschränkung des reinen Seeraubes. Der berühmte holländische Jurist Bynkerkloef sagt in seiner Schrift: *De piratica, et an barbari in Africa sint piratae*: „Vulgaris piratarum poena est capitis bonorumque supplicium, quod satis indicant omnia illa edicta (Edikte von 1662 und 1664), quae supra recensui, facta de iis, qui ob atrocitatem delicti piratarum loco habentur“.

Auch die Befugnisse der Kriegs- und Kaperschiffe hinsichtlich der Seebeute wurden seit dem 13. Jahrhundert erheblich beschränkt. Nur feindliche, nicht neutrale Schiffe nebst ihren Ladungen durften zur See erbeutet werden. Das *Consulato del Mare*, welches im 15. Jahrhundert die seerechtlichen Gewohnheiten der Mittelmeer-Völker zusammenstellte, enthält bereits den Grundsatz, daß neutrales Gut auf feindlichen Schiffen frei sein, dagegen feindliches Gut auf neutralen Schiffen dem Beuterechte unterliegen solle. Dieses Prinzip „Frei Schiff, unfrei Gut“ und „Unfrei Schiff, frei Gut“ ist namentlich von England auf die Autorität des *Consulato del Mare* hin bis zum Pariser Kongreß seiner Kriegspraxis zu Grunde gelegt worden.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts waren namentlich die Holländer und Portugiesen bestrebt ihrer in großem Umfange betriebenen Frachtschiffahrt die möglichste Unverletzlichkeit zu sichern. Sie wirkten daher mit Erfolg für die Anerkennung des Grundsatzes „frei Schiff, frei Gut“, wodurch feindliches Gut auf neutralen Schiffen für frei erklärt wurde. Um die dadurch erzielte Vergünstigung für den Frachtverkehr zu erproben, wurde in manchen damaligen Verträgen der Grundsatz „unfrei Schiff, frei Gut“ geopfert. Der Begriff der Kriegskontrebande wurde willkürlich ausgedehnt, auch die Häfen für blokiert erklärt, ohne daß sie durch eine hinreichende Streitmacht gesperrt waren. Gegen diesen Mißbrauch schlossen die beiden skandinavischen Staaten bereits 1693 eine Defensiv-Allianz.

Namentlich während des nordamerikanischen Freiheitskrieges von 1775 bis 1783, der seit der aktiven Parteinahme von Frankreich (1778) und Spanien (1779) in einen mit seltener Erbitterung geführten Seekrieg ausgeartet war, wurden dem Seehandel der Neutralen unerhörte Bedrückungen zugeführt. Dies wurde die Veranlassung, daß die Kaiserin Katharina von Rußland am 28. Februar (10. März) 1780 an die Höfe von London, Versailles und Madrid eine Deklaration über die Ansprüche erließ, welche dem neutralen Seehandel gegenüber den kriegführenden Mächten zustehen sollten. Mit der diplomatischen Geschichte dieser Deklaration beschäftigt sich unter eingehender Benennung der bezüglichen offiziellen Aktenstücke ein kürzlich von einem russischen Rechtsgelehrten, dem Dozenten an der Universität Dorpat, Karl Bergbohm herausgegebenes Buch*). Auch den Streit über den intellektuellen Urheber der Deklaration, welche unter dem Namen der bewaffneten Neutralität in der Geschichte bekannt geworden ist, und an welchem sieben Personen (teils Souveräne, teils Diplomaten beteiligt sind) sucht der Verfasser nach den ihm zu Gebote stehenden Quellen zu erledigen.

Die Deklaration besteht aus fünf Sätzen.

1. Die neutralen Schiffe sollen ungehindert von Hafen zu Hafen und die Küsten der kriegführenden Staaten entlang fahren dürfen, doch wenn der kriegführende Staat, um dessen Häfen oder Küsten es sich handelt, einer oder allen neutralen Nationen die Frachtfahrt, insofern diese zwischen den Kolonien und dem Mutterstaate nicht ausgeschlossen ist, gestattet, so ist kein Kriegsgegner nicht befugt, diese Frachtfahrt mit Verbot, Konfiskation oder anderen Nachteilen zu belegen.
2. Die den Unterthanen kriegführender Mächte gehörenden Güter mit Ausnahme der Kriegskontrebande sollen auf neutralen Schiffen frei sein.
3. Hinsichtlich der Definition der Kriegskontrebande sollen der Art. X und XI des Handelsvertrages zwischen England und Rußland von 1766 maßgebend sein. Diese Artikel zählen nur solche Gegenstände auf, welche auf unmittelbare Kriegsbedürfnisse bezug haben.
4. Ein Hafen soll nur dann für blockiert gelten, wenn infolge von Vorkehrungen der den Hafen mit hinreichend nahe herangeführten und feststationierten Schiffen attackierenden Macht die Einfahrt in denselben mit augenscheinlicher Gefahr verbunden ist.
5. Alle diese Grundsätze sollen in den Prozessen über die Legalität der Prisen zur Anwendung kommen.

Die Deklaration vom 28. Februar 1780 versetzte die englische Regierung in große Aufregung. Der englische Gesandte in St. Petersburg, Sir Harris, war durch dieselbe überrascht worden und machte jetzt die größten Anstrengungen, um die Kaiserin auf andere Wege zu bringen. England war in die üble Lage versetzt, entweder das „neue Seerecht“ anzuerkennen, und dadurch seine maritime

*) Die bewaffnete Neutralität 1780—1783. Eine Entwicklungsphase des Völkerrechts in Seekriegen von Karl Bergbohm, Dozenten an der Universität Dorpat. — Berlin. Puttkammer und Mühlbrecht. 1884.

Bräponderanz aufzugeben, oder mit Rußland und vielleicht noch mit einer Anzahl anderer, damals neutraler Seemächte zu brechen.

Sir Harris suchte namentlich die Unterstützung des einflußreichen Fürsten Potjemkin zu gewinnen, was ihm nach Angabe des Verfassers auch dadurch gelang, daß der Gesandte dem habfüchtigen Staatsmann den Betrag von 2000 000 Francs zahlte. Potjemkin erklärte, er werde dafür sorgen, daß die Wirkungen der seerechtlichen Deklaration wieder aufgehoben würden. Die Bemühungen Potjemkins scheiterten jedoch namentlich an der Eitelkeit der Kaiserin, welcher von allen Seiten als „Befreierin der Meere und Beglückerin der seefahrenden Nationen“ gehuldigt wurde. Diese Schwäche benutzte auch Friedrich der Große, welcher die Kaiserin in einem Briefe vom 23. April 1781 die „Gesetzgeberin der Meere“ nannte mit dem Hinzufügen, er wolle in den eisenischen Gefilden unter anderen Großthaten der Kaiserin Peter dem Großen auch die Befreiung des Ozeans und die Beschützung Hollands schildern. —

Die geschmeichelte Kaiserin erwiderte am 7. Mai 1781: „Nur neuen Glanz könne es der bewaffneten Neutralität verleihen, wenn unter den Namen derjenigen Fürsten, welche diese Prinzipien als gerecht und unabhängiger Staaten würdig anerkannt haben, die Welt auch den großen, heldenhaften König finde.“

Wir sind überzeugt, daß der große König nicht nur gelächelt hat, als er seinen Brief vom 23. April schrieb, sondern auch als er die Antwort vom 7. Mai las. — Wie genau aber der König die damalige Situation durchschaute, geht aus einem von dem Verfasser an anderer Stelle zitierten Briefe desselben an den Prinzen Heinrich von Preußen hervor, worin er sagt: „Den Engländern hat es in ihren Verhandlungen mit anderen Völkern stets an Kunst und Schmiegsamkeit gefehlt. Mit Hier ihren eigenen Interessen hingeben, verstehen sie nicht, anderen zu schmeicheln und wöhnen, daß sie durch Geldanbietungen alles erreichen können.“ — Diese „Geldanbietungen“ Englands sind doch wohl nicht immer ohne Erfolg geblieben; aber im vorliegenden Falle würde Sir Harris durch „Schmeichelei“ allerdings sein Ziel billiger und besser erreicht haben wie durch seine Bestechungen. Katharina hat in vertraulichen Äußerungen mehrfach die Beforgnis ausgesprochen, daß ihre Deklaration ein politischer Fehlgriß sei und dazu beitragen werde, die Macht einiger Gegner Rußlands zu stärken. Dieser Auffassung gab sie sogar in einer geheimen Unterredung mit Sir Harris am 19. Dezember 1780 Ausdruck, wo sie zwei Mal die „neutralité armée“ als „nullité armée“ bezeichnete. Die Thatfachen haben dieser Auffassung der Kaiserin sehr bald einen bestimmten Ausdruck gegeben.

Im Jahre 1781 hatten bereits die ersten Annäherungsversuche zwischen England und Preußen begonnen, und es knüpften sich daran Verhandlungen wegen einer Allianz beider Staaten mit Rußland. — Auch die Erbitterung in der Kriegführung ließ nach, und seit dem Sturz des Ministeriums Lord North im März 1782 ging man mit so schnellen Schritten dem Frieden zu, daß Katharina das Auslaufen der in ziemlich defektem Zustande zurückgekehrten Flotte für das laufende Jahr völlig inhibierte. König Gustav III. von Schweden legte in

seinem ausführlichen Memorandum vom 7. August 1782 an Katharina dar, daß ein allgemeiner Kongreß stattfinden müsse, auf dem die verbündeten Neutralen und die bisherigen Kriegführenden auch das Recht der neutralen Schifffahrt für die Zukunft festzusetzen hätten. Die Kaiserin antwortete am 7. September mit einigen allgemeinen Phrasen, aus welchen ihre Gleichgültigkeit für den Erlaß eines internationalen Gesetzbuches für die Rechte der Neutralen zur See zur Genüge hervorging. — Der Frieden wurde am 3. September 1783 zwischen England und Frankreich und Spanien, am 20. Mai 1784 zwischen England und den Niederlanden unterzeichnet. Der fünf Punkte der Deklaration vom 28. Februar 1780 geschah aber keiner Erwähnung. Der Bund der bewaffneten Neutralität löste sich überhaupt mit dem Eintritt des Friedens auf. Der Verfasser hat jedoch recht, wenn er darauf hinweist, daß die Gedanken, welche diesem Bunde zu Grunde liegen, für die Zukunft nicht ohne Bedeutung geblieben sind. — Dieser Bund wurde durch das am 14. Dezember 1800 zu St. Petersburg mit den beteiligten früheren Mächten abgeschlossene Bündnis erneuert, welches die Grundlage der zweiten bewaffneten Neutralität geworden ist. Die Rechte der Neutralen wurden dadurch, was das Blockade- und das Durchsuchungsrecht betrifft, erweitert. Die Pariser Deklaration von 1856, welcher auch England beigetreten ist, hat die Grundzüge der zweiten bewaffneten Neutralität bestätigt und auch die Kaperei abgeschafft. Seitdem ward in der politischen und wissenschaftlichen Welt lebhaft dafür gewirkt auch das Beuterecht gegen feindliches Eigentum zu beseitigen. In dem preussisch-österreichischen Kriege von 1866 hat dieser Grundsatz bekanntlich bereits praktische Geltung gefunden, und bei dem Beginn des deutsch-französischen Krieges von 1870 hatten die deutschen Mächte denselben proklamiert, wurden aber genötigt dieses Zugeständnis zurückzuziehen, weil Frankreich keine Reziprozität gewähren wollte.

Schließlich stellt der Verfasser eine gründliche Untersuchung an, wer als Urheber der ersten bewaffneten Neutralität zu betrachten sei. Er bemerkt, daß der dänische Gesandte Graf Bernstorff den Gedanken zuerst angeregt habe, demnächst aber denselben wieder ungetreu geworden sei. Die Kaiserin Katharina und deren Kanzler, Graf Panik, mußten daher allen Widerspruchs ungeachtet (außer Graf Bernstorff wird noch eine sehr gemischte Gesellschaft, nämlich Friedrich der Große, Gustav III. von Schweden, der russische Kanzler Graf Nikita Zwanowitsch, der französische Minister Graf Bergennes und schließlich der rigaische Ratsherr Johann Christoph Berens, mit der Urhebererschaft betraut) als eigentliche Urheber — angesehen werden. Auch Panik habe indes aus politischen Gründen mehrfach geschwankt. Aber er habe die Gedanken der Kaiserin schließlich jedenfalls geteilt und die Redaktion und Ausführung derselben übernommen.

Es ist schwer in diesem Labyrinth von intellektuellen Urhebern den sicher leitenden Faden zu finden, was auch der Herr Verfasser bereitwillig anerkennt.

Auch über den Geburtsort des Homer haben bekanntlich 7 griechische Städte sich gestritten, ohne daß eine definitive Lösung dieser Streitfrage bisher erfolgt wäre. In den bei diesem Gegenstand in Erwägung kommenden eristeren Fragen ist aber das Buch des Herrn Karl Bergbohm unzweifelhaft von großem geschicht-

lichen und politischen Interesse. Von besonderem Werte sind die reichen urkundlichen Mittheilungen, welche interessante Erläuterungen der politischen und diplomatischen Geschichte der damaligen Zeit liefern.

Dresden.

L. Geyner.

Geschichte.

Eine Schilderung König Gustav Adolfs von Schweden von einem Augenzeugen.

Kurz vor seinem Tode bekannte Gustav Adolf, wie Drenstierma später erzählte, „daß er nichts anderes wünsche, als daß ihn Gott bald abrufen möchte, weil er einen Krieg mit seinen evangelischen Freunden ihrer großen Untreue wegen entstehen sehe, dessen rechte Ursache die Welt nicht erraten würde.“ Es spricht sich in dieser Äußerung des Königs klares Bewußtsein aus, daß er den protestantischen Fürsten bei seinem Erscheinen in Deutschland trotz ihrer großen Bedrängnis nicht gerade erwünschter Gast gewesen und daß es sehr zweifelhafte Bundesgenossen waren, welche die Not in seine Arme geführt hatte; gerufen hatte ihn sicherlich kein souveräner Fürst — der Kurfürst Friedrich von der Pfalz und die depoffebierten Herzöge von Mecklenburg können keine Ausnahme bilden — so nahe es ihnen auch der Schwedenkönig gelegt hatte. Der einzige souveräne deutsche Fürst, der Gustav Adolf, bevor er im Herzen Deutschlands stand und durch das Übergewicht seiner Waffen Brandenburg und Sachsen zum Anschluß zwang, thatsächlich näher getreten war und bis zu seinem Tode auch in den schwersten Krisen Schwedens treuester Bundesgenosse gewesen ist, war Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel.

Die Träger der hessisch-schwedischen Unterhandlungen, die mit Unterbrechungen vom Jahre 1614 bis zum definitiven Vertrag beider Mächte zu Stralsund am 11. Nov. 1630 geführt wurden (der Vertrag zu Werben a. Elbe ist ein ganzes Jahr später und ist gewöhnlich als der erste Vertrag König Gustav Adolfs mit Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel angesehen worden) waren zwei geborene Hessen, der Sohn des Leibarztes des Landgrafen Ludwig von Hessen-Marburg, Dr. Hermann Wolf und Dietrich von Falkenberg, der durch seinen heldenmütigen Tod als Verteidiger Magdeburgs sich unsterblichen Ruhm erworben hat. Um, wie die Landgräfin Juliane, die Stiefmutter des Landgrafen Wilhelms V., einmal selbst sagt, ihrem Sohne dem Kaiser gegenüber jede Kompromittierung zu ersparen, wurden die Verhandlungen im Namen Julianes geführt; zu diesem Zwecke trat Dr. Wolf förmlich aus dem Dienste des jungen Landgrafen aus, ging bereits im Juni 1630 nach dem Haag, um den Abschluß eines Bündnisses zwischen Schweden und den Niederlanden zu beschleunigen, und als dieses wider Erwarten an dem Widerstande der Generalstaaten scheiterte, noch in demselben Sommer nach Stralsund. Da Wolf den König dort nicht antraf, so schiffte sich der Gesandte nach einer längeren Unterredung mit Falkenberg, der eben im Begriff nach Magdeburg zu gehen, die Organisation eines Volksaufstandes in Hessen gegen die ligistischen Truppen forderte,

nach Stübniß am Montag, den 17. Oktober, ein, wo der König sich damals aufhielt, laugte aber wegen widrigen Wetters erst am Donnerstag dort an. In seinen Berichten an die Landgräfin erzählt nun Wolf, daß er aufgefordert worden sei, am folgenden Tage als ein namenloser Fremder den König nach Stralsund zu begleiten. Hier in Stralsund habe ihn dann der König im Vorzimmer empfangen und „nachdem solch Vorgesmach von Leuten ganz ledig gemacht und die Thür zugethan worden,“ sei Gustav Adolf auf ihn zugetreten, habe ihm die Hand geschüttelt und dann an einer Tafel gelehnt seinen Vortrag angehört. Am Schlusse seines Berichtes kann sich Wolf nicht enthalten, eine eingehende Schilderung von der Persönlichkeit des großen Königs zu geben, die um so interessanter erscheinen muß, weil sie unparteiisch und noch nicht beeinflusst von der glorreichen späteren Siegeslaufbahn Gustav Adolfs ist.

„Endlich, gnädige Fürstin und Frau, auch gnädige Fürsten und Herrn,“) beginnt Dr. Wolf, „ob so viel ihrer Königl. Majestät Person und Wesen antrifft, ich mich meiner Wenigkeit halber billig entblöden sollte der Perfektion zu beschreiben, gleichwohl aber und weil diejenigen Tugenden, so an ihrer Majestät befunden werden, deshalb nicht zu verschweigen sind, weil sie jedem Christen bei einer so wichtigen Konsultation wie dieser Schickung halber vorstehet, sehr animieren, also kann E. F. Gnaden ich unterthänig versichern, daß alle Vollkommenheiten bei Ihrer Majestät so zusammenlaufen und konkurrieren, daß sich ein jeder, welcher mit ihrer Majestät zu reden und ihrer aufzuwarten die Gnade hat, in sie verlieben muß und an ihr einen ganz perfecten Menschen (nur daß sie zu Zeiten ein grimmiger Zorn etwas heftig ankömmt:) wie einer speculative und ethice nur ausgedacht werden kann, befindet.

Von Person sind sie groß, heroisch und stark, gleichwohl so daß sie auch gegen den dispostesten Kawallier zu travailliren nicht müde werden; die Reden fallen alle mit lachendem Munde, sittsam und, unerachtet sie kein Deutscher sind, gar pertinent. Sie haben ein solch Gedächtnis, daß wenn sie von einem Soldaten nur einmal den Namen fragen, sie ihn allezeit zu nennen wissen und können sich auch aller auch vor langer Zeit vorgelaufener Reden und Dinge eigentlich erinnern.

In ihren Entreprisen und Kommandemants sind sie so vorsichtig, daß ich von unterschiedenen, sehr vortrefflichen Kavaliers dieses gehört habe, daß so lange ihrer Majestät sie in Preußen auch zuvor gedient hätten, sie nach erequierten Anschlägen, Bataillen und Vorhaben nicht ein einziges Mal eine einzige Faulke, oder daß man es hätte verbessern können, befunden hätten.

Über dieses alles sind sie gottesfürchtig, besuchen den Gottesdienst fleißig, halten ihre preces gewiß, wann das Lager schläft, so wachen sie, und wann das Lager dann wacker ist, so ruhen sie ein wenig; sie trinken nicht, sondern sind allezeit mäßig und keusch. Sie halten über der Kriegsdisziplin und ihrer Ordnanze so streng, daß sie keines Menschen, er sei von was Qualitäten und so hoch er nur wolle, verschonen, sondern es muß sich jedweder mit seinem Deputat begnügen lassen und nicht einen Apfel darüber nehmen, welches dann von dem

*) In möglichst neuer Orthographie wiedergegeben.

Obristen Duwall, welcher zu Stralsund kommandiert, bei meiner Anwesenheit erschienen, in dem derselbige als Gouverneur sich vor andern Bürgern nur diesen Vorzug angeeignet, daß wann etwas auf dem Markte zu verkaufen gewesen ist, er es vor andern und den ersten oder Vorzugskauf um sein Geld haben wollen, darüber er in große Disgratiam gefallen und es, unerachtet seine Brüder und er sich sonst hoch verdient gemacht, mit ihm beinahe aus ist. Diese Indignation ist aber gleich wohl so temperiert gewesen, daß ich gesehen habe, als selbigen Duwalls Bruder, der Obrist Axel Marc Duwall zu Stralsund begraben ward, daß der König nichts do weniger zu Fuß in das Trauerhaus, wo der Tote stand, gegangen und nach Duwall zu Fuß der Leiche bis an das Grab gefolgt auch bei der Predigt geblieben ist."

Später kommt Wolf noch einmal auf den König zurück; „Unterdeffen muß ich bekennen, daß bei ihrer Königl. Majestät in Schweden außer wenig Geld ist, sie lassen aber doch den Soldaten die Kommissie an Brot, Schuhen und zu Zeiten Kleidern richtig geben und es halten ihre Majestät, wann die Soldaten die Unterthanen nur über die Ordre nicht beschweren, ihnen gegen diesen Mangel viel zu gut, sogar auch, wann sie bei die Knechte kommen, den Hut abziehen, sie Bruder nennen, und daß sie mangelnder Bezahlung halber sich noch was patientieren und wann sie sich mannlich hielten, guter Quartiere gewärtig sein sollten, erinnern, daß ihre Majestät sich von ihnen tuisieren („duzen“) und wann es noch gut ist „Monsieur König“ nennen lassen auch wohl dieses anhören, daß es mit dem Dickkopf oder dicken Schmerbauch Aufschneiderei wäre. Sie wissen ihnen mit Lachen und Scherz darauf auch zu begegnen, daß ich von ihnen selbst gehört habe, daß wann sie nur Brod und Schuhe haben, sie solchen tapfern und victorieusen König nicht quittieren könnten, sondern ihm dienen müßten.“

Dr. Wolfs sonstige zahlreiche Berichte lassen ihn als kalten, ruhigen Diplomaten erscheinen, um so bemerkenswerter ist es, daß auch er sich der gewinnenden Macht der Persönlichkeit Gustav Adolfs nicht hat entziehen können und den trockenen Stil seiner amtlichen Relation mit einer so begeisterten Lobrede auf den Schwedenkönig unterbricht.

Marburg.

Georg Zrner.

Kriegswissenschaft.

Die Europäer-Freiwilligen-Korps in Britisch-Indien.

Wenn schon das Mutterland England in seiner Verteidigungsfähigkeit nicht mehr allein nach der Größe seiner Marine und seines stehenden Heeres beurteilt werden darf, sondern auch die zu mehr als 200000 Mitgliedern angewachsenen Freiwilligenkorps in Berechnung gezogen werden müssen, so gilt dies in noch höherem Grade von Indien, wo die Zivilbevölkerung englischer Abkunft beiderlei Geschlechtes 75734 Personen zählt und diese mit 38453 anderen Europäern christlichen Glaubensbekenntnisses, dann einer stehenden englischen Armee von 60000 Wehrhaften einer eingeborenen Bevölkerung von 253 Millionen gegenüber-

stehen. Von der englischen Zivilbevölkerung sind 12213 als Mitglieder von Freiwilligenkorps eingezeichnet, von diesen 9421 abererzirt und der Armeereserve zugeschrieben.

Die erste Vereinigung von Europäern zu Miliz-Kompanien erfolgte 1857 während des Aufstandes der Eingebornen-Regimenter, um möglichst viele europäische Soldaten für die aufständischen Bezirke frei zu machen. Diese Kompanien leisteten vorzügliche Dienste, erfuhren aber zwei Jahre später ihre Auflösung, trotz der in England hervortretenden Bewegung für Bildung von Freiwilligenkorps. Eine Ordre vom 23. März 1861 giebt sodann den Anstoß zur Bildung der jetzt bestehenden Verbände. Die Armeeverwaltung giebt darin bekannt, daß militärischerseits Freiwilligenkorps mit Waffen, Ausrüstungen und Munition als jede Vereinigung von Europäern ausgestattet werde, welche sich verpflichtet, den jeweils für das Landheer geltenden Kriegsartikeln sich zu unterwerfen; zum Abdrillen werden Unteroffiziere der Linie abgestellt, die Bataillons-Kommandanten, Adjutanten und Zahlmeister, dann Kompaniechefs beruft der Oberst-Kommandierende aus den Reihen der Offiziere und Beamten vom Stab, dagegen steht Wahl der übrigen Offiziere und Unteroffiziere den Mannschaften zu. Die Wahl der Uniform steht ebenfalls frei, unterliegt jedoch der Bestätigung der Militärbehörde, die als Entgelt zur Ausrüstung Unbemittelter unrefundierliche Zuschüsse zuweist. Im allgemeinen besteht die Uniform aus grauem Stoffe und einem Käppi, doch herrscht in der Farbe keine Übereinstimmung. Die Abrihtung soll sich auf Marschieren, dann insbesondere auf Schießübungen erstrecken; spätere Ordres legen noch Gewicht auf Plänkeln und Gefechtsübungen. Ein Gebrauch wurde von diesen Bedingungen nur langsam gemacht; noch 1871 betrug die Gesamtausgabe im Armee-Etat für Freiwilligenkorps erst 7963 Rupies (à 2 Mk.). Die eigentliche Bewegung für das Freiwilligenwesen datiert vom russisch-türkischen Kriege. Noch niemals hatte sich die Politik des Mutterlandes eine gleich einmütige Zustimmung unter Europäern und Indiern errungen, als es dem Eintreten Englands mit seiner Macht als Weltreich für die Türkei und damit für die englischen Interessen in der Türkei zuteil wurde; der Befehl des englischen Kriegsministeriums vom 16. April 1878, eine Division anglo-indischer Truppen nach Europa überzuführen, legte auch den Grund zur Entwicklung des Freiwilligen-Institutes in Indien. Man war sich hier bewußt, daß im Ernstfalle die alten Neigungen der Bewohner des Grenzlandes Afghanistan wieder aufleben können und Rußland diese Halbnomaden zu einem Einfall in Indien aufzustacheln vermöge. Es kam anders, die englisch-indischen Truppen rückten im November desselben Jahres in Afghanistan ein, nachdem die orientalische Frage gelöst war; aber unter der nationalen Begeisterung und Opferwilligkeit reifte die Einsicht von dem hohen Werte einer Freiwilligen-Miliz von Europäern für den englischen Besitz von Indien.

Die wichtigste Maßregel in der Organisation der Freiwilligenkorps wurde die Gründung von Eisenbahn-Freiwilligen-Bataillonen. Die Eisenbahnen beschäftigen bei einer Gesamtlänge von rund 17000 km über 150000 Personen,

darunter an 8000 Europäer. In keinem andern Zweige der Verwaltung finden so viele Nicht-Engländer Verwendung und sind so viele Angestellte in niederen Stellungen; denn der Versuch in verantwortliche Posten, wie z. B. als Lokomotivführer, Indier zu verwenden, schlug aus Schlassucht und andern Mängeln fehl, die bei der westeuropäischen Rasse nicht hervortreten. Sodann ist derjenige Teil dieser Bediensteten, die nicht im Stationsdienste verwendet sind, an passenden Orten in der Mitte zwischen den Endpunkten der einzelnen Linien untergebracht; es fehlt auch in Indien nicht an Beispielen des Entstehens neuer Städte infolge der Eisenbahnen, nur bilden hier die Werkstätten der Bahnen den Kern, an den sich die gewerbtreibende Zivilbevölkerung anschließt. Die leichte Beweglichkeit der Eisenbahnkompanien legte den Nutzen des Freiwilligenkorps auch im tiefsten Frieden dar: es war im Dezember 1880, als ein Zug der Dschamalpur-Kompanie (im mittleren Gangesthale, südlich von Monghyr) thatsächlich ins Gefecht kam. Die Gegner waren die Santhals, der Anlaß die bevorstehende Volkszählung. An der Südbiegung des Ganges erhebt sich auf dem rechten Ufer ein Waldgebirge, bewohnt von Santhal und Mali, die seit Jahrtausenden ganz abgefordert von den Indiern der Ebene leben und an ihrer Zivilisation keinen Anteil nahmen. Die fortschreitende Übervölkerung der Ebene wurde die Ursache des Eindringens der Hindus in die Santhal-Reservationen; die angeordnete Zählung wurde als eine Maßregel aufgefaßt, um das freie Gebiet der Santhal einer eben so großen Anzahl Hindus zu eröffnen, als in der Ebene wohnen. Wegen Mangels einer Schriftsprache sollte die Zählung durch Schürzen von Knoten in Bindfaden beurkundet werden, die für Männer, Frauen und Kinder verschiedene Farbe erhielten; da sammelten sich nachts die Santhal zu Haufen und brannten das Amtsgebäude nieder, welches das gefürchtete Zählmaterial enthielt. Der Beamte hatte noch Zeit den Angriff der nahen Eisenbahnstation mitzuteilen; diese benachrichtigte die Nachbarn, alle schlüpfen in ihre Uniformen, die nächsten Lokomotivstationen entsandten Extrazüge, und mit Grauen des Tages hatten diese etliche Duzend Freiwilligen-Kotten an der bedrohten Station ausgeladen. Die Mannschaft rückte in Eilmarsch vor, überrasschte die Brandstifter und hatte die Räubersführer zu Gefangenen gemacht, lange ehe die Polizeiposten die nötige Verstärkung erhalten hatten. Seither verlegte die Regierung eine Schule für Polizeirekruten in das Santhalgebiet, um für Bedürfnisfälle Reserven zur Hand zu haben; im gegebenen Falle hatte aber das Eisenbahnkorps die Dienste der bewaffneten Macht ausgiebig geleistet und mit Recht öffentlicher Belobung sich würdig gemacht.

Ein großes Gewicht gegen früher wird der Manövrierfähigkeit der Freiwilligen beigelegt. Der erste Versuch eines Freiwilligenlagers erfolgte 1874, fand aber schlechte Aufnahme; ein wirkliches militärisches Leben bot sodann das Lager von 1876, das im Pendschab (Westliches Indien) im Anschluß an die Übungen des stehenden Heeres stattfand. Seither erfolgen regelmäßige Inspektionen in den Stabsquartieren; der letzte Bericht vom zweiten Pendschabataillon von 4 Kompanien mit zusammen 321 Mann lautet wie folgt: Alle Bewegungen wurden gut ausgeführt; Ober- wie Unteroffiziere zeigten Verständnis,

die Mannschaften guten Willen und Ausdauer; alle Befehle wurden sofort ausgeführt, Meldungen militärisch erstattet. Das Marschieren befriedigt; beim Plänkeln fielen die Kompanien nicht aus der Hand; bei der Gefechtsübung verstanden die Truppen das Bodenterrain auszunützen. Ganz besonderes Lob verdient die Jugendkompanie, aus Jünglingen des Bischof-Cotton-College zusammengesetzt; diese jungen Leute waren ganz vorzüglich abgerichtet, alle Bewegungen gingen Schlag auf Schlag; sie geben einmal vorzügliche Offiziere. —

Presse wie Publikum verfolgen die Fortschritte im Freiwilligenwesen mit Aufmerksamkeit, einzelne Eisenbahnerverwaltungen gewähren für Regimentsübungen freie Fahrt. — Zwei Fragen bewegen fortgesetzt alle Kreise: die Zulassung von Eingebornen in die Freiwilligenkorps und ein Zwang zum Beitritt mindestens auf alle Europäer englischer Abstammung.

Indier sind im Mutterlande England keine ungewohnte Erscheinung mehr. Jährlich gehen intelligente Indier, die in ihrer Heimat den Universitätsgrad mit Auszeichnung nahmen, nach England, besuchen dort die Universitäten in London, Oxford oder Cambridge und befähigen sich durch die dort abgelegten Examen zu den höchsten Verwaltungs- und Richterposten in Indien. Die viel besprochene Albert Bill, deren Einbringung Vizekönig Lord Ripon jüngst den peinlich fühlen Empfang seitens der europäischen Einwohnererschaft in Calcutta eintrug, gewährt diesen Männern als Beamten sogar das Recht über Europäer Gericht zu sitzen. Während ihrer Studienzeit in England sind diese Indier in den Universitäts-Vereinigungen die Löwen des Tages; zurückgekehrt in die Heimat ändert sich hierin die Lage: hier erfahren sie seitens der Europäer dieselbe Zurückhaltung, die gegen sonstige Eingeborene beobachtet wird, ihre Landsleute ziehen sich von ihnen als unrein zurück. Bedeutende Männer erringen sich allerdings in beiden Gruppen eine andere soziale Stellung; ein solcher Beamter, der schon in England ein schneidiger Volunteer gewesen war, wurde auch in Indien eingeladen, in die Freiwilligen-Kompanie seines Wohnortes einzutreten. Es ist dies das Sind-Volunteer-Rifle-Korps, Stabsquartier Karatschi. Auf diesen Ausnahmefall stützen nun die an anglo-indischen Mittelschulen gebildeten Babu oder Gelehrten in Bengalen das Verlangen, auf Ansuchen in Freiwilligenkorps aufgenommen zu werden. Der Bengale ist sehr stark in der Kritik und geübt, hervortretende Blößen für sich auszunützen; die Frage der Berechtigung wurde in einiger Bitterkeit geführt, aber Europäer wie Regierung erklärten sehr kühl, es sei ein Unterschied zwischen Aufnahme kraft Einladung und Einstellung auf Ansuchen und wiesen die Gesuchsteller ab. Nicht glücklicher war die weitere Bitte, Eingebornen-Korps dieselbe Unterstützung angedeihen zu lassen, wie solchen aus Europäern; die Regierung berief sich dagegen auf die Gesetze von 1860 und 1878 betreffend das Verbot der eingeborenen Zivilbevölkerung Waffen zu tragen und Feuerwaffen als Jagdgewehre einzuführen. Aussicht auf Gestattung eigener Freiwilligenkorps dürften nur die Parsi-Kaufleute haben, die vor Jahrhunderten gleich den Engländern als Fremdlinge ins Land kamen und Heiratsverbindungen nicht mit Indierinnen, sondern unter sich oder Perserinnen suchen, die in der alten Heimat Persien geholt werden.

Eine schwierige Frage der Rasse ist sodann die Bildung eigener Freiwilligenkorps aus Eurasiern oder Abkömmlingen aus Mischlingen zwischen Europäern und Indiern. An solchen Mischlingen giebt es in Indien 62,085 Personen beiderlei Geschlechtes, eine äußerst geringe Zahl verglichen mit dem benachbarten Ceylon, wo sie das doppelte der Europäer betragen. Nicht geringer ist der Unterschied in der sozialen Stellung. Ein angesehenere und vermögendere Eurasier gehört in Indien zu den Seltenheiten, während die Halbblut-Europäer Ceylons, bekannter unter dem aus der holländischen Besetzung herstammenden Namen Burgher, die Träger der europäischen Zivilisation und die wichtigsten Mittelpersonen im auswärtigen Handel sind. Die entgegengesetzten Erscheinungen in Indien hängen offenbar damit zusammen, daß bis zum letzten Jahrzehnte die Zahl der Europäer, die Neigung zeigen konnten, eine Indierin zur Frau zu nehmen, sehr gering war; denn früher kamen Leute aus dem Arbeitsstande nur sehr selten dahin und den Soldaten wurde die Eheerlaubnis verweigert, wenn sie eine Indierin oder Halbblut-Eurasierin heiraten wollten. Zu den zwanziger Jahren wurde zwar erwoogen Eurasierinnen als Soldatenfrauen zuzulassen, aber Sir Thomas Munro, Gouverneur von Madras, sprach sich sehr energisch dagegen aus, und die Gründe dieses gewiegten Staatsmannes drangen durch. Alle Eurasier, macht Munro geltend, sehen es als Pflicht der Europäer an, ihnen Unterstützungen zu verabreichen; sie leben mehr oder weniger von unserer Mildthätigkeit, auf eigenen Füßen stehen wenige. Sie verlangen die Anfnahme in den unteren Verwaltungsdienst als Recht; wir würden aber die Fühlung mit den Eingeborenen verlieren, wollten wir uns mit diesen Leuten umgeben. Man sollte unter den jungen Eurasiern für Schulen sorgen, das Anwachsen einer Mischrasse aber mit allen Mitteln unterdrücken. Nach diesen Grundsätzen wurde Jahrzehnte hindurch verfahren; das Heiratsverbot besteht noch heute, für Erziehung der Kinder nach europäischen Grundsätzen geschieht aber mehr als früher, und das Selbstgefühl hat sich gehoben. Die Anhänglichkeit der Eurasier an die Europäer ist unbezweifelt; auch in Regierungskreisen wird es an der Zeit erachtet, die Eurasier zur Stütze der englischen Herrschaft heranzuziehen; die Bildung eigener Eurasier-Freiwilligen-Kompanien steht in Aussicht.

In allen Kreisen der europäischen Bevölkerung Indiens gilt es als unzweifelhaft, daß jede Mehrung der Eingeborenen-Armee als Gegengewicht Mehrung der europäischen Macht bedingt; Britisch-Indien ist für England mit fremdem Schwerte erobert wie in Zeiten der Gefahr zu halten. Die Überzeugung hiervon ist so stark, daß selbst der nationale Widerwille gegen allgemeine Wehrpflicht überwunden wird; wiederholt taucht der Vorschlag auf, die Milizpflicht für Engländer wie alle christlichen Europäer einzuführen, so daß die Freiwilligenkorps den ersten Auszug und der Rest den Landsturm bilden. Eine solche Einrichtung besteht seit 1868 in Britisch-Kanada für alle englischen Unterthanen, auf alle Europäer ist sie ausgedehnt in gewissen holländischen Besitzungen. In Kanada wurde es hierdurch ermöglicht, das stehende Heer auf ein Minimum herabzudrücken, für Indien erhofft man mindestens Verwendbarkeit einer größeren Menge Eingeborener, und europäischer Regimenter außer Landes im Kriegsfall mit einer

asiatischen oder afrikanischen Macht. Hierbei kann als Reserve selbst auf freiwillige gerechnet werden; das 1065 effektive Mann zählende Korps der ostindischen Eisenbahn-Gesellschaft bot 1882 für Ägypten eine Kompanie als Kern eines Eisenbahn-Bataillons an, und für solche Zwecke kann eine im übrigen auch nicht allen militärischen Anforderungen entsprechende Waffengattung von hohem Werte werden. —

Zweibrücken.

Emil Schlagintweit.



Litterarische Revue.

Lyrik, Epos, Drama.

Wir sind es seit langem gewöhnt, unser Zeitalter des mangelnden Interesses für die Poesie, speziell für die Lyrik und die verwandten Dichtungsweige und nicht minder auch für das Drama höheren Stiles angeklagt zu sehen. Doch es giebt eine ganze Reihe von Thatsachen, welche sich zu dieser laudläufigen Behauptung in Widerspruch stellen. Wenn wir an die Erfolge von Wildenbruchs Tragödien erinnern, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Jordans „Sigfridsage“ schon in 11. Auflage vorliegt, und daß der Verleger von Hans Hopfens „Gedichten“ innerhalb Jahresfrist etwa viertausend Exemplare abgeben konnte, so müssen wir doch zugestehen, daß zum mindesten diejenigen Autoren vornehmerer Richtung, denen es gelingt, in den Mund der „Gesellschaft“ zu kommen, sich weder in materieller, noch in ideeller Beziehung über Mißerfolge beklagen dürfen. Ein anderes ist es freilich, ob die Nachwelt das Urteil der Zeitgenossen bestätigt, aber wenn wir auch manchem unserer gefeiertsten Modeschriftsteller gegenüber in diesem Punkte bescheidene Zweifel hegen, so liegt doch keine Veranlassung vor, dieselben für jetzt näher zu begründen. Unsere Dichter selbst sind zudem praktische Leute geworden; sie machen sich, soweit sie eben können, Schillers Rezept für die Schauspieler zu nutze und stehen dem voraussetzlichen Urtheil der Nachwelt mit demselben Gleichmuth gegenüber, wie den Äußerungen einer nergelnden Kritik, welche kleinlich genug ist, sich von bestimmten Grundfragen gegenüber der poetischen Produktion nichts abhandeln zu lassen.

Nun fählen sich zwar unendlich viele berufen, den Vorber des Augenblickserfolges zu erringen, aber nur wenigen wird der schöne Preis zu teil, und die Remittenzettel der Verlagsbuchhandlungen sagen das Übrige. Aber es ist auf allen Gebieten, auch außerhalb der erzählten Profadichtung, eine stattliche Zahl von Konkurrenten, welche mit mehr oder weniger Nachdruck, gewiß aber mit dem Bewußtsein ihres Verdienstes und ihrer Würdigkeit in die Arena treten, und was speziell das Gebiet der Lyrik betrifft, so liegen uns eine ganze Reihe zum Teil recht umfangreicher Gedichtsammlungen vor, von denen freilich nur sehr wenige eine ausgesprochene poetische Individualität ihrer Verfasser erkennen lassen. Da sind, abgesehen von Eilencrons frischen, lebendigen „Adjutantentritten“, die schon vor längerer Zeit bei Friedrich in Leipzig erschienen sind und bei großer Formengewandtheit zwar kein poetisches Talent ersten Ranges, aber eine lebenswürdige, humorvolle, lebensfreudige Individualität vertreten, zwei Gedichtsammlungen von Ludwig Ganghofer: „Bunte Zeit“ und „Heimkehr“ (Stuttgart, Bong & Comp.); „Gedichte“ von Carl Caro (Breslau, Trendelt); „Gegen den Strom“ von Albert Palmer (Leipzig, D. Wigand); „Mein Wanderfrühling“ von Max Bräuer (Leipzig, Breitkopf & Härtel); „In einsamen Stunden“ von Lilly Uhrlaub (Stuttgart, Greiner); „Zigenerreime“ von Graf Emerich Stadion (Wien, S. Engel); „Gedichte“ von Friedrich van Hoff's (Essen, Bädcker); „Silentium“ von Paul von Portheim (Leipzig und Dresden, S. Minden); „Wahrheit in Dichtung“ von Julius

Graefe (Leipzig, R. Vink); „Grüße des werdenden“ von Johannes Wedde (Hamburg, Selbstverlag) und „Fabeln“ von Karl Fink (Kassel, F. Kessler).

Der bekannteste dieser Autoren dürfte Ludwig Ganghofer sein, dessen Sammlung „Punkte Zeit“ sich als die zweite, stark vermehrte Auflage seines Lieberbuches „Von Stamme der Aära“ einführt. Er ist ein in allen Sätteln gerechter Poet, dem manches frische Lied gelungen ist, der die Form durchaus beherrscht, der Humor und Geist mit einer gesunden und unverfälschten Lebensauffassung verbindet, von dem man aber nicht sagen kann, daß irgend einem seiner Gedichte der charakteristische Ausdruck einer eigentümlichen poetischen Individualität angeprägt wäre. Ganghofer hat nie eine schlechte Strophe gedichtet, aber eben so wenig steht ihm jene Lapidarschrift des echten Dichters zu Gebote, welche sich uns mit unvergänglichen Sägen ins Herz und ins Gedächtnis schreibt. Er ist durchaus Kunstdichter, auch in seinen Dialektbüchlein, und wir haben bei dem Durchblättern der beiden Bände nirgend die Empfindung gehabt, daß er aus vollem, überquellendem Herzen zu uns spräche. Bei seiner Dichtweise fällt dem Kopfe die Hauptarbeit zu. Von Carl Caro darf man das nicht sagen; nicht etwa, als ob er nicht ein Autor voller Geist und Verstand sei — aber aus seinen Versen leuchtet oft die Glut feurigen und tiefen Empfindens, eines Empfindens, das auch den Leser in seine Kreise bannet und ein redendes Zeugnis für eine vielleicht noch nicht überall abgeklärte und ausgereifte, aber echte und starke dichterische Begabung ist. Weniger die Liebesgedichte, in denen das volle und heiße Herz des Poeten ein und dasselbe Thema allznoth variiert, als die schönen, gedankenreichen und auch in der Form sorgfältiger behandelten Dichtungen „Im Süden“, „An meinen Bruder Emil“ und das reizende „Dichterloos“ mit seiner außerordentlich glücklichen Schlusspointe, lassen uns von der Fortentwicklung des jungen Dichters das Beste hoffen. Gewisse kleine Härten der Sprache werden sich ohne wesentliche Nähe abschleifen lassen. Auch Max Brauer ist eine poetische Individualität, aber nicht feurig und leidenschaftlich wie Caro, sondern mild, zartfühlend, schwärmerisch, der echte Typus eines jungen deutschen Lyrikers, der mit klaren Augen und warmem Herzen durch die Welt zieht. Manchmal vergreift er sich freilich noch im Ausdruck — und Sagen, wie:

Was mir nur ahnend als dämmernder Keim
Schon lange im Busen geklungen . . .

und ähnliche unerlaubte Katastrophen hätte er vermeiden sollen. Aber auch Brauer ist ein Poet, dem Glück und Unglück Gesang wird und der unter dem jungen Nachwuchs seinen Platz mit Ehren ausfüllt. Ueber Julius Graefe läßt sich dagegen nicht viel Gutes berichten; der Schluß einer Ballade „Der traube Knabe“ möge jede Kritik ersehen:

Und Reue den harten Meister erfährt;
Stets hört er das Flehen des Knaben.
Er knüpfte sich auf an dem nächsten Ast —
Mit Freude sehen's die Raben.

Dasselbe gilt von Lilly Uhlrand, welche es überdies zumeist vorzieht, nach berühmten Mustern zu dichten. Heine, Platen, Uhland werden unbarbarisch in Kontribution gesetzt, und selbst der „einsame Fichtenbaum“ verfehlt nicht, uns seine Aufwartung zu machen. Ein Versuch, in sapphischen Strophen zu dichten, ist leider wegen gänzlicher Unkenntnis der Form in bedauernswerter Weise mißglückt. Besser, wenn auch an sich unbedeutend, sind die Gedichte von Friedrich van Hoff's, welche unter dem Einflusse der Schaffelschen Wander- und Trinkpoesie entstanden sind. Einzelnes davon haben die „fliegenden Blätter“ und andere Zeitschriften veröffentlicht; wir begegnen manchem hübschen Einfall, mancher geistreichen Pointe, doch kommt der Autor im besten Falle über einen geschmackvollen Dilettantismus nicht hinaus. Dasselbe gilt von dem in jungen Jahren verstorbenen Paul von Bortheim, dessen Lieber von der „deutschen Hochschule“ in Prag gesammelt und herausgegeben worden sind. An der Tafelrunde der „Albia“ mögen dieselben ihren Zweck erfüllt haben, einige mögen sich auch zur Aufnahme in ein Kommerzibuch eignen, litterarische Bedeutung haben sie nicht. Graf Stadion nennt seine durch keine Rücksicht auf Metrum und Rhythmus gebundenen Verszeilen „Zigeunerreime“.

Dieselben beanspruchen geistreich zu sein — ob sie es wirklich sind, ermesse man aus folgender Probe:

Prinz Louis Napoleon †.

Dem jungen Phönix warft Du gleich mit Schussuchtschwingen,
 Der feinen Wanderfling zur Höhe nahm;
 Allein noch eh' Du konntest siegreich anwärts dringen,
 Der Todespfeil herangeschossen kam!

In der That, eine geistreiche Pointe! Die übrigen sind nicht geistreicher. Die Fabeln von Karl Finck zeugen von gesunder moralischer Empfindung, ohne uns durch poetischen Reiz sonderlich zu bezaubern; im allgemeinen wird diese Form der didaktischen Dichtung in der Gegenwart nur Interesse erwecken, wenn sie mit einer starken Dosis Humor und Satire gewürzt ist, doch vermeidet der Verfasser derartige Anklänge sorgfältigst. Auf das Gebiet der Zeit- und Streitfragen führen uns zulezt Palmer und Wedde; jener bringt „Lyrisches und Satirisches“ und dieser giebt seinem Buche die Etiketle: „Gedichte eines demokratischen Redakteurs im neuen deutschen Reiche“. Da wir uns hier auf neutralem Boden befinden, wollen wir auf das Materielle des Inhalts beider Sammlungen nicht eingehen; beide Dichter sind formgewandt, und namentlich Wedde zeichnet sich durch eine merkwürdige Leichtigkeit in der dichterischen Benennung philosophischer Begriffe aus, dürfte aber wegen seiner Reizung zur Weitsehigkeit auf große äußere Erfolge schwerlich zu rechnen haben. Damit im Zusammenhange steht eine gewisse Pedanterie, die sich in Anmerkungen, Datierungen, Klassifizierungen u. s. w. geltend macht; die Sammlung sieht aus, wie die von einem Philologen kommentierte Ausgabe eines alten Schriftstellers. Jedenfalls besißt der Autor poetische Begabung und tritt mannhaft für seine Überzeugung ein, und das dürfen wir anerkennen: Palmer ist gewandter, süßiger, und darum auch liebenswürdiger; sehr gelungen ist u. a. sein Scherz, den Faust nach den angeblichen Intentionen von Du Bois-Reymond zu verbessern, aber auch der Jorn über gewisse Schattenseiten unseres gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens und unserer litterarischen Zustände findet oft einen glücklichen und treffenden Ausdruck.

Unter den erzählenden Dichtungen steht ein großes Gedanken-Epos von Karl Kösting: „Der Weg nach Eden“ (Leipzig, Ernst Gänther) in vorderster Linie. Der Verfasser hat die Absicht, „das Ringen und Streben unsers Jahrhunderts in einem umfassenden Weltbilde darzustellen.“ Der für dieses Jahrhundert charakterisierte Gegensatz zwischen Pessimismus und Optimismus bildet den Grundbaß seiner epischen Symphonie, welche in einer Anzahl planvoll verschlungener Lebensläufe die historischen Ereignisse abspiegelt, die zwischen den großen Jahren 1776 und 1870 liegen.“ Das „Eden“, welches er sich konstruiert, soll im Gegensatze zu den poetischen Fiktionen eines Plato, Thomas Morus, Cabet, Campanella u. a. „nicht als unerreichbares Phantom in einem Fabellande liegen, sondern als Endergebnis der religiösen, politischen und sozialen Kämpfe unsers Jahrhunderts kontrollierbar am Baum historischer Entwicklung heranreifen. Als Marksteine dieser Entwicklung betrachtet der Verfasser nun einerseits den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg, die Gründung der transatlantischen Republik und ihre Wiedergeburt durch das Weltgericht des reinigenden Bürgerkrieges, der die Abschaffung der Sklaverei herbeiführte, andererseits die Geschichte der Leiden, Kämpfe und Triumphe des deutschen Volkes, welches nach Ernst Curtius berufen sei, „in reinen Händen die ewigen Güter der Menschheit zu tragen.“ Seine Dichtung zeigt uns nun das deutsche Volk im Dienste des politischen und des ethischen Ideales, indem es sich jenseits des Ozeans an der Kulturarbeit und den Freiheitskämpfen der Neuen Welt beteiligt, während es im alten Vaterlande an der Ausbildung einer verfühnenden und erlösenden Weltanschauung arbeitet, welche mit den unwiderrleglichen Resultaten des Naturerkennens die unzerstörbaren sittlichen Wahrheiten der Jesulehre verbindet. Die Humanität, die alles, was Menschenantlig trägt, mit der gleichen Liebe umfaßt, ist der eigentliche Inhalt des Kulturideales Eden, welches der Verfasser am Schlusse seiner Dichtung auf Grund der oben angedeuteten organischen Entwicklung praktisch ins Leben treten läßt. Zugleich verspricht er in dem Begleit Schreiben, welches die Grundzüge der oben mitge-

leiten Analyse enthält, den seiner Dichtung untergelegten Gedanken auch dramatisch zu verarbeiten, und die Stationen des menschlichen Entwicklungsganges auf die Bühne zu bringen. Zudem er zeigen will, daß sein Ideal nicht in der Luft stehe, sondern sich praktisch gestalten lasse, hofft er die Einwände des Pessimismus in die Flucht zu schlagen. Wir dürfen auf den Fortgang dieses seines „Lebenswerkes“ gespannt sein, denn mag man aus dem optimistischen oder aus dem pessimistischen Lager an dasselbe herantreten: man wird anerkennen müssen, daß er seine Ideale mit der genialen Beredsamkeit eines echten, von hoher Begeisterung getragenen Dichters verherrlicht und verteidigt. Fülle und Klarheit der Gedanken, Reichthum und Schwung der Phantasie und eine nie versiegende Kraft der Darstellung und der Sprache zeichnen die schöne Dichtung, auf deren Inhalt wir in diesem engen Rahmen leider nicht weiter eingehen können, so verführerisch sie auch dazu anlockt, vor vielen aus, und wir wünschen derselben, von allen poetischen Vorzügen abgesehen, schon nun ihres idealen Gehaltes und der ungezwungenen und allgemein verständlichen Form willen, in der sie die höchsten Probleme unseres Daseins erörtert, die allgemeinste Verbreitung. Dichtungen, wie diese, sind unserem materialistischen Zeitalter so notwendig, wie Arznei dem Kranken, und es fehlt ihnen nur deshalb an rauschenden Beifall, weil sie unbarbarisch sind wie ein Spiegel und dem Kranken offen und rückhaltlos sagen, daß er krank ist. Und die Welt von heute hört das nicht gern. Und doch sollte sie den Worten dieses Dichters nun so bereitwilliger lauschen, als er sich nicht auf die Analyse des Leidens beschränkt, sondern den Weg zur Heilung weist. Wir legen das Werk der gebildeten Welt auf das dringendste ans Herz.

Die überraschende Thatsache einer zweiten Auflage ist von einem historisch-romantischen Epos neueren Datums zu verzeichnen. Es ist dies „Ito mit dem Fischlein“ von Alexander Spitz (Mainz, Victor von Zabern). Einen Sang aus Kaiser Rotbarts Tagen nennt der Verfasser sein Werk, das uns die große Zeit der Hohenstaufen mit all ihrem farbigen Glanz vor Augen zaubert. An Rotbarts Hof führt uns der Dichter, zum Reichsfest in Mainz und zum Wettkampf der Sängler, zum Belager und Turnier in Mailand, nach Gran und zu König Bela, in den Bulgarenwald und zu Kaiser Jaak, nach Konium und zu Barbarossas Wassergrabe. Die ein purpursamtmner Mantel breitet sich dies Lied vor uns aus, flimmernd von Gold und Silber und reich besetzt mit edlem Gestein, dessen Strahlen in allen Farben des Regenbogens blitzen und blenden. Der Fluß der Erzählung verläuft in streng epischem Gleichmaß, und die modernisierte Nibelungenstrophe giebt dem Gang des Gedichtes Wucht und Würde. Es ist dem Dichter voll gelungen, die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik heraufzubeschwören, und bedenklich erscheint uns nur die für die schnellebige moderne Welt allzu anspruchsvolle Länge des Gedichtes, das nach einer ungefähren Schätzung über 3000 vierzeilige Strophen umfaßt. Angesichts der zweiten Auflage erscheint jedoch dies Bedenken hinfällig, und so wollen wir es dem Dichter auch nicht weiter verargen, daß er am Schlusse aus der Rolle des Epikers fällt und das moderne deutsche Reich feiert. Das ist nun einmal des Laudes so der Brauch und entspricht einem Bedürfnis des Herzens, wenn es auch wider die Regeln der Kunst geht.

Wilhelm Jordans Doppel-epos „Die Nibelunge“ erfreut sich einer steigenden Anerkennung. Das erste Lied, „Die Sigfriedsage“, ist vor Kurzem in 11. Auflage ausgegeben worden, von dem zweiten Liede, „Hildebrands Heimkehr“, liegt die 6. Auflage vor. Die Kontroverse über dieses nationale Werk wollen wir hier nicht wieder eröffnen, um so weniger, als der Autor selbst mittheilt, daß demselben, abgesehen von Monographien, Schulprogrammen und Essays nicht weniger als 900 Rezensionen gewidmet worden seien. Einen Stoff aus dem nordischen Sagenkreise behandelt auch L. Freytag in seiner „Herwara“ (Berlin, Damschöler), nämlich die Geschichte des Zauberschwertes Tyring, welches durch den an ihm haftenden Fluch ein Helbengegeschlecht in Tod und Verderben stürzt. Freytags Verse sind sehr schön und schwingvoll — er hat nach Analogie Tegnér's wechselnde Strophen gewählt — wir glauben aber nicht, daß sich das Gedicht in der Schätzung des Publikums neben die Frithjofsage stellen wird, denn es fehlt ihm der Zauber des Idyllischen und Eyrischen, der uns dort auf dem düsteren Hinter-

grunde mit doppelt fesselndem Reize gefangen nimmt. Jedenfalls ist indessen Freytags Bet eine schöne, kraftvolle Dichtung.

Als ein Poet voller Phantasie und Feuer stellt sich uns E. M. delle Grazie in seinem „Hermann“ (Wien, Hartleben), einem deutschen Heldengedicht in zwölf Gesängen, vor. Das lyrische Element überwiegt hier, und in einzelnen Gesängen begegnen wir einer Glut der Sprache und einem Feuer der Empfindung, die uns von fern an Robert Hamerling gemahnen, dessen „Häsver“ dem Dichter zweifellos an vielen Stellen vorgezeichnet hat. Der in Grazie tobende Muth kann nach der Klärung sich noch zu einem reifen und blumigen Weine entwickeln. Eine historische Dichtung von Carl Weise, dem Verfasser der volkstümlich geschriebenen „Weihnachts-erlebnisse einer Handwerkerfamilie“, führt Friedrich Bodenstedt mit Worten warmer Anerkennung ein; sie behandelt die Schicksale des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Verl. Ein „Sang aus dem Mittelalter“ von Friedrich Brombacher: „Spielmanns Leid und Liebe“ (Freiburg i. B., A. Kiepert), giebt weder zu Lob noch zu Tadel Veranlassung. „Voreley“, eine Rhein-Mär von Leo Werst (Berlin u. Leipzig, D. Parnisius), und „Melitta“ von Oswald Böcker (Frankfurt a. M., Carl Zügel) registriren wir einstweilen der Vollständigkeit wegen. Eine deutsche Übertragung von des Dänen Christian Winther: „Die Flucht des Hirsches“ hat Wilhelm Honoré bei Gleischer in Leipzig veröffentlicht. Wir glauben gern, daß wir die „mühevollte Arbeit vieler Jahre“ vor uns sehen, und wenn dieselbe nicht durchweg gleichmäßig gelungen ist, wenn der Übersetzer bisweilen unbetonte Wörter in den Reim stellt und den Satzbau durch gewaltsame Inversionen verrenkt, so wollen wir das der Schwierigkeit anrechnen, ein Gedicht von etwa tausend achtzeiligen jambischen distichischen Strophen in schön gereimtes Deutsch zu übertragen. Honorés Arbeit ist jedenfalls als jährliches Material willkommen zu heißen, wenn auch die Übertragung, die dem poetischen Werte des Originals voll gerecht wird, noch aussteht.

An Tragödien erwähnen wir: „Das Bildnis der Thersandra“ von Eduard Wehr (Stuttgart, Nepler); „Bertrada“ von E. Wolrad und „Bileam“ von Hermann Heinrich (Berlin, Freund & Zetzel); „Der Jüngling von San Marco“ von Andreas May (München, Ackermann); „Die Malteser“ von Heinrich Vullhaupt (Frankfurt a. M., Königer), und „Von Gottes Gnaden“ von Arthur Gitzer (Oldenburg, Schulze). Die Bühne werden sich voraussichtlich nur die beiden letzten Stücke erobern, das letztere sogar trotz des in seinen Motiven zunächst nicht recht verständlichen polyethischen Verbotes, und wir behalten uns die Beurteilung derselben vor, bis wir sie auf den Brettern haben sehen und gehen sehen. Es wird dann auch an der Zeit sein, zu untersuchen, wie Vullhaupt, der feinsinnige Dramaturg, den Schillerischen Entwurf zu den Maltesern umgewandelt hat. May hat die Geschichte Savonarellas dramatisirt. Wolrad ist bis auf die Merovinger zurückgegangen, und Heinrich führt uns sogar in König Balaks hochragenden Palast. Letztere Tragödie ist unzweifelhaft die poetischste der drei, doch hält sich die Sprache nicht immer frei von Schwulst, und wenn Josua von der toten Mirjam sagt: „Lieblich, wie ein weinunkränzt Gebirge, liegt sie da,“ so ist dieser Vergleich ebenso unrichtig wie unschön. Ein Drama von Otto Herbig mit dem Motto: „Kann, Ihr Herr, dem Flügelschlag einer freien Seele,“ ist dem Prinzen Georg von Preußen gewidmet und nennt sich „Fritzhof und Ingeborg“ (Berlin, A. Deubner). Daß Legnér's frühlingsfrisches Gedicht dem Schicksal der Dramatisirung nicht entgehen würde, war vorauszu sehen, was aber der Flügelschlag der freien Seele damit zu thun hat, bleibt um so unerfindlicher, als sich der Verfasser slavisch an das Vorbild anlehnt und beinahe Gesang für Gesang aus dem epischen ins dramatische übersezt, d. h. einfach dialogisirt. Seine eigenen Thatbaten, die Barden- gesänge u. dgl. nehmen sich im Rahmen der Legnér'schen Dichtung aus wie Leinwandstick auf einer Sammettafelpe. Zum Schluß gedenken wir noch eines Lustspiels von E. Clement „Die vier Temperamente“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel), das die Bühnenprobe bereits bestanden hat und eine anspruchslose, graziose und liebenswürdige Arbeit genannt zu werden verdient.



Literarische Berichte.

Erlebtes und Erstrebtes. 1809—1859. Von Dr. Georg Beseler. Mit Anlag. Berlin 1884. Verlag von Wilhelm Herp.

Als Max Duncker seinen Freund Georg Beseler veranlaßte, Aufzeichnungen über sein Leben zu machen, so bewährte er damit aufs neue den großen Blick für alles Historische, welcher ihm eigen ist. Beseler aber hat in der Weise, wie er dem Wunsch des Freundes Folge leistete, jene Sachlichkeit und stolze Bescheidenheit bekundet, welche Männer von wahren Verdienst auszusprechen pflegt. Der Text nimmt nicht viel mehr als ein Drittel des keineswegs starken Buches ein, und in diesem ist wieder das rein persönliche auf ein ganz geringes Maß beschränkt. Wichtig war es dem Verfasser, zu zeigen, von welchen Richtungen und Personen gefördert oder angefochten er sich zu dem Standpunkt empor- und hindurch gearbeitet hat, welchen er in der Geschichte der Rechtswissenschaft einnimmt, noch wichtiger, seinen Anteil an dem Kampf um die nationale Wiedergeburt zu bezeichnen, aber in einer Weise, welche das „*quorum pars magna fui*“ nicht kennt. Bei einem Mann aus einem Gusse, wie sich Beseler immer gezeigt, versteht es sich von selbst, daß die Sprache des Buches den Inhalt in reiner Weise zum Ausdruck bringt. Sie ist vornehm einfach, von zurückgedrängter Empfindung leise durchwärmt, wo es dem Gegenstand entspricht, klar und bezeichnend, ohne Epigen und Stacheln, und, was sich freilich bei einem so allseitig durchgebildeten Manne von selbst versteht, ohne jeden Anflug an den Satz für Satz jammervoll anmerkennden Stil, welcher leider Gottes immer unbestrittener als der Stil der Gerichtsrede zur Herrschaft kommt. Die Skizze gipfelt natürlich in der Darstellung der Ereignisse von 1848 bis 1850. Die betreffenden Kapitel sind recht geeignet dem deutschen Volke einmal wieder zum Bewußtsein zu bringen, was es dem selbstlosen, erhaltungsvollen, maßvollen und echt staatsmännischen Wirken jener Männer an Dank schuldet, welche in dem klippigen und strudelreichen Gewässer jener hochbewogenen Jahre sicher und zielbewußt hinstuernd eine Mehrheit für das hohenzollernische Erbkaiferthum zu erlangen wußten. Wenn sich dann König Friedrich Wilhelm IV. veranlaßt sah, die angeborene Krone zurückzuweisen, so kann das das Verdienst dieser Staatsmänner nur in den Augen jener Geistesarmen schuldern, deren einziger Maßstab der Erfolg ist. Aus der Zahl der Anlagen heben wir die denkwürdige und rühmliche Schrift „Zur Beurteilung der sieben Göttinger Professoren und ihrer Sache“ hervor, rühmlich auch für den Hofrath Benzer, Vize-Kanzler von Both, unter dessen Verant-

wortung sie im Jahre 1838 gedruckt worden ist, ferner die Eingabe der bürgerlichen Gutbesitzer in Mecklenburg und endlich die am 2. August 1848 in der deutschen Nationalversammlung gegen die Aufhebung des Adels gehaltene Rede, ein Meister- und Musterstück jener echten politischen Beredsamkeit, von welcher die Gegenwart nur noch selten einen Hauch verspürt. A. B.

„**Unser Wissen von der Erde.**“ Festschrift 2—5. Leipzig 1884. Verlag von G. Freitag.

Von diesem schon besprochenen höchst zeitgemäßen Werke liegen uns vier neue Lieferungen vor, welche dasselbe Lob verdienen, wie die früheren. Im 4. Heft überrascht uns die Mittheilung, daß Alfred Kirchhoff die Herausgabe des zweiten umfassenden Theiles, der speziellen Erdkunde, übernommen hat. Die Geographie sucht einen idealen Schwerpunkt, welcher die verschiedenen Wissenschaften, die sie ganz oder zum Theil als ihr Eigentum betrachtet, zu einer Einheit binden soll. Kirchhoff ist vielleicht unter allen lebenden Forschern derjenige, welcher, während er vielleicht weil er die Einzelwissenschaften am vollkommensten beherrscht, die Erdkunde jener erstrebten Gleichgewichtsruhe und inneren Einheit am nächsten bringt. Man kann deshalb seine Redaction, als die des Meisters des Wissens wie der Methode, nur mit Freuden begrüßen. A. B.

Encyclopädisches Handbuch der Erziehungskunde mit besonderer Berücksichtigung des Volksschulwesens. In alphabetisch geordneter Darstellung von Schulrat Dr. Gustav Ad. Lindner. Mit ca. 100 Porträts, Diagrammen, Tabellen, Karten u. dgl. Heft 16—22. Wien & Leipzig, 1883. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn.

Die vorliegenden 7 Hefte, welche die Artikel „Religions-Unterricht“ bis „Zurechnung“ umfassen, schließen das auch von uns schon wiederholt mit Anerkennung hervorgehobene Werk ab. Von besonderem Interesse in demselben sind die Artikel über: Schule — Schul-Aufsicht, — Schul-Besuch — Schul-Hygiene — Schul-Krankheiten — Schul-Pflichtigkeit, — Schul-Prüfungen und Feste, — Schul-Regiment und Schul-Zucht. Ebenso: Turnen und Gymnastik, Volksschule und Volksschulgarten. Da der Herausgeber alle drei Hauptgebiete der philosophischen, praktischen und historischen Pädagogik in den Bereich seiner Aufgabe gezogen, so darf dies Handbuch der Erziehungskunde nunmehr auch außerhalb der beteiligten Kreise zur Information empfohlen werden, als das gefasste Material um eine Anzahl Hauptbegriffe geordnet ist und ein Spezial-

In der den Leser leicht über jeden Gegenstand orientiert. —z.

Geist der griechischen Geschichte. Auszug aus Grottes „Geschichte Griechenlands.“ Von Dr. Johann Jacoby. Nach dessen Tode herausgegeben von Frau Mähl. Berlin 1884. Verlag von Th. Hofmann.

Wie uns der Herausgeber berichtet, ist es Karl Zehrs gewesen, welcher den berühmten Politiker beredet hat, einen zu eigener Belehrung gemachten Auszug aus der bedeutendsten aller Geschichten des alten Hellas für den Druck zu bestimmen. Von den verschiedenen Zwecken, welchen der Auszug nach Herrn Mühl's Meinung dienen soll, scheint mir der als der wünschenswerteste und berechtigteste, daß er in denen, welche ihn lesen, Verlangen erwecke, das ganze Werk Grottes kennen zu lernen, ein $\alpha\gamma\alpha\mu\alpha\ \epsilon\zeta\alpha\iota$, welches jetzt auch den des Englischen mündigen deutschen Lesern durch eine gute Uebersetzung zugänglich gemacht ist. A. B.

Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung geschildert von Max Ring. Mit 300 Illustrationen in 30 Lieferungen à 1 Mark. Leipzig 1884. Verlag von Schmidt & Günther.

Berlin ist seit Jahren die bestverleumdete Stadt der Welt; der aus dem ultramontanen schwarzen Freiburg gebürtige Anti-prussien V. Tislot erschleiert die berüchtigten Mysteres de Berlin; Nachdem importiert den Londoner „Wasserkopf“ des griechgrünigen Schotten Swollet nach „dem maßlosen Ungehener Berlin, das wie ein Wasserkopf dem übrigen Körper Nahrung und Unterhalt entzieht.“ — Der Russe Salkikow kann sich „nichts Langweiligeres denken als die Strafen Berlins mit ihrer stummen und penelartigen Bewegung.“ . . Der Pole Kraszewski verspottet die Klumpheit der Bevölkerung, und der amerikanische Correspondent des „Boston Herald“ bezeichnet die Hauptqualifikation eines berliner Feuerwehrmanns als die Kunst, gut zu schlafen. Endlich — die Pariser Revue Nouvelle kolportiert die ungeheuerlichsten Posheiten über die gesamte Societé de Berlin. Dieser internationalen Preskoalition gegenüber will es uns als eine Ehrenpflicht der deutschen Presse erscheinen, auf das künigliche Illustrationswerk hinzuweisen, welches die Reichshauptstadt schildert, wie sie wirklich und in Wahrheit ist. Zudem ist M. Ring kein geborener Berliner, sondern ein schleißisch Kind, und die Verleger sind in Leipzig domiciliert. Es liegt uns hier ein klaffisches Urkundenzeugnis über die deutsche Kaiserstadt vor, keine rhetorische Phrasologie, sondern ein photographisches Album, welches dieselbe in einer Reihe von Aufnahmen zur unmittelbaren Anschauung bringt. Aus Sumpf und

Sand, zwischen Wald und Halde sehen wir das weubische Fischerdorf zur deutschen Markgrafenkurfürsten-Königs- bis endlich zur heutigen Kaiserstadt emporwachsen. Das alte und neue Berlin mit den Reliquien der Vergangenheit und den monumentalen Prachtbauten der Gegenwart, den königlichen Schlössern, Museen, Theatern, den Bildern der Hohenzollernschen Herrscherfamilie, der Notabilitäten in Amt, Kunst und Wissenschaft wie das öffentliche und Privatleben werden uns in einer Fülle lebensvoller Illustrationen vorgeführt, zugleich erläutert von einem kundigen Cicero, der sich durch seine historischen Skizzen und Erzählungen eine anerkannte Stellung erworben hat. Au die Schilderung der geschichtlichen Entwicklung schließt sich die umfassende Charakteristik der gegenwärtigen Reichshauptstadt nach ihren mannigfachen Kultur-Momenten an. Wir können daher dieses aus nationalen Motiven entsprossene Illustrationswerk der deutschen Metropole der Teilnahme aller Reichsgenossen nur dringend empfehlen.

Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Römern von Dr. phil. A. Biese. Kiel 1884. Verlag von Lipsius u. Tischer.

Die freundliche Aufnahme, welche der erste Teil dieser Schrift über das Naturgefühl der Griechen gefunden, hat den Autor veranlaßt, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten. Die warme Anerkennung, welche wir im Septemberheft 1883 dem ersten Teil gewidmet, können wir nun so mehr wiederholen, als die Entwicklung des Naturgefühls der Römer nach den mythologischen Anfängen von dem Epiker Ennius, dem Freunde der Scipionen, bis zu den Moseßen des Antonius das Kulturleben eines gewaltigen, den Erdkreis beherrschenden Volkes unsast. Von den rhetorischen, mühsamen, den griechischen Originalen nachgebildeten Schilderungen der Tragiker bis zu der interessantesten, malerisch ausgestatteten Landschaftsdichtung unserer Moselegend findet die ganze Skala des Gemütslebens einer reisenden Volkseele in den verschiedenen Phasen dieses Entwicklungsprozesses ihren poetischen Wiederhall. Demgemäß schildert der Autor: 1. Das mythologische Naturgefühl in der Poesie im ersten Zeitalter der Republik. 2. Lucretius, Cicero und Catull. 3. Das elegische Naturgefühl im Augusteischen Zeitalter und 4. Die gesteigerte Sentimentalität der Kaiserzeit. Ein ausführliches Inhalts-Verzeichnis, sowie ein alphabetisches Personal-Sachregister über beide Teile erleichtert die Benützung und Vektüre dieser klaffischen Nachdichtung griechischer und römischer Naturempfindung. Wir behalten uns vor, auf den Inhalt desselben in einem besonderen Artikel zurückzukommen. Z.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Treuendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Treuendt in Breslau.

Die höchst interessanten Memoiren

der letzten Liebe

HEINRICH HEINES

(genannt Mouché)

sowie der mit Spannung erwartete neueste
Roman von

E. WERNER

Ein Gottesurteil

erscheinen jetzt in der Illustr. Zeitschrift

Schorers Familienblatt.

Preis viertelj. 2 M. in Wochen-Nummern.

— Auch in Heften zu 50 Pf. —

Nach ägyptischem Bestehen hat Schorer's Familienblatt bereits die Höhe von 7.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70.000 M. verausgabt.

Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wohnansgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Auflage 321,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



Die **Modenwelt**. Illust. Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1,25 = 75 Str. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche zc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Aufsatze.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Christen zc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Probe-Nr. gratis u. frko. durch die Exp. Verlag W. Potsdamer Str. 38; Wien I, Dbergasse 3.

Für die Reise-Zeison!

Im Verlage von Eduard Treubner in Breslau erschienen:

Liebenow, W., Vorträger des kartogr. Büreaus im Minist. für öff. Arb., **Neue Spezialkarte der Grafschaft Glatz** nebst angrenzenden Teilen von Schlesien, Böhmen und Mähren, im Maßstabe von 1:150,000. 2 Mf.

Dieselbe aufgezogen und in englisch Leinen gebunden. 3 Mf.

Derselbe, **Spezialkarte vom Riesengebirge**, im Maßstabe von 1:150,000. 8. revidierte Auflage. 1,50 Mf.

Derselbe, **Spezialkarte der Schlesienschen Sudeten**. 2 Blatt. Maßstab 1:150,000. Aufgezogen in elegantem Papptarnt. 6 Mf.

Derselbe, **Generalkarte von Schlesien**, im Maßstabe von 1:400,000 in 2 Blatt nebst Spezialkarte vom Riesengebirge im Maßstabe von 1:150,000 und vom ober-schles. Bergwerks- und Hütten-Revier im Maßstabe von 1:100,000, sowie einem Plane der Umgegend von Breslau im Maßstabe von 1:50,000. Imperial-Format. 7. Auflage. 4,80 Mf.

Dieselbe mit kolorierten Grenzen 5,40 Mf.

Dieselbe auf Leinwand gezogen und in englisch Leinentarnt 7,60 Mf.

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☛

Uto mit dem Dücklein.

Ein Sang aus Kaiser Rothbarts Tagen

von

Alexander Spitz.

2. Auflage

Preis geheftet Mf. 6.

„ elegant gebunden Mf. 7.

ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen ebenso gegen Einwendung des Betrages franko durch den Verleger

Victor von Zabern

in Mainz.



Auf friedlichem Wege.
Ein Vorschlag zur Lösung der sozialen Frage von **Michael Fürschheim** Verl. v. Oscar Sommermeyer Baden, 25 Bdz. Preis. 2 M., Volksausgabe M. 1.

Diese Schrift, aus der Feder eines bekannten deutschen Industriellen, wird überall das größte Aufsehen erregen und so recht dazu bestimmt sein, Klarheit in die grösste weltbewegende Frage zu bringen, die nicht eher von der Tagesordnung verschwinden wird, bis sie ihre definitive Lösung gefunden.

Erleben komplett erschienen und auch in 2 eleganten Original-Prachtbänden à 24 Mark zu beziehen.

Neuer Prachtmerk.
**Die deutsche Kaiserstadt
 Berlin**
 und ihre Umgebung
 von **Max Ring** Mit 300 Illustrationen.
 In 30 Hefen à 1 Mark.

Erleben komplett erschienen und auch in 2 eleganten Original-Prachtbänden à 24 Mark zu beziehen.

Die ersten Hefte sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

Verlag: Otto Spamer in Leipzig u. Berlin.

Mit dem sechsten erschienenen achten Bande liegt vollständig vor die zweite, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage von:

**Illustrirte
 Weltgeschichte.**

begriündet von **Schub** und **Goretti**, fortgeführt von **S. G. Eisenbach**, **Prof. Dr. G. Dieckel**, **Prof. Dr. D. Adämmer**, **Dr. E. Kammert**, **N. G. Bogd**, **Obmann-Sr. Dr. H. Wolf** etc. **Nit** über 2500 Abbildungen, Karten etc. **Sn** vier Bänden beiebar: 1. **Sn** 142 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Fr. 2. **Sn** 24 Lieferungen à 3 9/16 = 1 Fr. 80 Kr. 3. **Sn** 8 Bänden gebietet. 4. **Sn** 8 Bänden, in Goldfrg. gebunden. **Beziehungen** nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Höchstnützlich für Prachtmeth.

Zweite, neugestaltete Auflage in handlicherem Format.

**Otto Spamer's
 Syncretisches
 Konversations-Lexikon**
 für das Volk.

Nit 5—6000 **Statt-Redaktionen**, **Sonstigen**, **Karten etc.**
In acht Bänden oder 200 Lieferungen à 50 Pf.

Prospekte gratis. Erste Lieferung in allen Buchhandlungen vorrätig!

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben:
Heber Chloroform-Wirkung von **Prof. Dr. J. R. Ritter von Ruhbaum**,
 Geheimrat und Generalstabsarzt. 3 Bogen.

Preis eleg. brosch. 80 Pf.

Diese hervorragende und interessante Abhandlung des hochgeschätzten Arztes und Forschers ist nicht nur Medicinern von Fach, sondern auch weiteren Kreisen angelegentlichst empfohlen.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Breslau, Eduard Trewendt's Buchdruckerei (Seperimmenthule).

Neunter Jahrgang.

Preis vierteljährlich 6 Mark.



III. 20

Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

Heft 8. Juni 1884.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in
Folio mit Kunstblatt.

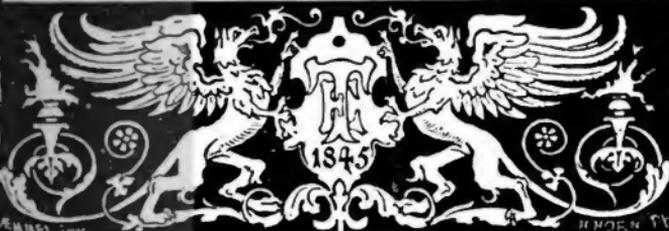
Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.



Inhalts-Verzeichnis.

Juni 1884.

	Seite
I. Henning Schönberg: Kandidat Rambowski. Erzählung	261
II. Karl Braun-Wiesbaden: Friedrich Rückert. Als Demagoge und abschreckendes Beispiel	273
III. Robert Citner: Musik. Sonst und Jetzt	285
IV. Graf Cadorna: Der italienische Staatsrat	294
V. C. Fleischer: Die Feuchtigkeit der Luft als wichtiger Faktor unseres Wohlbefindens	298
VI. Franz von Holzendorff, Vergangenheit und Gegenwart der Universität Edinburg	313
VII. König Leopold I. als Kritiker	326
VIII. J. Wilfing: Über die Natur der Kometen	334
IX. Hermine von Hillern: Unter Rosen. Eine Erzählung aus alter Zeit	344
X. J. Friedrich von Schulte: Zur Orientierung über die Zustände in Oesterreich. III. (Schluß)	350
XI. Paul Reis: Die drei Eisheiligen. II. (Schluß)	353
XII. Berichte aus allen Wissenschaften	361
1. Geologie. A. von Lasaulx: Sahara und Saharameer.	
2. Medizin. P. Mokitsansky: Über die Behandlung der Tuberculose mit Arsen von G. Kempner.	
3. Theologie. Th. Holzmann: Ein neues Dokument zur Geschichte des Urchristentums.	
4. Volkswirtschaft. A. Lammerö: Die Phasen der Sozialreform.	
XIII. Litterarische Berichte	377
XIV. Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes	383

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.


 Diesem Heft liegt ein Prospekt von der Verlagsbuchhandlung der „Deutschen Revue“ „Abonnements-Einladung auf das III. Quartal des IX. Jahrgangs dieser Zeitschrift“ betreffend bei, welcher der freundlichen Beachtung empfohlen wird.

JUN 20 1884

Kandidat Rambowski.

Eine Erzählung
von
Henning Schönberg.



Es ist eine kleine einfache Geschichte, die ich erzählen will, die aber wahr ist. Und da die Wahrheit ihren Reiz nicht verhüllt, zieht er auch Dich, mein Leser, vielleicht an, und Du folgst mir eine kurze Zeit.

So führe ich Dich in ein schmales Haus und enge drei Stiegen hinauf bis dahin, wo Du keine Stube mehr vermutest. Wir klopfen an eine ungestrichene Bretterthür und fragen die alte freundliche Frau, die öffnet, ob der Herr Kandidat zu Hause ist? Sie antwortet: „Er wird gleich kommen, treten Sie nur einstweilen bei ihm ein,“ und wir thun also.

Zwei Fenster ist das Haus breit. Die Fenster gehen auf die belebte Straße, welche von dem Hauptmarke nach der Universität führt. Hier hat der Kandidat des Predigtamts Ernst Rambowski schon als Student gewohnt, und wenn er später privatisierte, nämlich ohne Hauslehrerstelle war, kehrte er zu seiner alten Wirtin, der Witwe Scholz, immer wieder zurück, die ihn genau kannte und ihre Armut, wenn es ihm recht knapp ging, willig mit ihm teilte.

Er ist schon recht lange Kandidat. In jener Zeit war es nicht wie heute, wo die Pastorate begierig warten, daß die jungen Theologen mit ihren zwei Examinibus fertig werden und dann die Güte haben, eine der ausgestreckten Kirchenhände zu ergreifen. Damals gab es überflüssigen Vorrat an geistlichen Aspiranten; war eine Pfarre ledig, die knapp ihre vierhundert Thaler trug, alles in allem gerechnet, so meldeten sich an dreißig Bewerber, und der Gewählte pries sich glücklich unter eigenes Dach zu kommen und die Braut endlich erlösen zu können, die ihm seit Jahren in Treue verblühte.

Rambowski also privatisierte wieder. Wir mustern sein Stübchen, an das ein dunkler Schlafalkoven stößt. Es ist eine bescheidene Studentenwohnung, doch hat sie den Vorzug eines Sofas, zwar alt und zusammengesessen, aber es ist doch ein Lotterbett zum behaglichen Meditieren darin. Auf dem Tisch steht heute ein frischer Rosenstrauß in einem Bierglase; daneben liegen zwei Briefe, ein langer mit großem Siegel und ein kleiner.

Wo er nur grade heute so lange bleibt? fragt sich die Mutter Scholzen.

Nun, es polktert schon die hölzerne Treppe heraus; sie eilt zu öffnen und der

Kandidat tritt ein, eine lange breitschultrige Gestalt, knochig und hager, Alba-longa hieß er als Student. Sein Gesicht ist weder hübsch noch häßlich, aber die grauen Augen blicken klug und gutmütig, und um den Mund spielt ein freundlicher Zug, als er die Rosen erblickt.

„Liebe Frau Scholzen,“ spricht er, „gelt? die Rosen kommen von Ihnen?“

„Sie können Ratsherr werden, Herr Kandidat! nu freilich. Ich weiß ja, daß heute Ihr Geburtstag ist! ich merke mir so was gar gut; und da habe ich mir denn erlaubt, Ihnen die Blumen herzustellen.“

„Gute Frau, Sie sind wohl die einzige, die das weiß. Vater und Mutter sind lange tot, Geschwister hatte ich nie, da vergißt man schließlich, daß das Leben Festtage hat. Du lieber Gott! vierzig Jahre werde ich heute und bin immer noch ohne Aussicht, daß ich auch einmal ein freier sorgloser Mensch sein darf und nicht allein in das Alter hinein warten muß.“

„Wer weiß, was in den Briefen steht?“ bemerkte die Alte. „Ich will nur gehn und Ihnen eine Tasse Fleischbrühe bringen, so gut ich sie habe.“

Sie ging mit feinem Takte hinaus, die treue Studentenmutter, und Rambowski war allein.

„Erst eine Pfeife, meine Trösterin und einzige Freundin!“ sprach er, „dann wollen wir den Inhalt der beiden Schreiben entziffern. Das große kommt natürlich von dem Kirchenpatron in Seifersdorf, das andere ist von Freund Arnold.“

Der Varinaschnaster war bald in Brand. Rambowski ging einige Mal in dem kleinen Zimmer auf und ab; dann öffnete er rasch den großen Brief und las:

„Ew. Wohlgeboren bedauere ich mitteilen zu müssen, daß Ihnen keine Probepredigt um das erledigte Pfarramt von Seifersdorf bewilligt werden kann, da die sechs dafür bestimmten Sountage bereits besetzt sind.

von Bettrich.“

„Auf die negative Liste!“ murmelte der Kandidat. „Sechzig Mal“ habe ich mich in den zehn Jahren meiner Wählbarkeit beworben, elf Mal habe ich eine Probepredigt bekommen, einmal kam ich in die engere Wahl, keinmal ward ich gewählt. Das ist eine schöne Rechnung. Dafür habe ich mich auf Schule und Universität abgemüht und abgehungert, das nennt man Leben! Nun sei ruhig und halt fein stille, alter Knabe im Schwabenalter! Du hast heute Deinen Geburtstag, mache ein fröhliches Gesicht! — Sehen wir, was der Freund schreibt!“

„Lieber Alba longa! ich schreibe Dir in Eile zwischen einer Trauung und zwei Taufen. In Albersdorf bei Herrn von Weißkirch ist der Hauslehrer plötzlich davon gegangen, und ein neuer wird gesucht. Der Prinzipal giebt achtzig Thaler bar und gewährt freie Station inklusive Wäsche. Für Weihnachten verpflichtet er sich zu nichts weiter als einem Striegel und einem achtlötigen Wachsstock. Dagegen hat der Informator zwei Knaben bis zur Tertia der Ritterakademie vorzubereiten. Das Töchterlein nimmt an den Stunden über Geschichte, Geographie und Deutsch teil. Außer den vier Schulstunden täglich wird die

Beaufsichtigung der Junfer verlangt. Die Stelle ist aber nicht unangenehm, wenn Du Dich mit der ziemlich adelstolzen Familie einrichten kannst. Eine französische Gouvernante ist im Hause, an deren Augen sich einige Hofmeister schon versengt haben. Du radebrechst ja etwas Französisch, was überhaupt erwünscht ist, da bei Tische wegen des aufwartenden Kutschers gewöhnlich gewälcht wird. Hast Du Lust auf diesen fetten hochadligen Schuldienst, so erkläre Dich umgehend. Wir wären dann nur eine Stunde von einander entfernt, und Du könntest Sonntags zuweilen für mich predigen, was sehr erwünscht wäre Deinem

treuen Stausfacher vulgo Arnold P."

Aus der Pfeife stiegen dicke Rauchwolken, Rambowski saß lange schweigend da. Dann zog er eine Schublade des Schreibschrankes auf, die seinen Kassenbestand barg. Er zählte drei Thaler neunzehn Silbergroschen sieben Pfennige auf den Tisch; in seinem Geldbeutel fand er ein Achtgroschenstück und einen Dreier, das gab zusammen rund vier Thaler Vermögen. Die Wirtin brachte die Fleischbrühe, und der Kandidat sprach zu ihr:

„Mit der Probepredigt war es wieder nichts. Dafür wird mir eine Hauslehrerstelle angetragen. Sie kommt grade zu rechter Zeit, ich muß zugreifen. Wir müssen uns daher wieder einmal trennen, Frau Scholzen! — na, vielleicht nicht auf lange. Einen andern Mieter bring ich Ihnen heute Abend, auch einen Theologen, der hier Privatstunden giebt. Morgen früh reise ich ab. Was ich bei Ihnen angetreidet habe, stunden Sie mir wohl bis zum nächsten Vierteljahr, wenn mein Albersdorfer Gehalt fällig wird.“

Die Alte zerdrückte mit dem Schürzenzipfel eine Thräne und sprach: „Lieber Herr Rambowski, wenn ich doch noch erlebte, daß Sie in ein Pfarrhäusel ziehen könnten, ach wie gönnte ich Ihnen das! denn Sie sind ein braver, bescheidener Herr. Ich kenne Sie ja nun zwanzig Jahre, und ich bin zwar nur eine einfache ungelehrte Wittib, aber ich verstehe mich auf die studierten Herren und kann die guten und die bösen Gröschel unterscheiden.“

Rambowski schüttelte ihr die Hand und hüllte sich in den Nebel, der aus den Tiefen des großen Pfeifenkopfes aufstieg.

Zwei Tage darauf zog der neue Hauslehrer in Albersdorf bei Herrn von Weißkirch ein. Er bewohnte in dem rechten Flügel des Schlosses ein Zimmer zu ebener Erde mit seinen zwei Zöglingen gemeinsam, daneben lag die Schulstube. Im linken Flügel wohnte die Herrschaft; dazwischen lag der Speisesaal; im oberen Stockwerk waren die Bruntgemächer und die Fremdenzimmer. Hügel mit Laubholz umschlossen das sich lang zwischen ihnen hinziehende Dorf. Stieg man auf die Höhen hinauf, so sah man nordwärts in das weite ebene Land, südwärts auf das Gebirge, welches die Provinz vom Nachbarreiche scheidet.

Herr von Weißkirch war ein Edelmann vom gewöhnlichen Schlage des Landes. Die Familie war alt, die Begabung mittelmäßig, das Vermögen war

nicht groß, aber die Verhältnisse galten für gut geordnet. Von keinem Weiskirch waren hervorragende Verdienste im Staat oder Menschheit verzeichnet. Als Lieutenants oder Kapitän hatten sie in Krieg und Frieden ihre Schuldigkeit gethan, ein oder zwei waren Landräte gewesen. Blutarch hätte in dem Geschlechtsregister vergebens geblättert, der keine halbgroßen Menschen suchte, sondern nach dem Worte Rousseaus große tugendhafte oder große Verbrecher. Geistige Interessen beunruhigten nicht die Köpfe; die Poesie war dem Hause nur nahe gekommen, wenn zu den Vermählungen oder Todesfällen in dem Geschlechte die Poeten der Gegend auf Bestellung oder in Hoffnung auf ein Douceur hochtrabende Carmina auf Foliobogen drucken ließen, wie sie dort landüblich waren.

Als Rambowski in Albersdorf austrat, begann die Zeit bewegt zu werden. Es war in der ersten Hälfte der Vierziger unsers Jahrhunderts. Parteimeinungen bildeten sich, zwar unklar und verschwommen, aber die Politik fing an eine Kraft zu werden, welche nicht bloß die Diplomaten bewegte. Dazu kamen die kirchlichen Fragen. Das positive Christentum König Friedrich Wilhelms IV. und seines Hofes trat sehr bestimmt heraus, und der Adel schloß sich mehr und mehr an die Hoftheologie an, zumal die Herrnhuterkolonien im Lande seit lange die Mittelpunkte für pietistisch gefärbte Stimmungen gebildet hatten.

Rambowski war ein Theologe der alten Schule, also Rationalist, und er suchte demgemäß die evangelische Geschichte möglichst natürlich zu begreifen. Die Dogmen traten ihm hinter der Moral an Wert zurück; gegen die Trinitätslehre, die Gottheit Christi und ähnliche Grundlehren verhielt er sich passiv, an den persönlichen christlichen Gott und die Unsterblichkeit des Individuums glaubte er unverbrüchlich. Er nannte sich selbst gern denkgläubig. Seine ganze Natur war weder für süßliche Trümmelei noch für spekulative Ergründung religiöser Mysterien angelegt. Er war ein biederer, rechtlicher Mann, eine praktische Natur, für eine Landpfarre sehr geeignet. Seine Predigten waren trocken, aber sie griffen in das menschliche Leben oft mit guter Hand. Doch war es ihm nicht gegeben, warm und kräftig oder gar mit Phantasie zu reden, und so erklärten sich seine geringen Erfolge als Probeprediger leider sehr natürlich.

Auf seinem rationalistischen Standpunkt hatten alle seine Kommilitonen gestanden, denn auch die Professoren und Konsistorialräte trugen dieselbe Farbe. Seit ein paar Jahren war es nun anders geworden, zuerst leise, dann lauter und rascher. In die theologische Fakultät und das Konsistorium wurden anders gesinnte Männer geschoben, welche die alten Rationalisten mehr und mehr in die Winkel drängten. Die Geistlichen, welche in Berlin studiert und dort erst Schleiermachersche, dann Hengstenbergische Lehren eingeschlürft hatten, wurden jetzt in den Vordergrund gezogen. Erledigte Superintendenturen sowie die Regierungspfarren kamen nur an sie; und der von Berlin wehende Wind fuhr in die Mäntel der Menge und drehte sie nun so leichter nach seiner Willkür, als sie auf schwachen Schultern fast ohne Ausnahme hingen.

Rambowski hörte von diesem und jenem Studiengenossen, daß er dogmatisch zu predigen anfing. Mancher ging unter die Lämmelbrüder, wie der Volksmund

die Frömmlinge nannte, welche in Konventikeln, Bet- und Missionsstunden sich hervorthaten und ihre Predigten mit Bildern und Gleichnissen aus den Zinzedorfschen Liedern oder auch aus dem Alten Testamente salbten, daß man vermeinte, wo sie den Mund aufthaten, in einer Judenschule und nicht in einer christlichen Kirche zu sitzen. Die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche ward bei der Ordination anbefohlen, und mancher gab deshalb die theologische Kandidatur auf.

Was sollte Rambowski thun? Sollte er wie sein einstiger Stubenbursche Zephus Gastwirt werden, oder wie der beste Schläger seiner Verbindung, die lange Latte, Postschreiber, oder wie sein Freund Flöte zu der Landwirtschaft sich wenden, um demaleinst als Wirtschaftschreiber zu verdorren? Wäre er noch Studiosus gewesen, so hätte er die Fakultät gewechselt, wie nicht die schlechtesten Leute thaten. Das ging nicht mehr, er war zu alt. Er sann oft während der Rauchstunden über alles dieses nach und er schloß jedesmal mit dem Sage: „Vor iho bist du Candidatus ministerii, der vor den Neologen kein weiteres Examen zu machen braucht. Solltest du jemals zu einer Pfarrstelle berufen werden, so ist es noch immer Zeit, dich mit der Verpflichtung auf die symbolischen Bücher auseinander zu setzen. Störe dir nicht die Gegenwart!“

So erschienen ihm denn weder die Augustana noch die Konkordienformula jemals in nächtlichen Phantasieen, wohl aber traten darin allmählich ein Paar schwarze Augen auf, die bei Tische ihm von gradüber in seine grauen blickten. Sie gehörten Mademoiselle Lucie Breton, der Hausfranzösin, auf die ihn Pastor Arnold in jenem Briefe aufmerksam gemacht hatte. Sie wird mich nicht fangen! war ihm damals über die Lippen geschlüpft, und in der That konnte man zwischen den Lehrkollegen nichts weniger als zärtliches Einverständnis vermerken. Die Kammerjungfer behauptete sogar, die zwei wären sich spinnegram, und die verstund sich auf geheime wie auf offene Paragraphen der Liebesgrammatik.

Mademoiselle Breton war eine jener schwarzäugigen, etwas bräunlichen und nicht sehr üppigen Französinen, wie sie nicht selten als Sprachmeisterinnen und Bonnen über den Rhein oder den Bodensee kommen. Sie hatte die dreißig ebenso sicher überschritten, als Rambowski die vierzig. Aber diese bedeutsame Stufe des männlichen Lebens nennen die Franzosen als Kenner des Menschenherzen l'age de folie, das Alter, in dem man gern noch einen tollen Streich macht. Und war auch unser Kandidat ein guter Deutscher von polnischer Abkunft, wer bürgte dafür, daß er nicht auch noch in die Nachmittagschule des Schulmeisters Amor eintrat?

Rambowski hatte während seiner langen Hofmeisterschaft bei den zehn bis zwölz Französinen, die er darin kennen lernte, das dürftige Französisch sehr verbessert, das unsre Gymnasien beibringen, und welches sie trotz der aufmerksamen Bevorzugung, die unser neuestes Schulreglement dem Neugallischen zum Entsetzen aller Humanisten gönnt, auch ferner pflegen werden. Er konnte sich mit der Gouvernante ganz lieblich verständigen nicht bloß über gegenseitiges Wohlbefinden und das Wetter, sondern er vermochte auch seinen trocknen Wiß französisch ein-

zulleiden, und da sie nicht ohne Geist war, kam es bei Tische nicht selten zu einem neckenden Wortgefecht, welches die gnädige Herrschaft sehr unterhielt. Die von Weißkirch groß und klein erschienen sich dabei als vornehme römische Familie, vor welcher die Hausflaven ein Kampfspiel aufführten. Leitete doch Frau von Weißkirch, die geborene von Müllheimb, ihren Stammaum bis in die edle gens Aemilia im alten Rom zurück. Ein hungriger Chronist im siebzehnten Jahrhundert, der für Adelsfamilien und Städte des Landes Geschichten erfand, hatte das nachgewiesen, indem er als Mittelglied einen Müller in einer uralten Urkunde entdeckte, der aus Rom stammte und dem Kaiser Karl dem Großen das Leben vor einem großen Ueber in dem Mühlsumpfe rettete, in den der hohe Herr ob der schönen Müllerin geraten war. Der Kaiser hatte den braven Mann zum Ritter geschlagen und nach den Regeln seiner deutschen Grammatik von Müllheimb genannt. Wer nicht an diese verbürgte Historie glaubte, beging eine Sünde wider den heiligen Geist.

Eines Sonntags vertrat der Kandidat den Pastor Arnold als Prediger. Die ganze Schloßfamilie fuhr nach Ellgut in die Kirche. Den nächsten Tag fragte Mademoiselle Breton Herrn Rambowski unter vier Augen: „Weshalb haben Sie noch keine Pfarre? Ihre Predigt hat mich gestern sehr erbaut, ich möchte wohl, daß Sie den Pastor öfter verträten.“

Rambowski war über diesen Beifall sehr erfreut, und seitdem tauchten die schwarzen Augen in seinen Träumen ab und zu auf. Ihre Tischgespräche blieben zwar im neckenden Ton, allein die kleinen Bosheiten wurden zahmer, und beide suchten sich zarte Aufmerksamkeit zu erweisen.

Die Zeit ward immer erregter. Viele Flugschriften gingen durch das Land, in denen für und wider eine Verfassung des Staates gefochten und über die beste Art derselben lebhaft gehandelt ward. Herr von Weißkirch brachte manche Broschüren aus der Hauptstadt mit, in die er nicht selten fuhr; andre erhielt der Kandidat von seinen Freunden. Es kam zu lebhaften Gesprächen zwischen den beiden Männern beim Mittags- und Abendtisch. Der Edelmann gab höchstens eine Erweiterung der Befugnisse der Provinzialstände zu, weil sich dafür ein geschichtlicher Vorgang nachweisen ließ; allenfalls erschien ihm ein Staatsrat, gebildet durch Ausschüsse der Provinzialvertretungen und durch persönliche Ernennungen des Königs verstärkt, der sich zeitweise in Berlin versammelte, zulässig. Rambowski dagegen stand auf der liberalen Seite, er verlangte also eine Vertretung des ganzen Volkes durch gewählte Abgeordnete und damit ein Parlament, über dessen Rechte sich wohl streiten lasse. Das Wortgefecht ward zuweilen recht lebendig, und Rambowski galt bei Frau von Weißkirch sehr bald für einen impertinenten Menschen, ohne Respekt für König und Brotherrn, für einen Demokraten, dem es gefährlich sei, ihre Söhne ferner anzuvertrauen. Doch diese liebten ihren Lehrer, der als väterlicher Freund mit ihnen verkehrte und in den Freistunden allerlei nützliche Unterhaltung für sie wußte. Als die gnädige Frau einmal ihre Bedenken gegen den Hauslehrer, die seit dem letzten Kaffee auf dem Nachbarschlosse derer von Brettwitz noch schwerer geworden waren, ihrem Gemahl

sehr eindringlich vortrug, erwiderte dieser: „Liebes Kind! sei ganz ruhig. Rambowski ist bei weitem nicht so schlimm als es Dir scheinen mag. Er hat eine weit verbreitete Ansicht und er disputiert gern mit mir. Wäre er ein Jakobiner gleich dem Hofmeister Scheibert bei der Baronin von Eschenborn, der das ganze Haus verrückt macht, so hätte ich ihm längst den Laufpaß gegeben. Unser Informator wird unsre Jungen nicht verführen. Übrigens, mein Schatz, ist er von guter Familie. Die Rambowskis gehörten in die großpolnische Adelsmatrikel, wie mir Baron Pogorell mitgeteilt hat. Art läßt nicht von Art. Wir wollen ihn darum behalten.“

Zu Weihnachten erhielt der Hauslehrer außer Striezel und achtlötigem Wachsstock von der Herrschaft eine mächtige Pfeife, Weichselrohr mit schwarzsilbernen Schnüren und Quasten, auf dem großen Kopfe war das Bild des Königs zu schauen. Mademoiselle Breton verehrte ihm ein Paar selbstgestickter Bäckchen zu seiner Predigertracht, und Rambowski bescherte ihr eine große Zuckerdüte mit Liedges Urania. Zum Neujahrstage hatte er für seine Böglinge ein schönes Gedicht an die Eltern gereimt, das nicht bloß kindliche Dankbarkeit und Liebe atmete, sondern auch das Gelöbniß enthielt, der tapfern Ahnen würdig zu werden und der Devise nie zu vergessen „Mit Gott für König und Vaterland.“ Herr von Weißkirch sah, während die Jungen die Strophen abwechselnd deklamirten, seine Gemahlin lächelnd an, und diese reichte darauf dem Hauslehrer sehr gnädig die Hand.

Als dieser im Frühjahr einmal den Ellguter Pastor besuchte, erzählte ihm derselbe, das Steinullersdorfer Pastorat sei erledigt und er rate ihm dringend, sich darum zu bewerben. Die Stelle sei freilich schlecht, aber das Dorf liege angenehm in einem Gebirgsthale, das Haus sei recht wohnlich und die Gemeinde gut. Der Patron, ein katholischer Kavalier in Böhmen, überlasse die Wahl der Gemeinde und habe sich nur die Berufung vorbehalten. Es sei jedenfalls besser dort Pastor sein als hier Hauslehrer. Rambowski rauchte seine Pfeife zu Ende, dann schrieb er die Bewerbung, und Arnold übernahm sie zur Beförderung.

Im Albersdorfer Schlosse erregte es Aufsehen, als vier Wochen später der Kandidat von Sonnabend früh bis Montag Abend Urlaub nahm, weil er sich mit einem Wetter in Familiensachen zu besprechen habe. Er kam sehr heiter zurück und scherzte viel mit der Französin. Es waren ihm allerlei Abenteuer begegnet, die er mit trockenem Wize bei Tische erzählte, so daß Frau von Weißkirch ihm sagte, er müsse öfter solche kleine Reisen machen, damit er dann so amüsanter erzählen könne. „Ich wünsche mir das nicht, gnädige Frau!“ entgegnete Rambowski, „solche Reisen haben auch ihre Haken.“ Herr von Weißkirch bezog das auf die Kosten und überlegte, ob er nicht fünf Thaler für das Vierteljahr zulegen solle.

Wieder vergingen einige Wochen, da brachte der Briefträger einen großen Brief an den Kandidaten des evangelischen Predigantens Herrn Ernst Rambowski. Dieser gab sofort seinen Schülern eine freie Viertelstunde und er las dann mit klopfendem Herzen:

„Im Auftrage des hochgeborenen Herrn Grafen von Rieneck als des Patrons der evangelischen Kirche zu Steinullersdorf zeige ich Ew. Wohlgeboren hiernit ergebenst an, daß auf einmütigen Antrag des Kirchenvorstandes Sr. Hochgeborenen Sie zum Pastor von Steinullersdorf erwählt haben. Das Einkommen des Amtes beläuft sich an Fixum und Accidentien auf durchschnittlich dreihundert Thaler bar. Außer freier Wohnung mit Obstgarten wird ferner ein Deputat von zehn Klaftern Holz aus dem gräflichen Forst gewährt. Ich ersuche Sie, die Erklärung über Ihre Annahme der Wahl binnen acht Tagen an mich kund zu geben, damit ich das weitere veranlassen kann.

Heller, gräflicher Oberförster.“

Rambowski hielt den Brief lange in der Hand und las ihn wieder und wieder. Dann hub er die Arme gen Himmel und sprach mit innigem Gefühl: „Großer Gott, ich danke Dir, daß Du meiner nicht vergessen hast!“

Darauf setzte er den Unterricht fort. Bei Tische war er stiller als sonst, es lag eine gewisse feierliche Würde auf seinem Gesicht. Weil die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen wollte, hub die Hausfrau die Tafel früher als sonst auf. Alle traten aus dem Speisesaal in den Park hinaus, über dem ein warmer Sonnenschein lag. Die kleine Gesellschaft zerstreute sich, Rambowski blieb an der Seite der Gouvernante. In gleichgiltigem Gespräche schlugen sie einen Pfad ein, der in einen stillen Teil des ausgedehnten Gebüsches führte, und nahmen dann auf einer Bank Platz. Bisher hatten sie französisch geplaudert, jetzt begann Rambowski in deutscher Sprache: „Mademoiselle Breton oder lieber, meine Freundin Lucie! —“

„Ihre Freundin? — ei, ei, Herr Rambowski, woher wissen Sie das?“

„Ich schließe es aus manchem guten und lieben, das Sie mir bezeigt haben, und ich möchte mich nicht täuschen, es würde mich sonst recht unglücklich machen.“

Die Französin sah ihn erstaunt an, dann sprach sie: „Unglücklich machte Sie es, wenn ich Ihre Freundschaft zurückwiese? — Aber sagen Sie, was haben Sie denn? Sie erscheinen mir unruhig und bewegt, wie ich Sie noch niemals gesehen habe.“

„Sie werden meine Bewegung verstehen, meine Freundin, wenn Sie hören, daß an meiner Brust ein Schreiben liegt, das mir die Wahl zum Pastor in einem Gebirgsdorfe anzeigt. Endlich habe ich das Ziel meiner Laufbahn erfaßt, und ist auch kein großes Los auf mich gefallen, ich bin doch nun ein freier Mann geworden und kann das Feuer auf meinem eigenen Herde anzünden.“

Mademoiselle Breton reichte dem Kandidaten die Hand und sprach in herzlichem Ton: „Ich gratuliere Ihnen von ganzer Seele, ich freue mich Ihres Glückes, wenn ich auch mit Bedauern Sie von uns gehn sehe.“

Rambowski blickte sie treuherzig an, räusperte sich einige Male und begann: „Müssen wir uns denn trennen? Lucie, ich möchte nicht allein in mein Pfarrhaus ziehen. — Lucie, mögen Sie Pastorsfrau von Steinullersdorf werden?“

Die Französin rückte etwas von ihm weg, sie wollte erst lachen, als sie aber den tiefen Ernst seines Wesens erkannte, schwieg sie, ihre Lippen bebten, sie kreuzte die Arme über die Brust. Ernst hatte sie noch niemals so reizend gesehen.

„Das Haus ist dürftig,“ fuhr er fort, „ich kann keine verfilberte Hand bieten, aber es ist eine treue, warme Hand, die der einsame Mann dem einsamen fremden Mädchen entgegenstreckt. Lucie, wollen Sie mein Weib werden?“

Sie ward rot, sie ward bleich, sie sah, wie auf dem Gesichte des Mannes die höchste Spannung und Erwartung lag, sie drückte beide Hände vor ihr Gesicht, und nach einer kurzen Weile sprach sie fest und ruhig: „Ja, ich will es. Ich will Ihr Weib werden und ich werde Ihnen eine treue Gattin sein bis zum Tode.“

Das war kein junges Paar, welches heiter scherzend und tändelnd dort auf der Bank saß; keine Liebestrunkenheit hatte es erfaßt. Aber die Augen der zwei Menschen sprachen von Vertrauen und Neigung, und das Glück legte sich über ihre Stirn, und mit diesem Ausdruck traten sie Hand in Hand vor Herrn und Frau von Weißkirch und stellten sich als Brautleute vor.

In die Überraschung mischte sich bei diesen bald aufrichtige Teilnahme. Die Kinder jubelten, und am Abend feierte die Herrschaft die Verlobung durch ein festliches Mahl.

Die Gemeinde von Steinullersdorf wünschte den baldigen Antritt des Seelorgers, weil das Amt schon seit einem halben Jahre verweist stand. Herr von Weißkirch willigte in den Abgang der beiden Hausprofessoren, sobald ein Ersatz gefunden sei. Dieser war ohne Schwierigkeit damals zu beschaffen, und so ward abgemacht, daß die Vermählung des Paares in fünf Wochen sein solle. Pastor Arnold wollte den Freund trauen und ihm in seinem Hause die Hochzeit ausrichten. Dann wollten die jungen Eheleute sofort in ihr Pfarrhaus abreisen.

Es waren glückliche Tage und die Weißkirch'sche Familie vernied alles, sie zu stören. Trotzdem flogen zuweilen Wolken über das Gesicht des Bräutigams, denn er las in den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche des sechzehnten Jahrhunderts, und je mehr er las, desto dichtere Wolken blies er aus seiner Weihnachtspfeife.

Der Generalsuperintendent berief ihn zur Ordination in die Hauptstadt der Provinz, und Rambowski rüstete sich zur Abreise. Lucie packte ihm den neuen Talar sorgsam ein und legte die schönen Bäckchen in ein feines Tuch, daß sie nicht zerknittert würden. „Sieh, mein lieber Ernst, wie vorbedeutend das erste Geschenk geworden ist, das ich Dir machte.“ Er umarmte sie und sprach: „Meine Geliebte, ich gehe nicht ganz leichten Herzens. Wolle Gott, daß ich fröhlich wiederkomme.“ Sie wußte sich die Worte nicht ganz zu deuten, denn sie paßten nicht völlig auf die ernste, heilige Handlung, die ihm doch ein heiteres Leben einweihen sollte.

In drei Tagen gedachte er wieder in Albersdorf zu sein. Am Abend des zweiten erhielt sie einen kurzen Brief von ihm des Inhaltes: „Sorge Dich nicht,

wenn ich etwas länger ausbleibe, als ich dachte. Entschuldige mich bei Herrn von Weißkirch. Ich berichte mündlich über alles; behalt mich nur lieb. Von ganzer Seele Dein Ernst."

Es legte sich ihr unheimlich über die Brust. Was bedeuteten diese Worte? warum schrieb er nicht von seiner Ordination, dieser Besiegelung des Testaments ihres Glückes?

Sie nähte emsig an ihrer Ausstattung weiter, aber ab und zu fiel eine Thräne auf das weiße Linnen, und je länger Rambowski ausblieb, um so länger ward ihr. Im Hause machte man sich allerlei Gedanken. Die Kammerjungfer flüsterte jedem im strengen Vertrauen ins Ohr, sie wisse aus guter Quelle, der neue Herr Pastor habe längst eine Braut, die mache ihre verbrieften Ansprüche geltend und habe sich sogar an das Konsistorium gewendet. Die Französin werde wohl das Nachsehen haben. Selbst Frau von Weißkirch glaubte daran, aber der Herr wies das Geschwätz entschieden zurück.

Am fünften Abend saß Lucie in der Dämmerung einsam auf ihrem Zimmer, die Herrschaft war auf ein Nachbargut geladen. Da hörte sie seine Tritte auf dem Gange, sie sprang auf und slog dem Eintretenden entgegen.

"Ernst, wo bleibst Du so lange? was ist geschehen? was hat Dich so lange aufgehalten?" rief sie schluchzend.

"Ich stehe gesund vor Dir, geliebte Lucie, und ich bin in meinem Herzen derselbe, als ich ging, ich liebe Dich so lange ich lebe," sprach er. "Aber ich komme zurück als armer Kandidat, nicht als ordinierter Geistlicher; das Pfarrhaus ist zerfallen, und ich weiß nicht, ob Du die Meine bleiben willst."

"Um Gotteswillen, rede! was ist geschehen, Ernst? rede!" —

Er zog sie auf das Sofa und bat ihn ruhig anzuhören, und ruhig, mit trockner, tonloser Stimme berichtete er, wie er sich dem Generalsuperintendenten vorgestellt und diesen gefragt habe, ob das Gelöbniß der Lehre nach dem vollen Inhalt der symbolischen Bücher unabänderliche Forderung sei. Er nehme an einigen Punkten Anstoß und könne dieselben nicht als Inhalt seines lebendigen Glaubens beschwören.

Der geistliche Oberhirt, ein kleiner freundlicher Herr, habe ihm darauf gesagt, er müsse seine Ehrlichkeit zwar anerkennen, allein er sei nicht in der Lage, sich auf Verhandlungen einzulassen, denn die Forderung bestehe zu Recht in der Landeskirche. Er hoffe, daß der zu Ordinierende sich nochmals prüfen und darauf den Vorschriften gehorzaam unterordnen werde. Auch sei ihm ein solcher Fall noch nie vorgekommen, alle hätten das Gelöbniß gegeben, die in der gleichen Lage gewesen wären. Bis zum Abend erwarte er den Bescheid, und er denke, daß er lauten werde, wie er hoffe und wünsche.

Rambowski schilderte nun, wie er mit sich den Tag über gerungen habe; wie seine Freunde, die er ins Vertrauen zog, ihm gesagt, er solle gleich den andern das Gelöbniß ablegen und es als Formsache behandeln, die sich im Leben fortgeerbt habe bis zur Bedeutungslosigkeit. Er aber habe es nicht über sich gewinnen können, mit dem Heiligen zu spotten und dem Generalsuperintendenten abends geschrieben, aus Gewissens-

bedenken müsse er auf die Ordination verzichten. Dam habe er dem Kirchenpatron von Steinullersdorf die Anzeige seiner Resignation gemacht, es wäre der schwerste Brief gewesen, den er jemals geschrieben. Als er ihn zur Post trug, habe er einen alten Studienfreund aus Goldbach getroffen, der ihm erzählte, eine Anzahl Familien des Städtchens wünschten dort für ihre Kinder eine Privatschule zu haben, ob er nicht Lust fühle, sie zu errichten. Da habe er sich nicht lange besonnen, zumal er das sogenannte Rektorexamen vor Jahren gemacht, und sei nach Goldbach gefahren, habe sich den Familien vorgestellt, die Zusicherung ihrer Förderung erhalten, eine Wohnung gemietet, und jetzt sei er wieder hier — nicht als Pastor, denn damit sei es wohl für immer vorbei, sondern als ewiger Kandidat. Und der Privatlehrer Rambowski frage nun Lucie Breton, ob sie sein Schicksal teilen wolle, oder frei zu sein begehre.

Lucie hatte still weinend den Bericht angehört und die Hand des Mannes fest gedrückt. Als er schwieg, sprach sie:

„Da ich Dir sagte, ich wolle Dein Weib werden, war es nicht die Pfarre, die ich heiraten wollte, sondern der Mann, den ich liebgewonnen hatte. Der Mann ist geblieben, während das Haus verschwand, und ich heirate ihn, ob er auch ein ewiger Kandidat bleibt und wir das saure Brot der Schulmeisterei bis ans Ende essen werden. Du hast ein schweres Opfer gebracht, aber schwerer noch wäre gewesen, hättest Du Dein Gewissen geopfert. So opfere denn ich die Hoffnung auf ein stilles ruhiges Leben und ich sage Dir: Lucie ist Dein, mein braver Ernst, und sie gehört Dir von dieser Stunde erst recht an.“

„Ich hoffte, daß Du so reden würdest, Geliebte! aber nun ich es aus Deinem Munde höre, mag alles andre in die Winde fahren. Wir nehmen jetzt zu zweien den Kampf mit dem harten Leben auf, und Gott wird uns die Kraft dazu lassen.“

An dem Tage, da Pastor Arnold den Amtsbruder von Steinullersdorf zu trauen gedachte, segnete er den Kandidaten und Institutsvorsteher Rambowski mit seiner Bräut zur Ehe ein. Herr von Weißkirch und ein benachbarter Geistlicher waren die Trauzengen. Nach dem Mahle, das der Freund ausgerichtet, fuhr das junge Paar nach Goldbach ab.

Die Wohnung, welche Rambowski gemietet hatte, lag in dem Giebel eines ziemlich großen neuen Hauses. Sie war beschränkt, aber freundlich. Das größte Zimmer diente für den Unterricht der sechs Knaben, die zu dem Kandidaten durch drei Stunden des Tages kamen, und die er in Latein, Geschichte und Mathematik unterwies. In der freien Zeit war es die Wohnstube. Einige Mädchen nahmen französische Stunden bei Frau Lucie, und das kam sehr zu statten. Denn ihre Ersparnisse waren auf die Ausstattung an Kleidern und Wäsche drauf gegangen; von dem Rest und dem geringen, was Rambowski besaßen, war die kleine Einrichtung beschafft worden und mußte zunächst gelebt werden.

Das Paar war trotz allem heiter und glücklich in sich. Rambowski lachte, wenn seiner Frau, die von der Wirtschaft fast nichts verstand, allerlei Wunderliches

begegnete, und er nahm mit der spärlichen, nicht immer wohlschmeckenden Kost gern fürlieb, denn sie stand auf seinem eigenen Tische. Lucie freilich war mit sich selbst nicht immer zufrieden; sie saß oft in Gedanken am Fenster und es überlief sie zuweilen kalt, denn die Aussicht ging auf die Kirchhöfe des Städtchens, und in ihre Träume tönte manchmal ein altes Grablied herauf, das die Choralisten vor einem Leichenzuge sangen.

Wer nachts an dem Hause vorüberging, hörte dort oben aus dem einen Giebelfenster, das im Sommer immer offen stand, viel husten. Es war der trockne harte Husten eines Mannes, und bald mischte sich ein anderer hinein. Eine fliegende Röte ging über die bleichen Wangen Luciens und sie fieberte oft. Sie verschwieg es dem Gatten, seine Sorgen nicht zu mehren, denn mit der kleinen Schule wollte es nicht vorwärts gehn.

So verging ein Jahr. Dann legte sich die Frau ein und brachte ihrem Manne ein Söhnlein.

Wehmütig blickte der alte Kandidat auf das Kind, wehmütig betrachtete er die Mutter, die schwerkrank daneben lag, gepflegt von der Tochter einer der wenigen Familien; mit denen sie verkehrten.

Und als der Junge bald nach der Taufe starb, sprach Rambowski wie Lessing bei dem gleichen Fall: „Er hatte soviel Verstand! oder war es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen?“

Lucie wußte nichts von dem Tode ihres Kleinen, sie lag bewußtlos. Es währte einige Tage, und das Kind zog die Mutter nach sich dahin, wo alle Sorge endet.

Ein schwerer Seufzer hub die Brust des armen Mannes, als er ihre schwarzen Augen zudrückte. Er konnte nicht weinen; stumm brütend, in verzweifelndem Schmerze saß er stundenlang bei der toten Frau.

Endlich raffte er sich auf, das Begräbniß zu bestellen. Erst an dem Grabe seines Weibes bei den tief empfundenen Worten des Geistlichen, der ihm und der dahin gegangenen von Anfang an Freundschaft bewiesen hatte, brach der erlösende Quell der Thränen aus ihm hervor.

Am nächsten Morgen schied er von Goldbach. Alles ließ er verkaufen, wie es lag und stand, und reiste nur mit seinem Studentenkoffer ab. Weit über das Land saßen seine Universitätsfreunde als Pastoren; er ging von einem zum andern, vertrat sie im Predigen, unterrichtete die Kinder und machte sich nützlich wie er konnte. Sein Husten nahm aber zu, und er fühlte seine Kräfte schwinden. Er fühlte es mit Ruhe und ward immer heiterer.

Er war noch nicht nach Ellgut seit dem Tode Luciens gekommen. Nun ging er dorthin. Als Rambowski über die Schwelle des Pfarrhauses trat, sah Pastor Arnold, wie es um ihn stand und er führte ihn in das stillste Stübchen des Hauses. „Hier ruhe aus, mein alter Freund!“ sprach er und drückte ihm die Hand. „Weißt du wohl,“ fragte der Kandidat, „was wir uns vor vielen Jahren auf jenem Berge dort gelobten?“ Freundestreue bis zum Tode! Du hast sie mir gehalten. Habe Dank!“

Das Fenster des freundlichen Siebelzimmers sah über Wiesen und Felder nach dem Gebirge, unter dem Goldbach liegt. Da saß Rambowski oft, und seine Gedanken ruhten an einem Grabhügel, der zwei Leben verschlang, die ihm gehört hatten, ihm, dem armen Kandidaten. „Auch ich bin einmal reich gewesen,“ murmelte er für sich, „sehr reich, aber es war nur ein kurzes Glück. Das Glück war kein Traum, es war wirklich, aber mein Arm war zu schwach, es zu halten. Da floh es von mir; doch die Stunde wird kommen, in der ich es wieder fange, und dann entreißt es mir keiner — keiner!“

Er versank in stilles Brüten und so saß er oft. Und als die Blätter der Eichen in dem nahen Walde fielen, fand der Pastor eines Abends seinen Gastfreund auf dem Lehnstuhl am Fenster stumm und kalt. Der Tod hatte ihn mit sanfter Hand berührt, sein Mund lächelte.

Der Geistliche faltete die Hände: „Du bist eingegangen zu dem Frieden, den diese Welt dir nicht geben sollte. Gott hat einen guten Schluß gemacht. Amen.“



Friedrich Rückert

als Demagoge und abschreckendes Beispiel.

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Erstes Kapitel.

Unser großer Dichter Friedrich Rückert, den s. Z. die „Gartenlaube“ Deutschlands Barden und Brahmanen genannt hat, ohne damit eine erschöpfende Darstellung seiner so außerordentlich reichen poetischen Wirksamkeit zu geben, wurde als junger Mann von beinahe dreißig Jahren nicht nur von einer zärtlichen Mutter ihrem geliebten Sohn als ein „schrecklicher Mensch“ geschildert, an dem sich jener ein abschreckendes Beispiel nehmen sollte, sondern auch von einem deutschen Polizeiminister mit Ausweisung heimgesucht als „deutscher Ausländer“ und „gefährlicher Demagoge.“

Der Hauptgrund für diese Heimsuchungen bestand darin, daß Rückert damals einen Bart und lange Haare trug und daß er sich der Gewogenheit eines vortrefflichen süddeutschen Edelmannes erfreute.

Diese Episoden aus dem Leben unseres glänzenden Lyrikers sind ziemlich unbekannt. Ich verdanke interessante Einzelheiten darüber der Güte seines Sohnes, des leider zu früh verstorbenen Professors Dr. Heinrich Rückert in Breslau, welcher mir dieselben aus Anlaß meiner „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei“ mitgeteilt hat. Diese Vorgänge sind zu ergötzlich und lehrreich, als daß ich sie der Vergessenheit könnte anheimfallen lassen.

Bekanntlich ist es Rückert erst im Mannesalter gelungen, eine „definitive

Versorgung“ d. h. eine Anstellung zu erringen und zu behaupten. Zwar erhielt er schon 1812 eine Berufung an das Gymnasium in Hanau. Aber als der Krieg gegen Napoleon I. losging, verließ er diese Stellung, um zu den Waffen zu greifen. Leider wurde diese letztere Absicht durch seine Eltern vereitelt. Da sein Amt zwischenzeitig anderweitig besetzt worden, so widmete er sich der Schriftstellerei und der Dichtkunst. Seine Gedichte, damals vorzugsweise patriotischen Inhalts, fanden einen Gönner an dem alten Freiherrn Truchseß von Wehenhausen auf der Bettenburg bei Haßfurt im Frankenlande, einem Edelmann von echtem, altem Schrot und Korn, der seine Burg zu einer Herberge der Kunst und der Gerechtigkeit, zu einem Sammelplaz edler, freier und hochbegabter Männer machte. Der alte Truchseß war es auch, der dem jungen Dichter zu einem Verleger half. Im Jahre 1814 erschienen Rückerts „Teutsche Gedichte,“ unter welchen sich auch die berühmten „Kriegerischen Spott- und Ehrenlieder“ und die noch berühmteren „Geharnischten Sonette“ befanden, bei H. Voß in Heidelberg. Ort und Verleger aber sind auf dem Titel nicht genannt. Dafür waren damals die Zeiten noch zu kritisch. Napoleon konnte ja doch am Ende wiederkommen, und das Schicksal des Buchhändlers Palm, der wegen einer im Grunde genommen ziemlich harmlosen Schrift auf Befehl Napoleons in seinem Wohnort Nürnberg aufgegriffen, nach Braunau in Böhmen geschleppt und dort von einer außerordentlichen militärischen Kommission „wegen Schandschriften, die er gegen Seine Majestät den Kaiser der Franzosen und dessen Armee, sowie gegen die Freunde und Alliierten Seiner Kaiserlichen Majestät verbreitet“ habe, am 26. August 1809 hingerichtet wurde, — dieses Schicksal war noch zu lebhaft in aller Gedächtnis; die alten Rheinbündler würden wohl dem Dichter und dessen Verleger ein ähnliches Schicksal gegönnt haben.

Allein auch, nachdem die Gefahr einer Rückkehr der französischen Fremdherrschaft für immer verschwunden und Deutschland „unter des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien“ notdürftig konstituiert war, fand sich in keinem deutschen Lande für den Dichter Freimund Keimar (seine Freunde hatten den Namen „Keimer“, den sich der Dichter auserwählt hatte, für zu „ordinär“ gehalten und verwandelten denselben in Keimar, weil sie dies vornehmer glaubten) ein Plätzchen. Die politische Reaktion, welche auf große Kriege öfters zu folgen pflegt, war eingetreten. Man begann die Männer zu verdächtigen und zu verfolgen, welche als Mitglieder des „Jugendbundes,“ und sonst wie durch Wort und Schrift, das deutsche Volk aufgerufen hatten, das schimpfliche Joch der Fremdherrschaft zu brechen; und dieses Verbrechen hatte ja auch Freimund Keimar in hohem Maße begangen.

Vielleicht aber ist auch er selbst nicht von aller Schuld daran freizusprechen, daß ihm eine „Anstellung“ nicht zu teil ward; und vergeblich sang er die elegischen Verse:

Hohe Herren, edle Damen,
Braucht Ihr keine Nachtigall?

Stellen für Nachtigallen gab's nicht in dem damaligen Deutschland. Und wenn, — dann war's eine Stelle im Käfig, — d. h. in dem Kerker.

Sich irgend einer sachmäßigen Klassifikation unterzuordnen hatte der Dichter keine Neigung. Und in der That für ihn war das schwierig. Der unerschöpfliche Reichtum an Gaben und Gnaden, womit ihn die verschwenderische Mutter Natur ausgestattet hatte, die unendliche Mannigfaltigkeit seiner Gedanken und des dichterischen Ausdruckes derselben, die ihn sogar zuweilen zu einem übermütigen und übertünftlichen Modeln der Sprache hinriß, das die Schwierigkeiten geflissentlich schuf und aussuchte, um zu zeigen, daß der Dichter im stande sei, auch das Schwierigste zu überwinden, — alles das erschwerte ihm das bürgerliche Fortkommen auf der gebahnten Straße, auf welcher sich die Durchschnittsmenschen bewegen. Dazu kam sein etwas erzentrishes Außere, von welchem ich bald näheres erzählen werde.

Vergeblich versuchte sein Gönner Truchseß, ihm eine Anstellung an der Universität Tübingen zu verschaffen. Die gelehrte Körperschaft verschmähte den Dichter, obgleich er von dem freisinnigen württembergischen Minister Wangenheim empfohlen war. Endlich vermochte Wangenheim den großen Verlagsbuchhändler Cotta, dem Dichter die Redaktion des Stuttgarter „Morgenblatts“ zu übertragen. Allein auch diese Stellung dauerte nur vom 1. November 1815 bis 1. Januar 1817. Die regelmäßige, zum Teil mechanische Arbeit entsprach Rückerts Geschmack nicht, und wie er behauptete, auch nicht seiner Gesundheit. Seine Nachfolgerin war Therese Huber, die Tochter des berühmten Prof. Heyne in Göttingen, in erster Ehe mit dem Weltumsegler Georg Forster verheiratet, der jedoch bald von dem Strudel der französischen Revolution verschlungen, seine Frau dem sächsischen Legationssekretär Huber empfahl, mit dem sie sich demnächst verheiratete. Nach Hubers Tod hat Therese in einem starken Kampf um das Dasein sich und ihre Kinder durch schriftstellerische Arbeit ernährt und dadurch dreifach gut gemacht, was sie etwa früher gefehlt hat. Im November 1816 schickte sie ihren geliebten Sohn Viktor Aimé Huber nach Göttingen, wo er Medizin studieren sollte. Allein er hatte unter der Leitung seiner Mutter schon angefangen zu schriftstellern, und daran scheiterte der Plan der Mutter ihn zu einem hochgestellten Gelehrten oder Beamten zu machen. Die Neigung zur Litteratur überwog, und so wurde denn der Sohn nicht Mediziner, sondern Journalist, Tourist, Schriftsteller und schließlich Professor der romanischen Sprachen. Ich selber habe noch ein Kolleg über den Don Quixote des Cervantes bei ihm gehört, mit viel Nutzen und zu großer Erbauung.

Die sorgsame Mutter, welche nach all den schweren Schicksalschlägen, welche sie selber erlitten, vor nichts mehr zurückbebt, als vor Fogen. „Geniestreichen“ und sonstigen Erzentrizitäten, überwachte ihren Sohn mit Sorgfalt, und die Briefe, welche sie an ihn nach Göttingen richtete, verraten in jeder Zeile das Bestreben, ihn vor Ausschreitungen zu bewahren und zu einem „ordentlichen“ Menschen zu erziehen. In einem dieser Briefe nun spielt unser Dichter die Rolle des „Struwelpeter“ d. h. des zur Warnung aufgestellten abschreckenden Beispiels.

Der Brief der Frau Therese Huber an ihren Sohn Viktor Aimé, damals Studiosus Medicinae in Göttingen, datiert vom 4. Mai 1817 und lautet an der betreffenden Stelle wie folgt:

— „Ich habe in diesem letzten Winter einige Gesellschaftserfahrungen gemacht, die ich Dir erzählen will, weil daraus für Dich, Du Herzensjungesblut, ein sehr nützlichcs Beispiel hervorgeht. Es sind mir drei Personen umgänglich geworden, welche alle drei in unserer Litteratur genannt sein wollen oder schon sind: — Dehlenschläger aus Kopenhagen — Ludwig Robert aus Berlin — und Friedrich Rückert, bayrischer Rentbeamtensohn.“ Sie schildert darauf die litterarischen Leistungen dieser drei und fährt dann fort: „Das ist also die poetische Persönlichkeit dieser Leute. Nun die gesellschaftliche. Dehlenschläger ist ein wohlgebildeter, gesund aussehender, lebhafter Mann, der anständige Manieren hat, im Eintreten, im Sitzen, bei Tisch, im Ton der Stimme. Er hat nicht die Tournüre der großen Welt, aber der guten Gesellschaft, und das Geistvolle seines Wesens erfeszt jene überall. Robert ist häßlich, er hat mehr die Tournüre der großen Welt als angenehmen Anstand. Seine Eitelkeit ist störend, weil er sie stets zu bewahren und schlagfertig dazustehen scheint, er ist kaustisch, selbst, wenn er schmeichelt, im geistreichen Gespräch wie im Spiel, — aber er ist in der besten Gesellschaft am Platz und sezt niemanden in Verlegenheit. — Rückert ist einer der längsten, häßlichsten Menschen, die ich je gesehen; er ist sich bewußt, die rohesten, ungezogensten Manieren zu haben, er vergißt es aber in dem hochmütigen Wahn, daß solche äußeren Formen den Mann nicht ausmachen, daß seine Sitte „Franzen-Wesen“ sei. Ganz wie ein ungesitteter Mensch nur mit sich beschäftigt, fühlt er nie, wie manche seiner Reden beleidigen, er fühlt keine der Unanständigkeiten, die er begeht, — wenn er zwischen dem Theetisch und den Damen, diesen den Rücken zuwendend, sich durchdrängt — wenn er seine Beine unter ihren Stuhl steckt und damit trommelt, wenn er den Bart über die Tasse hält und löffelt und hundert solche Unbilde — ja er bemerkt den Eindruck, den er macht, um so weniger, da er sehr gutherzig und sittlich ist und garnicht beleidigen will. Ein hier anwesender Schweizer fragte mich neulich nach diesem Dichter Rückert. Ich sagte: Mit diesem müssen Sie ja täglich in Ihrem Gasthaus speisen, bemerken Sie nicht einen langen, häßlichen Menschen u. s. w. Wie! rief er, dieser Handwerksbursch ist der berühmte Dichter. Der verdrießt die ganze Tischgesellschaft mit seinem Schnapen beim Kauen, mit der Art, wie er seine Suppe aus dem Löffel tränkeln läßt. Er liegt mit beiden Ellbogen auf dem Tisch und zerrt an seinem Bart herum. — Kurz, der Mann hatte Rückerts Manieren aufgefaßt, wie sie mich seit Monaten plagten. An dieser Manieren willen wird Rückert wenig geachtet, ja nur am Tische geduldet, weil er bezahlt, während er an Geist und Kenntnissen mehr wert ist, als die ganze table d'hôte, und während sein sittlicher Charakter alle Achtung verdient. Dehlenschläger und Robert sind hier in die ersten Zirkel aufgenommen, wohin sie wegen ihres Talents und ihres Betragens sowohl wie Fürsten und Grafen gehören, — während man Rückert einmal einlud und dann von ihm sprach, wie von einem Zeiselsbären, der die Hausfrau in Verlegenheit seze. Hätte Rückert Freunde, die ihm zusprächen, ihn überzeugten, — so könnte er noch an sich arbeiten. Aber unglücklicherweise

ist kein Mäcen der Minister von Wangenheim, selbst ein Jenenser Student und enthusiastischer Germane aus dem Mittelalter, und H's., in deren Hause er stets liegt, haben selbst keine feine Sitte. Ich sehe recht wohl, wie Du jetzt ein molantes Gesicht, Karpfenmaul genannt, machst, aber ich weiß doch, daß Dein gesunder Verstand Dich nie umsonst in diesen Spiegel blicken läßt."

So lautet der Brief der sorgsamem Mutter an ihren Sohn, den Göttinger Studiosus; dieser wollte nämlich daselbst nicht so, wie es die vornehmen und geschmiegelten königlich Großbritannischen Universitäts-Hofräte „an der Leine“, namentlich der „Onkel Heeren“, und deren Damen wünschten, den Vorschriften einer veralteten Etikette, welche seine Mutter, die Göttinger Professoren-Tochter, für den Ausbund der „Bildung“, des feinen Tons und der guten Lebensart hielt, sich unterwerfen und verstieg sich in einem Briefe an seine Mutter sogar zu der offenerzigen, aber hart an ein Majestätsverbrechen grenzenden Äußerung, die ganze Sippschaft vermöge ihm durchaus nicht zu gefallen.

Dagegen richtet sich nun der epistolare Feuereifer der guten Mutter Huber. Und wie einst der große Geschichtschreiber Tacitus unseren deutschen Vorfahren alle möglichen Tugenden andichtete, um sie der verderbten Römervelt als leuchtendes Muster aufzustellen, so hatte sich die Mutter Huber den Dichter Friedrich Rückert ausersehen, um ihm alle möglichen Unsitten anzudichten und ihn ihrem unverdorbenen aber doch ein wenig zu Erzessen geneigten Söhnelein Viktor Aimé als Schreckbild hinzustellen.

Hierbei wurde sie unterstützt durch den Stuttgarter Stadtklatsch, welcher in der damals von Parteien, Cliques und Koterieen zerrissenen Gesellschaft der so schön und heiter gelegenen württembergischen Residenz seine schlimmsten Orgieen feierte. Und selbst der so patriotische und zugleich harmlose Dichter Freinund Reimar, im bürgerlichen Leben genannt Friedrich Rückert, wurde ein Opfer desselben. Er wurde angefeindet, weil er von jenen Koterieen keine Notiz nahm, weil der freisinnige, aber mißliebige Minister Wangenheim sein Gönner war, weil er viel in dem gastlichen Haus des Bildhauers Dannecker verkehrte, das der Sammelpfad einer genialen Gesellschaft war, und zuletzt, aber nicht zum wenigsten — weil er ein „deutscher Ausländer“ d. h. bayrischer Staatsangehöriger war und sein Deutsch nicht mit schwäbischer, sondern mit fränkischer Zunge sprach.

Endlich erklärte man ihn sogar für einen „Demagogen“ und staatsgefährlichen Menschen. Doch davon wußte die gute Mutter Huber noch nichts, sonst hätte sie gewiß auch diesen Umstand in ihren Briefen verwertet; und auch ich will hier dieses Thema „Rückert als Demagog“, welches gleichzeitig — gleichsam als Pendant oder Parallelgeschichte spielte — meinem zweiten und letzten Kapitel vorenthalten.

Da also Mutter Huber in die damalige „große“ (und doch so unendlich kleine) Politik nicht eingeweiht war, so mußte sie sich auf Äußerlichkeiten beschränken. Und in dieser Beziehung bot Rückert allerdings Angriffspunkte. Denn er trug als Mann von beinahe dreißig Jahren noch immer die altdeutsche Burschentracht, die schon 1817 begann politisch verdächtig zu werden und von 1819 ab gänzlich verpönt war.

Professor Rückert in Breslau besaß eine vortreffliche Federzeichnung, welche ihm der große Litteratur-Kenner und Sammler Salomon Hirzel in Leipzig zum Geschenk gemacht hatte. Sie stellte Friedrich Rückert dar, wie er ausjah in Jahre 1814, und zwar in ganzer Figur. Der Dichter trägt lange ambrosische Locken und einen wenig gepflegten Vollbart, einen mit Schnüren und Knöpfen verzierten altdeutschen dunklen Rock mit stehendem Kragen, weite weiße Beinkleider, ein mittelalterliches Barett, einen großen umgeschlagenen weißen Hemdkragen, ein Ränzlein auf dem Rücken und an der Seite einen mächtigen Schlepfsäbel. Der letztere war wohl 1817 schon in Wegfall gekommen. Der üppige Haar- und Bartwuchs aber war noch vorhanden; und seine prachtvollen Locken hat Rückert sein ganzes Leben hindurch getragen und, so viel ich weiß, auch mit in das Grab genommen.

Wie sehr aber sein Bart und sein wallendes Haupthaar damals angefochten waren, beweist der Umstand, daß er Schutzreden für dieselben dichtete. In der Schutzrede, welche der Mund für den ihn umgebenden Bart hält, heißt es:

Die Preußen, die mit Rechte
Man als die ersten preist,
Wenn man spricht vom Gefechte, —
Wo war der Preußen Geist,
Als sie dem Zopf gestrohn?
Womit hat er's gelohnet?
Damit, daß Schopf und Kopf
Draufgingen samt dem Zopf.

Als sie bei Jena fochten,
Hat alles nichts genügt,
Wie sie sich stellen mochten:
Der Zopf war nicht gestuht,
Des Franzmanns Hände faßten
Beim Zopf sie, dem verhaßten,
Und hielten sie daran,
Daß wenig nur entrann.

Was aber war entgangen,
Das ward durch Schaden flug;
Den Zopf, den altzulangen,
Trieg man nun kurz genug.
Da ging aus der Entzöpfung
Hervor die neue Schöpfung,
Sie spricht um Mund und Ohr
In Bartgestalt hervor.

Das waren frische Sprossen
Voll jungem, gutem Saft,
Nicht starr mehr und verdrossen,
Gealtert, ohne Kraft.
Jetzt stand das Haar am Fleck,
Und als der Feind, der tede,
Dran griff, fühl' er es dran,
Das Haar saß auf dem Zahn.

Die Zähne waren hißig,
Daß Frost der Feind empfand,
Der Bart war scharf und spißig,
Das Schwert ihm gleich zur Hand;
Um nach dem Feind zu sehen,
Brauch' er sich nicht zu drehen,
Wie einjt der Zopf gethan,
Wenn ihn die Feinde sahn.

So hat an eurem Siege,
Der Bart sein gutes Teil;
Und kaum ruht ihr vom Kriege,
So ist er auch schon feil?
Und wird der Müßiggänger
Schon wieder sein Verdränger,
Der Zopf, der nichts gemacht,
Als Unheil euch gebracht?

Ich rede nicht vom Kleinen,
Vom Großen red' ich auch;
Wie wir's im ganzen meinen,
Das zeigt ein einzler Brauch!
Oft hängt viel feines zartes
An Haaren eines Bartes;
Und wie es steht im Kopf,
Sieht man auch wohl am Zopf.

Wenn ihr die jungen Sprossen
Von entren Baden rauft,
Und nach den alten Boffen
Von neuem wieder lauft;
Wenn ihr die steifen Zöpfe
Hängt wieder an die Köpfe,
Und scheert den jungen Mut,
So sehet, was ihr thut.

Und auf den Verlust seiner Locken (auf die ich im zweiten und letzten Kapitel noch einmal zurückkommen werde) hat er folgende, fast ergreifende Elegie gedichtet:

„Mit demütigem Verzagen
 Ruß ich meine Locken klagen,
 Die ich längst so stolz getragen.
 Sind sie wert nicht einer Thräne?
 Lassen Kofse nicht die Rähne
 Flattern, und den Wimpel Rähne?
 Sibanon mit seiner Ceber,
 Pfau und Hahn mit ihrer Feder
 Und mit seinem Schmuck ein jeder.
 Und der Wald mit seinen Haaren
 Die da wachsen mit den Jahren,
 Daß der Wind hindurch kann fahren.
 Und ich soll den Schmuck verlieren,
 Weil's Mod' unter zahmen Tieren,
 Setzt als Stumpffschwanz sich zu zieren?
 Und den Lockenwald, den decken,
 Soll ich lassen, mich zu stecken
 Unter die geschornen Hecken?
 Unter die geschornen Hecken
 Unter die geschornen Hecken,
 Mitgeschoren mich zu stecken?
 „In Geduld um Kopf und Ohren
 Laß Dich scheeren; ungeschoren
 Bleibst Du, wenn Du bist geschoren.
 „Ja ich denke, daß Dir's nuget,
 Wenn man Dir den Hochmut stuget,
 Dir den Kopf ein wenig puget.
 „Nicht auf eigne Art Dich kleidend,
 Nicht auf eigner Weide weidend,
 Nicht vom Troß Dich unterscheidend —
 „Lerne, wie mit Deinesgleichen,
 Mit den andern gehn und schleichen;
 So wirst Du Dein Ziel erreichen.“

Im ganzen kann man die Angriffe auf Tracht und Haarschmuck Rückerts als ziemlich harmlos bezeichnen. Gehen sie doch von einer besorgten Mutter aus, welche im Grunde des Herzens es mit unserem Dichter recht gut meint und nur in wohlmeinender sorglicher Absicht ihren geliebten Sohn Viktor auf dem Wege zu erhalten, den sie für den richtigen hält, Friedrich Rückert ein wenig karikiert, um ihn desto besser paränetisch und pädagogisch verwenden zu können. Sie begnügt sich auch nicht damit, eine Zeichnung à la Strunwelpeter zu machen, sondern stellt neben dem abschreckenden Bilde zugleich zwei Musterknäblein auf, welche als Beispiele zur Nachahmung dienen sollen. Dies sind: Ehlschläger und Ludwig Robert. Heute, mehr als sechzig Jahre später, müssen wir über diese plutarchische Parallele lächeln. Denn sowohl Ehlschläger als Robert, obgleich beide nicht zu unterschätzende Talente, sind längst in dem Gewölbe eines Paragraphen des litteraturgeschichtlichen Handbuchs beigelegt, aber dem deutschen

Volke sind ihre Namen aus dem Gedächtnis entschwunden. Friedrich Rückert aber lebt in demselben und wird noch lange darin leben.

Zweites und letztes Kapitel.

Schlimmer und gefährlicher als die Attaque der Frau Therese Huber und anderer Klatschbasen gegen Friedrich Rückert, deren wir im ersten Kapitel gedachten, war die gegen ihn erhobene Anklage des Demagogen- oder Jakobinertums, — wenn es erlaubt ist das Wort „Anklage“ zu gebrauchen bei einer unter dem Deckmantel des polizeilichen Geheimnisses und Spionentums einherfchleichenden Verdächtigung und Verleumdung.

Ich stelle ein Aktenstück an die Spitze meiner Darstellung des Herganges. Es ist ein ausführlicher Brief von Wangenheim, der später unter König Wilhelm I. eine hervorragende Rolle in der Geschichte des württembergischen Staatslebens gespielt hat. Der Brief ist an den alten Freiherrn Truchseß auf der Bettenburg gerichtet, der sich für den Dichter sehr interessierte. Er ist datiert „Stuttgart den 26. September 1816“, also aus den letzten Tagen des Königs Friedrich, jenes Autokraten, welcher von so umfangreicher Leibesbeschaffenheit war, daß ein witziger Franzose schrieb, er sei „ventre à terre“ dem Kaiser Napoleon I., seinem hohen Protektor, entgegen geeilt, indem er (der Franzose) zugleich hat, den Ausdruck nicht figürlich, sondern wörtlich zu nehmen, nämlich: „seinen kolossalen Bauch auf der Erde hinschleifend.“

Der Brief des Ministers an den edlen Freiherrn Truchseß von Weßhausen, — einen Mann, den ein Jean Paul, ein Fouqué, Johann Heinrich Voss und Gustav Schwab als den Gönner strebsamer Geister, als den letzten Ritter und als den Chevalier sans peur et sans reproche um die Wette gepriesen haben, lautet in seinen hierher gehörigen Stellen, wie folgt:

„Unser gemeinschaftlicher junger Freund Rückert fiel einigen Personen hohen und höchsten Ranges (also auch dem König Friedrich selbst) schon bei seinem ersten Auftreten hier durch seine altdeutsche Tracht, Haarschnitt und Bartwuchs unangenehm auf. Man weiß ja, was die hohe Polizei jezt hinter solchen harmlosen Anferlichkeiten allerlei für verdammenswerte Geheimnisse und verderbliche Pläne vermutet. Ich selbst hatte, da meine Vorliebe für den wackeren patriotischen Dichter bekannt ist, sogar bei Hofe Spöttereien darüber teils einzustechen und teils auch zu vergelten. Später, als der Dichter unbeschadet seiner deutschen Gesinnung, die deutschen Bart- und Kopfschaare geschoren und gestutzt hatte, wurde ich in einer Gesellschaft, welche durch nichts Bedeutung hat, als nur durch die Beziehung, in der sie zum Hofe steht, aufgefordert, etwas vorzulesen. Ich gab nur ungern nach, las aber endlich doch, und zwar Rückerts „Flor und Blankflor“. Die Dame des Hauses, die gerne empfindsam scheinen möchte, wirklich aber nur empfindlich, die nicht launig, sondern nur launisch ist, erlaubte sich, mitten im Gedicht ein wegwerfendes Urteil über dasselbe auszusprechen. Sofort machte ich der Vorlesung ein Ende und steckte das Gedicht, ohne den Rest desselben vorzulesen, in die Tasche, aus der es keine Macht der Erde wieder hervorgebracht hätte. Darob wurde die

Dame denn doch etwas verlegen. Später suchte sie wieder einzulenken. Schließlich verzicht ich ihr, nachdem ich sie ihr Unrecht hatte fühlen lassen.

Im Mai (1816) mußte ich, wie Sie wissen, die Reise nach Frankfurt machen. Rückert begleitete mich auf derselben. „Warum ist es der Altdeutsche, den er mitnimmt?“ fragten die Überflungen. Natürlich. Dem Prosamenschen ist die Freude an der Poesie unverständlich; und der Hof kennt nicht die Freude eines Menschen. „Dahinter muß doch etwas stecken.“ In unserer Zeit sucht man hinter allem eine gefährliche politische Bedeutung. Tugendbund — sittlicher Verein — Sprachgesellschaft — alles ist jetzt des Verdachtes verdächtig. Ja, selbst das Beisammensein eines Staatsmannes und eines Dichters in ein und demselben Wagen auf dem Wege nach Frankfurt a. M., wo beide eine warme Aufnahme fanden, — was denn auch wieder aus „verdächtigen“ politischen Gründen zu erklären.

Kurz vor seiner Reise in den Schwarzwald, die Rückert in den Sommerferien (1816) antrat, erhielt er einen Brief aus Koburg, worin er gebeten wird, für die dortige Freimaurer-Loge zu einem Ordensfeste ein Gedicht zu machen. Wenige Tage darauf erhielt Cotta, der damals in Baden-Baden verweilte, einen Brief von dem Grafen Winzingerode (dem Polizeiminister des Königs Friedrich), der Doktor Rückert habe und unterhalte Verhältnisse, „die mehr oder weniger, jedoch allezeit, den württembergischen Regierungsgrundsätzen zuwider liefen“, Cotta habe daher dafür zu sorgen, daß Rückert so bald als möglich die königlich württembergischen Staaten verlasse, „ehe noch andere ihn betreffende Nachrichten eingehen könnten.“

Wangenheim schaltet hier zur Erläuterung in Parenthese ein: Der hiesige bayrische Gesandte Taughuns ist der größte Obskurant und liest die „Alemannia“, in welcher Rückert wegen seiner „deutschen Gedichte“ denunziert wird, (siehe „Alemannia“, Jahrgang 1815, Heft 16, Nr. 2). Es scheint danach, daß dieser seltsame Gesandte, statt sich der Unterthanen seines Souveräns anzunehmen, denselben gegenüber den Polizeispizel spielte und sie verleumdete bei der Regierung, bei welcher er akkreditiert war, — ein neuer Beweis für die Verkehrtheiten, welche das damalige politische Polizei-Spionage-System hervorbrachte.

Dann fährt Wangenheim in seinem Briefe an den Freiherrn Truchseß auf der Bettenburg fort:

„Cotta antwortete dem Grafen Winzingerode: er könne die Sache nicht schriftlich abmachen, sie müsse daher bis zu seiner Rückkehr nach Stuttgart auf sich beruhen. Als diese erfolgt war, und Winzingerode als Polizeiminister auf der Verweisung Rückerts bestand, entdeckte Cotta mir (Wangenheim) die ganze Sache. Nachdem ich Rückert auf sein Gewissen befragt hatte, ob er — abgesehen von der Freimaurerei — in einer geheimen Verbindung sei, und ob er mit Genossen Briefe wechsle, und er diese Fragen verneint und mir die oben mitgeteilte Auskunft wegen des Koburger Briefes gegeben, (den offenbar die Geheimpolizei in dem zur Verletzung des Briefgeheimnisses eingesetzten schwarzen Kabinet geöffnet hatte), ließ ich, ohne Rückert von dem Grund meiner Anfrage etwas zu sagen, aufspannen und fuhr nach Bellevue zu dem Kronprinzen (dem nachherigen

Könige Wilhelm). Er liebt die Dichter nicht, aber er achtet die Menschenrechte. Ich erzählte ihm einfach und mit erzwungener Gleichgiltigkeit den Vorgang und gab ihm dann Wizingerodes Brief an Cotta. Er las ihn. Ich wünschte, Du hättest die Zornesflamme in dem sonst so kalten Gesicht aufsteigen sehen, als er beim Lesen an die Stelle von der Vertreibung aus dem Lande kam. Du würdest wie ich, darin eine Bürgschaft mehr für das Glück Württembergs gefunden haben.

Der Kronprinz schellte, ließ seinen Oberhofmeister rufen und befahl ihm, auf der Stelle zum Polizeiminister zu fahren und diesem zu sagen: „Er, der Kronprinz, bürgt für Rückert für jetzt und für die Zukunft, und niemand sollte es wagen, denselben anders anzugreifen, als vor Gericht; Er wolle ihn unter dem Gesetz wissen, wie jeden anderen, und nicht unter der polizeilichen Willkür.“

Der Polizeiminister riet darauf dem Kronprinzen, er möge doch mit seinem Vater, dem Könige, über den Gegenstand sprechen.

Darauf der Kronprinz: „Ich bin nicht gewöhnt, mir die Wege, die ich gehen soll, vorschreiben zu lassen. Hier hat es nicht der Sohn mit dem Vater, nicht der Kronprinz mit dem König, sondern der Bürger mit dem Polizeiminister zu schaffen.“

Endlich ließ der Polizeiminister, nachdem er dem König Bericht erstattet hatte, dem Kronprinzen eine „Resolution“ zugehen, des Inhalts, die verhängte Maßregel könne vor der Hand nicht, und überhaupt nicht früher zurückgenommen werden, als bis der Kronprinz darüber mit dem König gesprochen haben werde.

Der Kronprinz aber ging nicht zu dem König. Dem Polizeiminister antwortete er: „Ich erwarte, daß der König redet. Bis dahin jedoch steht Rückert unter meiner Bürgschaft und unter dem Schutz des Gesetzes. Wehe dem, der ihn ver-gewaltigt!“

Seitdem hat niemand mehr von der Sache gesprochen. Sie ist ab und tot. —

Soweit Herr von Wangenheim, der, wie man sieht, thatsächlich über den Polizeiminister triumphierte. Der Letztere hielt seine Maßregel zwar aufrecht, allein er wagte nicht sie zu vollziehen.

Die Geschichte, wie sie sich nach dem Briefe Wangenheims darstellt, ist außerordentlich interessant für die Biographie unseres größten lyrischen Dichters, nicht minder aber auch lehrreich für die Charakteristik der deutschen Kleinstaaterie, die selbst nach den welterschütternden Freiheitskriegen wieder ihre ganze Zämmlichkeit zeigte, und für die „Demagogenriechelei“, wie sie u. a. auch von dem Herrn Kamz, Schmalz, Ischoppe und Dambach von Berlin aus sehr schwunghaft betrieben wurde.

Resumieren wir die Thatfachen:

Der alte König von Württemberg, der sich zur Rheinbundszeit und unter Napoleons Protektorat am wohlsten gefühlt hatte, liebt nicht das wiederbelebte Deutschtum. Im Gegensatz hierzu steht der Kronprinz, der spätere König Wilhelm, der tapfer wider Frankreich gekämpft. Der alte König sieht auf einer Spazierfahrt einen baumlangen jungen Mann in altdeutscher Tracht mit Vollbart und wallendem Haupthaar. Er ärgert sich über die Erscheinung, die im

Gegensatz steht zu den napoleonischen Zeiten. Er giebt Auftrag, dem verdächtigen Menschen nachzuforschen.

Eine der Wirklichkeit entsprechende Auskunft hätte lauten müssen:

Der junge Mann heißt Friedrich Rückert, und ist der Sohn des bayerischen Rentamtmanns Rückert in Ebern (einem Städtchen zwischen Coburg und Bamberg gelegen); ein hoch begabter Dichter hat er zwar früher politische Lieder gesungen, neuerdings aber sich wieder einer friedlichen und heiteren Richtung zugewandt; denn in dem neuesten Lied, das er publiziert hat, wirft er sogar einen mißbilligenden Rückblick auf seine politischen Gedichte, indem er singt:

Ich wollte stolz mich überheben,
In hoch begeisterten Gesang,
Hinfort nur blut'ge Vorbeern weben
Um vaterländischer Waffen Klang.

Doch wie der Krieger aus dem Schalle
Des ehrnen Feldes still zurück
Sich sehnt nach seines Hauses Halle,
Des Lebens heimgebliebenem Glück:

So sehnt nach frühern Liebesklängen
Mein Lieb sich heimwärts, lang' entfernt,
Und freut sich, daß im wilden Drängen
Es nicht den Wohlklang ganz verlernt.

Auch sein Verkehr mit dem alten Siegrimm auf der Bettenburg ist ganz harmlos; kürzlich hat er dem Alten, der Rosen in seinem Wappen führt, zu seinem Geburtstag gratuliert in einem Gedichte, welches anhebt, wie folgt:

Rosen, Rosen, rote Rosen,
Und auch die von weißem Glanz
Will ich unter Zephyrs Rosen
Flechten heut in einen Kranz.
Und ein andrer Zephyr trage,
Heut am Tage folgsam ganz,
Mir den Kranz, wohin ich sage,
Den geflochtenen Rosenkranz.

Hin zu einem Rosenfeste
Ist der Rosenkranz bestimmt,
Wo der Rosen-Greis, der beste,
In Empfang die Rosen nimmt,
Der der Jahre Rosenleiter
Heute weiter aufwärts klimmt,
In der Rosenzeit, die heiter
Ganz in Rosendüften schwimmt.

Die ihr unter Rosendüften
Engel, einst sein Leben schuft,
Unter duft'gen Rosendüften
Es soweit habt abgestuft;

Unter Rosendüften schweben
 Laßt sein Leben einst zur Gruft,
 Doch zuvor noch lang umgeben
 Sein vom frischen Rosenduft.

Es ist wohl nicht anzunehmen, daß jemand, der so mit Rosen und Rosen spielt, ein großer Demagog sei; in dem ganzen Gedicht kommt keine Silbe von Politif vor. Rückerts Korrespondenz ist eine ausschließlich geschäftlich-redaktionelle. Sein Charakter ist gutmütig harmlos, sein Umgang ganz unverdächtig.

Rückert ist von dem großen Verleger Cotta nach Stuttgart berufen und redigiert das „Morgenblatt“; die Namen „Cotta“ und „Morgenblatt“ werden hinreichend, um Euere Majestät zu überzeugen, daß es sich nicht um etwas Staatsgefährliches handelt.

So hätte der Bericht lauten müssen. In Wirklichkeit lautete er anders. Es hat von jeher Polizeiminister gegeben, welche der Überzeugung lebten, ihre Aufgabe bestehe darin, den Herrscher in einem ewigen Zustand von Besorgnissen und Ängsten zu erhalten und sich selbst dadurch bei demselben wichtig und unentbehrlich zu machen.

Graf Wenzingerode, der württembergische Polizeiminister von 1816, sah auch gerne Gespenster; der langhaarige Dichter gefiel ihm von Haus aus nicht; auch ist es leicht zu begreifen, daß ein „rheinbündlerischer“ Staatsmann den „Deutschen Gedichten“, den „geharnischten Sonetten“, den antibonapartistischen „Spott- und Ehrenliedern“ und dem Liebe „Held Blücher Doktor Juris“, keinen Geschmack abgewinnen konnte; das mußte ja doch seine heiligsten Gefühle verletzen. Außerdem aber wurde Rückert von dem Staatsminister Wangenheim begünstigt. Wenzingerode aber liebte den Kollegen Wangenheim so wenig, daß er ihn an einem langsamen Feuer hätte braten können, wenn die Sitten des neunzehnten Jahrhunderts dies erlaubt hätten. Jedenfalls aber wäre es doch schön, wenn man, um sich der Sprache des alten Götz von Berlichingen zu bedienen, „Dem von Wangenheim einen Knecht werfen“ könnte. Einen solchen Knecht konnte ja Rückert wohl abgeben. Also: Auf ihn, man schlägt auf den Sack und meint den Esel; man schlägt auf Rückert und meint Wangenheim. Es gilt also Material sammeln. Der Brief der Coburger Loge an Rückert, den man geöffnet, erweist schon verdächtige Verbindungen mit dem Ausland. Der bayerische Gesandte, den man befragt, macht bedenkliche Gesichter, er verweist auf Verdächtigungen in einer reaktionär-kerikalen Zeitschrift und verspricht noch weiter nachzuforschen.

Das alles wird dem König berichtet. Die Antwort lautet: „Fort mit ihm. Weg mit dem Kerl aus meinen Staaten!“

Allein statt zu dem brutalen Polizeiprügel zu greifen, versucht der Polizeiminister auf diplomatischem Wege sein Ziel zu erreichen. Es gilt Herrn von Cotta graulich zu machen und zugleich dem Dichter zu sagen „Mach dich aus dem Staube; denn wenn die andern Nachrichten, die wir noch erwarten, eingehen, dann werfen wir Dich ins Gefängnis.“

Allein Cotta und Rückert haben bessere Nerven, als der kluge Polizeiminister

kalkulierte. Die Sache wird an den Krouprinzen gebracht. Dieser nimmt sich des Rechts an. Der dicke König liegt schon halbwegs im Sterben. Der Polizeiminister laviert und sucht Zeit zu gewinnen; er will es mit der aufgehenden Sonne nicht verderben. Am 30. Oktober 1816 starb der dicke alte König. König Wilhelm bestieg den Thron. Der Stern Wangeuheims ging auf, der des Polizeiministers unter. Der Dichter war gerettet. Aber es war demselben in Stuttgart nicht mehr recht behaglich. Er machte eine italienische Reise, der wir einige seiner schönsten Gedichte verdanken. Dann ging er nach Wien, wo er unter Joseph von Hammer Orientalia studierte. Das dichterische Ergebnis dieser Studien sind die prachtvollen „Östlichen Rosen“.

Nach Deutschland zurückgekehrt konnte der Dichter wieder keine bleibende Stätte erringen. Erst als im Oktober 1825 König Ludwig I. den bayerischen Thron bestiegen hatte, wurde Rückert 1826 als Professor der orientalischen Sprache an die Universität Erlangen berufen. Die Lehr- und Wander-Jahre waren zu Ende. Die Meister-Jahre begannen.

„Rückert ein Demagoge“, das klingt gradezu komisch in unseren Ohren. Und doch ist dergleichen auch später noch vorgekommen. Man erinnere sich nur an das schöne Gedicht des kosmopolitischen Nachtwächters. Es spielt während der dreißiger Jahre in Kassel. Der alte Kurfürst sitzt in seiner Loge. Er bemerkt einen Menschen, der ihm „staatsgefährlich“ zu sein scheint, namentlich wegen seines Bartes. Er trug nämlich einen Backenbart, der unter dem Kinn zusammenstieß. Man nannte die Bärte damals „Hambacher“ und brachte sie in irgend einen Zusammenhang — ich weiß nicht mehr, in welchen — mit dem Hambacher Feste. Der Kurfürst ruft seinen Adjutanten, zeigt ihm das verdächtige Subjekt („und den großen dunklen Bart — trägt er gar nach Hambach's Art“) und befehlt sofortige politische Recherchen über denselben. Es geschieht, wie befohlen. Der Adjutant rapportiert. Der Rapport lautet:

„Hoheit, jener Fremdling“, spricht er,
„Nennt sich Johann Jakob Richter,
Wacht in Senf für eig'nes Haus!“



M u s i k.

S o n n t u n d S e s t.

Von

Rob. Eitner.

Zur rechten Zeit das Fazit eines gewissen Zeitabschnittes zu ziehen, ist der Lebensweisheit süßer Kern. Wer in den fünfziger Jahren als Komponist auftrat, gehörte zu den bedauernswertesten Menschen, denn niemand wollte seine Kompositionen hören, kein Musikverleger wollte sie kaufen, kein Kapellmeister auf-

führen. Durch Musikunterricht mußte er sein Brot erwerben, seine besten Kräfte talentlosen Schülern opfern, von früh bis spät von Haus zu Haus traben, schlechte und gute Musik einstudieren, und wenn er abends ermattet sein Haus betrat, dann begann erst die Zeit seines geistigen Auflebens. Oder er mußte die Stelle eines Musikdirigenten übernehmen, sich den Tag über mit den stupiden Orchesterpielern und mit geschäftlichen Besorgungen herumärgern und abends die Aufführung leiten. Man weiß nicht, was der Übel schlimmstes ist. Wollte er seine Kompositionen nicht im Pult liegen lassen, so mußte er das sauer Erworbene zum Verleger bringen und ihn noch schön bitten, daß er seine Verlagsfirma darauf setzt und für die Verbreitung Sorge trägt. Der Erfolg war zwar stets derselbe, denn nur die verschenkten Exemplare kamen als sogenannte Krebse nicht wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück und die Rezensenten schwiegen es tot oder brachten einige nichts-sagende Floskeln an, von denen man nicht wußte, ob es Erbarmen oder Bosheit war, oder sie zerzausten das Werk so unbarmherzig, daß an ein Aufkommen nicht zu denken war, denn die Kritik war in dieser Zeit allmächtig und das Publikum so folgbar wie ein Lamm. So war der Musiker und Komponist in den fünfziger Jahren gestellt, und es gehörte die ganze Energie eines talentvollen Menschen dazu, um nicht seiner Kunst den Rücken zu drehen.

Als der letzte der Koryphäen in der Musik die Augen auf immer schloß, befand sich die Welt im Rossinitaumei. Beethoven wurde zwar angestaunt, seine Werke hörte man als etwas ganz Seltsames an, doch verstanden — bis auf einige wenige — wurden sie nicht. In Rossini, Strauß und Lanner fand das Publikum seinem Geschmacke und geistigen Fassungsvermögen die entsprechende Nahrung, und für die Klavierpieler sorgten außerdem ein Kalkbrenner, Herz, Steibelt u. a. leichte Komponisten, die in Fantasieen, Variationen über beliebte Themata, Rondo, Divertissement und mehr dergleichen Säckelchen dem Publikum nach dem Runde schrieben. Mozart und Haydn waren vergessen, und Beethoven suchte man so schnell als möglich zu vergessen. Man fand sich mit ihm so leicht mit dem schnellen Urteil ab: er war überspannt, barock und taub. Es bedurfte eines gewaltigen Aufrüttelns bedeutender Männer, verbunden mit den gährenden politischen Zuständen der vierziger Jahre, die das Gemüt der Menschen für geistige Eindrücke empfänglicher machten, ehe man das Versäumte nachholte, nun aber in das Gegenteil umschlug und statt der früheren Sucht nur dem Neuesten in der Musik Beachtung zu schenken, sich ausschließlich der Pflege der klassischen Musik hingab. Die fünfziger Jahre kann man mit Recht die klassische Periode unseres Jahrhunderts nennen, denn Haydn, Mozart und Beethoven beherrschten im Zimmer, wie im Salon und Konzertsaal ausschließlich das Repertoire, und neuere Kompositionen wurden in einer Weise mißachtet, wie es vielleicht nie vorgekommen ist und je vorkommen wird. Ein neuer Komponist wurde wie ein Eindringling betrachtet, den man mit Geringschätzung behandelte und fast mit Bewunderung fragte: wie kannst du dich gegen diese Heroen stellen? wie kannst du verlangen, daß man deine Kompositionen anhören soll, da wir das Köstlichste in der Musik endlich gefunden und errungen haben? Die Musikalienhandlungen und Verlagsbäuer

konnten dem Bedarf an klassischer Musik kaum genügen, und gerade Beethoven, der einst so unverständlich, barock und ungenießbar galt, errang über alle den Vorzug. An seinen Symphonien, Quartetten, Trios und Sonaten konnte man sich gar nicht satt hören, und was man im Konzertsaal aufführte, wurde im häuslichen Kreise fast zum Uebermaße wiederholt. Nur Weber, Mendelssohn, einiges von Gluck und Cherubini fand etwa noch Gnade, während alles Übrige verfehlet war. Einzelne Bestrebungen, auch der neueren Musikkritik Eingang zu verschaffen, waren ganz vergeblich, entweder wurden sie völlig negiert, oder mußte man in Abonnements-Konzerten unfreiwilliger Zuhörer sein, so herrschte eine so eijige Kälte unter denselben, daß dem Kapellmeister alle Lust verging noch weitere Versuche anzustellen; selbst unter seinen Orchestermitgliedern fand er die größte Abneigung und er konnte die Werke nie zur richtigen und fesselnden Darstellung bringen. Allerdings bestand nebenbei die landläufige Tagesmusikkritik, die nie aufgehört hat zu existieren und stets ihr großes leichtlebige Publikum haben wird, denn der durchschnittliche Musikdilettant sucht in der Musik nur einen oberflächlichen Sinnenkitzel und vermeidet mit wahrer Angstlichkeit jede ernstere Stimmung in der Musik. Wenn dem Menschen auch durch die Kultur der tierische Instinkt verloren gegangen ist, der das Tier vor jedem Ungemach schützt, in der Musik hat sich eine gewisse Klasse Menschen diesen Instinkt wohl zu bewahren gewußt, und wer in Musikalienhandlungen musternde junge Damen genau beobachtet, der kann die schlagendsten Erfahrungen darin machen.

Wie in jeder Kunst, hat unser Jahrhundert auch in der Musik Meister an Meister erzeugt. Auf Beethoven folgte Weber und Mendelssohn, ihm unmittelbar Robert Schumann und diesem Richard Wagner. Nur Weber und Mendelssohn war es vergönnt sogleich verstanden und hoch geehrt und geschätzt zu werden. Besonders letzteren feierte man, wo er sich auch sehen ließ, wie einen siegreich einziehenden König, und rührend ist es zu lesen, wie Mendelssohn von den Triumpfen in der einfachsten Weise in seinen Briefen an seine Eltern berichtet. Ohne überhebenden Stolz, doch freudig erregt und wie begeistert, empfängt er die Ehrenbezeugungen als etwas ihm Wohlthuendes und Notwendiges, mehr seiner Muse als ihm selbst geltend. Die Litteratur hat kaum etwas Ähnliches aufzuweisen als seine Brieffammlung aus den Jahren 1830 bis 1847. Es ist das Kostlichste, was neben Goethe besteht. — Alle übrigen Meister genossen das Glück der Verehrung nur von einem sehr kleinen auserwählten Häuflein, und ihre allgemeine Würdigung fällt meist erst in eine Zeit, wo sie nicht mehr unter den Lebenden weilten. Hätte sie nicht ihre Kunst und die aufopfernden Freunde emporgehalten, sie wären erlegen an dem Mißerfolge ihrer Werke. Besonders hart traf dies Schicksal Robert Schumann. Seine Frau, geborene Clara Wieck, die gefeierte Klavierspielerin, die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig und wenige Freunde waren die einzigen Stützen und sie reichten vollständig aus, um ihm die Zeit zu verschönern, in der er nicht komponierte. Die Kunst selbst trägt den Segen in sich, und wer sich an ihre Brust wirft, vergißt allen Jammer des irdischen Daseins und schwelgt in Genüssen, die den übrigen Menschen ver sagt

sind. Es zeugt von großer Unkenntnis, wenn so oft behauptet wird, daß ein Künstler durchaus der Anerkennung bedarf, um sein Ziel zu erreichen. Er ist der Menschheit meist um ein gut Teil so weit vorausgeeilt, daß er deren Beachtung gar nicht mehr bedarf; nur die Jugend verlangt Anregung und Anspornung, der Künstler auf seinem Zenit dagegen wird stets allein stehen und ein gut Teil Weltverachtung in sich tragen.

Neben dieser fortlaufenden Reihe von Meistern giebt es aber stets eine Anzahl immer noch hervorragender Komponisten, die der Kunst zwar keine neue Bahnen öffnen, doch aber den Weg ebnen, das Gewonnene verwerten und den Grund zum Fortschritt in der Kunst legen. Sie sind auch so eigentlich berufen die Vermittlung zwischen Kunst und Publikum herzustellen, teils durch ihre Compositionen, teils durch Belehrung in Wort, Schrift und Aufführungen. Ihnen fällt meist der Löwenanteil der örtlichen Verehrung zu, und sie bedürfen derselben um so mehr, da ihnen die Kunst selbst nicht den Ersatz gewährt, der sie den Beifall der Menge entbehren läßt. Hummel und Spohr fiel einst eigentlich die Aufgabe zu, ihren Zeitgenossen Beethoven der Menge verständlich und zugänglich zu machen, sie waren aber weit davon entfernt dies als Hauptaufgabe ihres Lebens zu betrachten. Beide mit der virtuosenartigen Ausbildung ihrer Technik beschäftigt und von ihrer Bedeutung als Komponisten sehr eingenommen, waren sie mehr darauf bedacht ihre eigenen Werke bekannt zu machen, als sich mit Beethoven eindringlicher zu beschäftigen. Obgleich sie den Meister persönlich kannten und besonders Hummel oft mit ihm zu thun gehabt hat, waren sie weit entfernt davon die Größe Beethovens zu ahnen, oder vielmehr möchte man sagen, sie war ihnen unbequem. Uns kommt das heute fast absurd vor und doch läßt es sich kaum anders erklären. Beide waren von Natur reichbegabt und sowohl als Virtuosen wie als Komponisten nahmen sie den höchsten Rang unter den neueren ein. Ihre Kunstbestrebungen waren nicht niederer Natur, sondern mit Ernst und Begeisterung hingen sie ihrer Kunst an und suchten nach dem edelsten und idealsten Ausdruck. Troßdem sie die Erweiterung und die technische Ausbildung der Formen und instrumentalen Hilfsmittel Beethovens vollständig in sich aufgenommen hatten und sich eng an sie angeschlossen, war ihnen die inhaltliche Größe und der musikalische Ausdruck desselben unsympathisch. Spohr spricht sich einmal in seiner Selbstbiographie klar darüber aus — er schrieb sie 1847 nieder. Im 1. Bande, Seite 228 sagt er über die C-moll-Symphonie: „Ich hörte sie in München vortrefflich aufführen, sie machte daher auch mehr Wirkung, als ich ihr zu trauete, obgleich ich sie schon oft und unter Leitung des Komponisten in Wien gehört habe. Dennoch fand ich nicht Ursache, mein früheres Urtheil über sie zurückzunehmen. Bei vielen einzelnen Schönheiten bildet sie doch kein klassisches Ganze. Namentlich fehlt so gleich dem Thema des ersten Satzes die Würde, die der Anfang einer Symphonie, meinem Gefühle nach, doch notwendig haben muß. Dies beiseite gesetzt, ist das kurze, leicht faßliche Thema allerdings zur thematischen Durchführung sehr geeignet und vom Komponisten mit den übrigen Hauptideen des ersten Satzes auch sinnreich und zu schönem Effect verbunden. Das Adagio in As ist teilweise

sehr schön, doch wiederholen sich dieselben Gänge und Modulationen, obgleich immer reicher figurirt, gar zu oft und werden dadurch zuletzt ermüdend. Das Scherzo ist höchst originell und von echt romantischer Färbung, das Trio aber mit den polternden Paßläufen für meinen Geschmack gar zu barock. Der letzte Satz mit seinem nichtsagenden Lärm befriedigt am wenigsten; die Wiederkehr des Scherzo darin ist jedoch eine so glückliche Idee, daß man den Komponisten darum beneiden muß. Sie ist von hinreißender Wirkung! Wie schade, daß der wiederkehrende Lärm diesen Eindruck so bald verwischt." So sprachen und empfanden die ersten Männer der Kunst, die berufen waren ihre Jünger zu sein und der Welt sie zu offenbaren. Schade, daß wir von Hummel keinen Ausdruck über Beethoven besitzen, doch er wird ähulich gelauret haben. Anselm Weber, der Berliner Kapellmeister, Komponist und Musikschriftsteller, sprach sich einst in ähnlicher Weise über Beethovens siebente Symphonie aus, doch mischte er einen beträchtlichen Teil Spott bei, da er wohl wußte, er hatte die Lacher auf seiner Seite. Erst der zwanzigjährige Felix Mendelssohn mußte ihnen die Augen öffnen, nebst dem genialen Klavierpieler Liszt, denn sie führten seine Werke dem Publikum in der meisterhaftesten Weise unaufhörlich vor, ohne zu fragen, ob sie dieselben hören wollten oder nicht. Ihre eigene Genialität, ihre persönliche Liebenswürdigkeit gewannen das Publikum schon vorher in einem Maße, daß es alles mit wahrer Begierde verschlang, was ihnen diese beiden Musikpropheten boten. Ihnen haben wir es daher fast ganz allein zu danken, daß der Genius Beethovens endlich zum allgemeinen Verständnis und zur Anerkennung gelangte. Als der Zeitpunkt der allgemeinen Verehrung aber eintrat, sanken auch die Größen zweiter und dritter Klasse in fast völlige Vergessenheit, und was sie einst Beethoven angethan hatten, rächte sich nun an ihnen in doppelter Weise. Hummel, Spohr, Marschner, Dnslow, Clementi, Berger, Duffel und mancher andere, die bis dahin für die Klassiker angesehen wurden, denen die jüngeren als ihre Meister nachstrebten, sanken plötzlich in nichts zusammen. Nun trat die Zeit der Reform an. Man erkannte sehr wohl, daß es eine Verblendung sei in den Bahnen, die Beethoven betreten hatte, weiter fortzugehen, sie führten nur zur Nachahmung und zum Verfall. Mendelssohn hatte durch seine reiche Erfindungsgabe und seine brillante Instrumentation die Klippe glücklich umschiff, doch die ihn nachstrebten, fielen kläglich ab, denn ihnen war nicht wie jenem die reiche Naturanlage verliehen. Doch die Welt steht nicht still, und die vielseitige Anregung, die sich allgemein verbreitende Bildung, die den Jüngeren zu teil werdende musikalische allseitige Ausbildung, die Kräftigung an Bach und Händel und den noch älteren Meistern ließ die Wege erkennen, die zu gehen waren. Noch ehe man es ahnte und erkannte, hatten zwei geniale Schöpfer die neuen Bahnen eröffnet und die nenromantische Richtung geschaffen — Schumann und Chopin. Doch ihr Leben sollte vergehen ohne Anerkennung zu finden, ohne von den Zeitgenossen erkannt zu werden. Die Kunstjünger quälten sich ab, sandten ein Werk nach dem anderen in die Welt hinaus und mußten immer hören, wir wollen eure Werke nicht, wir haben unsere Klassiker und nach andern verlangt uns nicht. Es war für den strebsamen Musiker, der in anderen Zeiten

als Komponist eine angesehene Stellung eingenommen hätte, eine schlimme Zeit. Er hatte seine volle Kraft miteingesezt, um die Klassiker zum Gemeingut zu machen und hatte sich dadurch selbst einen Ball gesetzt, den er zu durchbrechen außer stande war. Wer diese Zeit mit durchlebt hat, das edelste Streben im Herzen, das Publikum immer nur auf dasselbe erpicht, Jahrzehnt auf Jahrzehnt verstreichen sah, der wünschte sich wohl manchmal ein anderes Studium ergriffen zu haben als gerade die Musik. Der Trost, auch so reich begabte Komponisten wie Rob. Volkmann, Anton Rubinstein, Joachim Raff unter demselben Drucke leiden zu sehen, war wenig geeignet zu ermuntern. Volkmann wandte Deutschland den Rücken und zog sich nach Pest zurück, Rubinstein fand in Rußland ein Asyl, nur Raff hielt in Wiesbaden aus und ging unbeirrt seinen Weg weiter. Zu anderen Zeiten wären dies die gefeiertesten Männer der Gegenwart gewesen, jetzt lebten sie wie verschollen. Man weiß heute wirklich nicht mehr, wer mehr an der Vernachlässigung der Neueren Schuld trug, ob die Kapellmeister oder das Publikum. Die Kapellmeister alten Schlages waren zwar eine eigene Art; meist selbst Komponisten — daher das geflügelte Wort: Kapellmeistermusik, die sich von anderer Musik durch ganz besondere Langweiligkeit auszeichnete — waren sie für jüngere Komponisten stets schwer zugänglich und hatten stets die geläufige Entschuldigung: mein Publikum wünscht keine neueren Werke zu hören. Beabsichtigten sie aber eins ihrer eigenen unsterblichen Werke aufs Programm zu setzen, so wurde flugs irgend eines der schwächeren neueren Werke ins Programm aufgenommen, das natürlich Fiasko machte, und dann erschien freilich ihr darauf folgendes im Glanze höherer Inspiration, und siegreich konnten sie ihr Haupt ins Ruhetissen legen. Eine Symphonie von Volkmann, Rubinstein oder Raff bedurfte freilich erhöhter Anstrengungen, sie war nicht so herunterzulassen als man die Haydn'schen beliebte zu spielen; Dirigent, Spieler und Publikum mußten vortrefflich vorbereitet sein, um das Kunstwerk in seinem Totaleindruck zu erfassen, und die Aufführung mußte auf das Sorgsamste vorbereitet sein. Diese Sorgsamkeit war aber gänzlich abhanden gekommen, seit man im Laufe von Jahrzehnten immer nur dieselben Werke aufgeführt hatte. Proben waren kaum mehr notwendig und abends liefen die bekannnten Symphonieen wie vom Rädchen. Die Herren Kapellmeister und Orchestermitglieder sträubten sich daher gewaltig gegen jede Neuerung und waren froh, daß sie in ihrem Publikum die bereite Unterstützung fanden. Dennoch stieg die neue Zeit herauf, unaufhaltsam durchbrach sie das Bollwerk, und ein nach dem andern im Dienste ergrautes Haupt verschwand von dem Schauplatz.

Chopin war für die Klavierspieler ein viel zu anziehender Komponist, als daß er lange im Verborgenen bleiben konnte. Bahnbrecher finden sich stets und überall, und wenn der eine auch zu Falle kommt, so treten andere an seine Stelle. Und wenn das Schöne und Erhabene auch eine Zeit lang wie vergessen und unbeachtet liegen bleibt, es feiert immer früher oder später seine Auferstehung. Aus den herumreisenden Virtuosen alten Schlages, die nur auf wenige Piecen dressiert waren und denen es mehr an Effekthascherei als die Darstellung eines Kunstwerkes ankam, entstanden im Laufe der klassischen Periode wahre Künstler, die

es sich zur Aufgabe stellten nicht ihre eigenen Kompositionen, sondern Werke bedeutender neuerer Meister zur künstlerischen Darstellung zu bringen. Sie griffen zuerst nach Chopin, der ihnen in jeder Hinsicht das vortrefflichste Material bot. Vom Konzertsaal wanderten die Kompositionen bald in das Zimmer, und mit dem Studieren wuchs die Technik und das Verständnis für die neuromantische Richtung. Ihm folgte bald Schumann nach, dessen Werke sich zwar weniger für den Konzertsaal eigneten, desto mehr aber ihre Anziehungskraft im Zimmer ausübten. Seine Lieder brachen sich zuerst Bahn, darauf folgten die kleinen reizenden Klavierpiecen, und mit dem Bekanntwerden wuchs die Lust auch die größeren Werke kennen zu lernen. Sein Klavier-Quartett und Quintett wurden bald beliebte Kammermusik-Piecen, und bald griff man auch zu den Symphonieen und seinem einst so schöne verschmähten Gesangsstück „Paradies und Peri.“ Langsam schritt das Verständnis vorwärts. Die großen Institute, die durch Abonnements-Konzerte das Publikum auf dem Laufenden halten sollen, sträubten sich immer noch Notiz von den Neueren zu nehmen. Erst eines gewaltigen äußeren Umschwunges der Dinge bedurfte es, ehe auch sie mit den einseitig gepflegten Kunstinteressen brachen und sich dem Fortschritt anschlossen. Das Jahr 1870 brach an und es sollte die Befreiung vom französischen moralischen Druck uns bringen, und mit ihm zugleich schüttelten wir so manchen anderen Druck ab. Das deutsche Volk wurde von neuem geboren und aus den mächtigen gewaltigen Kämpfen rang es sich auch geistig gehoben empor. Die Erschütterung war so gewaltig, daß sie die ganze zivilisierte Welt ergriff und wie aus langem Traum sich emporraffte. Mit 1870 konnte man eine neue Zählung der Jahre beginnen, so revolutionär gestaltete sich alles wie mit einem Schläge um. Schumann und Chopin erschienen jetzt wie alte Klassiker, denn die junge Generation sandte einen Apostel nach dem anderen in die Welt. Nationen, die nie um die Palme in der Tonkunst gerungen haben, treten jetzt mit bedeutenden Komponisten hervor. Die Franzosen, die nur in der Oper ihre Kräfte versuchten, schicken uns einen bedeutenden Symphoniker. Deutschland selbst, dem wieder in der Oper nur selten der rechte Wurf gelang, hebt den bedeutendsten Opernkomponisten auf den Schild, der Dichtkunst und Tonkunst schwefterlich in sich vereint. Die Symphonie, Sonate und Quartett, denen man einst schon das Grablied singen wollte, da man glaubte, nach den Bethovenschen Werken wäre es unmöglich überhaupt noch in diesen Formen zu schreiben, feiern neue Triumphe. Die lange zurückgesetzten, die den Wechsel der Dinge kaum noch erlebten, werden nun mit allen Ehren in ihre Rechte eingesetzt, und man schwelgt in den neuen Genüssen mit einem Verständnis, als wäre man seit Jahren darauf vorbereitet. Rubinstein, Brahms, Bruch reisen nicht als Virtuosen in der Welt herum, sondern als Komponisten, um ihre Werke selbst einzustudieren und aufzuführen, und das nie Geahnte tritt heute ein, daß ein Komponist von seinen Werken leben kann. Daß hierbei die alten Klassiker nicht vergessen werden und wie ein Eckstein in jedem Programm den Grundpfeiler halten, sind nicht zu verachtende Zeichen und die Frucht des langen Studiums derselben.

Wir sind weit entfernt die durchlebte Zeit der alleinigen Pflege der Klassiker

zu verwerfen, sie war so unbedingt notwendig um uns den Fortschritt entgegen zu bringen. Freilich hat die Zeit des Reisens etwas lange gewährt, und wer das Unglück hatte, während der langen Periode auch Komponist sein zu wollen, der hat wohl gar manchmal auf das launische Publikum gescholten. Vergleicht man aber die Zeit von Beethovens Tode bis zu seiner allgemeinen Anerkennung, so kommt uns die letztere Periode allerdings noch kurz vor, denn Beethoven hätte das hübsche Alter von einigen neunzig Jahren erreichen müssen, ehe er Zeuge von der allgemeinen Begeisterung geworden wäre, welche seine Werke endlich hervorriefen.

Wenn ich nun der neueren Richtung, der sogenannten neu-romantischen Schule, einige Worte widmen möchte, um ihre Bestrebungen und ihr Charakteristisches zu bezeichnen, so empfinde ich wieder, wie schwer es ist Musik mit Worten zu beschreiben. Um dem Leser nur ein einigermaßen klares Bild der Entwicklung seit Beethoven zu geben und ihm das Wesen derselben klar zu legen, muß ich erst einige Worte über die romantische Richtung, deren Vertreter Weber und Mendelssohn sind, voraussenden. Die Natur in aller ihrer Abwechslung zu belauschen, das Brausen des Waldes, das Rauschen des Wassers, die heitere Stille eines Sommertages, das Erwachen des Frühlings, des Herbstes lautes Treiben, des Winters dumpfes Schweigen und diese Erscheinungen in das Empfinden eines Musikers übertragen, ergab die romantische Richtung. Ich erinnere an Mendelssohns Hebriden, die Fingalshöhle, an seine Meeresstille und glückliche Fahrt, an den Sommernachtstramm, seine Walpurgisnacht, seine vielen Scherze in denen es prickelt, hüpfet und tanzt. Er selbst schreibt aus Italien einst an seine Familie (I, 246), er habe nun auch die Einleitung zur Walpurgisnacht fertig, „in der es thaut und Frühling wird.“ So überseht sich das Naturleben in die Empfindungsweise eines Musikers. Gade, Marschner und eine Reihe immer kleiner und kleinerer Komponisten schloßen sich dieser Richtung an, bis sie zerfällt und einer anderen Platz macht. Schon Beethoven hatte den Anstoß zur romantischen Richtung gegeben, doch ging er zu weit ins Reale über, d. h. zur direkten Nachahmung der Natur, und das ist nicht das Richtige in der Kunst. Seine kräftige und großartig angelegte Natur verweilte aber nicht lange in solch objektiven Stimmungen; es war als wenn er durch die Pastoral-Symphonie die Richtung ein für allemal für sich abgethan hätte, denn in keinem seiner übrigen Werke tritt er so entschieden in den Kreis der Romantik.

Nur um wenig später erschienen die Begründer der neuromantischen Richtung: Schumann und Chopin, und ihre Glanzperiode trifft mit der vorigen fast zusammen, nur mit dem Unterschiede, daß die erstere Richtung die weiteste Verbreitung und Anerkennung fand, während die letztere fast in den beiden Vertretern zu ersterben schien. Die Keime finden sich auch hier schon in Beethovens letzten Werken, ihre Entwicklung erreicht sie aber erst in den beiden obigen Meistern. Nicht das Naturleben oder vielmehr die Naturstimmungen erzeugen den Grundcharakter der Richtung, sondern das subjektive Geistesleben, fast abgefordert von allem menschlichen Thun- und Treiben, nur in der Empfindungsweise des Individuums

wurzelnd, tritt hier zur eigenartigsten Erscheinung. Daraus ergibt sich schon die Mannigfaltigkeit der Richtung, denn nur das wahrhaft bedeutend angelegte Individuum kann sich selbst geben und zwar in seiner eigenartigen Weise. Daher sind die letzten Werke Beethovens so lange unverständlich geblieben, und an Schumann wie Chopin mußten sich die jüngeren Musiker erst bilden und heranziehen. Die romantische Epoche mußte durch die Pflege der Klassiker, der Schöpfer der absoluten Musik, erst vollständig überwunden sein, ehe die neue Richtung zum Allgemeingut werden konnte. Um ein gut Teil wurde sie noch durch die Erscheinung Richard Wagners aufgehalten, denn fast zu gleicher Zeit — in den vierziger Jahren — erschien der fliegende Holländer und der Tannhäuser, beide durch Neuheit und Eigentümlichkeit frappierend. Doch wie so oft wird zuerst an die Schwächen eines Meisters angeknüpft, denn seine Genialität kann erst nach jahrelangen Studien erfaßt werden, und so waren es — man sollte es kaum glauben — die harten, oft ungeschickten und unvermittelnden Akkordfolgen, das Abspringen von jedem melodischen Fluß, was die Musiker für originell und nachahmungswert hielten. Liszt, der geniale Virtuose, der sich in Weimar ein musikalisches Königthum errichtet hatte, griff zur Feder, vertiefte sich in Wagners Musik, grübelte über Beethovens letzten Werken, schuf sich neue Musikformen, denen aber schließlich jegliche Form fehlte, und überraschte die Welt mit ungeheuerlichen Akkordfolgen und zerrissenen Melodieskizzen. Alles sollte Vertiefung, Erhabenheit atmen — die neuromantische Schule steckte auch hier schon im Blute, kam aber vor Irrungen nicht zum richtigen Ausdruck. Dräsecke trat in dieselben Fußstapfen, doch das Bild wurde immer verzerrter, und gut, daß es so kam, denn die Ernüchterung trat dadurch um so schneller ein und ließ die Verirrung desto krasser erscheinen. — Merkwürdig genug erschien zu gleicher Zeit mit Wagner Hector Berlioz auf dem Schauplatze, der die Welt fast mit ähnlichen verzerrten Akkordbildungen überraschte, dem Realismus aber in einer Weise huldigte, daß er noch heute als unverstanden beiseite steht, während der Wagnersche Kern Poesie ist und nur die äußere Form oft abstoßend wirkt, die erstere aber durch ihre berückende Macht der anderen die Waffen entriugt. Während die Schumannsche Ausdrucksweise heute sich zu voller Entfaltung emporgerungen hat und Allgemeingut jedes Musikers geworden ist, deren Hauptvertreter Rob. Volkmann, Anton Rubinstein und Joachim Raff sind, wird die Einwirkung Wagners erst weit später in ihrer völligen und künstlerischen Bedeutung eintreten. Zur Zeit mischt sich aber schon wieder ein beträchtlich Teil Romantik in die neueste Musik und zwar nicht die Romantik des deutschen Waldes, sondern die Steppenbilder der slavischen Stämme. Schon Liszt, der Ungar, berührte diese Seite und gerade mit diesen eigenartigen Klängen erweckte er das größte Interesse, während seine symphonischen Versuche wohl nie zu rechter Lebensfähigkeit gelangen werden. Die heutige Komponistenwelt rekrutiert sich aber in erstaunenswerter Weise gerade aus den slavischen Stämmen und sie schlagen einen Ton an, der markerstütternd ist. Man sieht die wilden Kasse mit hochstiegender Mähne über die Steppen jagen, oder hört die eigenartig sehnsüchtig traurigen Weisen der Volkslieder ihrer Heimat. Das sind anziehende

Momente und reizen zur Nachahmung, und begierig lauscht der Deutsche diesen fremden Klängen. Wenn auch das Wort Napoleons sich bis heute nicht bewahrheitet hat: Entweder ist Europa in fünfzig Jahren eine Republik oder russisch, so kam die Musik uns schließlich diesen Pöffen spielen und den Ausspruch Napoleons zum Teil zur Wahrheit machen.



Der italienische Staatsrat.

In letzter Zeit ist oft in der Tagespresse von der Neugestaltung des Staatsrats in Preußen die Rede gewesen. Eine Schilderung der Bedeutung und der Zusammensetzung einer gleichen Körperschaft in einem anderen großen Staate ist deshalb grade jetzt von besonderem Interesse. Wir übergeben daher nachstehendes Schreiben des Präsidenten des italienischen Staatsrats Grafen Cadorna hiermit der Öffentlichkeit.

Redaktion der deutschen Revue.

An den Herausgeber der „Deutschen Revue“
Richard Fleischer in Dresden.

Geehrter Herr.

Ich komme hiermit einem von Ihnen ausgesprochenen Wunsche nach, indem ich Ihnen, so weit es mir möglich ist, Auskunft über die Zusammensetzung, die Befugnisse und die politische Wichtigkeit des Staatsrates in Italien gebe und bedaure nur, daß es mir nicht möglich war Ihr Geehrtes vom 23. v. Mts. früher zu beantworten.

Unser Staatsrat folgte ähnlichen Körperschaften, die während der verschiedenen Regierungen vor der Einigung Italiens bestanden, und wurde durch das Gesetz (Beilage I. des Gesetzes vom 20. März 1865), durch welches verschiedene organische Gesetze sanktioniert wurden, konstituiert. Die Ausführung dieses Gesetzes war durch ein mittelst königlichen Dekrets vom 1. Juni 1865 sanktioniertes Reglement geregelt. Es möge Ihnen dies ein Beweis sein, daß wir Italiener, die wir noch die Verfassung vom Jahre 1848 unverfehrt aufrechterhalten, zu häufigen Veränderungen in unseren organischen Gesetzen glücklicherweise nicht besonders geneigt sind.

Der Staatsrat besteht aus dem Präsidenten des Staatsrates, drei Sektionspräsidenten, 24 Räten, einem Generalsekretär, sechs Referendaren und drei Sektionssekretären. Dem Staatsrat ist ein Sekretariatspersonal zugeteilt von Beamten der Kanzleibranche, im ganzen 22 Beamte, ferner hat derselbe vier Saaldienner für den Dienst bei den Sitzungen und 7 Büreaudienner.

Es wird Ihnen wohl eine Enttäuschung bereiten, wenn ich Ihnen sage, daß

der Staatsrat eine reine Verwaltungsbehörde ist und gar keine politische Befugnisse hat. Zwar bestimmt Artikel 7 des angeführten Gesetzes, daß die Regierung befugt ist den Staatsrat um dessen Meinung über Gesetzentwürfe zu befragen sowie ihm auch die Kompilation derselben zu übertragen, doch war diese Bestimmung so sehr im Widerspruch mit dem Geiste des ganzen Gesetzes und mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, daß die Regierung von dieser ihrer Befugnis niemals Gebrauch gemacht hat.

Politik und Verwaltungsdienst müssen streng auseinander gehalten werden und so viel als möglich getrennt von einander funktionieren und zwar aus denselben Gründen, aus welchen es unzulässig ist, daß politische Funktionen von einem Richter ausgeübt werden.

Die Kriterien des Politikers, des administrativen Beamten, des Richters sind so verschieden, daß man nicht ohne Nachteil für den Staat einen Beamten in die Lage setzen darf richterliche oder Verwaltungs-Angelegenheiten durch politische Tendenzen zu beeinflussen. Das ist um so angezeigter in Italien, welches eine rein parlamentarisch-konstitutionelle Regierung besitzt. Jetzt ist man im Begriffe einen Schritt vorwärts zu thun in der genauen Unterscheidung der Attributionen, durch die Kreierung politischer Generalsekretäre der Minister nach englischem Muster, wenn auch die Nachahmung nicht vollständig ist. Der Staatsrat hat also wenigstens de facto nur administrative Befugnisse. Dies schließt jedoch nicht aus, daß ein großer Teil der Staatsräte Sitze in einer der beiden Kammern hat, was nie nachteilig war, weil die höchste politische und administrative Kompetenz nicht durch die Stellung als Staatsrat repräsentiert wird. Im letzteren Falle genügt das Zartgefühl und die Rechtllichkeit des Funktionärs, welcher, so wie er über die Schwelle des Staatsrates tritt, sich in einem Raume befindet, wo er als Beamter nur juridisch-administrative Kriterien, Gewohnheiten und Traditionen vorfindet und nichts Anderes vor Augen haben darf als das Gesetz einerseits, anderseits die facta, auf welche es Anwendung finden soll. Der Staatsrat hat in dieser Beziehung feste und wohlbewahrte Traditionen, und indem er sich stets frei von allen politischen Vorurteilen gehalten hat, konnte er seine Unabhängigkeit und moralische Autorität im Lande wahren. In der That wurde der Staatsrat nur von jenen Blättern angegriffen, welche aus Parteileidenschaft in dem Staatsrat je nach ihrer Farbe ein ministerielles oder antiministerielles Werkzeug erblicken wollten. Diese Unabhängigkeit hat der Staatsrat zu wahren gewußt, obwohl seine Mitglieder nicht unabsetzbar sind.

Ich zögere nicht auszusprechen, daß, wenn bei einem Staatsrat wie dem unsrigen, sich politische Tendenzen äußerten und seine Entschlüsse beeinflussen sollten, dies sowohl für das Land als für die Autorität des Staatsrates verhängnisvoll wäre, denn eine ministerielle Mehrheit innerhalb desselben würde allen möglichen Willkürakten der Regierung als Mantel dienen, während eine oppositionelle Mehrheit innerhalb desselben, um einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, als ein Hemmschuh für den Staatskarren sich erweisen könnte. In einem wie in dem anderen Falle wäre es weit besser, es gäbe überhaupt keinen Staatsrat.

Sie werden mir vielleicht entgegen, daß es nötig sei, eine Körperschaft zu besitzen, welche die Gesetzentwürfe vorbereitet und diskutiert und andere ähnliche politische Befugnisse hat, damit die Redaktion der Gesetze nicht nur eine gute ist, sondern damit auch die ganze Gesetzgebung ein einheitliches Gepräge erhält.

Das ist alles wahr; — und wir bedauern, daß bei uns eine solche Körperschaft nicht vorhanden ist, aber dies beweist durchaus nicht, daß diese Funktionen und diejenige der Regierung in administrativen Materien zu beraten, derselben Körperschaft anvertraut werden sollen.

Die Attributionen des Staatsrates, welche, wie ich schon erwähnte, rein administrativer Natur sind, erstrecken sich nicht auf technische Fragen, für welche in den verschiedenen Ministerien besondere Räte eingesetzt sind. Die administrative Aufgabe des Staatsrates verlangt eine Prüfung vom administrativen Standpunkt, erfordert deshalb administrative und juristische Kenntnisse, und da die Agenden allen Ministerien angehören, ist eine ausgedehnte Kenntnis der ganzen Gesetzgebung des Landes nötig. Deshalb werden auch unter normalen Verhältnissen gewöhnlich sehr hohe juristische Beamte, besonders ausgezeichnete Universitätsprofessoren zu Staatsräten ernannt; auch Referendare des Staatsrates können zu Staatsräten vorrücken. Eins der Hauptaufgaben für den Staatsrat ist, das Gleichgewicht zwischen dem administrativen und dem juristischen Elemente zu erhalten, weil sich diese zwei Elemente gegenseitig unterstützen und ergänzen.

Die Urteile des Staatsrates sind stets beratend, in wenigen Fällen haben dieselben gesetzliche Kraft. Der Staatsrat hatte früher eine scheidrichterliche Befugnis in Konflikten zwischen der Exekutive und den Gerichten, seit wenigen Jahren ist der Kassationshof von Rom die dafür kompetente Behörde. Der Staatsrat entschied auch früher über Appellationsprozesse ab abusu in Sachen des Kirchenrats, aber diese Appellationsprozesse hörten mit den sogenannten Garantiegesetzen auf. Es bleibt heute dem Staatsrat nur in zwei Dingen eine jurisdiktionelle Befugnis, und zwar für Differenzen zwischen dem Staate und seinen Gläubigern, für die Interpretation der Verträge über öffentliche Anleihen und der hierauf bezüglichen Gesetze, so wie über jene der Staatsschulden, ferner in einigen Fragen des Forstrechtes.

Das Urteil des Staatsrates bindet die Regierung nur in einigen wenigen, durch besondere Gesetze festgestellten Fällen. Die Hauptmotive, welche dafür maßgebend waren, dem Staatsrate einen beratenden Einfluß in administrativen Dingen zu geben, waren: 1. Der Regierung neue Mittel an die Hand zu geben, die in administrativen Materien erlassenen Gesetze in gerechter und korrekter Weise auszuliegen und anzuwenden, besonders in schwierigen und zweifelhaften Fällen; 2. durch eine voregreifende Meinungsäußerung die Verantwortlichkeit der Minister in größere Evidenz zu setzen; 3. eine einheitliche Anwendung der Gesetze in den verschiedenen Sektionen eines Ministeriums und unter den Ministerien selbst zu suchen; 4. die Traditionen der Administration so viel als möglich zu bewahren.

Die Regierung kann in vielen administrativen Dingen nicht vorgehen ohne vorher das Urteil des Staatsrates angehört zu haben, in allen anderen Fällen

sieht ihr das Recht zu die Meinung des Staatsrates einzuholen. Die Fälle, in welchen die Regierung verpflichtet ist das Urtheil des Staatsrates vorher einzuholen, sind besonders angeführt in dem organisatorischen Statut des Staatsrates und in mehreren Spezialgesetzen. Die Regierung macht einen sehr ausgiebigen Gebrauch von dem Rechte den Staatsrat um sein Urtheil zu befragen, und da dem Staatsrate Agenden aller Ministerien zukommen, so hatte beispielsweise das Geschäftsregister des Jahres 1883 10000 Nummern aufzuweisen. Nichtsdestoweniger und trotz des Umstandes, daß die Entschlüsse des Staatsrates im Plenum gefaßt werden, ist der Staatsrat stets à jour in der Erledigung seiner Geschäfte.

Der Staatsrat ist in drei Sektionen geteilt, von denen jede ihren Präsidenten, acht Räte, zwei Referendare und einen Sekretär hat. Ueber jede Angelegenheit hat die ganze Sektion zu beschließen. Jeder Sektion werden die Einläufe zweier oder mehrerer Ministerien zugewiesen. Der Generalrat, welcher aus den vereinigten drei Sektionen besteht und durch den Vorsitzenden des Staatsrates präsidirt wird, muß im Plenum in den durch die Gesetze bestimmten Fällen oder auf besonderes Verlangen der Minister seine Meinungsäußerung abgeben. Geschäfte, welche dem Generalrate vorgelegt werden, unterliegen vorher der Beratung in der betreffenden Sektion, welche ein vorläufiges Urtheil abgibt.

Der Präsident des Staatsrates ist befugt in den durch das organische Gesetz vorgesehenen Fällen Staatsräte einer Sektion einer anderen Sektion zuzuweisen, zwei Sektionen zu vereinigen, gemischte Kommissionen einzusetzen, und hat das Recht selbst in jeder Sektion, in vereinigten Sektionen oder Kommissionen den Vorsitz zu führen.

Der Staatsrat hat bei der Beratung von Differenzen und Konflikten keinerlei direkte Beziehung mit den interessierten Parteien, sondern korrespondirt direkt mit den Ministerien, kann nur durch deren Vermittlung Dokumente, Akten, Anfragen zc. erhalten, und sendet den Ministerien ebenso direkt seine Meinungsäußerungen zu. Die ganze Korrespondenz zwischen der Regierung und dem Staatsrat wird direkt zwischen dem betreffenden Minister und dem Präsidenten des Staatsrates geführt.

Vieles müßte ich noch hinzufügen, doch gestatten es die Grenzen eines Briefes nicht. Das Wenige, was ich hier sagen konnte, wird, wie ich hoffe, genügen und den von Ihnen ausgesprochenen Wünschen entsprechen.

Genehmigen Sie zc.

Ihr ergebenster

C. Cadorna.



Die Feuchtigkeit der Luft

als wichtiger Faktor unseres Wohlbefindens.

von

Dr. C. Fleischer.

Auch in diesem Sommer, und wäre er noch so regnerisch, werden bisweilen die bekannten Klagen: „Es ist heute eine recht drückende Hitze, die Luft ist entsetzlich schwer, sie liegt wie Blei in den Gliedern,“ laut werden. Kongestive Personen sind gewöhnlich die empfindlichsten bei der „schweren Luft“ und der „drückenden Hitze.“ Sie fliehen aus dem Freien ins Zimmer, das sie möglichst gegen Luft und Licht verschließen, damit nur die Hitze nicht hineindringe, und vielleicht gelingt es ihnen auch die Zimmertemperatur auf 19 oder gar 17° R. herabzudrücken, während draußen das Thermometer für die „drückende Hitze“ gar kein Verständnis zu haben scheint, weil es sonderbarerweise nur 20 oder 21° R. zeigt! Aber das „kühle Zimmer“ von 17° Wärme wird leider bald unerträglich! Es ist so entsetzlich schwül darin; der Kopf des unglücklichen freiwillig Gefangenen wird davon so schrecklich eingenommen, auf der Brust fühlt er die Last der „schweren Luft,“ alle Muskelkraft erlahmt, zu nichts ist er aufgelegt, von Appetit ist gar keine Rede, ja — trotz der drückenden Hitze — hat er nicht einmal Durst. Und dabei vermehrt sich sein Puls, er atmet viel rascher als sonst und, wenn er Hypochonder ist, fürchtet er einen Schlaganfall! — Nur eine Hoffnung hält ihn aufrecht — die Hoffnung auf ein Gewitter, „das die Luft reinigt.“ Aber der Abend kommt, und wenn es auch etwas kühler wird, so hat ihn doch häufig seine Hoffnung getäuscht — das Gewitter blieb aus, und sogar die Nacht ist zu schwül um ihr einen erquickenden Schlaf abzugewinnen. Ein solches Dasein — und wir alle haben es schon empfunden — fordert unser Mitgefühl heraus. Sehen wir uns also einmal die „drückende Hitze“ genauer an, wägen wir die „schwere Luft,“ vielleicht ist unser Studium nicht ohne Erfolg, ja — vielleicht gelingt es uns, nicht nur diesen Feind genau zu rekonoszieren, sondern auch — ihn ganz unschädlich zu machen.

Was nennen eigentlich die Leute drückende Hitze und schwere Luft? Das Thermometer giebt darauf die sonderbare Antwort, daß die drückende Hitze gar nicht sehr heiß zu sein braucht! In der That kann man bei 16° R. nicht nur tüchtig schwitzen, sondern sich auch äußerst unbehaglich fühlen, während man bei 22, ja selbst 24° R. von Hitze gar nicht viel zu empfinden braucht. Befragen wir aber das Barometer über die „schwere Luft“, so bekommen wir die komische Antwort, daß die Luft, welche uns „wie Blei in den Gliedern liegt“, zumeist ziemlich leicht ist. Das Barometer ist sogar so malitiös zu bemerken, daß bei der wirklich schweren Luft die Bezeichnung „schön Wetter“ steht, während es unserer „drückenden Hitze“ nur das Prädikat „veränderlich“ erteilt. Und doch ist die drückende Hitze und schwere, oder sagen wir lieber schwüle Luft eine allsonnerliche Thatsache, von der sich zwar Thermometer und Barometer nichts träumen lassen, die wir aber

dennoch mit Hilfe eines anderen Instrumentes — des Feuchtigkeitsmessers — in Zahlen ausdrücken werden. Wir wollen uns also mit der Luftfeuchtigkeit und deren Wirkung auf unser Wohlbefinden beschäftigen.

Die Luft sowie jedes andere Gas hat die Fähigkeit, unabhängig vom Barometerstand, bei jeder Temperatur eine ganz bestimmte Menge Wasserdampf aufzunehmen, bis sie damit gesättigt ist. Ich will nur einige Daten angeben:

Temperatur der Luft in Gradon Réaumur.	1 cbcm Luft enthält gesättigt grm Wasserdampf.
—10°	2,0
— 5	3,2
0	5,0
+5	7,3
10	11,0
15	16,0
20	23,1
25	32,6
30	44,0

Wenn nun z. B. Luft von 15° R. im cbcm 16 grm Wasserdampf aufzunehmen vermag, bis sie damit gesättigt ist, so würde dieselbe Luft, wenn sie nur 8 grm Wasser im cbcm enthielte, offenbar nur halb gesättigt sein, und wir würden von ihr sagen: ihre relative Feuchtigkeit beträgt 50%. Die relative Feuchtigkeit drückt also das Sättigungsverhältnis in Prozenten aus. Wissen wir umgekehrt die relative Feuchtigkeit der Luft bei einer bestimmten Temperatur, so ergibt sich mit Hilfe obiger (resp. einer vollständigeren) Tabelle sehr leicht auch die absolute Feuchtigkeit. Denn, beträgt die relative Feuchtigkeit von 15° warmer Luft 50% so sagt uns die Tabelle, daß bei dieser Temperatur gesättigte (also 100% feuchte) Luft 16 grm Wasser im cbcm enthält, folglich muß die 50% feuchte Luft $\frac{16 \cdot 50}{100} = 8$ grm Wasser in demselben Volumen enthalten.

Es ist einleuchtend, daß, wenn wir mit Wasserdampf gesättigte Luft nur im geringsten abkühlen, sich ein Teil des Dampfes niederschlagen muß, weil ja die Luft bei niedriger Temperatur nicht so viel Dampf aufzunehmen vermag als bei höherer. Wir nennen deshalb die Temperatur, bei welcher sich das in der Luft enthaltene Wasser eben anfängt niederzuschlagen, oder, was dasselbe ist, bei welcher das in der Luft enthaltene Wasser gerade hinreichen würde die Luft zu sättigen, den Taupunkt. Durch die Kenntnis des Taupunktes wird uns also, mit Hilfe der Tabelle, der absolute Wassergehalt der Luft bekannt, und deshalb stützt man die Angaben über die absolute Feuchtigkeit auf den Taupunkt.

Die einfachsten Apparate zur Bestimmung der relativen Feuchtigkeit sind die Haarhygrometer, welche auf der Ausdehnung des Haares in feuchter und dessen Zusammenziehung in trockner Luft beruhen. Das Lambrechtsche Hygrometer, welches auch in vielen meteorologischen Instituten eingeführt ist, dürfte jedenfalls als das genaueste der jetzigen Haarhygrometer zu bezeichnen sein. Das Instrument,

welches ich besitze und von Lambrecht „Reisehygrometer“ genannt wird, hat die Form einer Säule von 9 cm Höhe und etwa $5\frac{1}{2}$ cm Durchmesser, auf deren oberer Fläche ein Zeiger auf einer in 100 Teile getheilten Skala die relative Feuchtigkeit in Prozenten anzeigt. Das Instrument kann sowohl aufgehängt als auf den Tisch gestellt werden; ja wegen seiner Kleinheit gestattet es sogar — wozu andere Hygrometer ganz ungeeignet wären — die Feuchtigkeitsbestimmung auf unserem Körper, sei es im Bett oder in den Kleidern, vorzunehmen. Mit dem Hygrometer zugleich liefert die Lambrecht'sche Fabrik in Göttingen auch eine Reduktions-scheibe, welche die obige Rechnung zur Taupunktbestimmung erspart; denn sobald man die Temperatur- und relative Feuchtigkeitsangabe auf der Scheibe übereinander gestellt hat, läßt sich der Taupunkt sofort ablesen. Vielleicht wird der Leser mit mir zu der Überzeugung kommen, daß es hygienisch viel wichtiger ist ein Hygrometer im Hause zu haben, als sich mit den trügerischen Wetterprophezeiungen des Quecksilberbarometers abzugeben.

Kehren wir nun zu unserem Thema zurück. Es ist üblich die Luft als feucht zu bezeichnen, wenn sie mehr als 70 oder 80% relative Feuchtigkeit besitzt. Es herrscht in der That darin eine solche Willkür, daß ich beinahe behaupten möchte, die Begriffe „feuchte und trockene Luft“ sind noch elastischer als die Luft selbst.) Fragen wir aber eine Autorität ersten Ranges, welche sich zeitlebens nur ausschließlich mit Luftuntersuchungen beschäftigt — ich meine nämlich unsere Lunge — wie viel Prozent relativer Feuchtigkeit denn eigentlich gesunde Luft haben soll, so bekommen wir die unartige Antwort: „Was kümmert mich die relative Feuchtigkeit? mich interessiert nur der absolute Wassergehalt pro cbem.“ Nun dann wäre ja lediglich die Taupunkttemperatur entscheidend? — Für unseren Atmungsprozeß, und damit auch zum großen Teil für unser Wohlbefinden — allerdings.

Betrachten wir die Sache näher, so finden wir, daß unsere Lungen im normalen Zustande ein ziemlich konstantes Luftvolumen — etwa $\frac{1}{2}$ Liter — mit jedem Atemzuge ausatmen. Wir finden ferner, daß die ausgeatmete Luft sehr annähernd stets die Blutwärme (fast 30° R.) besitzt und so gut wie total mit Wasserdampf gesättigt ist. Wihin enthält 1 cbem ausgeatmeter Luft etwa 44 grm Wasserdampf, gleichviel ob wir trockene oder feuchte, warme oder kalte Luft einatmeten; denn die Sättigung der Luft mit Wasserdampf erfolgt ebenso wie ihre Erwärmung erst in den feinen Verästelungen der Lunge, welcher dabei so viel Wasser entzogen wird als die Luft bei 30° R. noch aufzunehmen vermag. Je mehr Wasser also schon die eingeatmete Luft enthielt, um so weniger wird sie der Lunge entziehen und umgekehrt. Enthielt also beispielsweise 1 cbem eingeatmeter Luft 5 grm Wasser, so entzieht er der Lunge $44 - 5 = 39$ grm Wasser, während dasselbe Luftvolumen mit 16 grm Wassergehalt ihr nur 28 grm Feuchtigkeit (also nur etwa 70% des vorigen Falles) entnimmt. Hätte die eingeatmete Luft gar 44 grm Wasser im cbem enthalten — wie dies in den russischen Dampfbädern

*) Im gewöhnlichen Leben gilt uns eine Luft für relativ trocken, wenn nasse Gegenstände in ihr ziemlich schnell trocken werden; dabei kann aber ihr absoluter Wassergehalt viel größer sein als der von relativ sehr feuchter aber kälterer Luft, und umgekehrt.

vorkommt — so kann sie offenbar der Lunge gar kein Wasser entziehen. Einen solchen Zustand würde aber auch unser Organismus nicht stundenlang ertragen können ohne die schädlichsten Folgen oder den Tod herbeizuführen. Ein russisches Dampfbad wird daher meist nur 10 bis 15 Minuten genommen, und kongestive Personen sollten diese Bäder überhaupt ganz vermeiden.

Die Feuchtigkeit, und zwar der absolute Wassergehalt der Luft, welcher durch den Taupunkt markiert wird, muß also einen ganz bedeutenden Einfluß auf unseren Atmungsprozeß und damit auf den Blutkreislauf ausüben. Sollte denn aber hierbei nicht auch unsere Hautverdunstung eine ebenso wichtige Rolle als die Lungenausdünstung spielen? Diese Frage ist allerdings mit nein zu beantworten, doch muß ich darauf erst näher eingehen um dieses Nein mit einigen Zahlen zu begründen.

Durch unsere Haut, deren Oberfläche etwa $26\text{--}28^{\circ}$ R. warm ist, verdunstet fortwährend Wasser. Offenbar wird diese Verdunstung aber bei jeder Temperatur lediglich von der relativen Feuchtigkeit der Luft abhängen und muß daher in einer mit Wasserdampf gesättigten Luft ganz aufhören, wenn diese Luft die Haut-Temperatur besitzt. Ein solcher Zustand würde in unseren Kleidern immer entstehen, wenn dieselben so dicht schlossen, daß sie keinen Feuchtigkeits-Austausch mit der äußeren Luft gestatteten. Je besser dagegen die Ventilation ist, um so niedriger wird die relative Luft-Feuchtigkeit in den Kleidern im Vergleich zu der der äußeren Luft ausfallen, sofern, wie zumeist, die Luft in den Kleidern wärmer als die äußere ist und der Körper nicht zu stark transpiriert. Im allgemeinen werden wir finden, daß die Luft, welche unseren Körper in mäßig dichten Kleidern umgibt, annähernd dieselbe relative Feuchtigkeit als die äußere Luft besitzt. Gesättigt für die Haut-Temperatur von etwa 26° R. ist sie nur bei starkem Schwitzen. Als ich z. B. in einem Zimmer von 12° R. und einer Feuchtigkeit von 70% längere Zeit ein Hygrometer und Thermometer auf dem bloßen Körper unter den Kleidern getragen hatte, zeigte das Thermometer 26° R. das Hygrometer 75%, woraus sich der Taupunkt der den Körper umschließenden Luft zu 22° R. ergab. Darauf begab ich mich in mein Badezimmer, dessen Luft 22° R. und 85% Feuchtigkeit, mithin einen Taupunkt von 18° R. besaß. Als ich nach einiger Zeit vor Beginn des später eintretenden Schwitzens wiederum den Taupunkt der den Körper umschließenden Luft ermittelte, fand ich ebenfalls die Temperatur von 26° R., und das Hygrometer zeigte (ähnlich wie im Zimmer) 80% Feuchtigkeit. Dies ergibt für den Taupunkt $22,5^{\circ}$ R.; also nur $0,5^{\circ}$ mehr als in dem kühlen Zimmer. Nur im Bett oder auch bei starkem Schwitzen fand ich zuweilen den Taupunkt der den Körper umgebenden Luft etwas höher, nämlich zu $24\text{--}26^{\circ}$ R. Wie lange unsere Haut Luft von einem Taupunkt von 28 oder 30° R. ertragen würde, ist nicht festgestellt. Freilich dürfte ein solcher Taupunkt nicht ganz ungefährlich sein; aber immerhin dürfen wir behaupten, daß in dieser Beziehung die Haut viel weniger empfindlich ist als unsere Lungen. Wollten wir eine halbe Stunde lang in einem Dampfbade von 28° R., dessen Luft mit Wasserdampf gesättigt ist, verweilen, so würden wir entschieden mehr oder minder große Qualen

ausstehen; sitzen wir aber ebenso lange in einem Wannenbade gleicher Temperatur, so fühlen wir uns höchstens etwas schlaff, befinden uns aber dabei ganz wohl. Der Grund dieses so verschiedenen Verhaltens liegt darin, daß die Haut bei weitem bessere Abkühlungsmittel als die Lunge besitzt. Zunächst sondern die Schweißdrüsen, sobald die Verdunstung nachläßt, Wasser ab. Wie groß unter Umständen diese Absonderung werden kann, wird zwar jeder oft genug verspürt haben; um aber eine Zahl anzugeben, will ich nur erwähnen, daß manchmal bei einem militärischen Übungsmarsche ein Soldat stündlich einen Liter Wasser ausschwischt. Und dasselbe Quantum wird zuweilen auch bei den Heizern von Schiffs-Dampffesseln bei mangelhafter Ventilation beobachtet. Durch diese Menge abfließenden warmen Wassers wird natürlich eine bedeutende Abkühlung der Haut selbst dann verschafft, wenn ihre Oberflächen-Verdunstung durch zu feuchte Luft gehemmt ist. Außerdem verliert aber unsere Körper-Oberfläche eine noch viel größere Wärme-Menge durch Strahlung oder richtiger Leitung an die umgebende Luft. Dieser Wärme-Verlust ist überhaupt der bedeutendste, den die Haut erleidet, denn nach physiologischen Berechnungen macht er über 70% der Gesamt-Wärme, die der Körper ausgiebt, aus. Offenbar sind wir im Stande durch die Art der Kleidung diese Wärme-Ableitung zu vergrößern und zu vermindern. Hüllen wir uns z. B. in einen Gummi-Mantel, so empfinden wir weit mehr Wärme als in porösen Kleidern: weil durch ihn sowohl die Verdunstung als auch die Ventilation und dadurch die Wärme-Ableitung beschränkt werden. Die Ventilation ist aber dem Körper zuträglich, sofern sie nicht wie z. B. bei starkem, kaltem Winde die Haut zu sehr abkühlt; denn sehr viele Krankheiten entstehen aus plötzlicher zu starker Abkühlung der Haut. Wenn wir daher Kleider aus schlechten Wärmeleitern tragen und diese Kleider so porös sind, daß sie einerseits warm halten, andererseits aber die Ventilation in genügendem Maße gestatten, so werden wir uns am wenigsten leicht erkälten, selbst wenn wir scharfe Temperatur-Wechsel zu erleiden haben. Aus diesem Grunde bin ich allerdings ebenfalls Anhänger eines vernünftigen „Woll-Regimes.“

Unsere Haut besitzt also auch bei mangelhafter Ausdünstung weit effektivere Abwehrmittel gegen Überhitzung*) als die Lungen; und während die Wasserabgabe der Lungen vom Taupunkt der eingeatmeten Luft abhängt, ist für die Hautausdünstung die relative Luftfeuchtigkeit maßgebend, und daher die Höhe des Taupunktes (also die absolute Feuchtigkeit) von geringer Bedeutung. Wir dürfen nicht vergessen, daß unser Leib sich auch im Normalzustande fortwährend in einer Luft befindet, deren Taupunkt auf 20° R. und darüber liegt, während, wie ich bald zeigen werde, unsere Lungen schon über Schwüle klagen, wenn sie Luft mit dem Taupunkt von nur 15° R. einatmen. Gegenden, deren Luft zuweilen den Taupunkt von 20° R. erreicht, gelten als die unerträglichsten Orte der Tropen. So erzählte mir ein Arzt, der lange in Hongkong lebte, daß ihm die Hitze niemals unerträglich erschien, als wenn dort bei Windstille und 20° Wärme ein ausgiebiger Regen fiel. — Welche Wirkung schon Luft mit einem Taupunkt von 15° R. hervorbringt, habe ich am 7. August vorigen Jahres in

Dresden beobachtet. Der Himmel war bleigrau. Das Thermometer zeigte nur 16° R., aber das Hygrometer 91% Feuchtigkeit, entsprechend dem Taupunkt von 15° R. Es wehte dabei ein schwacher Wind. Alles klagte über die entsefliche Schwüle, manche sprachen sogar — bei 16° R.! — von drückender Hitze. In der That durchdrang den Körper ein abscheuliches Hitzegefühl. Fortwährend wischte man den Schweiß von der Stirn und auf der Brust fühlte man sich förmlich beklommen. Viele klagten über Kopfschmerz, Appetitlosigkeit u. s. w. Endlich gegen Abend kam die Rettung. Ein Gewitter entlud sich, und am nächsten Tage war die Luft zwar bedeutend wärmer, aber ihr Taupunkt lag tiefer, und an Stelle der Klagen über die Hitze hörte man nur das herrliche Sommervetter loben. Nebenbei will ich erwähnen, daß ich in Dresden im vorigen Sommer als höchsten Taupunkt den von 16° R. dreimal konstatieren konnte. In der Regel erfolgten schon nach Taupunkten, die über 14° R. lagen, Gewitter.

Im Zimmer kann man sich sehr leicht schwüle Luft herstellen und bei 16° R. schwitzen, während man bei 22° R. ein Kältegefühl empfindet. Als ich mich einmal mit einigen Freunden in einem geschlossenen Zimmer von 16° Wärme aufhielt und einige Löffel Wasser verdampfte, bis das Hygrometer 91% Feuchtigkeit — 15° Taupunkt — zeigte, empfanden wir alle schon nach wenigen Minuten eine abscheuliche Schwüle. Einige begannen auch zu schwitzen, trotzdem das Thermometer nur 16° Wärme zeigte. Nach etwa 20 Minuten verließen wir den Ort der Qual und traten ins Freie, wo bei prächtigem Sonnenschein und Windstille das Thermometer 22° R., das Hygrometer aber nur 45% Feuchtigkeit angab. Die Luft besaß mithin einen Taupunkt von nur 11° R. und infolge der dadurch vermehrten Verdunstung erschien sie uns kühl, so daß einige meiner Freunde sich wiederholt überzeugen mußten, daß wirklich die freie Luft 6° wärmer war als die unferes Sudatoriums.

Wenn nun aber Luft vom Taupunkt 15° R. immer je nach der Wärme entweder das Gefühl der Schwüle oder der sogenannten drückenden Hitze in uns hervorbringt, so könnte man die Frage: „was ist schwüle Luft?“ ganz einfach ziffermäßig dahin beantworten: Schwüle Luft ist solche, deren Taupunkt 15° R. erreicht. Man könnte demnach den Taupunkt von 15° R. den „Punkt der Schwüle“ nennen. Freilich ist dieser Punkt nicht so genau als der Siedepunkt des Wassers zu fixieren, aber die Hygiene verlangt das auch nicht; sondern für sie handelt es sich auch hier wie in so vielen Fällen — ich erinnere nur an die Beurteilung des Trinkwassers — um Grenzwerte. Der Taupunkt von 15° R. ist aber ein solcher Grenzwert; denn die Luft mit höherem Taupunkt

*) Wenn ich der besseren Verständlichkeit halber von Wasser-Entziehung und Überhitzung der Lungen spreche, so sind dies keine streng wissenschaftlichen Ausdrücke; denn das Wasser wird dem Blute entzogen und dadurch zugleich dessen Temperaturerhöhung, welche durch den Atmungsprozeß entsteht, eingeschränkt. Ob an und für sich nicht der Drydations-Prozeß des Blutes, namentlich hinsichtlich der Drydation des Wasserstoffs, beim Einatmen von Luft mit großem absoluten Wassergehalt anders als in trockner Luft verläuft, ist noch physiologisch festzustellen.

wirkt entschieden nachtheilig auf unsern Gesundheitszustand. Wie uns in einer Luft vom Taupunkte 18° R. zu Mute wird, wenn wir darin eine halbe Stunde kampieren, mag folgende Beobachtung zeigen. Ich erwähnte schon einen Versuch in meinem Badezimmer, dessen Luft 20° R. warm war und bei 85% Feuchtigkeit jenen Taupunkt besaß. Ich will nun meinen Zustand in diesem Zimmer beschreiben.

Schon nach wenigen Minuten empfand ich ein Druckgefühl auf den Kopf. Diese Empfindung wurde nach einer halben Stunde so heftig, daß starkes Hämmern in den Schläfen eintrat. Der Atem wurde kürzer und häufiger. Beim Eintritt machte ich 14 Atemzüge, nach einer halben Stunde aber 20 in der Minute. Der Puls ging ebenfalls von 70 auf 89 Schläge in die Höhe. Obgleich ich ganz ruhig auf dem Stuhle saß, begann ich nach einer halben Stunde zu schwitzen. Bei der geringsten Bewegung, wie Ausziehen des Rockes, vermehrte sich der Schweiß bedeutend. Als ich mich darauf völlig entkleidete, empfand ich eher Kälte als Wärme. Dies ist auch sehr erklärlich, da der Taupunkt der Zimmerluft ja 4° tiefer lag als der, welchen die unseren Körper umschließende Luft gewöhnlich besitzt. Aber auch entkleidet wurden weder das allgemeine Befinden noch die Atembeschwerden besser. Nur ein Mittel brachte eine erträgliche Linderung hervor. Es war mir geradezu eine Wohlthat, als ich ein mit sehr kaltem Wasser getränktes Taschentuch vor die Nase hielt und dadurch die Luft einatmete. Offenbar gab die das Tuch durchströmende Luft ihre Feuchtigkeit größtenteils an das kältere Wasser ab und wurde trockner. Daß sie auch kühler wurde, hätte den Zustand nicht gebessert; denn ich habe bereits erwähnt, daß man sich bei 16° R. ziemlich angegriffen und bei 22° R. sehr wohl fühlen kann.

Alle diese Versuche, welche freilich nicht beanspruchen ganz regula artis ausgeführt zu sein, zeigen jedenfalls, daß Luft, deren Taupunkt 15° R. übersteigt, mehr oder minder schädlich wirkt. Ferner aber zeigen sie, daß lediglich die Lunge es ist, welche derartige Luft nicht vertragen kann, und darum alle die körperlichen Unbequemlichkeiten, welche wir dabei empfinden, hervorbringt.

Durch diese Erkenntnis haben wir aber auch das Mittel gewonnen der „schweren Luft“ oder „drückenden Hitze“ ihre peinigenenden Eigenschaften zu nehmen, und dieses Mittel besteht darin, daß wir die Luft, ehe wir sie einatmen, trocknen. Atmen wir Luft, welche durch Chlorcalcium getrocknet wurde, ein, so erscheint sie uns niemals schwül, selbst wenn sie 25° R. heiß wäre; wohl aber würde sie zu trocken sein und dadurch nachtheilig werden. Wir wählen daher, um nur eine teilweise Trocknung der Luft zu bewirken, kein chemisches Trockenmittel, sondern lassen die Feuchtigkeit der Luft an einem kalten Körper niederschlagen. Wasser scheint dazu das einfachste Mittel zu sein; aber da wir wissen, daß schon ein Taupunkt von 15° R. zu hoch liegt um wohlthueden wirken zu können, und ein feuchtes Tuch sehr leicht in einem heißeren Zimmer diese Temperatur annimmt, so wird auch die das Tuch durchstreichende Luft den Taupunkt von 15° R. erreichen und dadurch ihren Zweck verfehlen. Wir müssen also einen Körper wählen, welcher lange Zeit eine niedrigere Temperatur als

15° R. beibehält. Eine solche Eigenschaft besitzt das Eis. Wickeln wir einige Eisstücke in ein Tuch und halten es vor die Nase um durch dasselbe einzuatmen, (wobei wir am besten thun, um das Eis lange vor dem Schmelzen zu schützen durch die Nase die Luft einzuziehen und durch den Mund auszustößen) so werden wir nichts von schwüler Luft oder drückender Hitze empfinden, auch wenn das Thermometer 25° R. zeigt.*). Denselben Zweck erreichen wir mit einem Eisluftrespirator, wie ihn bereits Dr. Niemeyer empfohlen hat. Einen solchen Respirator kann man sehr leicht herstellen, wenn man ein geschlossenes Gefäß, in welches die Luft eintritt, mit Eis füllt und dieselbe alsdann durch ein geruchsfreies, innen trockenes Kautschucrohr, welches an einem Glasrohr befestigt in das Gefäß mündet, einatmet. Vielleicht gelingt es unseren Mechanikern auch die gewöhnlichen Respiratoren mit einigen Änderungen zu versehen, um sie als Eisluftrespiratoren benutzen zu können.

Will man einen Raum, dessen Luft schwül ist, etwas abkühlen und namentlich seiner Luft Feuchtigkeit entziehen, so eignen sich dazu alle die Apparate, welche Wasser aus einer feinen Brause in die Luft werfen; nur darf dabei, wie wir wissen, das Kühlwasser keinesfalls die Temperatur von 15° R. annehmen. Auch die transportablen und darum sehr bequemen Zimmerfontänen, welche auf dem Prinzip des Herons-Brunnen beruhen, würden sehr gut dazu passen, wenn man das in ihnen zirkulierende Wasser über Eis gehen ließe; denn eine Fontäne, deren Wasser wärmer als 15° R. ist, macht die Luft eventuell noch schwüler als sie vorher war. Außerdem müssen aber gerade solche Fontänen, welche auf verhältnismäßig kleine Wassermengen angewiesen sind, möglichst kaltes Wasser haben, wenn sie effektiv arbeiten d. h. viel Feuchtigkeit aus der Luft niederschlagen sollen.

Ein wirkungsvoller Luft-Trockner ist endlich das Eis. In kleinen Räumen genügt sehr häufig schon das Aufstellen oder noch besser Aufhängen eines mit Eis gefüllten Blecheimers um der Luft einen Teil ihrer Feuchtigkeit zu entziehen. Für große Zimmer dagegen ist die Lufttrocknung durch Eis weniger als die mittels Wasserbrausen geeignet.

Wenn ich den Einfluß der schwülen Luft vielleicht zu weitläufig besprochen habe, so wird mir der Leser dies verzeihen, wenn ich ihn sage, daß in der That ein zu hoher Taupunkt weit schädlicher auf uns einwirkt als ein zu niedriger. Wiederholt habe ich schon erwähnt, daß namentlich kongestive Personen bei hohem Taupunkt der Luft am meisten leiden, und ich kann hinzufügen, daß mir Fälle bekannt sind, in denen die Kongestionen bei schwüler Luft so arg wurden, daß nicht allein starke Atemnot eintrat, sondern die Befürchtung eines Schlaganfalles nicht ausgeschlossen war. Solchen Konstitutionen ist der Eisluftrespirator nicht genug zu empfehlen, und sollte dabei die eingeatmete Luft gar zu kalt werden, so hat man nur nötig den Kautschuchschlauch, durch den man einatmet, oder das zwischen

*) Leute, welche Dampfbäder nehmen, sollten — wie das auch üblich — stets einen Schwamm mit recht kaltem Wasser vor Mund und Nase halten. — Es verdient bemerkt zu werden, daß (bei Versuchen) sich Personen in trockener Luft von 80° R. öfter mehrere Minuten lang aufgehhalten haben.

2 kurze Schlauchstücke eingeschaltete Glasrohr in Wasser von 10 bis 12° R. zu legen, damit die durchstreichende trockene Luft sich etwas erwärme. Im übrigen ist es freilich immer am bequemsten für das Einatmen, die Zimmerluft selbst zu trocknen resp. auch zu kühlen, und dadurch den Respirator entbehren zu können.

Der Leser wird vielleicht die sehr natürliche Frage aufwerfen: „welches ist denn nun eigentlich der gesündeste Taupunkt für die Luft, welche wir einatmen?“ Wenn ich auch darauf keine mathematisch genaue Antwort geben kann, so bin ich doch überzeugt, daß mit mir sehr viele Leute Luft von 20° ja 22° Wärme gar nicht sehr heiß finden werden, wenn dabei die Taupunkttemperatur 10° R. nicht übersteigt. Solche Luft wird ihnen auch nicht zu trocken vorkommen. Man kann daher sagen: die Feuchtigkeit von warmer Luft soll einen Taupunkt von 15° R. nicht erreichen. Am angenehmsten ist solche Luft, wenn ihr Taupunkt etwa auf 10° R. liegt. Daß Luft vom Taupunkt von 10° R. unseren Lungen in der That am zuträglichsten ist, findet aber auch noch eine andere, physiologische Stütze.

Nach den umfangreichen Versuchen des Prof. Vierordt atmet ein erwachsener Mensch im normalen Zustande täglich annähernd 10 cbm Luft aus, wobei die Lungen 330 grm Wasser abgeben. Da nun aber die ausgeatmete Luft mit Wasser gesättigt und nahezu 30° R. warm ist, so enthält sie — wie schon bemerkt — pro cbem 44 grm Wasser, wovon die Lungen $\frac{330}{10} = 33$ grm liefern sollen. Within muß jeder cbem Luft, den man einatmet, 44 — 33 = 11 grm Wasser enthalten, und solche Luft hat den Taupunkt 10° R. (Es entspricht also in der That die Luft, deren Taupunkt 10° R. beträgt, dem Normalzustande,*) und dieser Taupunkt, den man „Punkt der Milde“ nennen könnte, ist daher unseren Lungen am zuträglichsten.

Diese Betrachtung lehrt, daß, wie schon früher angedeutet, lediglich die absolute nicht aber die relative Feuchtigkeit der Luft bei dem Atmungsprozeß in Frage kommt, und zugleich, daß Luft von geringem Wassergehalt eine größere Abkühlung der Lungen hervorbringt als solche, welche einen höheren Taupunkt besitzt. Dieser Satz gilt sogar für ziemlich heiße Luft; denn wenn wir vergleichen, in welchem Verhältnis bezüglich der Abkühlung die Wasserverdunstung und die Lufterwärmung in den Lungen zu einander stehen, so kommen wir zu dem Resultat, daß, selbst wenn wir trockne Luft von nur 10° R. einatmen, die also um 20° R. in den Lungen erwärmt wird, doppelt so viel Wärme durch Verdunstung als durch die Lufterwärmung den Lungen entzogen wird. Ist aber die eingeatmete Luft wärmer, so wird ihr Abkühlungsvermögen noch viel mehr gegen das der Verdunstung zurücktreten, so daß schließlich die Frage nach dem Taupunkt der eingeatmeten Luft die wichtigste bleibt.

Danach möchte es scheinen, daß für unsere Lungen die Luft eigentlich nie zu trocken sein kann, und wenn wir hinzufügen, daß Schwindsüchtige sowohl in dem

*) Ich habe bei diesen Rechnungen die kleinen Volumendifferenzen zwischen der eingeatmeten und ausgeatmeten Luft nicht berücksichtigt.

heißen und äußerst trockenen Kairo als auch in dem winterkalten und durch Trockenheit berühmten Davos ihre Heilung finden, so wird diese Ansicht allerdings noch plausibler. Aber dennoch ist sie nur zum Teil richtig; denn hier haben die Schleimhäute der Luftröhre und außerdem auch die Hautverdunstung ein Wort mitzusprechen.

Wenn wir den Weg der eingeatmeten Luft verfolgen, so finden wir, daß sowohl ihre Erwärmung als auch ihre Sättigung mit Wasserdampf hauptsächlich in den feinen Verästelungen des Lungengewebes vor sich geht. Denn atmet man nicht tief ein, so ist die darauf ausgeatmete Luft bedeutend weniger mit Wasser gesättigt und auch kühler als bei normaler tieferer Einatmung. Da also die Luftröhre für die Erwärmung der Atemluft von weit geringerem Einfluß als die Lungen ist, so werden die Schleimhäute um so mehr Wasser abgeben, je trockener die eingeatmete Luft ist. Es kommt also hierbei, ebenso wie bei der Hautverdunstung, lediglich die relative Luftfeuchtigkeit in Betracht. Das sehen wir sogleich ein, wenn wir uns die Sache extrem denken und annehmen, die Luftröhre erwärme die Luft gar nicht. Dann wird offenbar trockene Luft ihr mehr Wasser als feuchte entziehen. In der That empfinden wir auch, wenn wir Luft, deren relative Feuchtigkeit unter 40% liegt, einatmen, in der Regel das Gefühl der Trockenheit im Halse, selbst wenn die Luft kalt ist.

Ebenso vermehrt trockene Luft unsere Hautverdunstung, wodurch der Stoffwechsel befördert und besonders das Nervenleben erhöht wird; namentlich, wenn die Luft zugleich mäßig bewegt ist. Trockne Luft wirkt also erregend, Appetit reizend; aber auch mitunter Schlaflosigkeit erzeugend; während feuchte Luft — namentlich wenn ihre relative Feuchtigkeit 80% übersteigt — herabstimmt, müde und schläfrig macht. Ist die Luft kalt und trocken, so wirkt sie zwar starkend, erzeugt aber auch leicht Erkältungen, Entzündungen der Schleimhäute, Katarrhe, Husten u. s. w., wogegen zu feuchte und kalte Luft weniger leicht Erkältungen, dagegen Appetitlosigkeit und nervöse Verstimmung verursacht. Bei warmer und zu trockner Luft leiden außer den Halskranken nervös aufgeregte Personen und klagen über Schlaflosigkeit; während in mäßig warmer und feuchter Luft sich diese Leidenden weit besser befinden. Wenn ferner der Taupunkt 15° R. zwar nicht erreicht, die Luft aber hoch gesättigt ist, klagen die meisten Personen über Mattigkeit, Mangel an Appetit und allgemeine körperliche und geistige Niedergeschlagenheit. In heißer Luft treten dann noch die oben geschilderten durch die Lungen veranlaßten Zustände hinzu, wenn dabei der Taupunkt der Luft 15° R. übersteigt.

Infolgedessen muß auch die Antwort auf die Frage: „welche Luft ist zu trocken?“ hauptsächlich den Empfindungen von Haut und Luftröhre überlassen werden, und unsere Beobachtungen lehren, daß eine relative Feuchtigkeit von etwa 40% ungefähr die Grenze bildet, bei welcher diesen Organen noch nicht zu viel Wasser entzogen wird. Ebenso lehrt die Erfahrung, daß Luft von mehr als 80% relativer Feuchtigkeit unsere Hautverdunstung zu sehr einschränkt und infolgedessen nervöse Erschlaffung hervorbringt. Wir können somit für unser Nervenleben eine mäßig warme Luft, deren relative Feuchtigkeit zwischen 40 und 80% liegt,

als die günstigste bezeichnen. Das Einhalten solcher Grenzen unterhalb eines Taupunktes von 15° R. ist für unsere Zimmerluft von größter Wichtigkeit; denn sehr viele, zum Teil sogar schwere Krankheiten, wie Lungentzündung und Typhus, können durch den Aufenthalt in zu trockenen oder zu feuchten Räumen verursacht und begünstigt werden. Ich will daher jetzt die normalen Feuchtigkeitsverhältnisse der Zimmerluft erörtern und brauche wohl kaum darauf hinzuweisen, daß dieselben nicht bloß für unsere Wohn- und Schlafzimmer, sondern ganz besonders auch für öffentliche Lokale, namentlich aber für die oft sehr schlecht ventilirten Schulzimmer und Büreaus von größter Wichtigkeit sind. Es müßten überhaupt bei öffentlichen Lokalen sowohl gute Ventilation als auch deren Kontrolle gesetzliche Vorschrift sein.

Feuchtigkeits-Tabelle für Zimmerluft.

Luft-Wärme in Graden R.	Relative Feuchtigkeit in Prozenten für die Taupunkte in Graden Reaumur.										
	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
+12	56	61	66	72	—	—	—	—	—	—	—
13	52	57	61	67	72	—	—	—	—	—	—
14	48	52	57	62	67	73	—	—	—	—	—
15	45	49	52	57	62	68	73	—	—	—	—
16	41	45	49	53	57	63	67	73	—	—	—
17	—	42	45	49	53	58	63	68	73	—	—
18	—	—	42	46	49	54	58	63	68	73	—
19	—	—	—	42	46	50	54	59	63	68	74
20	—	—	—	—	43	48	50	55	59	63	69
21	—	—	—	—	—	43	47	51	55	59	64
22	—	—	—	—	—	41	44	48	51	55	60
23	—	—	—	—	—	—	41	44	48	51	56
24	—	—	—	—	—	—	—	41	44	48	52
25	—	—	—	—	—	—	—	—	41	45	49

Wenn wir die obigen Zahlenresultate unter dem Gesichtspunkt vereinigen, daß wir ebenso den Lungen wie auch der Luftröhre für ihre berechtigten Ansprüche bezüglich der Luftfeuchtigkeit Geltung verschaffen, und für die unbewegte Zimmerluft 75% Feuchtigkeit als Marimalgrenze betrachten, so bieten sich uns eine Reihe Rechenerempel dar, sobald wir die Taupunkte von 15 oder 10° R., deren Bedeutung für die Lungen ich bereits erwähnt habe, zu Grunde legen. Um aber einen besseren Überblick zu gewinnen, will ich die Rechnung für die Taupunkte von 15° R. bis herab zu 5° R. für die Lufttemperaturen von 12—25° R., die uns besonders für Zimmerluft interessieren, durchführen. Dadurch erhalten wir Grenzwerte und können für jeden Temperaturgrad angeben: einerseits, welches Maximum unter 75% relativer Feuchtigkeit zulässig ist, damit der Taupunkt von 15° R. nicht überschritten werde, und andererseits, welches Taupunkt-Maximum zwischen 5 und 15° R. dem Feuchtigkeitsminimum von etwa 40% entspricht. In der vorstehenden Tabelle finden wir die Lufttemperaturen von 12 bis 25° R., die Taupunkte von 5—15° R. und die relative Feuchtigkeit zwischen 40 und 75%. Da, wo die Feuchtigkeitsangaben fehlen, hat es die Bedeutung, daß dieselben für

den betreffenden Taupunkt die genannten Grenzen überschreiten würden. Die Zahlen in der Rubrik des angenehmsten Taupunktes von 10° R. und des schädlichen von 15° R. sind fett gedruckt, um damit anzudeuten daß die ersteren zu erstreben, die letzteren zu vermeiden sind. Ich bemerke jedoch, daß man sich auch bei Taupunkten unter 10° bei 50—60% Feuchtigkeit gut befindet. Vielleicht ist es nicht überflüssig zu erwähnen, daß alle Temperatur- und Feuchtigkeitsbestimmungen stets im Schatten vorzunehmen sind.

Die Tabelle zeigt recht deutlich, wie unrichtig die allgemeine Ansicht ist, daß eine relative Luftfeuchtigkeit zwischen 40 und 70 oder 80% bei allen Temperaturen die zuträglichste ist. Freilich für Haut und Luftröhre kann man das zugeben und darauf halten, daß im Zimmer nie weniger als 40 und nie mehr als 75% Feuchtigkeit in der Luft vorhanden seien; aber was sagen die Lungen dazu? Wir wissen, daß dieselben Taupunkttemperaturen nahe bei 10° R. lieben und solche, welche sich 15° R. nähern oder gar überschreiten, nicht leiden mögen. Befinden wir uns also in einem Zimmer von 13° Wärme, so wird den Lungen eine Feuchtigkeit von 67%, ja selbst 72° % durchaus nicht unangenehm sein, weil sie ja den Taupunkten von 8 und 9° R. entspricht. Wie abscheulich aber befänden wir uns bei derselben relativen Feuchtigkeit in einer Luft von 21° Wärme, wo schon bei 64% Feuchtigkeit der böse Taupunkt von 15° erreicht wird! Die Tabelle illustriert eben die Regel, daß der Taupunkt der Zimmerluft niemals 15° R. erreichen, sondern möglichst bei 10° oder niedriger liegen soll, und daß andererseits das Hygrometer im Zimmer nie weniger als 40% und nie mehr als 75% Feuchtigkeit — bei Heizung 50—60% — anzeige.

Hier will ich auch darauf hinweisen, und das wird meist übersehen, daß wir im Winter unserer Haut mitunter wunderbare Feuchtigkeitswechsel zmuten, wenn wir nach längerem Aufenthalt im Zimmer bei nur 40% oder gar noch weniger Luftfeuchtigkeit ins Freie gehen, und uns dort eine Feuchtigkeit von 70 oder 80% entgegentritt. Solche scharfe Unterschiede sind uns durchaus nicht zuträglich, besonders wenn die Trockenheit der Zimmerluft andauernd auf die Haut eingewirkt hat, ehe man sich ins Freie begiebt. Es ist deshalb im Winter auf eine mäßig feuchte (50—60%) Zimmerluft zu halten.

Mit Hilfe der Tabelle sind wir eben im Stande uns nicht nur über jeden einzelnen Fall Rechenschaft zu geben, sondern wir können auch darnach zuvorne die Luftfeuchtigkeit des Zimmers dem angenehmen Taupunkt von 10° R. nahe bringen. Ein geheiztes Wohnzimmer sollte nie wärmer als 15° R. sein. Ist uns dabei kühl, so fehlt der Luft Wasserdampf; denn sobald das Hygrometer bei dieser Temperatur 50—60% Feuchtigkeit zeigt, wird uns ein Zimmer von 15° R. eher zu warm als zu kalt vorkommen. Bei zu trockner Zimmerluft werden wir also etwas Wasser verdampfen, bei zu feuchter aber, entweder — falls die äußere Luft, wie im Winter einen tieferen Taupunkt hat — ein Fenster öffnen, oder andernfalls mit den obengenannten Vorrichtungen der Luft Wasser entziehen. Gelänge dies nicht ausreichend, so bleibt immer noch der Eisluftrespirator, eine zuverlässige und kongestiven Personen nicht genug zu empfehlende Hilfe. Ganz

besonders aber sind solche Maßregeln im Krankenzimmer wichtig. Wie oft sehen wir, daß man in einem an und für sich schon schwülen Raume auf der Spirituslampe warm Wasser bereitet, Thee kocht u. und dadurch den Taupunkt noch mehr erhöht. Und dabei leidet der Kranke überhaupt schon an Kopfschmerz und Brustbeklemmung und würde sich entschieden besser fühlen, wenn der Taupunkt der Luft statt auf 13, 14 oder gar 15° R. nur auf 10° läge. In Krankenzimmern ist also das Hygrometer ebenso wichtig als das Thermometer.*)

Doch verlassen wir das Krankenzimmer, welches der Mensch sich einrichtet, und kritisieren wir einmal die Luftfeuchtigkeit der großen Krankenzimmer der Natur. Ich meine die klimatischen und Luftkurorte, Sommerfrischen und dergleichen.

Vor allen Dingen müssen wir von derartigen Orten, namentlich aber von jeder Sommerfrische verlangen, daß die Luft niemals den Taupunkt von 15° R. erreicht oder gar übersteigt. Freilich werden diese Bedingung nicht alle sogenannten Sommerfrischen erfüllen; aber Orte, welche diese Probe nicht bestehen, verdienen eben dieses Prädikat nicht; und glücklicherweise giebt es auch in Deutschland noch eine ganze Reihe Gegenden, welche unser Vertrauen rechtfertigen. Nicht allein in vielen hochgelegenen Gebirgsorten, sondern vor allen Dingen in den Seebädern, namentlich der Nordsee, werden wir oft in vielen Jahren kaum einmal einen Taupunkt von 15° R. nachweisen können. Das sind also wirkliche Sommerfrischen; denn an solchen Orten herrscht zwar mitunter auch eine mehr oder minder hohe Temperatur, aber da hierbei der Taupunkt niedrig bleibt, so ist die sogenannte drückende Hitze ebenso wie die schwüle Luft ausgeschlossen.

Außer dieser *conditio sine qua non* müssen wir aber auch die relative Feuchtigkeit der Luft in Betracht ziehen, wenn wir einen Luftkurort beurteilen. Hierbei dürfen wir freilich nicht wie beim Taupunkt verlangen, daß das Maximum, also etwa 80% relative Feuchtigkeit, nie überschritten werde; denn bei jedem heftigen Regen beobachten wir 80—90 ja selbst 95%. Darauf kommt es ja aber auch nicht an; denn wir wissen, daß in dieser Beziehung unsere Haut sich viel mehr gefallen läßt als unsere Lungen, und daß eben erst eine anhaltend zu hohe oder zu niedrige relative Feuchtigkeit schädlich wirkt. Dennoch müssen wir der Haut und damit unserem Nervenleben entschieden Konzessionen machen und dürfen ebenso wenig einen Ort, dessen mittlere Feuchtigkeit 80% übersteigt, empfehlen, als einen solchen, worin der mittlere Hygrometerstand 40% relative Feuchtigkeit anzeigt. Nun, dann muß die mittlere relative Feuchtigkeit 60% betragen, könnte man glauben; aber so einfach ist die Sache denn doch nicht. Hier spielt die mehr oder minder große Häufigkeit der atmosphärischen Niederschläge eine ganz bedeutende Rolle.

*) Wädhlen doch auch die Eisenbahnen bessere Ventilation, besonders in den geradezu gesundheitsgefährlichen Schlafwagen schaffen und bei den hohen Fahrpreisen das Zusammenpferchen wenigstens bei Nacht unterlagen. Wenn in den Wagen 2. Klasse bei den Nachtzügen nicht über 4 Personen in jedes Koupee gesetzt würden, so könnten viele Passagiere darin fast ebenso gut als im Schlafwagen schlafen und würden dafür eine kleine Abgabe zahlen. Die Bahn hätte also keinen Schaden davon. — Auch müßte man darauf dringen, daß alle Personenzuglokomotiven mit Koaks geheizt werden, damit der Passagier nicht so entsetzlich viel Ruß einzuathmen habe.

Es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob wir täglich stundenlang im prachtvollsten Sonnenschein unsere Sommerfrische genießen können, oder tagelang aus Zimmer gefesselt sind; weil der Regen, wenn er aufgehört hat, immer wieder von neuem anfängt. Nun wird offenbar die Zahl der Regentage um so geringer sein, je niedriger die mittlere relative Feuchtigkeit ist, und in sofern würde allerdings die Angabe von 60% so viel als „überwiegend schöne, sonnige Tage“ bedeuten. Dies bestätigt auch die Riviera, wo in der That im Winter die mittlere Feuchtigkeit 60% beträgt. Auch finden wir, daß, so lange das Hygrometer nicht über 60% steigt, fast niemals Regen eintritt, sondern vor einem beginnenden Regen die Luftfeuchtigkeit meist 70% erreicht. Wenn wir nun wissen, daß die regnerischen Gegenden meist eine mittlere Feuchtigkeit von über 75% aufweisen, und daß sonnige Orte etwa durchschnittlich 60% Luftfeuchtigkeit besitzen, so wird ein Kurort, dessen mittlere Feuchtigkeit zur Zeit des Aufenthalts zwischen 60 und 75% liegt, als mäßig feucht zu bezeichnen sein und darum vielseitigen Ansprüchen genügen.

Aber nicht allein die relative Feuchtigkeit, sondern auch die Bewegung der Luft ist von großem Einfluß auf unsere Hautthätigkeit. Eine ruhige Luft von 80% Feuchtigkeit wirkt selbst bei Taupunkten unter 15° R. immer mehr oder weniger erschlassend,*) während dieselbe als Wind gar nicht erschläft, sondern eher einen anregenden und kräftigenden Einfluß ausübt. Recht deutlich sehen wir dies, wenn wir die Luftwirkung von Wiesbaden und Norderny vergleichen. An beiden Orten herrscht häufig bei gleicher Luftwärme eine relative Feuchtigkeit von 80%. Während man sich nun aber in dem berühmten windstillen Wiesbaden bei 14° Wärme und 80% Feuchtigkeit ermüdet fühlt, wirkt die windige Atmosphäre des Nordseebades unter gleichen Umständen erregend und kräftigend. Dies ist sehr erklärlich, wenn man bedenkt, daß in bewegter Luft die Hautausdünstung weit größer als in einer stagnierenden Atmosphäre ist. Aber auch zu trocken darf die Luft eines klimatischen Kurorts nicht sein. Vielleicht werden die meisten glauben, daß in Deutschland, welches meteorologisch leider im Gebiet des Sommerregens liegt, in dieser Beziehung nichts zu befürchten sei. Freilich ist das auch im allgemeinen richtig, wemgleich selbst in dem feuchten Wiesbaden sowohl am 13. Mai 1881 als auch am 6. April 1882 das Hygrometer nur 15% relative Feuchtigkeit angab und sicherlich auch viele andre Orte Deutschlands solche Ausnahmen von Trockenheit alljährlich besonders im Frühling aufweisen können. Aber die Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel, und wenn die Regel eine mittlere relative Feuchtigkeit von nur 40% bedeutet, so ist ein Ort mit solcher Luft entschieden zu trocken. Ja selbst wenn die Regel nur zur häufigen Ausnahme würde, also diese Zahl sich oftmals am Hygrometer zeigte, die mittlere Feuchtigkeit aber höher läge, so gehörte der Ort entschieden zu den zu trockenen; es sei denn, daß dieser geringe Feuchtigkeitsgrad sich immer nur auf sehr kurze Zeit, 2 oder 3 Stunden, beschränkte. Ich

*) Im Zimmer und besonders im Schlafzimmer sollte man daher nie einen so hohen Feuchtigkeitsgrad dulden und überhaupt keine Wohnung mieten, worin das Hygrometer 75% Feuchtigkeit anzeigt; denn feuchte Zimmerwände sind außerdem, weil sie die Vermehrung der Bakterien außerordentlich begünstigen, als Herde vieler ansteckender Krankheiten zu bezeichnen.

brauche wohl kaum zu sagen, daß ebenso wie bei der Feuchtigkeit so auch bei der Trockenheit der Luft der Wind eine große Rolle spielt, und daß zu trockene und zugleich bewegte Luft daher viel schädlicher als ruhende auf uns einwirkt.

Wir stellen daher in bezug auf die Luftfeuchtigkeit eines klimatischen Kurortes folgende Bedingungen:

1. Daß der Taupunkt nie die Temperatur von 15° R. erreiche.
2. Daß die mittlere relative Feuchtigkeit zwischen 60 und 75% liege und höchstens bei vorherrschend bewegter Luft dieses Mittel den Wert von 75% ein wenig überschreite.
3. Daß das Minimum der relativen Feuchtigkeit nur in seltenen Fällen und auf kurze Zeit unter 40% herabsinke und dies auch nur bei Windstille.

Diese Bedingungen gelten sowohl für klimatische Sommer- als auch Winterkurorte, womit aber keineswegs gesagt ist, daß sie ausreichen um einem Ort das Epitheton „klimatisch“ zu vindizieren. Dazu gehören noch andere Vorzüge, worunter ich nur die Bedingung geringer Schwankungen der Temperatur und des Luftdruckes erwähnen will; denn alles Übrige, wie die Reinheit, der Ozongehalt, Salzgehalt u. der Luft gehört nicht hierher. Auch ist der Unterschied zwischen Gesunden und Kranken, welche klimatische Kurorte besuchen, nicht zu vergessen; denn wenn auch die angeführten Feuchtigkeitsverhältnisse der Luft sehr vielen gesunden und auch kranken Individuen zusagen werden, so giebt es doch auch Leidende, denen gerade sehr feuchte oder sehr trockene Orte den erfolgreichsten Aufenthalt bieten.

Es liegt mir also fern vatikanische Aussprüche zu thun, wohl aber glaube ich — und das ist ja der Zweck dieser Arbeit — Grenzwerte geliefert zu haben, welche bisher mangelten.

Der hygienische Einfluß der Luftfeuchtigkeit ist überhaupt noch viel zu wenig untersucht worden. (Freilich kann man den Ärzten daraus weniger einen Vorwurf machen*) als den Meteorologen und besonders den Wetterberichten. Denn wenn wir heut auch im Stande sind den mittleren, jährlichen, monatlichen, ja täglichen Thermometer- und Barometerstand fast jeder Stadt zu erfahren, so schweigen bei der Frage: „wie hoch liegt der mittlere Taupunkt?“ nicht nur die Berichte der Wetterstationen, sondern — was noch schlimmer ist — auch die größte Zahl der klimatischen Kurorte! — Sollte es denn aber nicht wenigstens den größeren Zeitungen möglich sein, bei der Fülle des Materials der Seewarte ausgedehntere und ausführlichere Wetterberichte als bisher zu bringen und vor allem die Feuchtigkeitsverhältnisse der einzelnen Orte täglich anzugeben? Damit würde sich die Presse ganz entschieden ein hygienisches Verdienst erwerben. Möchte aber auch unsere vortreffliche deutsche Seewarte dieser hygienischen Seite der Meteorologie ihre mächtige Unterstützung zu teil werden lassen und damit den Kreis ihres segensreichen Wirkens im Gebiete der Humanität immer mehr erweitern!

*) Ich will hierbei nicht unerwähnt lassen, daß bezüglich der Winterkurorte das vortreffliche Buch von Dr. Reimer der Wichtigkeit der Feuchtigkeitsverhältnisse nach Kräften Rechnung trägt und dieselben, so weit Daten vorhanden, bei den einzelnen Orten bespricht.



Vergangenheit und Gegenwart der Universität Edinburg.

von

Prof. Dr. v. Holzkendorff.

Es sind nicht bloß die Gelehrten, denen die Geschichte der Universitäten, zu deren genaueren Betrachtung in der Regel die Festfeier der Stiftungstage auffordert, interessante und lehrreiche Perspektiven darbietet. Vielmehr zeigt sich in ihr ein Phänomen, das der allgemeinsten Beachtung würdig ist. Aus demselben Bildungsbedürfnis ursprünglich hervorgegangen, denselben Zwecken des Unterrichts dienend, auf gleichen Methoden der Erkenntnis beruhend, haben die höchsten Bildungsanstalten in Europa seit dem Mittelalter gänzlich verschiedene Bahnen der Entwicklung eingeschlagen. Wie in einem Brennpunkte, sammeln sich in den Universitäten die Lichtstrahlen des politischen, litterarischen, kunstgeschichtlichen und wirtschaftlichen Volkslebens. Diese ihrer Anlage nach am meisten menschheitlich gedachten Anstalten sind in Wirklichkeit zu den bedeutungsvollsten Organen der nationalen Entwicklung in den einzelnen europäischen Staaten geworden.

Auch die Geschichte der Universität Edinburg, die im April 1884 das Fest ihres dreihundertjährigen Bestehens feierte, ist vollkommen geeignet, diese Wahrnehmung zu bestätigen. Seit bald drei Jahrhunderten wurde das Schicksal Schottlands und Englands unlösbar mit einander verknüpft. Dennoch hat sich in Edinburg die Eigenart schottischen Lebens bisher nicht nur behauptet, sondern auch befestigt und entwickelt, eine Thatsache, die in Deutschland nicht überraschen und auch den Engländern nicht auffallen kann, wenn diese bedenken, daß Oxford und Cambridge im Verhältnis zu einander trotz größerer räumlicher Nähe die Eigentümlichkeit besonderer wissenschaftlicher Traditionen zu bewahren verstanden. Überall, wo die Wissenschaft an den Universitäten korporativer Selbstverwaltungsrechte teilhaftig blieb, folgen die Lehrenden, wenn auch unbewußt, einem Zuge zur Abschließung des eigenen Wesens, der sich auch bei Studenten in den Bedürfnissen des Verbindungslebens und nach anderen Richtungen hin äußert.

Ob die Universität Edinburg im strengsten Sinne ein Recht hatte, ihren dreihundertjährigen Bestand zu feiern, bleibt sogar gegenwärtig noch zweifelhaft, nachdem Sir Alexander Grant in seiner trefflichen Geschichte der Edinburger Universität*) das vorhandene urkundliche Material, wie es scheint, vollkommen erschöpft und die älteren Darstellungen von Craufwid (bis 1646), Dalziel (bis 1805) und Bower (bis 1829) in die Rangstufe litterarischer Antiquitäten verlegt hat.

Wären keine anderen Gründe vorhanden, so hätte man sich der stattgehabten

*) Sir Alexander Grant, *The Story of the University of Edinburgh during its first three hundred years.* 2 vols. London, 1884.

Freier schon deswegen zu freuen, weil sie Anlaß und Gelegenheit bot zur Abfassung eines in jeder Hinsicht durch Gründlichkeit und Zuverlässigkeit ausgezeichneten, mit der Unbefangtheit eines echten Historikers geschriebenen und über den Gesichtskreis eines Fachgelehrten weithinausschauenden Werkes, dessen Inhalt namentlich für diejenigen belehrend wirkt, der geneigt ist, schottische Universitätseinrichtungen mit den Zuständen anderer gelehrter Anstalten zu vergleichen.

Betrachten wir in hier gebührender Kürze die Anfänge der Edinburger Universität.

Die Stürme der kirchlichen Bewegung fanden unter Maria Stuart drei ältere aus päpstlicher Stiftung im 15. Jahrhundert hervorgegangene Universitäten vor: St. Andrews (1411), Glasgow (1450), und Aberdeen (1494). Höchst dürftig ausgestattet, so spärlich besetzt, daß zwischen der Zahl der Lehrenden und Lernenden kaum ein nennenswerter Unterschied bestand, dienten diese Anstalten vornehmlich dem nächstliegenden Bedürfnis einer billigen Vorbildung unbemittelter Kandidaten für das Kirchenamt. Sie ersparten jungen Schotten die demütigenden Neckereien, denen sie bei dem Besuche von Oxford seitens ihrer vornehmeren und reicheren Kommilitonen ausgesetzt blieben und über welche bereits König Richard III. 1382 einen mißbilligenden Befehl hatte ergehen lassen. Übrigens blieben diese älteren Universitäten ohne nachhaltigen Einfluß auf die Volksbildung, die in Schottland einen klerikalen Grundzug länger bewahrte als in andern Ländern. Die Kirche war zwar reich, aber das Bürgertum wenig entwickelt, und der Adel neben jenen herrlichen Gestalten, die Walter Scott so meisterhaft zu schildern verstand, mit zahlreichen Exemplaren, die man Gebirgsjunger nennen könnte, so reichlich versehen, das ein schottisches Gesetz aus der Regierungszeit Jakobs IV. (1496) allen Grundherren gebot, ihre ältesten Söhne in den klassischen Studien und der Rechtswissenschaft unterrichten zu lassen. Im übrigen blieb, trotz dieser Landesuniversitäten, deren örtliche Daseinsberechtigung durch die päpstlichen Stiftungsurkunden mit dem Vorhandensein gesunder Luft und billiger Lebensmittel motiviert worden war, die überlieferte Sitte der Auslandswanderung unter der schottischen Jugend mächtig. Vornehme, reichere, forschungseifrige Jünglinge wandten sich mit Vorliebe zu den Bildungsanstalten des Festlandes, unter denen diejenigen zuerst Frankreichs und späterhin der Niederlande eines gewissen Vorzugs bei den Schotten genossen.

Es ist leicht begreiflich, daß die schottischen Reformatoren während der heftigsten nach allen Seiten hin zu führenden Kämpfe auf dieses Abhängigkeitsverhältnis vom Anlande nur mit Mißtrauen blicken konnten, zumal, wenn sie sich vergegenwärtigten, daß die Grundsätze der schottisch reformierten Kirchenverfassung sich auf einem geographisch isolierten Gebiete gegenüber der Anglikanischen Lehre und dem Katholizismus gleichzeitig zu behaupten hatten.

Unmittelbar nachdem die päpstliche Gerichtsbarkeit im Januar 1560 durch das Parlament abgeschafft und fast gleichzeitig die neue Glaubenslehre gut geheißen worden war, erging unter Anteilnahme von John Knox das Buch der Kirchenzucht (book of discipline), in welchem auch die Grundzüge eines zu reformierenden Schulwesens niedergelegt sind.

Den Geist dieses höchst merkwürdigen Reformationswerkes kennzeichnete schon die Klausel: „Den Reichen und Mächtigen des Landes darf nicht gestattet werden, daß sie ihre Kinder in eitlem Nichtsthun wie bisher aufwachsen lassen. Sie müssen ermahnt und durch kirchliche Zensuren gezwungen werden, ihre Söhne durch gute Erziehung der Kirche und dem Gemeinwesen zu widmen.“ Ebenso großartig, wie sicherlich unausführbar war das Bildungsideal jener Zeit: Jede Parochie sollte eine Lateinschule und ein Kolleg erhalten für den Unterricht in der Logik, der Rhetorik und den Sprachen.

Noch heute ist man von diesem Maßstabe der Bildung in Schottland weit entfernt. Denn gerade das schottische Schulwesen unterscheidet sich von demjenigen anderer Staaten dadurch, daß es an gelehrten Mittelschulen fehlt. Die Fähigkeit, einige Kapitel aus dem griechischen Text der Evangelien zu übersetzen, berechtigt, soweit die griechische Sprache in Betracht kommt, zur Anteilnahme an den Universitätsstudien in der philosophischen Fakultät (Faculty of Arts).

Immerhin war es der Geist der Reformatoren, der der griechischen Sprache die Naturalisation unter den schottischen Gelehrten verschaffte und jene Anregungen schuf, aus denen die Stiftung der nachmaligen Universität von Edinburgh hervorging.

Am 13. März 1567, wenige Monate nach Darnleys Ermordung, unterzeichnete Maria Stuart eine Urkunde, wonach das gesamte im Bezirk von Edinburgh belegene Klostervermögen den städtischen Behörden zum Besten protestantischer Geistlichkeit und den Armen übereignet wurde. Gleiches geschah zu Gunsten von Glasgow. Jakob VI. bewilligte die Verwendbarkeit dieser Vergabungen für Unterrichtszwecke. Dennoch vergingen dreizehn Jahre, bevor in Edinburgh weitere Schritte zur Begründung einer höheren Unterrichtsanstalt unternommen wurden. Erst am 14. April 1582 erteilte Jakob jene Ermächtigungsurkunde, welche, obschon wahrscheinlich mit Unrecht, als Stiftungsakt der Universität angesehen wurde. Sie bestätigt die Schenkung seiner Mutter und gestattet, ohne eines bestimmten Kollegs oder gar einer Universität zu gedenken, den städtischen Behörden von Edinburgh, die verfügbar gewordenen Mittel für Unterrichtszwecke zu verwenden, Häuser für Professoren der Sprachwissenschaft und anderer Disziplinen zu erbauen, Lehrer anzustellen und abzusetzen. Grant nimmt mit guten Gründen als wahrscheinlich an, daß eine andere, als entscheidend zu erachtende Stiftungsurkunde verloren gegangen sei.

Wie dem immer sein möge, es handelt sich jedenfalls nicht um eine königliche, sondern um eine städtische Universität unter dem amtlichen Titel der *Academia Jacobi sexti*, wobei wohl zu beachten ist, daß man die Bezeichnungen Akademie und Universität wenigstens zu jener Zeit mit Beziehung auf Umfang und Zweck des Lehrens zu unterscheiden mußte. Als erster „Prinzipal“, dessen amtliche Stellung gegenwärtig in Deutschland keinen vollkommen zutreffenden Vergleich gestattet und dem Amt eines Kurators am nächsten kommt, erscheint Robert Rollock, bis dahin Regens der philosophischen Studien. Auch der Tag der Eröffnung scheint nicht festzustehen; wahrscheinlich der 14. Oktober 1583. Am

14. Oktober ward die kurzweg als Towns College bezeichnete Erziehungs- und Unterrichtsanstalt mit einem Bestande von achtzig bis neunzig Studenten eröffnet.

Unzweifelhaft hatte man in Edinburg bei der Gründung an die auch in England festgehaltenen Systeme des „college“ und die in der Einrichtung der Lektoren ausgesprochene, bei uns in den Priesterseminaren dargestellte Combination des höheren Unterrichts mit der Einrichtung einer in Internaten wirksamen Schulzucht gedacht. Dennach hat nochmals, vermutlich aus rein wirtschaftlichen Gründen, das heißt in Ermangelung ausreichender Stiftungen, das schottische Universitätsleben eine den deutschen Verhältnissen analoge Entwicklung gewonnen, so daß die große Mehrzahl der Studenten sich nur in den Klassenzimmern oder Unterrichtsräumen vereinigt findet, und eine anderweitige Lebensgemeinschaft unter ihnen nicht besteht. Was die Disziplin der Internen anbelangt, so bot diese Ähnlichkeiten mit den ehemals in Pforta bei uns überliefert gewesenen Schulsitzen, deren Anfänge bekanntlich gleichfalls dem 17. Jahrhundert entstammen. Wie man in Pforta verschiedene Berechtigungsmaßstäbe für untere, mittlere und obere Schüler kannte, so waren auch in dem Edinburger Internate des Kollegs die „Gelbschnäbel“ (Bajani) von den weiter vorgeschrittenen Schülern unterschieden. Jede Woche hatte ihren eigenen Spieltag (playday), an dem die „Studenten“ mehrere Stunden ins Freie geführt wurden um sich dort mit Armbrustschießen zu belustigen. In Pforta bestanden gleichfalls seit langer Zeit wöchentliche Ausschlafetage, an denen die Unterrichtsstunden ausfielen. Wir wurden zu meiner Schulzeit von Lehrern zu längeren Spaziergängen ins Freie geführt, und die Praxis des Armbrustschießens hatte sich an dem Maischulfest erhalten. Wie es gegenwärtig damit bestellt ist, weiß ich nicht zu sagen.

Den in Edinburg ursprünglich nur auf Philosophie berechneten Unterrichtsräumen, in denen bestimmte Klassiker gelesen werden mußten, traten alsbald (noch gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts) Veranstaltungen für Theologie hinzu, eine Thatsache, die wiederum an und für sich genügen würde, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß von einer Universität, weder im mittelalterlichen noch im modernen Sinne, bei der Gründung des Towns College geredet werden darf, und ein dreihundertjähriger Bestand heute nur bei sehr eigenartiger Chronologie herausgerechnet werden kann. Kollock ward im November 1587 mit Genehmigung des Presbyteriums als erster Professor der Theologie installiert. Daß bei jener Gelegenheit die Kirchenvertretung der Stadt Edinburg mitredete, kann nicht auffallen, sobald man bedenkt, daß die Schottische Kirche ihr geistliches Aufsichtsrecht über Universität und Unterrichtsanstalten erst im Jahre 1858 aufgegeben hat.

Im übrigen verließ das alte Towns College keinerlei akademische Grade in der Theologie und hatte gegenüber anderen wissenschaftlichen Unterrichtsanstalten sogar nur den besonderen Vorrang, in den philosophischen Disziplinen den Grad eines Magisters verleihen zu dürfen (Master of Arts). Grant ist daher mit Recht der Ansicht, daß von einer Universität im modernen Sinne zu Edinburg erst seit dem Beginn des XVIII. Jahrhunderts gesprochen werden dürfe, das heißt

seit dem Zeitpunkte, wo an die Stelle der alten Unterrichtskurse, die durch Lectoren gegeben wurden (sog. Intorial system) das neuere System der freien Vorlesungsweise (sog. professorial system) getreten ist.

Selbst, wenn man dies zugiebt, wird man immer noch behaupten dürfen, die innere Geschichte der Universität Edinburg sei in älterer Zeit vornehmlich die Geschichte ihrer theologischen, in neuester Zeit die Geschichte ihrer medizinischen Fakultät gewesen.

Zwar dachte man bereits 1590 an eine juristische Professur, doch befaßten sich die beiden zuerst ernannten Rechtslehrer mit dem Vortrag der Humaniora, wofern nicht etwa, was immerhin möglich wäre, bei dem ältesten Berichterstatter ein Irrtum in der Weise unterließ, daß er die juristische Erklärung ciceronianischer Reden oder gar der lateinischen Rechtsquellen als Unterricht in den klassischen Sprachen auffaßte. Viel wahrscheinlicher freilich erscheint Grants Annahme, daß König Jakob sich in die geschehene Ernennung eines juristischen Professors durch den Stadtrat abwehrend eingemischt habe. Möglicherweise dachten die Theologen in der Umgebung des bigotten Königs wie die ehrwürdige Pastorengesellschaft in Genf, die sich gegen die Aufnahme des Rechtsunterrichts unter die Disziplinen der Genfer Akademie mit der Motivierung wehrten: „Daß diejenigen, die sich dem juristischen Studium widmen, meistens junge Leute von lockeren Sitten seien, oder aus vornehmen Häusern abstammen und sich deswegen gegen die Handhabung der Kirchenzucht aufzulehnen pflegen.“ Eine Einmischung der Geistlichkeit in die Angelegenheiten der Edinburger Universität zumal dann, wenn es sich um Neugründung von Lehrstühlen handelte, war um so eher zu befürchten, als in der Ermächtigungsurkunde der König den Stadtrat auf die gutachtliche Mitwirkung der Geistlichkeit besonders hingewiesen hatte.

Das in alter Zeit bestandene Übergewicht der Theologie hat gerade für Schottland nichts, was auffällig wäre. Damals, wie heute, ist die Geistlichkeit in Schottland nicht nur ein geachteter, sondern ein beliebter und volkstümlicher Stand. Ihm zuliebe war man ehemals vornehmlich auf gelehrte Stiftungen bedacht. Seine Mitglieder zeichneten sich unter den Graduierten in augenfälliger Weise aus. Sie waren es, die in jener Zeit der Ruhm der Gelehrsamkeit auch in der klassischen Sprache schmückte. Das Übergewicht der Geistlichkeit war auf Gebieten, wo die Beanspruchung desselben heute als nackte Annäherung erscheinen würde, durchaus natürlich. Lieferte doch die Geistlichkeit noch zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts, besonders, wo sie den freien Hauch niederländischer Politik an holländischen Universitäten eingeatmet hatte, Männer von staatsmännischem Blick, wie Carstares, der als Prinzipal an die Spitze der Edinburger Universität trat, nachdem er lange Zeit hindurch das besondere Vertrauen Wilhelms III. genossen hatte. Carstares, der den Unterricht an der Universität Edinburg von Grund aus nach holländischem Muster reformierte und somit den schottischen Jünglingen die Notwendigkeit ersparte, ein höheres, in ihrer Heimat damals nicht zu erlangendes Bildungsmaß in Utrecht, Leyden, Gröningen oder Halle zu suchen, wird mit Recht zu den hervorragendsten Staatsmännern schottischer Nationalität gerechnet.

Grant vergleicht ihn wegen seiner Stellung zu Wilhelm III. mit dem Baron Stockmar, der als Ratgeber des Prinzenwahls an den wichtigsten Staatsgeschäften und an den bedeutendsten Kulturwerken Englands beteiligt war, ohne jemals aus seiner Zurückhaltung herausgetreten zu sein. In Wirklichkeit gehörte es damals wie heute zu den größten Seltenheiten, geistig hervorragende Männer zu finden, die fern von den Bahnen eines in der großen Öffentlichkeit glänzenden Ehrgeizes für die Förderung wahrhaft volkstümlicher Aufgaben selbst genügsam das Vertrauen der Fürsten und das späte Verdikt kommender Geschlechter als hinreichenden Lohn nehmen, indem sie geräuschlos in jener Stille arbeiten, welche sonst nur von den Intriganten der Höfe oder der Diplomatie ihres Vorteils halber gesucht wird, auch solchen zu behagen pflegt, die die Übernahme moralischer Verantwortlichkeit und die Öffentlichkeit zu scheuen haben.

Männer wie Carstares und seinesgleichen handelten für das Volkwohl ähnlich wie Michel Angelo in seinen Kunstschöpfungen, als er sich per amor di Dio zur Vollendung der Peterskirche unter Abweisung aller ihm zugebachten Belohnungen bereit erklärte. Carstares war es auch zu danken, daß der Universitätsunterricht zu Edinburg in manchen Stücken Oxford überflügelte, was freilich an sich noch nicht viel bedeuten würde, wenn die Anekdote wahr ist, die von Lord Eldons Promotion in Oxford berichtet und von ihm selbst erzählt wird. Er erhielt seinen Grad in der philosophischen Fakultät auf Grund folgenden Dialogs:

Examinator (im Fache des Hebräischen): Wie heißt im Hebräischen die Schädelstätte?

Kandidat: Golgatha.

Examinator: Wer gründete die Universität Oxford?

Kandidat: König Alfred.

Examinator: Sehr gut! Sie haben ihre Promotion verdient.

Diese erfolgte denn auch am 20. Februar 1770.

Den Glanzpunkt in der wissenschaftlichen Entwicklung der Universität Edinburg liefert die Geschichte der medizinischen Fakultät, deren Anfänge in das Ende des XVII. Jahrhunderts fallen und mit der Erteilung der Korporationsrechte an die ärztliche Berufsgenossenschaft zu Edinburg (1694) in Verbindung stehen. Vor dieser Zeit scheint es mit der Medizin in Schottland ebenso schlecht, wie anderwärts bestellt gewesen zu sein. Zwar fehlte es nicht an bescheidenen Leistungen eines anatomischen Unterrichts, nachdem 1505 Feldscherer und Barbieri ein Privilegium erhalten hatten, jährlich einen Hingerichteten zu zerschneiden. Doch stand in gleicher Weise wie die Gesetzgebung so auch die Arzneikunde unter dem Banne der Theologie. Man schien noch im XVII. Jahrhundert anzunehmen, daß auch die Erzengel zuweilen von Verdammungsbeschwerden heimgesucht werden. Daher der wunderbare Erfolg zweier „Engelspillen“, die so einträglich waren, daß die Vererbung des daraus zu erwartenden Geldnutzens den Gegenstand eines Fideikommisses abgab, über dessen Gültigkeit im fünften Dezennium unfres Jahrhunderts prozessiert wurde. Noch heute bestehen mancherlei Vorurteile unter der Bevölkerung der schottischen Hauptstadt. Ein vollkommen glaubwürdiger Mann

erzählte mir im Jahre 1880, daß die Skelette und Schädel, deren junge Mediziner benötigt sind, im Inlande nicht beschafft werden können, sondern von auswärts, namentlich von Wien aus bezogen werden müssen.

Das anatomische Theater der ärztlichen Genossenschaft ward 1697 unter der Herrschaft schwieriger Regulative eröffnet, ein Dozent unter Bewilligung eines Gehalts von jährlich dreihundert Mark angestellt, dem jedoch Titel und Stellung eines Professors fehlten. Als eigentlichen Stifter der Edinburger medizinischen Schule hat man Alexander Moura zu nehmen, der in London und Paris studiert hatte, namentlich aber in Leyden von Boerhave für seinen wissenschaftlichen Beruf begeistert worden war. Seine Anstellung erfolgte im Jahre 1720, gleichfalls unter Gewährung einer Besoldung von dreihundert Mark (= 15 L.). Er war es, der den anatomischen Unterricht in die Universitätsgebäude verlegte und damit eine ausreichende Sicherheit gewann gegen Ausläufe des niederen Volkes, die ihren Anlaß teils in wirklich vorgekommenen, zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Fällen des Leichenraubes, teils in hergebrachten Vorurteilen gegen Sektionen gehabt hatten.

Der festen Begründung des anatomischen Unterrichts an der Universität folgte 1738 die Grundsteinlegung zu einem königlichen Krankenhause (Royal Infirmary), dessen Herstellung für den klinischen Unterricht von großer Wichtigkeit werden sollte. Schon zwölf Jahre früher war die medizinische Fakultät in ihren Grundzügen fertig, und bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts waren gelegentlich medizinische Dokortitel, doch ohne die Gewähr einer sachverständig geleiteten Prüfung verliehen worden. Aber erst im Jahre 1726 waren die Bedingungen erfüllt, die an eine ordnungsmäßig eingerichtete Fakultät damals zu stellen waren. Außer der ältesten Professur für Anatomie wurden damals vier weitere Lehrstühle für die wichtigsten Fächer gegründet und das Stimmrecht der medizinischen Professoren in allgemeinen Universitätsangelegenheiten in dem Stadtrat anerkannt. In demselben Jahre ernannte der Stadtrat zum erstenmal einen nicht für akademische, sondern für städtische Zwecke thätigen Lehrer der Geburtshilfe, deren technischer Titel in England (Midwifery) aus einer Zeit übernommen wurde, in welcher nur weibliche Personen helfend beteiligt gewesen waren. Zwanzig Jahre später ward der klinische Unterricht, dessen frühzeitige Pflege zu den Ruhmestiteln von Edinburgh zählt, von Rutherford eröffnet (1746—47). In dem fünfzigjährigen Zeitraum von 1720—1770 erlangte dann die medizinische Fakultät einen Bestand von acht Lehrstühlen, unter denen freilich drei, nämlich diejenigen der Chemie, der Botanik und Naturgeschichte als allgemeine wissenschaftliche zur Medizin im engeren Sinne nicht gerechnet werden konnten.

Erst dem 19. Jahrhundert gehört die Einführung der chirurgischen Klinik und jener anderen modernen Fächer an, deren Bedeutung erst später erkannt werden konnte.

Neben der schnellen und erfolgreichen Entwicklung des medizinischen Unterrichtswesens erscheinen Jurisprudenz und Theologie wie stillstehend. Erst im Jahre 1707 erfolgte die Ernennung eines Professors für öffentliches Recht. Gerade

dieser Umstand zeigt deutlich, daß man von Hause aus an die Errichtung einer Universität gar nicht gedacht hat. Denn, wo in der Welt hatte man es für möglich gehalten, eine Universität ohne Jurisprudenz einzurichten? Langsam mehrte sich die Zahl der Lehrenden auf die Zahl von drei Vertretern verschiedener Fächer (öffentliches Recht, Zivilrecht, schottisches Landesrecht), zu denen sich ein Professor der Geschichte gesellte. In unserem Jahrhundert wurden schließlich besondere Lehrstühle für gerichtliche Medizin und Besitztitelrecht (*conveyancing*) begründet: eine Reihenfolge, die erkennen läßt, daß der Rechtsunterricht von dem nächstliegenden Bedürfnis der Praxis abhängig blieb und eine Rechtstheorie in dem kontinentalen Sinne sich nicht zu gestalten vermochte.

Wie überall, so verhielt sich auch in Edinburg die Theologie am sprödesten gegen die Zeitverhältnisse. Als ein in wissenschaftlicher Hinsicht bemerkenswertes Ereignis erscheint jedoch in diesem Jahrhundert die Gründung eines eigenen Lehrstuhls für biblische Kritik und biblische Altertümer durch die Königin Viktoria. Dies geschah im Jahre 1847, und wie man vermuten darf, nicht ohne lebendige Anteilnahme des Prinzzgemahls.

Betrachtet man die verschiedenen Wissenszweige, die an den modernen Universitäten gepflegt werden, so liegt keine Frage für uns näher als die: Wie es sich mit dem Fache der Nationalökonomie verhalten habe? Denn gerade die Schotten sind ein vorzugsweise wirtschaftliches Volk. Und wer dächte nicht, wenn von Edinburg die Rede ist, alsbald auch an Adam Smith, der einige Jahre an der dortigen Universität gelehrt hatte, bevor sein weltberühmtes Werk erschien.

Anscheinend waren die Schotten im vorigen Jahrhundert zu sparsam, um daran zu denken, den durch Adam Smith erworbenen Ruhm gleichsam als ein zinspflichtiges Darlehn anzunehmen. Erst im Jahre 1871 gründete die Kaufmannschaft einen Lehrstuhl für Nationalökonomie, dessen erster Inhaber, Hodgson, mehr von einem erfolgreichen Agitator als von einem eigentlichen Fachgelehrten an sich hatte und in manchen Stücken eine auffallende Ähnlichkeit mit S. Faucher in seinem Wesen erkennen läßt. Abweichend von der allgemein in Edinburg üblichen Lebenslänglichkeit in der Besetzung der Lehrstühle machte die Kaufmannschaft bei ihrer Stiftung zur Bedingung, daß die Erwählung nur auf sieben Jahre zu erfolgen habe. Mit dem Fache der politischen Ökonomie ist das Handelsrecht verbunden, wofür mancherlei Zweckmäßigkeitsgründe angeführt werden können, wenn man bedenkt, daß auch in Schottland eigentliche Fachjuristen mit staatswirtschaftlichen Studien sich nur wenig befassen.

Wenden wir uns nunmehr zur äußeren Geschichte der Universität. Da sie von Hause aus als städtisches Kolleg unter königlicher Ernächtigung gegründet war, so versteht es sich von selbst, daß sie hinsichtlich ihrer Verwaltung und bei der Ernennung der Professoren von den städtischen Behörden abhängig blieb. Dies Verhältnis führte, namentlich mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, zu unangenehmen Reibungen, deren Grund leicht ersichtlich ist. Wie dies auch anderwärts vorkam, war der akademische Senat der Meinung, daß außer seinen Mitgliedern niemand von akademischen Angelegenheiten eine hinreichende Kenntnis

besitze, während andererseits die Stadtbehörde meinte, daß Professoren bei der Erwägung notwendig gewordener Reformen sich durch überlieferte Gewohnheiten und Honorarinteressen zu eigenfinniger Opposition gegen alles Neue drängen lassen.

In der That lehrte in Schottland die Erfahrung, daß in der Mehrzahl der Streitfälle die Stadtbehörde in Verwaltungsangelegenheiten und über das Bedürfnis neu einzurichtender Lehrstühle richtiger urteilte als die Mitglieder des Senats.

Schon in dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts befaßte sich eine königliche, lange Zeit hindurch erhoffte Kommission mit der Untersuchung der Schottischen Universitätsverfassung. Das Ergebnis der von ihr gegebenen Anregungen wurde in der Schottischen Universitätsakte vom Jahre 1858 niedergelegt.

Sie erscheint als Friedensschluß nach einem „dreißigjährigen Kriege,“ der sich in erbitterten, zuweilen sogar leidenschaftlichen Streitschriften unter den Parteien, in der Presse und auch vor den Gerichten abgespielt hatte, als Friedensschluß zwischen der Stadtgemeinde und ihrer Universität.

Schon vorher ist die konfessionell kirchliche Streitfrage geordnet worden. Seit 1690 waren Jakobiter und Bischöfliche von der Universität ausgeschlossen gewesen. Jeder Professor hatte vor seiner Einführung das Glaubensbekenntnis zu unterzeichnen und der Schottischen Staatskirche Gehorsam zu geloben, eine Vorschrift, die in der Praxis mannigfach umgangen und zu einer Quelle der Verlegenheiten geworden war, nachdem die religiösen Bewegungen der neueren Zeit im Jahre 1843 die Einheit der Schottischen Kirchenverfassung zerrissen hatte. An die Stelle der alten Gelübde trat 1853 eine neue Formel, durch deren Unterzeichnung die Professoren die Verpflichtung übernehmen, nichts gegen die Autorität der heiligen Schrift, das Glaubensbekenntnis von Westminster oder die Rechte der Schottischen Kirche zu lehren. Ausgenommen von dieser freien Stellung bleiben die Ämter der theologischen Professur und des Prinzipats, die ihren konfessionellen Charakter bewahrten.

In Deutschland wird man, wenigstens außerhalb der streng kirchlichen Kreise, diese Überbleibsel der ehemaligen Kirchlichkeit schwerlich billigen; in Schottland dagegen bezugte man damit eine ehemals unbekannte Neigung zur Versöhnlichkeit, die um so bemerkenswerter hervortritt, als die Mehrheit im Stadtrat 1853 aus Angehörigen der Freikirche bestand.

Im übrigen erscheint die gegenwärtige Verfassung der Schottischen Universitäten nach unseren festländischen Vorstellungen sehr verwickelt und gekünstelt, reich an Schnörkeleien, auf deren Festhaltung der historische Sinn der Briten großen Wert legte.

Der von dem damaligen Lord Advokat Feglis (gegenwärtigem Lord Justize General) für Schottland eingesetzte und durchgesetzte Gesetzentwurf verordnete in der Hauptsache folgendes:

1. Herstellung eines weitesten akademischen Interessenkreises unter dem Titel eines Generalrats (General-Council), bestehend aus den Graduierten der Universität und berufen zur Mitwirkung bei der Wahl des Universitätskanzlers;

2. Einführung einer Universitätsaufsichtsbehörde (University Court), beruhend auf dem Gedanken, daß Finanzangelegenheiten nicht durch die Professoren allein entschieden werden dürfen, und deswegen zusammengesetzt aus dem Rektor, dem Prinzipal und einer bestimmten Anzahl von Beisitzern, die das Eigentum und die Einkünfte der Universität verwalten, den Lehrplan feststellen und überhaupt als Aufsichtsinstanz fungieren;
3. Die Bildung eines Kuratoriums mit dem Recht der Stellenbesetzung und der Berufung der Lehrer. Gebildet ist dasselbe aus sieben Mitgliedern, von denen vier durch den Stadtrat von Edinburg, drei aus der Mitte des Generalrates entsendet werden.

Man erkennt daraus, daß in der jeweiligen Ergänzung des Lehrkörpers die Krone und das Ministerium gar keinen Einfluß, der Senat der Universität einen ungleich geringern Einfluß als in Deutschland und der Stadtrat von Edinburg den numerisch überwiegenden Einfluß auszuüben hat. Ganz mittelalterlich ist die Bestimmung, wonach die Studenten den Rektor wählen, der freilich nur repräsentative Funktionen zeremonieller Art wahrnimmt.

Gegen die Schwerfälligkeit dieses Apparats mag, wie nicht gelengnet werden soll, mancherlei eingewendet werden. Aber andererseits ist zweierlei anzuerkennen. Wo das politische und kirchliche Parteileben stark entwickelt ist, muß man vor allen Dingen darnach trachten, den Universitäten ihre freie, unpolitische Stellung, unabhängig vom parlamentarischen Parteiministerium zu bewahren. Sodann erkennt man einen richtigen Grundgedanken in dem Bestreben, den gelehrten Anstalten durch Verknüpfung mit breiteren Schichten der Gesellschaft einen vollständigen Zug einzuprägen. Daß dies seit dem Jahre 1858 gelungen ist, erweisen nicht nur die großartigen Festlichkeiten, mit denen die Jubelfeier im April 1884 begangen wurde, sondern auch in noch viel höherem Maße die reichen Privatstiftungen, deren sich die Universität rühmen darf.

Der Vergleich der Mittel, über die man gegenwärtig verfügt, mit den ältesten Anfängen der ersten Stiftung ist staunenerregend. Von den Grundstücken abgesehen, die Jakob VI. und seine Mutter geschenkt hatten und die baulichen Zwecken zu dienen bestimmt gewesen waren, berechnete man noch im Jahre 1640 die Grundrente auf 200 Schottische Pfund (= 16 L. 13 sh. 4 d. Sterling). Dazu kamen von Hause aus gewisse Zehnten, die 1747 auf jährlich 117 L. 9 sh. 3 d. veranschlagt waren. Doch gingen davon noch gewisse Präbenden ab. Rechnet man alle kleineren Posten zusammen, so betrug auch zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Aufwand der Stadt für die Universität 192 L. Sterling, das heißt weniger als 4000 Mark.

Dazu kamen denn im 17. Jahrhundert allerlei kleinere und größere Zuwendungen, wie beispielsweise die Gebühren für die Benutzung der städtischen Leihentücher bei Beerdigungen.

Das gegenwärtige Einkommen wird von Grant auf L. 34,173 (ungefähr 685 000 Reichsmark) angegeben, wovon eine Viertelmillion Mark auf Besoldungen, Stipendien u. s. w. ausfällt.

Unter den Stiftungen, mittels derer die Universität bereichert wurde, nimmt noch heute diejenige eines alten Flötenpielers und Soldaten den ersten Rang ein. General Reid vermachte zu Anfang dieses Jahrhunderts der Universität Edinburg ein Kapital von über eine Million Reichsmark mit der Bestimmung, daß aus den Einkünften eine Professur für Musik errichtet und alljährlich an seinem Geburtstage ein Konzert gegeben werden solle, in welchem eine außerlesene Kapelle den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschend gewesenen Geschmack zur Anschauung bringen soll: ein Solo für deutsche Flöte, Oboe und Klarinette mit den von ihm selbst komponierten Variationen. General Reid war der patriotischen Ansicht, von deren weiter Verbreitung in Schottland ich mich persönlich überzeugt habe, daß die Schotten vor allen ihren Nachbarn durch musikalische Begabung ausgezeichnet seien. Noch heute spielt General Reids Konzert eine große Rolle unter den musikalischen Ereignissen der schottischen Hauptstadt.

Da die schottischen Studenten durchschnittlich sehr arm sind — zuweilen so arm, daß die Einführung eines studentischen Talars zu dem Zwecke vorgeschlagen wurde, um die Mängel studentischer Bekleider gnädigst zu verdecken, so spielen bei der Verwendung der Universitätseinkünfte Stipendien an Unbemittelte eine große Rolle, ob auch eine nützliche, vermag ich nicht zu entscheiden. In Deutschland wird gegenseitig vielfach und nicht ohne Grund behauptet, daß die Menge kleiner unzulänglicher Stipendienbeträge weitaus mehr Schaden als Nutzen im deswillen stifte, weil mittelmäßig oder gering veranlagte Schüler auf die Universitäten gelockt werden, indem diese selbst oder ihre Eltern glauben, für den Zeitraum einiger Jahre sich durchschlagen zu können: *Stipendium non propter studium, sed studium propter stipendium*. Daher der Andrang durchschnittlich wenig begabter Bewerber bei allen Staatsstellungen und die Verspätung der Anverleihung als eines die Thatkraft reizenden Erfolges für höher begabte Jünglinge. In Schottland mögen die Dinge anders liegen, zumal wenn Studenten nach zurückgelegtem Universitätsstudium in Bahnen eintreten, auf denen der Erfolg nicht von den Vorschriften der Anciennität oder Gunst amtlich Vorgesetzter, sondern von der eigenen Tüchtigkeit und den Leistungen der Bewerber abhängt.

Etwas anderes als die Stipendien für unbemittelte Studierende bezweckt die in Deutschland leider fehlende Einrichtung der Dotationen (*scholarships*), wodurch solche, die nach zurückgelegtem Universitätsstudium sich durch besondere wissenschaftliche Leistungen hervorthun, für mehrere Jahre mit einer Rente ausgestattet werden, die ihnen die Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Studien ermöglicht. Es ist höchst beachtungswert, was Grant über diese Einrichtung bemerkt: Fast alle, die mit einer zweijährigen Rente aus den von einem Kaufmann, Namens Forquison zu Glasgow, gestifteten Fonds bedacht worden sind, haben sich nachmals als ausgezeichnete Männer bewährt. Das Motiv des Stipendiums ist vorwiegend Mitleid mit der wissenschaftlich-bedrängten Lage der Studierenden, das Motiv der *scholarships* ist der Wunsch, hervorragende Leistungen junger Männer durch Auszeichnung anzufeuern.

Dank dem Wohlwollen der gegenwärtigen Beherrscherin und vor allem ihres einstigen Gemahls, dank der Fürsorge der Stadt und der lebendigen Anteilnahme der gesamten Bevölkerung hat sich die Universität in den letzten fünf und zwanzig Jahren über Erwarten gehoben. Aber die Männer, die gegenwärtig an der Spitze stehen, werden sich sicherlich im stillen gesagt haben, daß das bisher Erreichte, nachdem der Festjubiläum verrauscht ist, als Mahnung zu rüstigerem Fortschreiten wirken sollte. Mancherlei bleibt zu thun, noch mehr zu erwägen. Lord Rnan äußerte in einer Festversammlung den wohl berechtigten Wunsch, daß die juristische und philosophische Fakultät auf dieselbe Höhe emporgehoben werden möchten, auf welche die medizinische Fakultät gelangt ist, ein Ziel, zu dessen Erreichung eine Vervollständigung der Lehrkräfte erforderlich sein würde.

Ganz besonders wichtig bleibt die Vorfrage: welche Bildungsstufe für den Besuch der Universitäten erforderlich sein soll? In Schottland fehlt, wie bereits bemerkt, dasjenige durchaus, was einem deutschen Abiturienten-Examen ähnlich sähe. Daher die vergleichungsweise geringe Rolle, welche philologische Forschung in dem Lehrkörper der Universität bisher gespielt hat. Strenge Vorbedingungen für die Zulassung des Hörers zu stellen, war man in Schottland schon deswegen nicht veranlaßt, weil dem Universitätsunterricht in der Philosophie und der Jurisprudenz nicht jene unmittelbare Beziehung zum Staatsamt gegeben war, die in Deutschland besteht. Bedenkt man, daß die Mehrzahl derer, die als „Güchse“ auf die Universität kommen, die Bildung eines deutschen Tertianers oder gar noch weniger mitbringen, so gereichen die gewonnenen Resultate des Unterrichts den Lehrenden ebensowohl zur Ehre, wie der natürlichen Begabung und Fassungskraft des schottischen Volkes; und betrachtet man die unleugbar in dieser Bevölkerung hervortretende, das öffentliche Leben und die wirtschaftlichen Verhältnisse durchdringende Thatkraft, so möchte man wohl wünschen, daß die in Deutschland so vielfach gehegte Vermutung widerlegt werde, als seien auf unsere gelehrten Mittelschulen gewisse weit verbreitete Bildungsfehler in unsrer Jugend zurückzuführen. Leider gewinnt es den Anschein, als ob die hent schwerlich zu bestreitende Überreizung und Überbürdung der Gehirnthätigkeit unter unserer Schuljugend, in Verbindung mit einer oftmals mechanisch ohne pädagogischen Takt gehandhabten Disziplin und im Zusammenhang mit jener im Elternhause herrschenden Auffassung, die den Wert aller Bildungsinteressen nach der Höhe eines möglichst bald zu erlangenden Staatsgehältes bemißt, nicht ohne ursächlichen Anteil ist an dem merklich hervortretenden Mangel an Klarheit in der studentischen Auffassung der Lebensziele, an dem Dahinschwinden aller idealen Strebungen und an der größeren Seltenheit der in sich gefestigten Charaktere. Nicht selten hört man heute die Klage, daß Jünglingen, die das Zeugnis wissenschaftlicher Reife mit Recht oder Unrecht erhielten, ein ihrem Wissen entsprechendes Wollen und Können durchaus abgesprochen werden müsse. Und wenn man auch darüber streiten darf, welche Proportion der Verschuldung das Elternhaus oder die gelehrte Schule zu tragen haben würde, so läßt sich doch schwerlich in Abrede stellen, daß im Verlaufe des

letzten Menschenalters unsere jugendliche Generation sich in ungünstiger Richtung verändert habe.

Mag man mit der Erhebung einer Anklage gegen einzelne Personen noch so vorsichtig sein, so wird man es doch nicht gerade wunderbar finden, wenn sich, ähnlich wie zwischen Arbeitgebern und Arbeitern in großen Fabriken, mit der schnellen Mehrung der gelehrten Mittelschulen und dem numerischen Wachstum der Unterrichtsklassen, die persönlichen Beziehungen der Anteilnahme, der Anhänglichkeit und Treue gleichzeitig mit der Energie pädagogischer Einwirkungen vermindert hätten. Daß die rein gelehrten Faktoren der Fachbildung in der Vorbildung der Studenten bei uns öfters überschätzt werden, dürfte sich auch aus der Thatsache ergeben, daß der ärztliche Stand in Schottland sich allgemeinsten Anerkennung erfreut, obgleich er ohne gymnastischen Maßstab des Wissens auf die Universitäten gelangt; eine Wahrnehmung, die für die Gleichberechtigung der Realschulabiturienten hinsichtlich des medizinischen Studiums in Deutschland besser als bisher verwertet werden sollte.

Unter den berühmten Schülern der Universität sind vornehmlich Oliver Goldsmith, Sir Walter Scott, Thomas Carlyle, Darwin und Georg Niebuhr zu nennen. Niebuhr, der im Jahre 1798 zu Edinburg studierte, gehört sicherlich zu den größten Historikern aller Zeiten. Er besaß nicht nur, was von großem Werte ist, eine staunenswerte Gelehrsamkeit, sondern, was noch mehr gilt, einen wahrhaft staatsmännischen Blick, der überall den Kern der Dinge traf, und jenes in die Vergangenheit zurückschauende Ahnungsvermögen, die Divinationsgabe, die den Quellsucher leitet und die ungeschriebenen Thatsachen des Lebens durchschaut. In dem Leben eines so bedeutenden Mannes ist der Bildungsgang der Jugendzeit sicherlich von entscheidender Bedeutung gewesen. Wir dürfen nicht bezweifeln, daß sein Aufenthalt in Edinburg ihn mit neuen Anschauungen bereicherte, ihn von den engen Überlieferungen der Schulbank befreien mußte. Niebuhr erkannte mit der Gabe des geborenen Propheten die Wichtigkeit, die englisches Volksleben für das kommende Jahrhundert erlangen sollte, zu einer Zeit, als die mit ihm Lebenden noch unter dem Banne französischer Eleganz standen.

Angeichts dieser Thatsache bleibt für uns auch heute zu erwägen, ob nicht dahin zu wirken und dafür zu sorgen wäre, daß höher veranlagte und reicher begabte Studierende der Staatswissenschaften in Deutschland zu ermutigen wären, einen Teil ihrer wissenschaftlichen Ausbildung während oder nach ihrer Universitätszeit an schottischen oder englischen Universitäten zu suchen.

Wer dies wünscht, braucht sicherlich dabei nicht an den Wert parlamentarischer Formeln oder an die Musterbilder des politischen Parteilebens zu denken. Was für uns auf dem Festlande in nächster Zukunft vorzugsweise abgewehrt werden muß, ist die Gefahr, daß sich den unvermeidlichen Militärbataillonen und den wirtschaftlich ringenden Arbeiterbataillonen nicht noch gleichmäßig dressierte, examinierte und kommandierte Schülerbataillone hinzugesellen. Schädlicher als manche andere Unternehmungen könnte hier uns diejenige Art administrativer Schuldogmatik werden, die alles im geistigen Leben zentralisiert und nivelliert,

ohne zu verstehen, daß die Herausbildung der freien, in sich geschlossenen, zielbewußten und thatkräftigen Persönlichkeit das letzte Ziel aller öffentlichen Unterrichtsanstalten sein sollte. Der kirchlichen Intoleranz zur Seite gehend, zeigt sich (bereits im Zustande hoher Entwicklung) die Intoleranz der gelehrten Fachschule, die allen Neubildungen, insbesondere den Realgymnasien den Weg versperrt.

Nicht wenige unter unsern jungen Nationalökonomien können bestätigen, welche Bereicherung ihrem Wissen durch längeren Aufenthalt in England geworden ist. Wertvoller aber als der Schatz der Kenntnisse, bedeutsamer als die darauf gebaute Beurteilung einzelner Dinge wäre die unmittelbare Anschauung eines kräftig entwickelten Volkslebens, das selbstvertrauend und selbstgewiß überall die Besserung der öffentlichen Zustände angreift. In unserem eignen Interesse liegt die Erfüllung des Wunsches, daß die Erinnerung an Niebuhrs Aufenthalt in Edinburg nicht verloren gehe und daß unter den besten und strebsamsten Jüngern der Staatswissenschaften sich das Verlangen rege, in der aufmerksamen Beobachtung englischen Lebens den Wert des heimischen überall richtiger zu bestimmen und denjenigen Standpunkt für vaterländisches Wirken und Handeln aufzufinden, der gleich weit entfernt ist von kurzfristigem Nachahmungseifer wie von dünkeltäpfer Selbstgefälligkeit und deswegen als der allein richtige anerkannt werden muß.



König Leopold I. als Kritiker.

Ein eigentümlicher Zufall hatte es gefügt, daß Gervinus seinen 6. Band der Geschichte des 19. Jahrhunderts, in welchem der Aufstand und die Wiedergeburt von Griechenland behandelt wurde, in dem Augenblicke beendet und veröffentlicht hatte, wo dort das Königinn Ottos von Bayern eben seinem Ende entgegen zu eilen begann. Alle Welt war über das Verhalten Englands in Griechenland erzürnt, und die Diplomatie befürchtete eine neue schwere Verwicklung im Orient. Das war im Jahre 1862. Das Buch von Gervinus kam daher gelegen, um sich über die Dinge in Griechenland zu orientieren, und bald war dasselbe in den Händen aller praktischen Staatsmänner.

Unter den Persönlichkeiten, welche dreißig Jahre zuvor an dem Aufbau des neugriechischen Staates einen unmittelbaren Anteil nahmen, hatte sich der König Leopold von Belgien ein unverändertes lebhaftes philhellenisches Interesse bewahrt. Wie kann ein anderer der noch lebenden Zeitgenossen von 1830 hielt er den Traum der Auferstehung des griechischen Reichs mit zäher Jugendliebe fest und versicherte, daß er mit Vergnügen noch heute (1862) die Stellung annehmen würde, welche ihm durch die Verhältnisse von 1831 versagt worden war, wenn er nur 20 Jahre jünger gewesen wäre.

In dem Gervinusschen Werke, welches der König mit größtem Eifer gelesen

hatte, fand er nun aber auf den letzten Seiten des Bandes seine Stellung zu der griechischen Sache ausführlich und in höchst persönlicher Weise besprochen, und obwohl er, wie immer und überall in seinem Urtheile, auch der Darstellung des Geschichtsforschers des 19. Jahrhunderts gegenüber außerordentlich ruhig und gemäßig sich verhielt, so ist doch kein Zweifel, daß es schon etwas zu besagen hatte, wenn der alte König sich zu einer Berichtigung des auch von ihm sehr verehrten Historikers entschloß.

Die schlimmste Äußerung, die von dem Könige über das Buch gemacht ist, finde ich in einem Briefe vom 25. Dezember 1862, wo er sich wahrlich milde genug ausdrückt, indem er bemerkt, Gervinus habe in dem neuesten Teile seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts „die allerwunderlichsten Dinge über die griechischen An-
gelegenheiten gesagt.“ Der König kommt auf seine oft ausgesprochene Ansicht zurück, daß niemand anderer als der Herzog von Wellington und Lord Aberdeen die Sache verdorben hätten, er selbst aber gar keine Schuld am Mißlingen derselben trage. Von Metternich bemerkte der König behutsam, daß dessen „damalige Ansichten“ auch geeignet waren die gedeihliche Entwicklung der Dinge „total zu ruinieren;“ doch scheint der später vielfache und freundschaftliche Verkehr zwischen Leopold und dem österreichischen Minister die Meinung zugelassen zu haben, daß der letztere seine Auffassung nachher wesentlich geändert hätte. Und so ist es bezeichnend genug, daß in der erwähnten Berichtigung des Königs Metternich im Gegenseite zu manchen brieflichen gleichzeitigen Äußerungen ganz unerwähnt geblieben ist, und alle Übelthaten ausschließlich den englischen Ministern zugeschrieben werden.

Ich glaube übrigens nicht, daß die nachhaltige Unzufriedenheit des Königs über Wellington und Aberdeen allein ihn bestimmt haben würde einen Ausflug auf das Gebiet der Geschichtschreibung zu machen, wenn er nicht andere Gründe dazu gehabt hätte, deren Betrachtung hier vorerst zu weit führen würde, und welche in einen andern Zusammenhang der laufenden Ereignisse des Jahres 1862 gehören. Zunächst steht fest, daß der König mehrere Punkte der Darstellung von Gervinus übel genommen hat. Von anderen im Buche zerstreuten Stellen abgesehen, gehört hierher der in der That mehr als sonderbare Abschnitt, welchem der Name des Prinzen Leopold ausdrücklich zur Seite steht, Seite 532 ff. des VI. Bandes, wo es heißt: „Aber seine eigentlichen Motive waren dies gleichwohl nicht; sie lagen mehr in zufälligen Zwischenfällen, die des Prinzen äußere Lage in England ganz zu verändern versprachen. Er hatte zu schwanken begonnen in dem Momente der Feststellung seiner Wahl, als eben um diese Zeit die Gesundheit des Königs von England schwankend wurde, und er hatte sich entschieden von dem Augenblicke an, wo des Königs Zustand verzweifelt ward. Die Verhältnisse und die Menschen spiegelten ihm jetzt die Aussicht auf eine Regentschaft vor, wenn vielleicht seine Nichte, die Prinzessin Viktoria, minderjährig zur Regierung kommen sollte; dies war für die Toryminister ein Grund, ihm zuletzt alles zu gewähren, um den Mann der Opposition zu entfernen, für ihn ein Grund, zu bleiben, dem auf alle Fälle eine behaglichere, möglicherweise eine nützliche

Erstzeng in England bevorstand. Eine solche Erstzeng aber war ihm auf alle Fälle lockender als der Weg nach der Dornenkrone Griechenlands, weil sie seiner ganzen Natur mehr zusagte, in der (wie bei allem Thun und Lassen aller Menschen) die letzten und wesentlichen Gründe seiner Handlungsweise zu suchen sein werden. Oft ist später, als der Prinz auf einem andern Thron im Kerne der zivilisierten Welt seine ausgezeichnete Regentenbegabung bewährte, das Schicksal angeklagt worden, daß es dem sturmgepeitschten Volke der Griechen diesen weisen Steinerer entzog. Auch ist es zweifellos, daß er Griechenland in seiner äußern Beziehung eine würdigere Stellung würde bereitet haben; ob er gerade für die Entwicklung des inneren Lebens dieses Naturvolkes die geeigneten physischen und geistigen Gaben mitgebracht hätte, mag füglich bezweifelt werden. Dorthin gehörte ein Mann von so elastischer Gesundheit und Körperkraft, daß er mit dem furchtbar verarmten Volke um die Wette hätte zu ringen vermocht gegen die Last des materiellen Elends der Leiden und der Entbehrungen; ein Mann von der Jugendfrische, die sich ganz in die Lebenssphäre dieser Wildlinge zu versetzen, ihren Glauben anzunehmen, ihre Gesichtskreise zu begreifen verstanden hätte; ein Mann von der Selbstverleugnung, die allem eitlen Prunke eines Thronlebens, eines Hof- und Salonkönigtums zu entsagen bereit gewesen wäre, in einer glanzlosen Erstzeng dem unglücklichen Volke das Beispiel des Duldeus, des Fleißes, des einfachen Lebens zu geben, ein Mann von der Seelengröße, die auf alle Fehlschläge, auf jede Verleumdung, auf jeden Undank gefaßt und gerüstet war allem zu troßen und sich durch nichts abschrecken zu lassen, auf jede bittere Erfahrung und Enttäuschung mit stets neuen Opfern zu antworten. Man mag dem Prinzen Leopold gern jede Ehre zusprechen, ohne in ihm gerade einen Mann von diesem Gepräge zu finden. Wäre er es gewesen, so hätte ihn nichts in seinem Entschlusse wankend gemacht, so hätten ihn die Schwierigkeiten dieser großen Aufgabe der Staatenegründer, der Komothet dieses neuen Volkes zu werden, nur angereizt und nicht zurückgeschreckt. So aber hatte er wohl Ehrgeiz genug, sich von einer ehrenvollen Laufbahn eine Weile anziehen zu lassen, die ihm aus leidigen Verhältnissen einen Ausweg öffnete; sobald aber diese Verhältnisse weggeräumt waren, so konnte für sein feines, an die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des gebildeten Lebens gewöhntes Naturell kaum eine Wahl sein zwischen dem Fortleben in seinem bisherigen Wohnlande und der dunklen Zukunft in einer Stellung, über deren Mühsale und Gefahren ihn die früheren und neueren Berichte der Grafen Kapodistrias vollkommen orientiert hatten."

So weit Gervinus! In der That wäre es schwer eine größere Menge von thatsächlichen und psychologischen Irrthümern auf wenigen Seiten zusammenzudrängen. Als König Leopold die Stelle las, müssen ihn die gesauten Anschauungen des berühmten Geschichtschreibers wirklich wie aus einer andern Welt angesprochen haben, und man kann sich denken, daß sich dem König das kurze Urtheil auf die Lippen gedrängt, welches er in dem angeführten Briefe niederschrieb: „Wunderlich, höchst wunderbar.“

Es mag zur Entschuldigung des Geschichtschreibers dienen, daß er durch eine

Schrift *De la conduite du Prince Leopold dans l'affaire de la Grèce 1830* getäuscht worden sein kann. Ich vermag die Provenienz derselben noch nicht nachzuweisen, ich vermute aber, daß sie aus den Metternichschen Kreisen stammte. Wie ganz unrichtig und völlig aus der Luft gegriffen die Kombination aber war, daß der Prinz mit Rücksicht auf seine Nichte und einen möglichen Wirkungskreis als Regent von England seine Entschlüsse gefaßt habe, hat schon Herr von Stockmar in den Denkwürdigkeiten seines Vaters ganz klar und unumstößlich nachgewiesen. Dort ist auch sonst vieles Wichtige und Bezeichnende über die *Affaire* gesagt, bei welcher das diplomatische Material von seiten der englischen Regierung von Anfang an sehr ungenau mitgeteilt worden ist. Denn es giebt gewisse Staaten, deren üble Behandlung in England den verschiedensten Ministerien als eine Art traditioneller Politik gilt, und deren wahres Verhältnis zu diesem modernen Venetianerstaat in sorgfältigstes Geheimnis gehüllt zu werden pflegt. In letzterer Beziehung hat König Leopold, als er die nachher folgende Berichtigung schrieb, die Wolkenfleier ein wenig, wenn auch nicht vollständig gelüftet.

Der König hat dadurch zugleich — ohne ein Wort darüber zu verlieren — den psychologischen Teil der Gervinusschen Erörterungen in sein Nichts aufgelöst und die Kombinationen zerstört, welche aus seinem persönlichen Charakter mit so verschwenderischer Hand gezogen worden sind. Dabei entwickelte Gervinus eigen tümliche Vorstellungen über die Beschaffenheit, welche einem Könige der Hellenen nötig sein sollten, so daß es unter allen Prinzen der zivilisierten Höfe schwer gewesen wäre den Richtigen zu finden; und ich weiß nicht, ob es eine besondere Ehre für jemanden hätte sein können von Gervinus zum König von Griechenland tauglich erklärt zu werden. Denn um sich mit der „Lebenssphäre dieser Wildlinge“ — soll man dabei an die Räuber von Akarnanien und dem Peloponnes denken? — zu befreunden, dazu würde die Begeisterung des Prinzen Leopold für die griechische Sache allerdings nicht ausgereicht haben, ohne daß deshalb behauptet werden könnte, er wäre ein arg verweichlichter Mann gewesen, der nach dem „Brucke des Thronlebens, eines Hof- und Salonkönigtums“ trachtete.

Gervinus scheint hier von der besonders in liberalen Kreisen Deutschlands landläufigen Idee befangen gewesen zu sein, wonach Leopold als Typus des konstitutionellen Regenten aufgefaßt werden soll, der sich nur glücklich fühlte als Muster eines Königs im modernen Parlamentstheater eine Rolle zu spielen. Allein Prinz Leopold war früher ein strammer, russischer Kavalleriegeneral und hing mit großer Vorliebe an seinen russischen Erinnerungen; es ist also gar nicht gesagt, daß er in Griechenland nicht im stande gewesen wäre mehr das Russische, als das Belgische in seiner Individualität hervorzuföhren.

Diese eigensinnige und abstrakte Art die in der Geschichte auftretenden Personen zu beurteilen, bietet eine treffliche Illustration zu einem Urteil, welches vor kurzem ein Franzose über die deutschen Gelehrten gefällt hat, indem er an einigen hervorragenden Beispielen der sogenannten diplomatischen Geschichtschreibung zeigte, wie die Herren in ihren Archiven und Studierstuben treffliche Altensauszüge zu machen wissen, aber ohne jede Zeichnung wirklicher Menschen, ja häufig ohne Menschen-

kenntnis leeren Schattenbildern nachjagen. Kein Wunder daher, daß der König Leopold, der die ganze europäische Welt kannte und man möchte sagen selbst der weltläufigste Herr unter den Herren der Welt war, diese ganze Auseinandersetzung des deutschen Geschichtschreibers zu den „allervunderlichsten“ Dingen zählen mußte.

Wie wenig er sich von seinem Bilde in der Geschichte des 19. Jahrhunderts getroffen fühlte, bewies jedoch der Umstand, daß er zur selben Zeit in einem Alter von 72 Jahren von der größten Lust und Sehnsucht angewandelt war, den Thron von Griechenland noch selber zu besteigen und daß er es für seine Aufgabe hielt bei dem Zusammenbruche von Ottos Königtum seiner Familie wenigstens die von ihm einst ausgeschlagene Krone zu revindizieren.

Eben mit dieser ernstlichen Absicht und Bestrebung hing es zusammen, daß der König dem Geschichtswerke von Gervinus eine so große Aufmerksamkeit widmete und sich zu einer Berichtigung von alledem entschloß, was über sein Verhältnis zu der griechischen Sache gesagt worden war. Die königliche Kritik hatte einen ganz bestimmten, praktischen, ausschließlich auf die wieder akut gewordene Frage hinzielenden Sinn und war keineswegs ein bloßer litterarischer Streifzug. Doch verstand sich von selbst, daß der König den gelehrten Kreisen gern Kenntniss von der Korrektur geben wollte, die er, wie sicher kein anderer Mensch, darzubieten vermochte. Er war nun Gentleman genug um niemandem andern als Gervinus direkt seine Berichtigungen zukommen zu lassen. Ob er dabei nicht die berechtigte Voraussetzung machte, Gervinus werde sich beeilen und für verpflichtet halten des Königs Aufsatz vollständig in seiner Geschichte mitzuteilen, vermag ich nicht zu behaupten, aber man wird es unter allen Umständen als ein recht schlimmes Zeichen deutscher Autoreneitelkeit betrachten, wenn man die Art und Weise kennen lernt, wie Gervinus die Aufzeichnung des Königs verwendete.

Zur VII. Bande der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts findet sich auf der letzten Seite eine gleichsam von dem Autor selbst und freiwillig ausgehende „Berichtigung zu VI. S. 538“ in welcher Gervinus versichert, es seien ihm „erst nach Vollenendung“ des VI. Bandes Mitteilungen (also nicht Berichtigungen?) „aus so achtungsgebietender Quelle“ zugegangen, daß er bei einer zweiten Auflage das Verhalten des Prinzen Leopold mehr aus gegenständlichen als persönlichen Gründen erklären werde. Er führt einiges wenige, aber ziemlich unklares aus der Aufzeichnung des Königs Leopold wahrheitsgemäß an, kann sich aber nicht enthalten in der bekannten Manier der modernen Zitatengelehrsamkeit zum Schluß dieser königlichen Äußerungen in höchst dunkler Weise auch noch auf: „Arndt, S. 60 das Königtum in Belgien“ hinzuweisen, so als ob die Korrektur des Königs Leopold und das Buch von Arndt auf einer Linie ständen, nur zu dem Zwecke um die „achtungsgebietende Quelle“ moralisch abzuschwächen. Denn natürlich, der König Leopold war doch kein Fachgelehrter, wenn ich nicht irre, war er nicht einmal Doktor; und das ist denn keine Kleinigkeit für einen deutschen Herrn Professor von einem bloßen Dilettanten im Fache korrigiert zu werden. Arndt! das geht; ist ein guter Name, hat seine Prüfungen ordentlich bestanden und kann daher schon in einem gelehrten Werke zitiert werden.

Um nun aber das Versteckspielen noch etwas in die Länge zu ziehen, so sollte die „achtunggebietende Quelle“ noch zu weiteren Mißverständnissen Anlaß geben. Herr von Stockmar, der, wie schon bemerkt, über viele der verbreiteten Irrtümer über die Beziehungen Leopolds zur griechischen Sache in dankenswertester Weise Aufklärung gegeben hatte, konnte sich nicht anders denken, als daß sein Vater die im VI. Bande von Servinns „erwähnte Berichtigung“ „angeregt habe.“

Man ist so sehr gewöhnt den alten Baron als Spiritusrektor mehrerer Fürsten aus dem Hause Koburg anerkannt zu wissen, daß es sich gleichsam von selbst versteht, eine litterarische Angelegenheit des koburgischen Hauses könne doch nicht leicht anderswo als im Stockmarschen Hause ihren Ursprung genommen haben. Allein gegen die Annahme des hochverdienten Herausgebers der Denkwürdigkeiten, daß dessen Vater selbst die Berichtigung von Servinns „angeregt habe,“ spricht schon der Umstand, daß die Berichtigung in der zweiten Hälfte des Dezbr. 1862 geschrieben ist, wo sich Herr von Stockmar in Koburg und der König Leopold in Brüssel befand, ohne daß in diese Zeit ein reger schriftlicher Verkehr fällt. Man weiß, wie kränklich und zurückgezogen Herr von Stockmar damals war, so daß merkwürdigerweise selbst in der um diese Zeit spielenden großen Angelegenheit wegen der Besetzung des griechischen Throns nach Ottos Entfernung der müde und der Politik recht entfremdete, geistvolle und liebenswürdige Freund des Hauses Koburg kaum einen Anteil, geschweige denn einen Einfluß zu nehmen vermochte.

Es ist also auch nicht richtig, das Stockmar bei der „Berichtigung“ der Geschichte des 19. Jahrhunderts die Hand im Spiele hatte, sondern der wirkliche und einzige Verfasser und Verbreiter derselben war König Leopold selbst und ganz persönlich, eine Sache, welche urkundlich feststeht, welche aber jedem, der den Stil und die aphoristische Darstellungsweise des Königs aus vielfacher Lektüre seiner Schriften kennt, auch sofort klar sein muß.

Daß der König die Geschichte seiner griechischen Kandidatur auf den folgenden Blättern in der dritten Person erzählt, wird hoffentlich die Leser nicht stören. Denn ähnliches that er auch in andern Fällen, wenn er Dinge von allgemeinem Charakter und Interesse niederschrieb. So erzählte er seine eigene Jugendgeschichte brieflich der Königin Viktoria zwar in der ersten Person, aber in der Denkschrift, welche mehr als ein Abriß der Zeitgeschichte gedacht war (siehe Viktoria und Grey, Jugendjahre des Prinzen Albert, S. 517—535), ist genau dieselbe Redeform durchgeführt. Wollte man eine Hypothese wagen, so könnte man sogar annehmen, die Berichtigung und die in der Denkschrift a. a. O. fragmentarisch überlieferte Selbstbiographie ständen in einem gewissen Zusammenhang; jedenfalls schließt sich, wie auch schon die Königin Viktoria bemerkt hat, die Berichtigung vollkommen an die Denkschrift an.

Von König Leopolds eigener Hand: „Berichtigung des Verlaufs der Dinge in 1831.“ Die im Jahre 1830 vorgekommenen Verwickelungen sind wiederholt so inkorrekt dargestellt worden, daß es nicht ohne geschichtliches Interesse ist, sie zu berichtigen. Bereits im Jahre 1825 kamen griechische Bevoll-

mächtigte nach England, um zu versuchen, ob Prinz Leopold geneigt sein würde die Regierung Griechenlands zu übernehmen. Es waren dies die Herren Luriotis vom westlichen Griechenland und Orlando von den Inseln.

Mr. Canning war nicht günstig für diese Anträge gestimmt; er äußerte, der Prinz könne in England viel nützlicher sein, als in Griechenland. Ein Nach-Griechenlandgehen, ohne die Zustimmung der europäischen Mächte, konnte für jenes Land nicht den Erfolg haben, der zu wünschen war. Man hoffte und glaubte an gewissen Orten, daß die Elemente zu einer politischen Existenz sich gar nicht bilden würden. Erst im Jahre 1828 machte sich die Notwendigkeit einer regelmäßigen Regierung mehr fühlbar. Graf Kapodistria, der sich schon lange mit der Unabhängigkeit Griechenlands beschäftigt hatte, war sehr für den Prinzen gestimmt, da er die Notwendigkeit anerkannte, daß der zukünftige Chef vorzüglich mit England und Rußland auf einem günstigen Fuße stehen müsse und daß hierdurch Reibungen würden vermieden werden können. Im Jahr 1829 vereinigten sich Rußland, Frankreich und England über die Wahl des Prinzen. In England war die Stimmung dieser Wahl ungemein günstig, nur Georg IV. zeigte sich derselben abgeneigt; da jedoch das Kabinet damals unter der Leitung des Herzogs von Wellington soweit ging zu erklären, daß es sich zurückziehen würde, so gab der König nach. Es war sehr unglücklich für Griechenland, daß das englische Ministerium zu diesem Schritt war gezwungen worden, weil es dem Prinzen unmöglich machte, auf manche Konzession bei einem Kabinet zu dringen, das bereit gewesen war, sich für ihn zu opfern.*)

Das Parlament und das Publikum erklärte sich dafür, die Ionischen Inseln auf den Fall der Annahme des Prinzen mit Griechenland zu vereinigen. Das Ministerium konnte nur die Sache verschieben, da eine Majorität desselben gesichert war, aber nicht offen widerstreben.

Viele einflußreiche Männer im Parlament sprachen den Wunsch aus, auch Kandia dem neuen Staat zu geben. Da die Pforte der Londoner Konferenz ganz anheim gegeben hatte, diese Einrichtungen so zu treffen, wie es die Konferenz am nützlichsten finden würde, so konnten die Grenzen ohne Widerstreit günstig bestimmt werden. Leider zeigte das englische Kabinet sich abgeneigt, dem neuen Staat die gewünschten Grenzen zu geben; der Prinz sprach sich jedoch fortwährend dahin aus, daß diese Grenzen notwendig zur Zufriedenheit Griechenlands bestimmt werden müßten. Das nächste, was von Griechenland unumgänglich gebraucht wurde, war ein von den drei Mächten garantiertes Betriebskapital, da Griechenland unglücklicherweise in Anleihen war verwickelt worden, die seinen Kredit vollkommen zu Grunde gerichtet hatten.

Der Prinz begab sich im April 1830 nach Paris, um das so notwendige Kapital zu erkämpfen. Er erlangte die Zustimmung von Frankreich und Rußland, aber mit großer Mühe die von England. Man bestimmte eine Summe von 60 Mill. Franks, von denen eine jede der drei Mächte zwanzig garantieren würde.

So standen die Sachen, als es galt die Grenzen definitiv zu bestimmen.

*) Vgl. Wendelsöhn, Gesch. Griechenlands, II 185.

Graf Kapodistria suchte durch eine Nationalversammlung auf die Mächte zu wirken. Man hat hierin eine absichtliche Störung sehen wollen, denn er machte es dem Prinzen unmöglich, gegen den Ausspruch der Nationalversammlung andere und schlechte Grenzen anzunehmen. Frankreich und Rußland zeigten sich geneigt für günstige Grenzen, das englische Kabinet kam jedoch mit einem wahrhaft unmöglichen Projekt zum Vorschein.

Seit dem Februar hatte der Prinz nicht allein für gute Grenzen, sondern selbst für Kandia gefochten. Gegen das letztere Verlangen äußerte der Herzog von Wellington vorzüglich, daß es dem Besitzer der Dardanellen gehören müsse. Der Vorschlag für die Grenze war folgender: eine Linie vom Golf von Zeitun zu ziehen über Kachori nach dem Aspropotamos, der die Grenze bis an den See gebildet haben würde. Der Distrikt von Arta war hierdurch abgeschnitten, sowie der Teil nördlich am Golf von Volo. Umsonst stellte der Prinz die Unmöglichkeit vor, in einem Land wie Griechenland, eine Grenze quer über Berg und Thal durch Pfähle zu bestimmen und zu glauben, daß die Einwohner eine Grenze der Art respektieren würden.

Lord Aberdeen war vorzüglich mit der Sache betraut und im Namen des Kabinetts handelnd. Der Prinz, um den Wünschen der Griechen näher zu kommen, schlug vor, die Grenze von dem Golf von Volo nach dem von Arta zu ziehen und erklärte, daß er nur, wenn dies angenommen würde, die Regierung übernehmen werde.

Die Erklärung war klar und deutlich, sie war nächstdem bindend; angenommen von der Konferenz, so war auch der Prinz seinerseits genötigt, sein Versprechen zu halten. Lord Aberdeen erklärte dagegen, daß die Regierung von Griechenland und die daran hängenden Bedingungen keine Unterhandlung zuließen, daß es ein Anerbieten, aber keineswegs eine Negociation sei und daß nichts daran geändert werden könne. Da der Prinz mit Recht die Grenze als eine unmögliche betrachtete, so trat er zurück.

Die Konferenz entschloß sich, nachdem das Geschäft auf diese Weise war zu Grunde gerichtet worden, Kommissarien nach Griechenland zu schicken, die bereits im März 1831 ihre Besichtigung beendet hatten und berichteten, daß die Grenze vom Golf von Volo nach dem Golf von Arta die einzig mögliche wäre. Dieser Bericht bestimmte die Grenzen des Landes, wie sie noch jetzt bestehen.

Über den Wert dieser, wenn auch nur kurzen Aufzeichnung wird kaum zu streiten sein. Auch die Königin von England, obwohl sie wesentliche Sätze daraus wegließ, war von der Wichtigkeit der Worte König Leopolds genugsam überzeugt, um die liebenswürdige Anmerkung beizufügen, wie sehr sie sich darüber freute, daß der verehrte Oheim ihr durch alle die Schwierigkeiten, die ihm in den Weg gelegt worden sind, in ihrer Nähe erhalten geblieben sei. Das war nun aber eine jugendliche und daher sehr begreifliche Freude einer vaterlosen Nichte, welche nicht die Empfindung ausdrückt, die der König damals selbst gehegt hatte. Ihn blieb vielmehr ein tiefer Stachel im Herzen, daß er eine Mission, zu der er sich recht geschaffen erachtete, nicht erfüllt hätte.

Als der König Otto, wie sich Leopold ziemlich scharf ausdrückte, „abgewirtschaftet“ hatte, durchzuckte ihn noch einmal der Gedanke, daß dort in jenem Königreiche ein Koburger den, wie er behauptete, zukunftsreichsten Thron besteigen müßte, und er stürzte sich in eine ganz lebhaftige Agitation, um seinen Jugendtraum durch Einen aus seiner Familie, welche er in weitem Umfang mit wahrhaft seltener Liebe und Freundschaft umfaßte, verwirklichen zu lassen.

Indem sich alsbald zeigte, wie große Stücke man bei der neuen Kandidatur in England auf den Herzog Ernst von Koburg-Gotha hielt, so bemühte sich der König mit erstaunlichem Eifer seinen Neffen auf jede Weise zur Annahme der Sache zu bestimmen. Dieser war es auch, dem das schriftstellerische Bemühen des Königs in erster Linie zugedacht war. Denn vor allem galt es das Interesse für die Griechen bei einem Fürsten anzufeuern, welcher nicht mehr aus der Generation der Philhellenen stammte. Da war das Buch von Gerwinus eben recht gekommen; der König empfahl die Lektüre um sich über die Verhältnisse von Griechenland zu instruieren, er fand das Werk mit seinen vielen Vorzügen durchaus geeignet den Griechen einen Freund und einen König zu verschaffen, aber er bedauerte, daß seine eigene Stellung zu der Sache darin so gänzlich schief bezeichnet war, und fürchtete, die Auffassung der diplomatischen Lage möchte Irrthümer veranlassen können: so entschloß er sich die viel erörterte Berichtigung zunächst für seinen Neffen, den Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg, zu verfassen.

Doch fürchte ich schon an diesem Punkte in ein Gebiet zu treten, welches ein viel, viel kundigerer und gewichtigerer Mann als der Schreiber dieser Zeilen aus den tiefen Schachten eines reichen und edlen Lebens heraus auf bisher noch ungedruckten Blättern beschrieben hat. Wenn dessen Buch, dem freilich schon vor seinem Erscheinen die Mißgunst der zünftigen Schriftsteller und vielleicht auch einiger anderer Personen vorangereilt ist, in den Händen der Leser dieser kleinen litterarischen Begebenheit sein wird, so kann das Versprechen gegeben werden, daß außer Gerwinus noch mancher andere „berichtigt“ werden wird, und darunter auch solche, welche nicht bloß in Griechenland, sondern auch zuweilen in der deutschen Geschichte das Gras haben wachsen hören.

x + y



Über die Natur der Kometen.

Von

F. Wilfing.

Zu allen Zeiten haben die merkwürdigen Erscheinungen, welche die Kometenwelt darbietet, die Aufmerksamkeit der Menschen erregt. Wo astrologischer Aberglaube durch die Betrachtung des gestirnten Himmels die Kenntniß zukünftiger Begebenheiten zu erlangen hoffte, da mußte den neuen Himmelskörpern außerordentliche Bedeutung beigelegt werden. Nicht nur fromme Schwärmerci wundert-

süchtiger Gemüther glaubte in den Kometen Buchtruten des Himmels, Verkündiger des göttlichen Strafgerichts zu erblicken, erzeugt und bewegt unmittelbar durch den göttlichen Willen, sondern auch Männer der Wissenschaft, wie Tycho und Kepler, brachten dem Zeitgeist ihren Tribut. So wird es erklärlich, daß unter der Herrschaft derartiger Vorurtheile an die Beobachtung der Kometen vom wissenschaftlichen Standpunkte aus wenig gedacht wurde. Sobald aber einmal der Versuch gemacht war, das Problem nach allgemein gültigen, physikalischen Gesetzen zu behandeln, zeigte sich bald seine ungemeine Fruchtbarkeit für die Kenntniss kosmischer Verhältnisse. Möge es nach den wichtigen Entdeckungen, welche die Astronomie in jüngster Zeit der Anwendung der Spektralanalyse auf diesem Gebiete zu verdanken hat, hier gestattet sein, etwas näher auf die Entwicklung wissenschaftlicher Vorstellungen über die Natur dieser interessanten Gestirne einzugehen.

Ehe an die Erklärung so verwickelter Erscheinungen, wie sie hier vorliegen, gedacht werden konnte, bedurfte es langjähriger Sammlung von Thatfachen, der Aufspeicherung eines reichen Beobachtungsschatzes. Daher hat die auf philosophische Anschauungen deduktiv begründete Naturbetrachtung der Griechen und Römer, der mühsamen Aufzeichnung noch vereinzelt dastehender Erscheinungen abgeneigt, trotz mancher geistvollen Ahnung nur wenige bleibende Erfolge auf dem Gebiete der Himmelskunde aufzuweisen. Wenn einige Philosophen nach dem Bericht Plutarch's die Kometen durch Reflexion der Sonnenstrahlen im Weltraume entstehen ließen, ohne ihnen eine reale Existenz zuzugestehen, andere wie Xenokrates und Heraklit das wechselnde Ansehen der Schweife durch verschiedengestaltete, in den oberen Schichten der Atmosphäre schwebende Wolken zu erklären versuchten, so bedürfen diese Meinungen kaum einer Widerlegung, wenn man bemerkt, daß die Bewegung der Kometen zwischen den Sternen nicht in der durch optische Gesetze für das Spiegelbild bestimmten Beziehung zur Sonnenbewegung steht. Zu richtigeren Vorstellungen über die Natur der Kometen gelangte Seneca, der gelehrte Erzieher Kaiser Neros. Nach Ansicht dieses Philosophen sind die Kometen nicht durch optische Täuschung entstehende Lichtbilder, sondern wirkliche Himmelskörper, die gleich den Planeten gesetzmäßig bestimmte Bahnen beschreiben. In Aegypten wie in der Tiefebene des Euphrat, wo die Beobachtung himmlischer Erscheinungen im Dienste der Astrologie blühte, soll auch schon die Kenntniss der Kometenbewegung verbreitet gewesen sein. Indessen darf man die Richtigkeit dieser Bemerkung des griechischen Geschichtsschreibers Diodor bezweifeln, da später aus Aegypten die Kenntniss der Planetenbewegung nach Griechenland übergegangen ist, während die Bewegungsgesetze der Kometen den Alten unbekannt blieben. Größere Bedeutung haben die einige Jahrhunderte vor Chr. hinaufreichenden chinesischen Beobachtungen in neuerer Zeit erlangt. Die Aufzeichnungen dieser Astronomen über die Stellung der Kometen zu benachbarten Fixsternen haben es möglich gemacht, ihre Bahn annäherungsweise zu berechnen und frühere Erscheinungen desselben Körpers aufzufinden. Nach einer im Mittelalter weit verbreiteten Meinung sind die Kometen von der Erde aufsteigende Dünste, welche in den

höheren Schichten der Atmosphäre verdichtet, durch die Sonnenhitze entzündet werden. Die unbestrittene Autorität des Ptolemäus verschaffte dieser ursprünglich von Aristoteles, dem berühmten Lehrer Alexander des Gr., herrührenden Vorstellung allgemeine Anerkennung. Indem die Lehre von dem meteorologischen Ursprunge der Kometen dazu beitrug, die Furcht vor dem gesundheitsschädlichen Einfluß derselben auf die Beschaffenheit der Erdatmosphäre zu vermehren, hatte sie einen nachtheiligen Einfluß auf die Erweiterung wissenschaftlicher Kenntnisse, da sie die Astronomen verhinderte sich eingehend mit den ihrem Gebiete scheinbar fernliegenden Objekten zu beschäftigen. Ein Zeitraum von fast vierzehn Jahrhunderten, während dessen die Astronomie nur bei den Arabern eifrige Pflieger fand, verstrich, ehe ein bemerkenswerter Fortschritt zu verzeichnen ist. Erst bei Peter Apian (1495 — 1552), Professor der Mathematik in Ingolstadt und Astronom Kaiser Karl V., findet sich eine wichtige Bemerkung über die Stellung der Kometenschweife zur Sonne. Apian ermittelte aus seinen Beobachtungen, daß der Schweif meist von der Sonne abgewendet, nahe mit der Richtung des Radiusvektor oder der Verbindungslinie von Kometenstern und Sonne zusammenfällt, eine Wahrnehmung, die später für die Erklärung der Schweifbildung wichtig wurde. Dem Beobachtungstalente des dänischen Astronomen Tycho de Brahe (geb. 1546), des Erbauers der Uraniburg auf der Insel Hveen, war es jedoch vorbehalten, den Bann ptolemäischer Lehre vollständig zu durchbrechen und die Kometen der irdischen Sphäre zweifellos zu entziehen, indem er zuerst durch sorgfältige Winkelmessungen zwischen Sternen und Komet dessen Entfernung zu mehr als einer Mondsdistanz bestimmte.

Hier beginnt eine neue Epoche. Denn, waren die Kometen nicht meteorologischen Ursprunges, so mußten sie als wahre Gestirne dem Weltraume angehören, da eine Erleuchtung der Schweifmaterie durch die Sonne, die thatsächlich vorhanden zu sein schien, nur möglich war, wenn die Kometen aus dem Erdschatten hinaus an den Himmel versetzt wurden. Der nächste Schritt war naturgemäß die Berechnung der Bewegung des Kometen zwischen den Sternen oder seine Bahnbestimmung.

Nach Tychos Versuche der Rechnung eine Kreisbahn zu Grunde zu legen, gelangte sein Schüler Kepler, der Entdecker der elliptischen Gestalt der Planetenbahnen, durch Annahme gradliniger Bewegung zu einer Lösung, welche den Ort eines Kometen wenigstens für kurze Zeit voranzubestimmen erlaubte. Durch Untersuchung der augensfälligen Krümmung, welche die Bahnlinie in der Nähe der Sonne erfährt, wurden dann Hewelius und Dörfel zur Entdeckung ihrer wahren parabolischen Gestalt geführt.

Hiermit konnte der mechanische Teil des Problems, die Beschreibung der Bewegung am Himmel, im wesentlichen als gelöst betrachtet werden. Die Prinzipien waren erkannt, welche noch jetzt bei Behandlung der Aufgabe als Ausgangspunkt dienen, und zugleich ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Kometen von den Planeten gefunden. Während die Wandelsterne fast kreisförmige Bahnen, mit nahe gleichmäßiger Geschwindigkeit um das Zentralgestirn beschreiben, bewegen

sich die meisten Kometen in nicht geschlossenen, oder in sich selbst zurücklaufenden Kurven, sodaß sie nach kurzer Zeit der Sichtbarkeit für immer in den Tiefen des Weltraumes verschwinden. Die Ebenen ihrer Bahnen zeigen nicht die den Planeten eigentümliche Beziehung zum Tierkreis, vielmehr können sie mit der Ebene der Erdbahn beliebige Winkel einschließen, und ihre Bewegung ist ebenso häufig derjenigen der Planeten gleichgerichtet, als entgegengesetzt.

Außer den Kometen mit unbestimmter Umlaufszeit sind eine kleine Zahl periodischer, dem Sonnensystem dauernd angehöriger Körper aufgefunden. Da man fand, daß auch ihre Bahnen durch große Gestrecktheit charakterisiert sind, und die Planetenbahnen durchschneiden, so gaben die periodischen Kometen bald Anlaß, einen Zusammenstoß mit der Erde zu befürchten. In der That kam der von Messier 1770 entdeckte Komet bei seiner Rückkehr 1779 dem Jupiter so nahe, daß er bei beträchtlicher Masse Störungen in der Bewegung der Jupiters-Monde hätte hervorbringen müssen. Allein die genauesten Beobachtungen ließen keine Unregelmäßigkeit in ihrem Laufe erkennen, während die Gestalt der Kometenbahn durch die Anziehungskraft des Jupiter vollständig verändert wurde. Ferner gehören hierher die besonders für die Kenntnis der physikalischen Konstitution mancher Kometen wichtigen Erscheinungen, welche der Bielasche Komet darbot. Es zeigte sich, daß die Bahn dieses bereits 1826 entdeckten Kometen thatsächlich die Erdbahn durchkreuzte, also ein Zusammenstoß beider Körper stattfinden mußte, wenn sich dieselben gleichzeitig nahe dem Durchschnittspunkt ihrer Bahnen befanden. Allein bei der Rückkehr zur Sonnennähe im J. 1845 teilte sich der Komet fast vor den Augen der Beobachter in zwei Stücke, welche beide mit Kern und Schweif versehen, ihre Bahn um die Sonne gemeinsam fortsetzten. Im J. 1852 wurden beide Teile noch bemerkt, waren aber bereits durch einen beträchtlichen Zwischenraum getrennt. Da aber später vergeblich nach dem Kometen gesucht wurde, so mußte angenommen werden, daß derselbe durch weitere Auflösung in eine andere Entwicklungsphase übergegangen sei. Indessen ergab die Rechnung, daß der vermüßte Komet im September 1872 den Durchschnittspunkt mit der Erdbahn passiert haben müsse, welchen die Erde am 27. November erreichte, sodaß man erwarten durfte, noch Teile der zerstreuten Kometenmaterie anzutreffen. In der That war die Nacht des 27. November durch einen Sternschnuppenschauer ausgezeichnet, welcher genau von dem Punkte im Sternbilde der Andromeda ausging, welcher durch die Bewegungsrichtung des Kometen angezeigt war. Durch diese interessante Beobachtung erfuhren gleichzeitig die epochemachenden Untersuchungen Professor Schiaparellis in Mailand über die Natur der Sternschnuppen und ihre Beziehung zu den Kometen eine glänzende Bestätigung. Nach Schiaparelli hat man sich die Entstehung des Sternschnuppenschwarms aus einem Kometen etwa in folgender Weise zu denken. Bei Annäherung an die Sonne bringt der Unterschied der Anziehungskraft derselben in den verschiedenen, ungleich entfernten Teilen des Kometen den Gezeiten ähnliche Erscheinungen hervor, die der Sonne zunächst befindlichen Teilchen werden stärker angezogen, als die entfernteren, die Sonne übt einen auflösenden Einfluß auf den Kometen, indem sie ihn längs seiner Bahn

auszubreiten strebt. Die Rechnung **Schiaparellis** zeigt, daß diese Wirkung der Sonnenattraktion bei einem Schwarm von Körperchen, deren jedes ein Gramm Gewicht besitzt, schon in einer dem Halbmesser der Erdbahn gleichen Entfernung zur Auflösung genügt, wenn die Distanz der einzelnen Teilchen des Schwarms von einander nicht unter zwei Meter beträgt. Auch die Bahnen der Perseiden und Leoniden, des August- und November-Sternschnuppenschwarms sind so nahe identisch mit den Bahnen bekannter Kometen, daß an einem Zusammenhang beider Arten von Himmelskörpern nicht mehr gezweifelt werden kann.

Aus dem Verhalten des Messierschen Kometen hatte Laplace als Maximalwert für die Masse ein Fünftausendstel der Erdmasse abgeleitet, wenn sie nach dem Newtonschen Gravitationsgesetze der ablenkenden Einwirkung auf die Bahnen der Jupitersmonde proportional gesetzt wurde. Vermuthlich bleibt aber die Masse der meisten Kometen noch beträchtlich unter diesem Grenzwerte, sodaß bei meist bedeutender räumlicher Ausdehnung nur eine äußerst geringe Menge materieller Teilchen auf die Kubikeinheit kommt. Hierdurch erklärt sich die bereits von Seneca gemachte Bemerkung, daß das Licht eines Sternes, welcher durch einen Kometen gesehen wird, keine wahrnehmbare Schwächung erfährt, die Dichtigkeit der durchstrahlten, oft viele tausend Meilen mächtigen Schichten also nicht genügend ist, um eine dem Auge merkbare Absorption hervorzubringen. Zwar existieren einige wenige Berichte über undurchsichtige Kometenkerne, welche sogar Sonnenfinsternisse verursacht haben sollen, indessen besitzen dieselben die Menge entgegenstehender Zeugnisse gegenüber nur geringes Gewicht. Eine derartige Erscheinung konnte bei dem Septembekometen 1882 beobachtet werden, dessen Bahn die Verbindungslinie von Erde und Sonne durchschnitt, da seine beträchtliche Helligkeit ihn bei Tage bis zum Eintritt in die Sonnenscheibe zu verfolgen erlaubte, ohne daß die geringste Spur von einer Verdunklung gesehen wurde.

Unter den periodischen Kometen verdient noch der Enckesche besonders Interesse wegen der auffallenden Störungen seiner Umlaufbewegung um die Sonne, welche sich durch das im Weltraum bisher allgemein gültig befundene Fundamentalgesetz der Massenanziehung anscheinend nicht genügend erklären lassen. Der Komet wurde im Jahre 1818 von Pons entdeckt, und Encke berechnete für ihn eine elliptische Bahn mit $3\frac{1}{2}$ Jahren Umlaufszeit. Weitere Beobachtungen zeigten aber, daß der Komet stets $2\frac{1}{2}$ Stunde früher zur Sonnennähe zurückkehrte, als die Rechnung ergab. Diese zunehmende Verkürzung der Umlaufszeit und damit verbunden eine allmähliche Abnahme der mittleren Entfernung des Kometen von der Sonne kann ihren Grund haben in dem Widerstand des den Weltraum füllenden Äthers, welcher die Entfernung des Körpers von der Sonne vermindert und hierdurch nach mechanischen Gesetzen seine Bewegung beschleunigt. Die Existenz eines Widerstand leistenden Mittels würde die Lehre von der unveränderlichen Fortdauer planetarischer Bewegungen bedrohen, da dasselbe die fortschreitende Annäherung des Planeten an den Zentralkörper und den endlichen Zusammenstoß des ganzen Gebäudes zur Folge haben würde.

Während die Zahl der mit bloßem Auge sichtbaren, seit Beginn der christlichen

Zeitrechnung erschienenen Kometen kaum 500 beträgt, sind, seit Galilei zuerst das Fernrohr gegen den Himmel richtete, bereits über 200 dieser Körper entdeckt worden. Die Mehrzahl wird also nur in Teleskopen sichtbar, doch hat man einige wenige, wie die großen Kometen von 1843, 1861 und 1882 in der Sonnennähe sogar bei Tage ohne Mühe gesehen.

Betrachten wir nun die Struktur des Kometenkörpers etwas näher. Er besteht gewöhnlich aus drei Theilen, dem Kern, der Nebelhülle oder Coma um denselben und dem eigentümlichen Anhang leuchtender Materie, welcher, je nachdem er bei der täglichen Bewegung dem Kern voranging oder nachfolgte, Bart oder Schweif genannt wurde. Der Kern ist der sternartig leuchtende Punkt kondensirter Materie im Kopfe des Kometen, er erscheint im Fernrohr meist als eine an den Rändern verwachsene Scheibe. Nach der Seite der Sonne ist er mit einer Atmosphäre umgeben, welche bisweilen mehrere konzentrische, leuchtende Reifen bildet und nach der entgegengesetzten Seite in den Schweif übergeht. Aber von dieser typischen Form finden sich mannigfache Abweichungen. Bei den schwachen, teleskopischen Kometen fehlt der meist erst in der Sonnennähe sich entwickelnde Schweif, häufig auch der Kern, und der Körper hat das Ansehen eines schwach leuchtenden Lichtwölkchens. Der Kopf des merkwürdigen Kometen von 1652 war nach dem Berichte des Hevelius an Größe der Mondscheibe vergleichbar, und schien aus einem unregelmäßigen Konglomerat vieler heller Sterne zu bestehen, die von einer nebelartigen Atmosphäre umhüllt wurden. Während der Kern bei den Kometen von 1798 und 1805 eine Größe von nur wenigen Meilen hatte, betrug sein Durchmesser bei dem großen von Flaugergnes entdeckten Kometen des Jahres 1811 1000 Meilen, bei dem Donatischen Kometen 1500 Meilen. Ähnliche Größenschwankungen kommen bei der den Kern umgebenden Nebelhülle vor. Bereits Hevelius machte 1618 die auch später beim Enckeschen Kometen wiederholte, nicht genügend aufgeklärte Wahrnehmung einer stetigen Verkleinerung des Kopfes mit der Annäherung an die Sonne. Im Jahre 1828 betrug die Abnahme des Kopfdurchmessers 64 Meilen, während die Entfernung des Kometen von der Sonne um 20 Millionen Meilen abnahm, im Jahre 1838 55 Meilen.

Auffallende Unterschiede kommen ferner in Größe, Richtung und Zahl der Schweife vor. So besaßen die Kometen von 1825 und 1851 zwei diametral entgegengesetzte Schweife, der berühmte Komet von 1744 nach der Beschreibung des Heinsius deren sechs. Bisweilen ist trotz beträchtlicher Helligkeit des Kopfes kaum eine Spur zu bemerken, häufig entwickelt er sich in wenigen Tagen zu einer Länge, die Millionen von Meilen beträgt. Hierbei hat die Entfernung und Neigung gegen die Gesichtslinie Einfluß auf die scheinbare Ausdehnung. So erstreckte sich bei dem Kometen von 1861 der Schweif über die Hälfte der sichtbaren Himmelskugel.

Die Gesamtheit dieser verschiedenartigen, dem stabilen Gleichgewichtszustand der Planeten fremden Erscheinungen, die gewaltsamen Umwälzungen, welche augenscheinlich im Inneren der Kometen vor sich gehen, machen das Studium der physikalischen Beschaffenheit dieser Himmelskörper vorzugsweise interessant und

für die Erweiterung der Wissenschaft von den Eigenschaften der Materie unter so veränderten Bedingungen ersprießlich. Zunächst handelt es sich dabei um die Frage: woher haben die Kometen ihr Licht? Besitzen sie eine eigene Lichtentwicklung, oder sind sie nur in reflektirtem Sonnenlichte sichtbar? Wenigstens macht die Helligkeitszunahme der Kometen mit der Annäherung an die Sonne, obgleich nicht genau dem photometrischen Gesetze folgend, welches die Beleuchtungsstärke von der Entfernung abhängig macht, das Vorhandensein reflektirten Sonnenlichtes wahrscheinlich. Als ein Beweis der Richtigkeit dieser Voraussetzung durfte man die Existenz ähnlicher Phasen betrachten, wie sie der Mond und die inneren Planeten zeigen. Wirklich glaubten Delambre (1682) und Cassini (1744) solche Phasen bemerkt zu haben, allein gleichzeitige widersprechende Beobachtungen machen die richtige Erklärung ihrer Wahrnehmungen zweifelhaft. Es bedurfte daher noch eines anderen, zwingenderen Beweises für die Existenz reflektirter Strahlen im Kometenlichte. Nach der Malus'schen Entdeckung der für reflektirtes Licht charakteristischen Polarisationserscheinungen gelang es aber den Bemühungen Arago's, das Vorhandensein von Sonnenlicht zu konstatieren. Betrachtet man nämlich das gespiegelte Bild einer Lichtquelle, so zeigt dasselbe keine merkliche Helligkeitsänderung, wie auch die Richtung der Strahlen gegen die Ebene des Spiegels sein möge. Dieses ist nicht mehr der Fall, sobald das Bild, nun seinerseits als Lichtquelle benutzt, in einem zweiten Spiegel betrachtet wird. Durch Drehung des letzteren kann die Helligkeit des Bildes bis zu vollständiger Dunkelheit vermindert werden. Da nun das Licht der Kometen, wenn es von der Sonne gespiegeltes Licht sein soll, in der beschriebenen Weise untersucht Helligkeitsänderungen erkennen lassen müßte und solche auch thatsächlich beobachtet wurden, so läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es wenigstens zum Teil aus reflektirten Sonnenstrahlen besteht. Dennoch verbreitete erst die Anwendung des Spektrofops, jenes wunderbaren Instruments, welches fast mit einem Blicke die chemische Zusammensetzung und physikalische Beschaffenheit des leuchtenden Körpers erkennen läßt, vollständige Klarheit über die Natur des Kometenlichtes. Möge hier mit einigen Worten der optischen Prinzipien gedacht werden, auf welchen die Wirksamkeit des Spektrofops beruht.

Bereits Newton entdeckte die prismatische Zerlegung des Sonnenlichtes in seine einfarbigen Bestandteile, er fand, daß weißes Licht nur eine Mischung von farbigem Lichte sei. Wollaston bemerkte zuerst die eigentümlichen dunklen Linien in dem durch das Prisma entworfenen farbigen Bunde oder Spektrum, deren relative Stellung Fraunhofer genau bestimmte. Obgleich die Existenz derselben Linien im Lichte des Mondes und der Planeten das Vorhandensein reflektirten Sonnenlichtes erkennen ließ, blieb die Entdeckung der englischen Physiker doch so lange ohne weitere Folgen für die Himmelsforschung, als das Verständnis der eigentlichen Bedeutung jener Lichtlücken mangelte. Erst die Kirchhoff'sche Entdeckung der Beziehung zwischen Emissions- und Absorptionsvermögen leuchtender Körper verschaffte dem Spektrofop die ihm gebührende Stelle in der Reihe der wichtigsten Hilfsmittel zur Untersuchung der physikalischen Beschaffenheit der

Himmelskörper. Man wußte schon durch John Herschels und Talbots Untersuchungen, daß die Spektren durch Metalldämpfe gefärbter Flammen Linien besitzen, die für das verdampfte Metall charakteristisch sind und stets auftreten, sobald daselbe in gasförmigem Zustande vorhanden ist. Kirchhoff zeigte nun, daß im Spektrum solcher Flammen, sobald sie durch eine Atmosphäre desselben Dampfes, aber niedrigerer Temperatur betrachtet werden, genau an Stelle der hellen, dunkle Linien auftreten. Danach lassen sich 3 spezifisch verschiedene Spektren unterscheiden, erstens die kontinuierlichen Spektren glühend fester oder flüssiger Körper ohne helle und dunkle Unterbrechungen, zweitens die aus einzelnen hellen Linien bestehenden Spektren glühender Gase, und endlich die Absorptionsspektren, in welchen sich an Stelle der hellen Linien dunkle befinden. Läßt man daher die im Brennpunkt eines Fernrohrs verdichteten Strahlen eines Gestirns durch ein Prisma gehen, so werden dieselben wie das Licht der Flammen zerlegt, und die farbigen oder dunklen Linien geben den Aggregatzustand, und durch Vergleichung mit den Spektren bekannter Stoffe ist die chemische Zusammensetzung des leuchtenden Körpers zu erkennen. Donati hat zuerst in dieser Weise das Spektrum des Kometen von 1864 untersucht, er fand daselbe aus 3 hellen Linien bestehend und schloß daraus, daß das Licht von einer glühenden Gasmasse ausgesandt werde. Später haben Secchi und Huggins (1866) bei dem von Tempel entdeckten Kometen außer hellen Linien noch ein kontinuierliches Spektrum gefunden, welches, die Gegenwart von Sonnenlicht anzeigt, zugleich aber mit dem Eigenlicht glühend fester oder flüssiger Substanzen vermischt sein kann.

Hiermit war ein wesentlicher Fortschritt gemacht. Die spektroskopische Untersuchung ergab, daß die Kometen teilweise in gasförmigem Zustande befindlich, neben reflektiertem auch eigenes Licht besitzen. Es blieb nur übrig die Natur des Gases, welches jene hellen Linien erzeugte, näher zu bestimmen. Im Jahre 1868 gelang es den Bemühungen des englischen Astronomen Huggins die Identität des Spektrums des Winneckschen Kometen mit dem Kohlenwasserstoffspektrum überzeugend nachzuweisen. Spätere Beobachtungen bestätigten nur das von Huggins gefundene Resultat, und es schien die Frage über die chemische Natur der Kometenmaterie entschieden. Da zeigte sich bei der Untersuchung des von Wells (1882) entdeckten Kometen, daß jene eigentlich schon in sich unwahrscheinliche Annahme vollkommen gleichartiger Konstitution in der That unbegründet war. In der Sonnennähe des Kometen begann fast plötzlich in Verbindung mit lebhafter Lichtsteigerung die Entwicklung glühender Dämpfe, welche von Herrn Professor Vogel, Direktor des Observatoriums in Potsdam, und anderen Beobachtern übereinstimmend als von Natrium herrührend erkannt wurden. Da das Licht der Natriumdämpfe nur aus gelben Strahlen besteht, so findet hierdurch auch die intensiv gelbe Farbe des Kometenkopfes ihre vollständige Erklärung. In den Fällen, wo sich bei den Kometographen eine meist gelbliche oder rötliche Färbung erwähnt findet, darf daher mit Recht auch auf ähnliche Ursachen geschlossen werden. Das Spektrum des großen Septembekometen 1882 zeichnete sich gleichfalls durch das Vorhandensein der charakteristischen gelben Natriumlinien aus, die mit der

Entfernung von der Sonne schwächer wurden, während die Intensität des normalen Kohlenwasserstoffspektrums zuzunehmen schien. Dies läßt vermuten, daß die Entwicklung jener Dämpfe vorzugsweise durch die Sonnennähe bedingt ist, wahrscheinlich in Temperatursteigerung verbunden mit intensiven elektrischen Entladungen ihre Ursache hat.

Wenn durch diese Beobachtungen das Vorhandensein gasförmiger, selbstleuchtender Bestandteile als bewiesen anzusehen ist, so steht doch die Annahme kontinuierlich im Raume verbreiteter Massen in Widerspruch mit einer von Bessel festgestellten Thatsache, daß nämlich das Licht der Sterne, durch einen Kometen gesehen, nicht von der gradlinigen Bahn abgelenkt oder gebrochen wird. Man ist gezwungen entweder anzunehmen, daß die lichtbrechende Kraft der Kometenmaterie zu schwach ist, um wahrgenommen zu werden, oder wahrscheinlicher daß diese Himmelskörper nach Art der Wolken aus direkten, festen oder flüssigen Stoffteilchen bestehen, die von einer Gasatmosphäre umhüllt sind.

Trotz der Zusammensetzung aus bekannnten Stoffen bleibt bei so gänzlich andern Druck- und Wärmeverhältnissen die dynamische Erklärung der Vorgänge im Innern des Kometen unvollständig, die Natur der Kräfte, welche z. B. bei der Bildung der Schweife wirksam sind, noch größtenteils in Dunkel gehüllt. Die rasche Entwicklung derselben und die ungeheure Geschwindigkeit, welche der Endpunkt besitzen mußte, wenn die Richtung der Schweifare bei starker Krümmung der Bahnlinie stets durch die Sonne gehen soll, ließ ihn zunächst als optisches Phänomen auffassen. Nach Cardanis Erklärung ist der Schweif nur der Weg der durch Brechung im Kern konzentrierten Sonnenstrahlen, die durch Spiegelung an den im Weltraum verbreiteten Stäubchen sichtbar werden. Diese Hypothese erklärt zwar die von der Sonne abgewandte Richtung der Schweife, ohne den Teilchen derselben ungeheure Geschwindigkeiten beilegen zu müssen, aber sie steht mit optischen Gesetzen im Widerspruch, sie erklärt, wie schon Kepler bemerkt, weder die Krümmung der Schweife und ihre Verbreiterung gegen das Ende, noch die meist von der Ape gegen die Ränder zunehmende Helligkeit. Kepler selbst sah in den Schweifen materielle Ausströmungen des Kerns, die durch den Anprall der Sonnenstrahlen fortgetrieben wurden. Seine Ansicht teilten unter andern Regiomontanus und Whiston, letzterer bekannt durch seine auf die Mitwirkung der Kometen begründete Entstehungsgeschichte des Planetensystems, vor allem aber erhielt sie durch die Bestimmung Eulers und Newtons Gewicht. Zur Zeit hat die Lehre von der Realität der Schweife allgemeine Anerkennung gefunden, nur die Art der Entstehung kann verschieden gedacht werden. Zur Kenntnis der hierbei wirksamen Kräfte haben die Besselschen Beobachtungen des Halleyschen Kometen wesentlich beigetragen, des ersten Kometen, dessen Rückkunft für das Jahr 1759 von Haller vorausberechnet war. Der Kern zeigte nämlich bei seiner Erscheinung im Jahre 1835 die auch bei anderen Kometen schon bemerkten, büschelförmigen Ausstrahlungen leuchtender Materie in der Richtung nach der Sonne. Bessel fand, daß diese Ausströmungen pendelartige Schwingungen von kurzer Periode um die Richtung nach der Sonne ausführen, und schloß daraus auf die Existenz einer Polar Kraft, welche

die eine Seite des Kometen der Sonne zuzuwenden die andere abzustößen befreht ist. Bessel und Olbers hielten diese Kraft für elektrischer Natur, später stellte der französische Astronom Jaxe eine Theorie auf, welche die abstoßende Wirkung allein aus dem Einfluß der Erwärmung durch die Sonnenstrahlen erklären zu können glaubt. Im Gegensatz zur allgemeinen Anziehung ist die Größe der erwähnten Kraft nicht abhängig von der Qualität der Stoffe; während sie auf die Materie der normalen von der Sonne abgewandten Schweife abstoßend wirkt, ist sie bei den zugekehrten Schweifen mit der Gravitationskraft gleichgerichtet. Nach dieser von Zöllner weiter entwickelten Theorie der elektiven Fernwirkung wird durch die Wärmestrahlung der Sonne zunächst auf der ihr zugewendeten Seite des Kometen der Verdampfungsprozeß eingeleitet; wo die abstoßende Kraft der Sonne der Verdampfungskraft das Gleichgewicht hält, häuft sich die Materie und bildet die erwähnten leuchtenden Reifen, die den Kern wie eine Hohlkugel umgeben. Der Anziehungskraft des Kerns entzogen, gehorcht die ausgeströmte Masse allein der Repulsivkraft der Sonne und wird in Richtung des Radiusvektor von derselben fortgetrieben. Der so gebildete Schweif besteht also während seiner ganzen Dauer nicht aus denselben Teilchen; während seine Materie sich allmählich am Ende verflüchtigt, wird sie unausgesetzt durch neue Ausströmungen des Kerns ersetzt. Erstaunlich ist die ungeheure Geschwindigkeit, mit der die Materie im Schweif aufströmt. Nach Olbers Rechnung brauchte ein Stoffteilchen bei dem Halleyschen Kometen nur 11 Tage um das Ende des 12 Millionen Meilen langen Schweifes zu erreichen.

Eine andere Theorie, welche wenigstens die Annahme abnormer Geschwindigkeiten materieller Substanzen in glücklicher Weise vermeidet, verdankt man dem französischen Gelehrten Brévoft. Er stellte sich den Kern von einer Dunstugel umgeben vor, welche die doppelte Schweiflänge zum Durchmesser hat; wo hinter dem Kern in seinem Schatten eine lokale Temperaturerniedrigung eintritt, wird die Materie durch Verdichtung sichtbar. Verwandt ist die in neuerer Zeit von Herrn Lyndal aufgestellte Hypothese, nur daß statt der Wärmestrahlen chemische Kräfte die Kondensation bewirken. Allein die bereits gegen Cardanis Erklärung geltend gemachten Gründe behalten auch hier ihre Gültigkeit; Gestalt, Krümmung und Lichtverteilung im Innern des Schweifes sind mit diesen Voraussetzungen unvereinbar. Endlich kann, wie schon erwähnt, die Auslösung und Schweifbildung unter der Einwirkung der Anziehungskraft der Sonne allein erfolgen. Aber diese Erklärung ist nur in den wenigen Ausnahmen statthaft, wo die Entwicklung des Schweifes längs der Bahn des Kometen erfolgt, und führt in ihren weiteren Konsequenzen noch zu manchen Widersprüchen mit der Beobachtung.

In der Kant-Laplaceschen Entstehungsgeschichte des Sonnensystems finden die Kometen keine Berücksichtigung. Wenn die mit Ausnahme der Uranusmonde gleichgerichtete, nahe in derselben Ebene stattfindende Rotationsbewegung der Planeten und Monde durch die Hypothese gemeinsamen Ursprungs aus einer den Raum des Sonnensystems ursprünglich zusammenhängend erfüllenden Nebelmasse erklärt wird, so deutet die scheinbar regellose Verteilung der Kometenbahnen am

Himmel die Herkunft dieser Körper aus interstellaren Räumen an. Laplace, der berühmte Verfasser der *Mécanique céleste*, zeigte, daß die Bahn eines Körpers, welcher auf seinem Wege durch den Himmelsraum in die Anziehungssphäre der Sonne gelangt, aller Wahrscheinlichkeit nach eine parabolische Gestalt, wie es bei den Kometen der Fall ist, besitzen müsse, und schloß eben auf Grund dieses theoretischen Ergebnisses auf den fremden Ursprung dieser Gestirne. Allein Schiaparelli gelangte nach Berichtigung einiger nicht zutreffender Voraussetzungen des französischen Astronomen zu einem verschiedenen Resultat. Nach seiner Anschauung gehörten die Kometen ursprünglich zwar nicht dem Sonnensystem selbst an, bilden aber mit diesen und vielleicht anderen Sternensystemen eine Einheit höherer Ordnung im Kant'schen Sinne, welche durch gemeinsame Bewegungsrichtung der Materie im Raume charakterisiert ist. Man darf also den Nebelball, aus dem sich das Planetensystem verdichtete, und die Kometen nur als koordinierte Teile einer größeren Masse ansehen, deren ursprüngliche Bewegung sich auch nach der Abtrennung bei beiden erhielt.

Auch hier führt die von Kopernikus begonnene Umwälzung, indem sie die Erde aus dem Mittelpunkt des Weltalls verbannte, zur Beseitigung jener immerhin beschränkten Anschauung, welche in kosmischen Erscheinungen nur auf menschliche Verhältnisse gerichtete Zwecke zu erkennen vermag, sie lehrte in den Kometen selbstständige Weltkörper ähnlicher Zusammensetzung und Ursprungs wie die Erde erkennen, verschieden vielleicht nur durch die Reihe der Entwicklungsphasen, welche die Weltkörper wie die organischen Gebilde zu durchlaufen haben.



Unter Rosen.

Eine Erzählung aus alter Zeit

von
Hermine v. Hillern.

Es war Abend geworden. — Die Thürme der Stadt glühten und gleißelten golden im Abendschein, und letzte Sonnenstrahlen küßten die roten Rosen, die sich am Thorwächterhänslein auf der Mauer hingen. Fernher wie dumpfes Rauschen klang der Lärm städtischen Lebens und Treibens, und der Schall brach sich an dem breiten, festen Wall, der den Ort umgab. — Oben aber auf der Mauer war es still und friedlich. Wilder Hollunder, Flieder und Rosen bildeten dichte Lauben, schattig grüne Verstecke, und aus den grünen Nischen heraus sah man weit, unabsehbar sich dehnend, die Haide und hörte das Säulen des Sturmes, wenn er über die Ebene dahinfuhr und gegen die Stadtmauer an-

schob, daß die festgefügteten Thore in ihren Angeln erbebten. Heute aber kam er sanft und wehte wie losend durch die dichten Ranken, daß sie sich leicht zur Seite bogen und zwischen ihnen in der Laube zwei Gestalten sichtbar wurden. Die eine war des Thornwarts Töchterlein, das schluchzte gar bitterlich und barg sein Antlitz an der Brust eines stattlichen, schwarzhäarigen Burschen im ledernen Reiterswams. —

„Gefegü' Dich Gott, Mechthildis,“ sprach der Bursche, „nicht sollst Du weinen und klagen, fahrenden Reiters Minne hat nicht Bestand, des magst Du Dich getrösten. Nicht gehr ich Tren von Dir, noch hab ich sie Dir gelobt, — fort muß ich in Kampf und Tod und darf nicht klagen, ob mir schon das Herz blutet vor Leid, — das ist Reitersloos.“

„Fahr wohl, herzlichster Gefell,“ schluchzte das Mädchen, „Vater und Mutter wollt ich lassen um Dich, viel lieber bist Du mir, denn die ganze Welt; — Du aber ziehest fürbaß Deine Straße mit leichtem Sinn und gedenkest unimmer der Treuen, mir aber schwindet das Leben in sehnender Minne.“

„Bohl muß ich wandern, trautes Lieb“ sprach wieder der Jüngling, „nicht Geld, noch Gut nenn ich mein eigen, kein schützend Dach, noch gastlich Gehege die Braut drinnen zu empfangen. Fern ins Heidenland muß ich ziehen und mir Beute gewinnen mit dem Schwert.“

„D bleib hier bei uns! Mein Vater ist alt, leichtlich giebt Dir der Rat seine Stelle. Dann leben wir weiter unter dem Rosenstrauch auf der Stadtmauer.“

„Ha, ha, daß die Pfauen im pelzverbrämten Gewand des ruppigen Sperbers höhnen, der sich zwischen sie gedrängt! Lieber auf blutiger Wahlstatt liegen, den Raben zum Fraß, denn am Tisch der Städter sich mästen in träger Ruh!“

„Da wir uns trafen unter dem Rosenstrauch in wonniglichen Stunden, da gedacht ich der Zeit, wenn seine Blätter fallen, seiner Röslein Duft verwehen sollt, und ich gedachte bei mir, ob allsobalde auch unserer Minne Ende sein möchte. Nun ist es kommen baldern denn wir's vermeinet, — noch blühet der Rosenstrauch und trägt grünes Kleid, und schon ist unsrer Liebe Herbst da.“

„Dann blühen die Röslein auf der Wahlstatt, und meines Blutes rote Rosen färben die Erde.“ Er preßte sie fester an sich, ein feuchter Schimmer glänzte in den Augen des wettergebräunten Gefellen. „Gehab Dich wohl, vielliebe Maid, fahr wohl, holder Rosenstrauch, fahr wohl, grünes Laub und Vogelklang, sanft ruhete sich's unter Blumen zur Sommerzeit, nun streif ich einsam durch herbftliches Land und auf blutigem Feld ruhend gedenk ich der Trauten.“ — Er riß sich von ihr, die keines Wortes mächtig in seinen Armen lag, und eilte flirrend die schmalen Stufen von der Mauer herab. Die Sonne war untergegangen, von den Thürnen der Stadt hallte das Abendgeläut herüber, der weinenden verlassenen Jungfrau auf dem einsamen Wall tönten die feierlichen Klänge, wie ernste, tröstende Stimmen. „Komm zur Ruh, komm zur Ruh,“ sagte die tiefe, weithin schallende Glocke vom Turne des Marienklosters. Das Mädchen ward still, sie kniete nieder. — Undeutlich hoben sich die Kurisse ihrer schlanken Gestalt in der Dämme-

zung vom Abendhimmel ab. Noch ein letzter Lichtglanz spielte auf ihrem blonden Haar. — Die Abendglocken verhallten leise und mit ihnen das Gebet, das sich auf Mechthildens Lippen gedrängt. — Draußen klang Hufschlag — über die Haide hin jagte undeutlich erkennbar die dunkle Gestalt eines Reiters. Einen Augenblick hielt er an und wendete, wie grüßend sein Gesicht nach der Stadt hin, und mit einem lauten Aufschrei brach die Knieende zusammen.

Jahrelang hatte des Thorwärts Töchterlein jeden Tag beim Abendläuten unter der Rosenlaube geseffen und sehnsüchtig hinausgeblickt in die Ferne, und die Klostersglocken hatten geduldig jeden Abend gerufen: „Komm zur Ruh.“ Endlich aber hatte Mechthildis jede Hoffnung begraben. Ihre Eltern waren gestorben, sie stand einsam, verlassen in der Welt, da war sie dem Ruf der Glocken gefolgt und hinuntergegangen an die Klosterpforte, und bald war Mechthildis, des Thorwächters Tochter, die eifrige fromme und fürsorgende Schwester Konstantia geworden. — In werthätiger Nächstenliebe, in unermüdlicher Krankenpflege überwand sie die Schmerzen ihrer Seele und suchte den Frieden. Das Thorwächterhäuslein stand leer, die Stadt hatte dem neuen Thorwart ein anderes, größeres auf der gegenüberliegenden Mauer gebaut. Unter der Rosenlaube hatte Mechthildis ein Kreuzifix gestiftet, da rankten sich nun die Rosen daran hinauf, und sie kniete oft da in stiller Andacht. —

So wollte sie auch eines Abends, da sie von einem Kranken kam, noch hinaufgehen an der geliebten Stelle zu beten. Da sie aber an die Treppe kam, die zur Stadtmauer emporführte, war viel Volks-zusammengelaufen und war ein großer Lärmen, also daß sie sich verwunderte und fragte, was solches zu bedeuten hätte. Ehrerbietig wich man zur Seite, daß sie hindurchkonnte, und sie sah auf den Steinen einen bärtigen Reitersmann liegen, in zerlumpter, bestaubter Kleidung und mit fiebergerötetem Antlitz. Die Augen starrten verglast, das Bewußtsein schien vollständig entschwunden zu sein. Er sei durch das Stadthor hereingekommen, dann habe er die Stufen hinauffsteigen wollen, sei aber auf den untersten schon zusammengebrochen, so erzählten die Leute und standen ratlos, was mit ihm beginnen. „Tragt ihn in das leere Wächterhaus,“ sagte Konstantia, von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, „daß wir sehen, welcher Art sein Siechtum sei, ehedem wir ihn in die Stadt bringen.“ Den ein Fremder hatte jüngst Kunde gebracht, daß im Osten ein großes Sterben ausgebrochen und die Seuche von Flüchtlingen in alle Lande verschleppt werde, also daß viele Städte den Entflohenen Einlaß weigerten. — Man gehorchte ihr, zwei Männer trugen den Bewußtlosen hinauf in das leere Wächterhaus, die Schwester ging mit ihnen, und da man ihn auf die Diele gelegt hatte, löste sie die Sturmhaube und das eiserne Wamms von seinem Körper. Aber schauernd stand sie, — denn das Auge der geübten Krankenpflegerin erkannte sofort die Zeichen der Pest an dem Unglücklichen. Auch die Männer, die ihn hergetragen, waren ratlos vor jähem Schreck. „Geht hinunter zum Kloster, Ihr Männer,“ sprach die Nonne, nachdem sie ihnen noch geraten, auf welche Art die Ansteckung zu verhüten sei. „Kündet dorten, was hier geschehen, und erwirkt mir Erlaubnis

meines Amtes hier ungestört zu walten. Noch ist es möglich die Stadt vor dem Tod zu behüten. Sagt auch, daß keiner mir nahe, sie sollen mir Arznei und Betten schicken und was sonst zur Wartung des Siechen nötig. Dies alles, sowie Speis und Trank soll man an den Fuß der Mauer stellen, also, daß ich es heraufholen kann. Sonst aber komme mir niemand nah.“ „Und Ihr, Schwester,“ sprach schauernd einer der Männer, „wollt Ihr dem sichern Tod verfallen?“ „Besser ich sterbe, denn daß Ihr alle zu Grunde geht — ich ersehne den Tod.“ Da eilten die Männer hinweg, und bald war alles geschehn, wie die Schwester es angeordnet hatte. In der Stadt selbst herrschte bleiches Entsetzen, da man von dem Eindringen der Pest hörte. Die dem Wächterhäuschen zunächst Wohnenden verließen ihre Häuser, in allen Kirchen lagen die Menschen auf den Knien und beteten. Keine Seele kam mehr hinauf zu der einsamen Schwester, die da oben, dem sichern Tod preisgegeben, still und unermülich dem Fiebernden die heiße Stirn kühlte.

Die Nacht ging vorüber, eine lange, endlose Nacht. Gegen Morgen verfiel der Kranke, der bis dahin besinnungslos dagelegen, in wilde Phantasien. Er raste und schrie, daß ihn die Pflegerin mit Mühe beruhigen konnte, dann wieder sank die Stimme herab zu wortlosem Lallen. Plötzlich aber war es Konstantia, als habe sie unter den unverständlichen Lauten deutlich den Namen Mechthildis erkannt. Sie lauschte atemlos, da kam es noch einmal von seinen Lippen: „Mechthildis“ und dann flüsterte er leise: „Auf der Stadtmauer war's, unterm Rosenstrauch, — fährt wohl rote Rosen, — — mein Lieb ist tot — tot — tot! — Nein — nein sie ist nicht tot, — sie harret mein, in der Lanze — aber die Stufen — da kann ich nicht hinauf.“

War es ein Traum, war sie schon von der Krankheit ergriffen und das Fieber täuschte sie? — Da lag er vor ihr, der Heißgeliebte und sie hatte sein geharrt Jahr für Jahr und dann hatte sie ihn tot geglaubt und ihr Herz dem Herrn geweiht. — Trostigen Mutes, in seines Leibes Kraft und jugendlicher Schöne, war er von ihr gegangen, — einen totkranken Mann, gealtert, von der Seuche entstellt, ohne Bewußtsein fand sie ihn wieder und durfte ihm von allem, was ihr Herz einst für ihn empfunden, nichts mehr geben als das Mitleid der Barmherzigkeit. — Da schlug sie die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich. Dann aber hatte sie überwunden und ward ruhig. Stumm, regungslos saß sie da, wie eine Bildsäule, den Rosenkranz zwischen den gefalteten Händen und mit jeder Perle desselben, die durch ihre Finger glitt, opferte sie die Liebe ihrer Jugend, das Erinnern an ein kurzes, wonniges Glück, zu den Füßen des gekreuzigten Heilands. Sie betete für den Mann, der da mit belastetem Herzen im Sterben lag, für sich selbst und ihre ringende Seele. —

„Mechthildis,“ sprach der Kranke wieder, „Du sollst nicht weinen, es ziemt sich nicht für eines Reiters trautes Lieb, zu weinen und zu klagen, — hab Dich nicht vergessen um Deiner Thränen willen, — hat mir auf der Seel gebrannt, Dein Weinen. — Aber der Heide, der vermeint mich zu treffen, mit dem Schwert,

daß ich nimmer mag zu Dir gelangen. — O zu den Rosen, zu den Rosen. — Der todtwunden Männer Blut ist rot, die Farbe gefällt mir wohl, — aber die Rosen am Strauch — die duften so süß. — — — Gehabt Euch wohl, Kampfgesellen — ich will — unter Rosen — ruhen!“

Und er versuchte aufzuspringen, da faßte ihn die Pflegerin unter die Arme und schleppte ihn, halb tragend aus dem Häuschen heraus in die Rosenlaube, wo das Kreuzifix stand, hier machte sie ihm ein Lager zurecht und bettete ihn sanft unter die überhängenden Zweige, die in voller Blüte standen. Da ward er still, und auf Stunden verstummten die wirren Reden. Gegen Abend, als sich schon die Schatten des Todes auf sein Antlitz gelagert hatten, richtete er sich plötzlich auf: „Mich dünkt, ich atme Rosenduft, — sind das Rosen?“

„„Wohl,“ sprach die Schwester, „„Ihr lieget unter Rosen gebettet, so Ihr genugsam Eures Siechtums Herr seid, blicket um Euch.““ Er that es, aber die Augen konnten das Bild, das sich in voller Schöne vor ihnen ausbreitete, nicht mehr fassen.

„„Mechthildis — bist Du es?““

„„Schwester Konstantia, Herr,““ lautete die tonlose Antwort.

„„Kon — Kon —, mich deucht, der Name sei schwer zu sprechen, nicht lieblich wie Mechthildis — vielleicht weil er aus ferner Zeit mir klingt, gedacht ich seiner noch. — Nun muß ich fort!““

„„Wohin Herr?““ „„Auf die Stadtmauer zu Mechthild, — in die Rosenlaube, aber ich mag den Weg wohl nimmer finden, und der Name der Stadt will mir nicht zu Sinne — Im Heidenland, da haben sie meine Seele geraubt, und ward mir meines Denkens Quell verloren.““

„„Seid ruhig Herr, Ihr seid zur Stelle. Dies ist die Laube, die Euch zu schauen verlangte.““

„„Und Mechthild, wo ist sie, warum kommt sie nicht?““

„„Sie gehört der Welt nicht mehr an.““

„„Ist sie tot? — — ich muß auch sterben, — — mir kam zu Sinne — — sie weine noch — da gedacht ich ihr zu sagen — daß sie sich möge getrösten — bis ich wieder — — —.““ Der Rest der Worte verlor sich in unverständlichem Gemurmel. Konstantia sah die rasche Veränderung, die in seinen Zügen vorging, sie legte die Hand auf seine Stirn:

„„Mechthildis hat Euch längst vergeben, sie segnet Euch durch mich.““ Ein glückliches Lächeln übersog seine Züge. Da sprach er plötzlich leise, fast flüsternd: „„Schwester, küßet mich.““

„„Herr, nicht darf die Braut des Himmels Männerlippen küssen!““

„„Schwester, mich gemahnet's der Zeiten — — in der Rosenlaube — — — und der Tod — — — —. Ihr brachtet mir Erlösung, ihrer Vergebung Kunde — — der Abschiedskuß von ihren Lippen war mir versagt! — — — Ihr habt mich sieben Mann gepflegt — — wie sie es gethan hätte — — Schwester — — den Kuß der Veröhnung — — gebt mir ihn — —.““ Er hatte die Worte mit Aufbietung seiner letzten Kraft herausgestoßen, und Konstantia

erbehte. — Sollte sie dem Sterbenden die letzte Bitte verweigern, die ihm das Scheiden erleichtern konnte, den Kuß auf die vom Fieber brandigen Lippen versagen, nach dem er schmachete, weil diese Lippen einst in den Tagen der Jugend und Schönheit in grenzenloser, in trankener Zärtlichkeit tausend heiße Küsse auf die ihren gedrückt? Sie sah empor zu dem Christusbild. Milde verklärt im Abendschein blickte der gekreuzigte Gott nieder auf das in Zweifeln ringende Weib. — Nein, es war keine Sünde, wenn sie sich des Flehenden erbarnte. Sie hatte es vermocht zu schweigen, da er sie anrief in der letzten Not, sie war tot für ihn und durfte sich sagen, daß kein irdisch Empfinden mehr ihr Herz erfüllte, nur das reine Mitleid der abgehenden Geister. — Sie beugte sich über ihn, er hob leicht das Haupt — in der Rosenlaube, darinnen sie einst in Liebesglück geseßen, drückte die Braut des Himmels den wunschlosen Kuß des Friedens auf die todbringenden Lippen des wiedergekehrten Geliebten. Er blickte sie an, — seine Augen öffneten sich weit: „Mechtildis,“ rief er laut, dann sank er zurück. —

Mechtild kniete neben ihm und betete mit lauter Stimme die Sterbegebete. Von den Thürmen der Stadt hallte das Abendgeläute: „Komm zur Ruh, komm zur Ruh,“ sprach die große Klostersglocke. Die Sonne ging unter, ihre letzten Strahlen spielten auf den roten Rosen und auf dem Antlitz des Sterbenden, der langsam und friedlich ausatmete. — Über die Haide kam der Wind gefahren und wühlte in den grünen Ranken und warf die leichten Rosenblätter auf die Stirn des Scheidenden Mannes. —

Dann kam die Dämmerung. — — — — —

Am andern Tag fiel es auf, daß die Schwester ihre Mahlzeit nicht mehr geholt hatte, der Geistliche des Klosters ging zu ihr und fand sie sterbend, am Fuß des Kreuzes, neben der Leiche des fremden Mannes. Die Krankheit hatte sie noch in derselben Nacht ergriffen. In die Hände des milden Priesters legte sie ihre Beichte ab: ihrer Jugend Lieben und Leiden, ihrer Seele banges Ringen und letzte Versuchung. Sie empfing die Sterbesakramente und entschlief still und klaglos: sie war zur Ruhe gekommen! —

Eine alte Chronik aus der Zeit aber meldet: „Hat sich aber sollichs gar wunderbarlich zugetragen, daß zu selbiger Zeit kein ander Mensch, denn der fremdd Reutersmann und ein barmherzig Schwester genennet „Konstantia“ von sollicher Pestilenz befallen worden jämmerlichen darann verbliehen sind. Also daß der Heiligen Fürpitt unser Stadt sichtbarlich vor großem Abill bewahret hat.“ —



Zur Orientierung über die Zustände in Oesterreich.

Von

J. Friedrich von Schulte.

(Schluß.)

IX. Rückblick und Ausichten.

Die innere Entwicklung in Oesterreich seit 1860 leidet an dem größten Fehler, der gemacht werden kann, an beständigem Experimentieren und dem hier- von unzertrennlichen Schwanken, das wieder Halbheit erzeugt. Ging man seit 1850 auf die Zentralisation los, so war seitdem die Dezentralisation an der Tagesordnung. Ungarn mit Siebenbürgen und Kroatien stehen mit Cisleithanien, abgesehen vom gemeinsamen Souverain, nur in einem vertragsmäßigen Verbande. Kommt es zu Differenzen, so zieht Cisleithanien regelmäßig den kürzeren, wie der neueste „Ochsenkrieg“ gezeigt hat, da die Ungarn die Taktik, keinerlei Rücksicht als die auf sich selbst gelten zu lassen, längst erprobt haben. Ungarns bester Bundesgenosse ist die Furcht vor dem, was kommen könnte, wenn der Ausgleich in die Brüche ginge. In Ungarn selbst hat der Magyarisismus die Zügel immer schroffer angezogen; die Magyarisierung macht täglich größere Fortschritte, zu seiner Hebung wirken die maßgebenden Parteien zusammen, mag ihre Richtung im übrigen auch noch soweit auseinandergehen.

Im eigentlichen Oesterreich hat die Dezentralisation riesige Fortschritte gemacht, seitdem das Ziel die Nationalitäten zu beruhigen in der Weise verfolgt wird, wie es unter dem jetzigen Ministerium der Fall ist. Kein billig und gerecht denkender Staatsmann wird das Streben tadeln, gerechte nationale Forderungen zu befriedigen. Aber darum handelt es sich in Oesterreich überhaupt nicht. Das Streben der Czechen in Böhmen und Mähren, der Slowenen in den südlichen Kronländern und der Italiener in Südtirol geht einfach hinaus auf zweierlei: erstens Unterdrückung des Deutschtums, zweitens Sonderstellung nach allen Richtungen. Für Böhmen liegt der Beweis vor in der Deklaration der Czechen, den Landtagsadressen von 1870, den Fundamentalartikeln von 1871; „böhmisches Staatsrecht,“ Herstellung der Wenzelskrone ist das Ziel der Czechen in Böhmen, denen die slavische Mehrheit des mährischen Landtags am 13. Oktober 1871 zugestimmt hat. Noch haben sie das Ziel nicht erreicht, noch scheint der österreichische Kaiser nicht gewillt zu sein, die seit 2. Dezember 1848 geführte Regierung dadurch von den Czechen als legitim anerkennen zu lassen, daß er der Sirenenstimme des böhmischen Landtags folgt, die ihm in der Landtagsadresse vom 5. Oktober 1870 zurief: wenn er alle Begehren erfüllt habe, „dann wird auch das Volk von Böhmen das geheiligte Symbol der staatsrechtlichen Selbständigkeit und der Souveränität des Staates Böhmen auf dem gesalbten Haupte Euer Majestät mit Jubel begrüßen.“ Indessen, in Oesterreich ist — sehr viel möglich. Die Czechen haben die nötige Zähigkeit und sind durch die Erfolge kühn und

rabiat rücksichtslos geworden. Konnte es auch anders werden? Vor 1860 kaum ein Gymnasium mit rein-tschechischer Unterrichtssprache, heute die Mehrzahl, damals keine systemisirte Universitätsprofessur mit tschechischer Sprache außer für diese selbst und die Pastoral, heute eine rein-tschechische Universität, rein-tschechisches Polytechnikum neben den deutschen Anstalten. Wenn man solche Anstalten schafft, obwohl die tschechische Litteratur für kein einziges Fach auch nur ein Duzend wirklich wissenschaftlicher Werke aufzuweisen hat; wenn man durch Ministerialordnungen im Gerichts- und Administrativwesen tschechisirt, dann muß dieser großen Nation der Ramm schwellen. Die Vergewaltigung der Deutschen in Schule, Amt, Gericht, Kirche macht derartige Fortschritte, daß man kein Schwarzseher zu sein braucht, um die Befürchtung feindlichen Aufeinanderplagens der Deutschen und Tschechen zu hegen. Mit dem Deutschtum im Lande soll aber auch das Oesterreichertum ausgerottet werden. Böhmisches Heer mit tschechischer Sprache, Unabhängigkeit von Wien für die oberste Verwaltungs- und Gerichtsstelle ist bereits als Forderung formuliert und ausgesprochen. Durch die Plazierung der Regimenter in ihren Ergänzungsbezirken hat man ohne es zu wollen den Grund dazu gelegt, die nationalen Gegensätze in der Armeekorps zum Ausbruch kommen zu lassen. Wenn in Mähren und Krain die slavischen Majoritäten schon 1871 am selben Tage den tschechischen Forderungen zustimmten, darf man versichert sein, daß sie davon nichts zurücknehmen und jeden weiter entgegenkommenden Schritt der Regierung nur als Schwäche auslegen wird, der zu immer größeren Ansprüchen ermutigt. Die Selbständigkeit der Wenzelskrone, des Herzogtums Krain u. s. w. werden als Forderungen bleiben, bis zur Gewährung oder —

In Galizien ist bereits das Deutschtum vernichtet, in Amt und Schule nur die polnische Sprache die herrschende; dort befindet sich das ruthenische Element ungefähr in derselben Lage wie das deutsche in Böhmen.

Wer die Zustände in Oesterreich kennt, die Vorgänge der letzten Jahre genau verfolgt hat, wird sich sagen müssen, daß die Aussichten sehr trübe sind. Schreitet die Regierung auf dem jetzigen Wege noch weiter fort, so bleibt nichts übrig als alle Ansprüche der Tschechen u. s. w. zu erfüllen. Daraus würde ein Kampf entstehen zwischen Deutschtum und Deutschen einerseits, Slaventum und Slaven andererseits, welcher für den Bestand der Monarchie gefährlich werden könnte. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß ein offener Kampf droht. Käme es aber zur Erfüllung der slavischen Forderungen in Cisleithanien, so würde der Kampf der Nichtmagyaren mit den Magyaren in Ungarn folgen.

Eine Änderung und Besserung ist nur möglich, wenn man sich der Gefahr, welche droht, völlig bewußt wird und den festen, starken Willen hat, Wandel zu schaffen. Wie das geschehen könne, soll angedeutet werden; die nähere Ausführung müssen wir uns mit Rücksicht auf den Raum versagen. Die Stellung, welche Ungarn hat, kann nicht mehr geändert werden, ebensowenig kann zurückgenommen werden, was Galizien gewonnen hat. Galizien hat eine fast ausschließlich slavische Bevölkerung; die geringe Zahl der Deutschen u. s. w. kommt nicht in Betracht. Es würde richtig sein, Galizien eine möglichst weitgehende Sonderstellung einzu-

räumen nach Analogie der von Ungarn. Damit wäre sofort die Gesamtstellung der übrigen cisleithanischen Länder*) der historischen Entwicklung entsprechend gegeben. Für diese ist die deutsche Sprache das durch die Person des Monarchen und die Geschichte gegebene Bindemittel; sie sind seit dem 16. Jahrhundert in rechtlicher und wirtschaftlicher Hinsicht gleicher Entwicklung unterstellt gewesen; die geographische Lage weist Böhmen, Mähren, Schlesien, Österreich und Tirol auf (politisch oder sprachlich genommen) deutsche Gebiete für den erternen Verkehr hin, soweit er nicht nach dem Osten geht. In diesem Komplex bilden die Deutschen die unbedingte Majorität; Schule, Kultur, Handel, Industrie, Gewerbe haben allenthalben eine deutsche Grundlage; die rechtlichen Einrichtungen sind entweder getragen von der gleichen Entwicklung, wie in Deutschland, oder sind spezifisch österreichische. Käme es zu einer solchen Gestaltung: Ungarn in der bisherigen Stellung, Galizien wesentlich selbständig bezüglich aller nicht den „Delegationen“ (Nr. V.) vorbehaltenen Gegenstände, die übrigen Länder, so würde den wirklichen begründeten nationalen Ansprüchen volle Rechnung getragen werden können, ohne daß eine Unterdrückung der Minorität zu befürchten wäre. Die Deutschen gehen nicht darauf aus; das ist seit 1860 zur Genüge bewiesen. Sie brauchen aber auch nicht österreichischer zu sein als ihr Kaiser; nach dem, was bereits geschehen, wäre die Sonderstellung Galiziens zwar noch ein weiterer Schritt zur Dezentralisation, aber zu einer richtigen und segensreichen. Der größte Fehler der verfassungsfreundlichen Ministerien war es, sie nicht herbeigeführt zu haben. Aber erreicht würde sie werden, wenn man nur ernstlich wollte. Ungarn würde sie gerade so gut von Nutzen sein als dem ehemals deutschen Bundesgebiete. Eine solche Gestaltung entspräche einerseits dem innern Bedürfnisse, verhinderte Parteigruppierungen, deren Zusammenhalt in Motiven liegt, die dem österreichischen Staatsgedanken feindlich sind, und gestattete dem Gesamtreiche eine Machtstellung zu entfalten, wie sie nicht möglich wird, so lange der Keim der Spaltung im Innern vorhanden ist. Das auf diese Weise konstituierte Österreich würde mit dem deutschen Reiche leicht ein festes Bündnis schließen können, welches für beide Teile von der größten Bedeutung sein und ihnen eine Stellung verschaffen müßte, die nicht bloß jedem Angriffe, möchte er von Osten oder Westen, oder von beiden kommen, gewachsen wäre, sondern den verbündeten Reichen die unbedingt entscheidende Stimme in Europa sichern würde. Eine andre Wendung, Entlassung des jetzigen Ministeriums, Zurückgreifen auf den Standpunkt vor dem Jahre 1881, dürfte nur den Erfolg haben, daß sich dieselben Schachzüge abspielten wie früher und die alte Verwirrung sich wiederholen würde.

*) Von diesen gehörten allerdings Dalmatien mit (1882) 486309 Einw., Bukowina mit 583427 Einw. nicht zum ehemaligen deutschen Bunde, ebenso nicht ein Teil des Küstenlandes. Letzteres fällt nicht ins Gewicht. Zum Deutschen Bunde gehörte ein Teil von Galizien (die Herzogthümer Anschütz und Zator.) Ein Arrangement dürfte sich wohl treffen lassen dahin, daß ganz Galizien zusammen bliebe; die Bukowina und Dalmatien entweder dem ehemals deutschen Teile zufielen, oder zu Ungarn bezw. Kroatien in eine grundgesetzlich fest geregelte und vor jeder Willkür bewahrte Stellung treten würden.

Daß die Krone bei erstem und festem Willen mit einem geeigneten Ministerium in einem neuen Reichsrathe zu dem gezeichneten Ziele kommen würde, ist im Hinblick auf die Vergangenheit und die Zusammensetzung des Reichsraths nicht zu bezweifeln.



Die drei Eiseiligen.

von

Paul Reis.

II.

Es ist eine verkehrte Welt, das neunzehnte Jahrhundert. In alten Zeiten — und in manchen Gegenden auch jetzt noch — mußten die Heiligen des Himmels herhalten, um die Missethaten der Sterblichen zu sühnen. Jetzt geht die veruchte Aufklärung so weit, von den Naturkundigen das Umgekehrte zu verlangen, nämlich die Missethaten der drei Eiseiligen, — nicht zu sühnen, denn darüber ist der dem Idealen abholde praktische Sinn hinaus, sondern sie unschädlich zu machen, Mittel aufzufinden, durch welche die Frostnächte der Maimitte oder des Aprilschlusses für die Vegetation schadlos vorübergehen könnten. Jedoch sind damit die berechtigten Wünsche der Beteiligten nicht erschöpft, sie wollen auch wissen, ob und wann die Frostnächte eintreten, wenn möglich einige Tage voraus, damit man sich zur Abwehr behaglich rüsten könne. Diesem Ziele sind wir durch die Erkenntnis der Ursachen, welche in dem ersten Artikel besprochen wurden, etwas näher gerückt.

Hier stehen wir an einem Punkt, wo die Bedeutung der im ersten Abschnitt besprochenen Isobarenkarten auch für das Binnenland zum erstenmale entschieden in die Augen springt. Daß dieselben für die Seestädte fast unentbehrlich sind, indem sie über die Ankunft und den Weg der Stürme Aufschluß geben, braucht nicht mehr erwähnt zu werden. Schon von diesem Standpunkte aus ist als löblich anzuerkennen, daß einzelne deutsche Unterrichtsministerien den Schulen anbefohlen haben, die Isobarenkarten mit ihren Maximis und Minimis des Luftdrucks den Schülern verständlich zu machen, und es bleibt nur zu wünschen, daß diese Anordnung in allen deutschen Landen erlassen und, was die Hauptsache ist, auch befolgt werde. Nicht wenig darf man in dieser Beziehung von dem so eben gegründeten „Deutschen meteorologischen Verein“ hoffen, indem er das bis jetzt schlafende Interesse für die Fortschritte der Meteorologie wecken und lebendig erhalten möge. Aber gerade der Fortschritt in der Meteorologie der Lenzfröste zeigt, daß auch für das Binnenland die Isobarenkarten in nicht ferner Zeit unentbehrlich werden dürften. Wenn in Beziehung auf Spezialwetterphänomene noch mehr solcher Fortschritte, wie zu erwarten ist, eingetreten sein werden, dann wird sich wohl keine größere Zeitung des Festlandes mehr der Notwendigkeit

entziehen können, wie es die „Times“ schon seit Jahren thun, tägliche Wetterkarten in ihre Spalten aufzunehmen.

Denn jenes tiefe Minimum des Luftdrucks, das zur Zeit der Maifröste zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere herrscht, und das entsprechende Maximum der Temperatur fallen nicht plötzlich vom Himmel herab, sondern bereiten sich mehrere Tage lang allmählich vor, und an den Isobarenarten läßt sich diese stille Thätigkeit der Natur belauschen. Wie die nördlicher heraufsteigende Sonne ihre wärmende Kraft zuerst an dem größten Teile Südeuropas, der olympischen Halbinsel, äußert, so biegen sich auch die Isobaren, das Sinken des Luftdrucks andeutend, schon mehrere Tage vor den Maifrösten sowohl vom Osten als vom Westen der olympischen Halbinsel aus nach Norden, so daß sie auf dieser selbst zuerst sanft nach Norden gebogene Buchten bilden, die sich allmählich zu langgestreckten Zungen umgestalten. Bald ist demnach die Halbinsel im Westen, Norden und Osten von höherem Luftdrucke umschlossen, wodurch die Entstehung eines Minimums vorbereitet ist. Geschlossen wird dasselbe, wenn noch im Nordwesten und Westen ein sich allmählich nach Süden ausbreitender hoher Luftdruck waltet; von England und Frankreich schreitet derselbe südostwärts immer weiter fort, breitet sich über Spanien nach dem Mittelmeere aus und umschließt so die olympische Halbinsel, wodurch dieselbe ganz dem Minimum verfallen ist. Dann gewinnt der hohe Druck im Norden seine Wirksamkeit, treibt die kalte Nordluft nach dem ungarischen Minimum, womit die Entstehung der Maifröste eingeleitet ist.

Es lassen sich demnach die Maifröste schon drei Tage vor ihrem Eintreffen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit prognostizieren, vorausgesetzt, daß die Isobarenarten täglich veröffentlicht werden, in den Abendblättern der Tage, an denen morgens die Seewarte ihre Berichte telegraphisch versendet. Zeigen die Isobaren über der olympischen Halbinsel schwache Buchten nach oben und steht über England und dem Nordmeer ein hoher Luftdruck, so ist die Gefahr der Maifröste angezeigt, und es wird schon Zeit, die Präservative vorzubereiten. Sind am folgenden Tage die Ausbuchtungen größer und hat sich der hohe Luftdruck im Nordwesten nach Nordeuropa fortgepflanzt, so ist die Gefahr wesentlich gestiegen. Nach zwei Tagen schon können die Fröste kommen. Hat sich endlich am dritten Tage der hohe Luftdruck nach Spanien verbreitet, während die Isobaren zu langen bis über Polen hinausreichenden Zungen ausgezogen sind, so ist am folgenden Tage das Minimum für Ungarn zu erwarten, und die Lenzfröste werden für Westeuropa nicht ausbleiben.

Schon vor zehn Jahren, als die Frühjahrsfröste einige Male die schönsten Hoffnungen auf guten Wein zerstört hatten, war man den Mitteln näher getreten, durch welche dieselben weniger schädlich gemacht werden könnten. Damals hatte Klinkerfues, der berühmte Astronom und Meteorologe von Göttingen, schon ein Mittel zur Vorauserkennung der Maifröste vorgeschlagen. Dasselbe beruhte auf Beobachtungen der Luftfeuchtigkeit mit dem Klinkerfues'schen Bifilarhygrometer. Diese Instrumente messen wie die anderen Hygro- und Psychrometer den Gehalt der Luft an Wasserdampf, d. h. sie geben nicht eigentlich an,

wieviel Wasserdampf die Luft im Augenblicke der Messung enthält, sondern wieviel Prozente der vorhandene Wasserdampf von demjenigen Betrage ausmacht, den die Luft bei der augenblicklichen Temperatur enthalten würde, wenn sie dampfgesättigt wäre. Wenn z. B. der Zeiger des Instrumentes auf 95 steht, so bedeutet dies, daß die Luft 95 Prozente der Dampfmenge enthält, die sie bei der herrschenden Temperatur fassen könnte; die Luft ist dann nahezu dampfgesättigt, eine geringe Abkühlung reicht aus, sie in übersättigten Zustand zu versetzen, in welchem sie notwendig Niederschläge von Regen oder Schnee entwickeln muß. Steht aber der Zeiger des Instrumentes auf 25, so sagt es uns, daß die Luft nur 25 Prozent oder ein Viertel des Dampfes enthält, den sie jetzt enthalten könnte; sie ist dann sehr weit von ihrer Sättigung entfernt, also auch weit von dem Zustande, der Regen oder Schnee entwickelt, es bleibt noch längere Zeit trocken. Derselbe Gedanke wird auch durch den Taupunkt ausgedrückt, d. i. diejenige Temperatur, bei welcher die Luft mit dem wirklich vorhandenen Dampfe gesättigt ist. Der Taupunkt muß bei den meisten Instrumenten aus den Zeigerangaben mit Hilfe von Tabellen berechnet werden, während bei dem Klinkerfues'schen Bifilarhygrometer aus einem Nebenapparat durch eine kleine Drehung der Taupunkt abgelesen werden kann. Liegt derselbe der augenblicklichen Temperatur sehr nahe, so ist Regen oder Schnee zu erwarten; liegt er dagegen ferne, so bleibt es noch lange trocken. Das klingt sehr plausibel; wenn man das anhört, so denkt gewiß jeder: Ein zuverlässiges Hygrometer muß ein ausgezeichnete Wetterprophet sein. Die ältere Meteorologie hielt in der That viel von diesen Instrumenten, nur waren dieselben nicht praktisch, bedurften eines längeren Experimentes oder einer längeren Rechnung; darum begrüßten viele das Klinkerfues'sche Haarhygrometer mit wahren Enthusiasmus, da es ein unmittelbares Ablefen der relativen Feuchtigkeit und des Taupunktes ermöglichte. Allein die moderne Meteorologie erklärte, daß die Luftfeuchtigkeit gar nicht von solcher Bedeutung für die Wetterphänomene sei, da sie von Windwechsel, Luftdruck und Temperatur jeden Augenblick geändert werden könne; auch sei sie an gar nicht weit von einander entfernten Orten oft sehr verschieden, so daß ihre Beobachtung an einem Orte keinen zuverlässigen Wetterfaktor abgeben könne. Diese Meinung der modernen Meteorologie gewann eine wesentliche Bestätigung durch die Thatfache, daß die Klinkerfues'sche ältere Wetterprognose, welche eben vorwiegend auf Hygrometerbeobachtungen beruhte, nicht durchgedrungen ist, obwohl sie von ihrem Urheber selbst öffentlich ausgeübt wurde, während die Treffer der modernen Cyclonen- und Depressionsmeteorologie immer mehr zunehmen. Indessen ist doch der Rückgang der Klinkerfues'schen Wetterprognose nicht entfernt mit dem Schiffbruche des „neuen Wettermahdi von Köln“ zu vergleichen, was hinreichend anzeigt, daß ein richtiges Element in derselben steckt, nämlich die Beobachtung der Luftfeuchtigkeit, die doch unzweifelhaft ein wichtiger Wetterfaktor ist. Andererseits hat sich auch Klinkerfues veranlaßt gesehen, die ausschließlich durch das Hygrometer vermittelte Prognose zu verlassen, indem er in seinem neuen Wetterkompaß das Barometer mit dem Hygrometer verband und hierdurch ein Wetter-

instrument herstellte, das nach fast zweijährigen Beobachtungen vollständig befriedigend das Wetter auf 12 bis 24 Stunden voraus angab. Wenn einmal die jetzt herrschende Cyclonen- und Depressionstheorie völlig ausgebildet sein wird, so mag man wohl auch wieder zu der augenblicklich hintangesetzten Luftfeuchtigkeit zurückkehren und aus gleichzeitigen Allgemeinbeobachtungen derselben manches dann noch zurückgebliebene Rätsel lösen. Bis dahin werden wohl auch völlig zuverlässige Hygrometer mit leicht praktischer Beobachtungsmethode konstruiert sein; Klinkerfues^{*)} arbeitet fortwährend an der Verbesserung seines Instrumentes und empfiehlt als besonders zuverlässig sein jüngst patentiertes Reversionshygrometer, während er für die ältere Konstruktion keine Bürgschaft mehr leistet, da er ihre Anfertigung nicht mehr überwacht. Dann werden auch die zahlreichen Beobachtungen, die Klinkerfues über den Zusammenhang der Wettercharaktere mit den Änderungen des Dampfgehaltes angestellt hat, erneute und erhöhte Würdigung gewinnen. Eine von diesen Beobachtungen betrifft den Zusammenhang der Frostnächte mit dem Taupunkte: Wenn morgens um 8 Uhr der Taupunkt unter dem Nullpunkte des Thermometers liegt, dann tritt in der folgenden Nacht ein Frost ein. Diese Prognose hat sich nach Klinkerfues sehr gut bewährt, und nach der „Landwirtschaftlichen Zeitung für die Provinz Posen“ hat dieselbe nicht weniger als 96 Prozent Treffer, ein Satz, dessen sich keine andere Prognose bis jetzt erfreute. Die Vereinigung dieser Prognose mit derjenigen aus den südosteuropäischen Fobaren läßt die Nachtfroste mit größerer Sicherheit voraus erkennen; außerdem ergänzt sie die letzterwähnte, da diese für den letzten Tag vor dem Nachtfrost unmöglich schon publiziert sein kann.

Wenn nach diesen vereinigten Prognosen ein Nachtfrost mit einiger Sicherheit zu erwarten ist, dann ist es Zeit, die Mittel zur Verhütung seiner Schäden vorzubereiten. Um aber die Wirksamkeit dieser Mittel verstehen zu können, muß man vor allem wissen, wie das Erfrieren der Pflanzen vor sich geht, wobei uns die seltsame Erscheinung aufstoßen wird, daß die Frostzerstörung sogar geschehen kann, wenn die Lufttemperatur mehrere Grade über Null liegt. Die Wissenschaft hat festgestellt, daß, wie die Erwärmung der Luft bei Tage nicht direkt von der Sonne aus geschieht, sondern indirekt durch Vermittlung des Erdbodens, so auch die Abkühlung der Luft bei Nacht vom Boden aus stattfindet. Wie bei Tage der Boden wärmer ist wie die Luft und diese allmählich erwärmt, so sind bei Nacht der Boden und die Bodengegenstände kälter als die Luft und kühlen dieselbe allmählich ab. Im heißen Wüstenlande bei Bagdad hat man schon Temperaturen von 70° beobachtet, während die Luft kaum 50° Wärme hatte; ebenso ist in der Nacht Wiesengras schon 6° kälter gefunden worden als die Luft in einigen Metern Höhe über dem Grasboden. Natürlich wird aber auch die Luft abgekühlt durch einen kalten nördlichen Wind, indem dessen kalte Luft sich mit der vorhandenen wärmeren Luft mischt oder dieselbe verdrängt und ihre Stelle einnimmt. Wie nun bei Tage die Erwärmung des Bodens durch Einstrahlung

^{*)} Natürlich war der Artikel schon vor dem traurigen Tode des verdienten Forschers geschrieben.

von seiten der Sonne vollbracht wird, so geschieht bei Nacht die Abkühlung des Bodens durch Ausstrahlung nach dem kalten Himmelsraume. Jener lachende, lichte Äther des blauen Himmels, den der Dichter mit einem Zauber- mantel erreichen möchte, ist nämlich für den Menschen durchaus kein Wonnemeer, sondern der Tod selbst, da er wohl eine Temperatur von 200° Kälte hat. Und von diesem finsternen Todesraume sind wir nur durch eine äußerst leicht durchstrahl- bare Luftschicht von vielleicht 12 Meilen Dicke geschieden. Wenn demnach der Nachthimmel völlig sternklar ist, so strahlt die Erdoberfläche ihre Wärme nach dem kalten Weltraume hinaus und kühlt sich so rasch ab, wie eine glühende Eisenkugel in gewöhnlicher Luft bald ihre Glut verliert. Darauf beruht ja die bekannte Thatsache, daß in den wunderklaren, zwölf Stunden dauernden Tropen- nächten die Temperatur fast bis zum Nullpunkte herabsinkt, daß der am Tage von der Hitze Gequälte in der Nacht keine Erquickung findet, sondern vom Frost gepeinigt wird, daß überhaupt die Tropengegenden nicht so heiß sind, wie man es sich häufig vorstellt, ja daß an einzelnen Gegenden Indiens, wo noch ein kalter Wind mitwirkt, in flachen weiten Schalen künstliches Eis erzeugt wird. So erklärt sich auch leicht das Erfrieren der Pflanzen: Ist durch längere Zeit wehenden nördlichen Wind, wie ihn das ungarische Minimum erzeugen muß, die Luft und natürlich auch der Erdboden bis auf einige Grad über Null abgekühlt, so reicht eine sternklare Nacht hin, daß die Temperatur des Bodens und der Pflanzen durch ihre Ausstrahlung nach dem kalten Weltraume um mehrere Grade unter Null sinkt.

Die Strahlung ist ein Lieblingskind vieler Physiker gewesen, manche wie Melloni haben die ganze Lebenskraft an die Erforschung ihrer Geheimnisse ge- setzt; und die größte That Kirchhoffs war das Strahlungsgesetz, das diesem Forscher ermöglichte, die Fraunhofer'schen Linien zu erklären und uns dadurch Eingang auf der Sonne zu verschaffen. Merkwürdig ist die große Überein- stimmung zwischen der Ausstrahlung oder Emission der Körper und der Ein- strahlung oder Absorption derselben, d. i. die Fähigkeit, auf die Körper treffende Wärme- und Lichtstrahlen in sich aufzunehmen. Für beide Erscheinungen gelten dieselben Gesetze, ja sogar dieselben Zahlen. Das Hauptgesetz ist folgendes: Glatte, helle, dichte Körper, wie z. B. gehämmerte polierte Metalle haben ge- ringe Aus- und Einstrahlung, während rauhe, dunkle, lockere Körper starke Aus- und Einstrahlung bewirken; das eigentliche Urbild von Rauheit, Dunkelheit und Lockerheit, der Ruß, ist der allerbeste Strahler. Eine Wiese mit ihren zahlreichen, spitzen Grasblättchen bildet eine rauhe, lockere, dunkle Oberfläche; darum ist die Ausstrahlung derselben sehr stark. Kann es hiernach Wunder nehmen, wenn ein in der Grasfläche steckendes Thermometer in der Nacht oder morgens 6 Grade weniger zeigt, als in 1 Meter Höhe? Indessen erfrieren Wiesen doch nicht, weil die Grasblättchen zu hart und trocken sind; denn das Erfrieren besteht ja darin, daß die Wasserteilchen des Pflanzensaftes sich in Eis verwandeln und durch die hiermit verbundene unüberwindliche Ausdehnung des Eises die Zellen und Gefäße zerstören; die trockenen Grasblättchen können daher schon etwas aushalten. Aber

auch die fast wiesenartig aussehenden Äcker mit jungem Getreide haben eine starke Ausstrahlung; außerdem sind die Blättchen der jungen Frucht weicher und feuchter, deshalb kommt das Erfrieren von Roggen und anderer Winterfrucht im sehr kalten und schneelosen Winter schon öfter vor; im Frühlinge werden Nachfröste besonders gefährlich, weil durch das Steigen des Pflanzensaftes die Blättchen noch weicher und feuchter werden, und die keimenden Herzen fallen den Lenzfrösten haufenweise zum Opfer, weil eben die Ausstrahlung der lockeren, dunklen, rauhen Fläche der jungen Frucht sehr bedeutend ist. Ähnlich verhalten sich Weinberge, deren Bodenzeilen ganz mit Unkraut bedeckt sind; die starke Ausstrahlung dieses lockeren, dunklen, rauhen Bodens zerstört alle Rebenkeime in einer Frostnacht. Einmal wurde sogar ein Schutzmittel nach diesem Prinzip einem großen Weinberge zu völligem Verderbe; die Reben waren mit Tannenzweigen bedeckt, deren Nadelspitzen offenbar eine lockere, rauhe Fläche bildeten, sodaß die Ausstrahlung alle Reben zerstörte. Stroh mit seinen glatten, dichten, hellen Flächen bietet diese Gefahr nicht, ist daher ein ausgezeichnetes Deckmittel. Ja sogar der Weinbergsboden muß von diesem Standpunkte aus als wichtiger Faktor angesehen werden; der ungehackte feste Winterboden ist glatt, hell und dicht gegen den aufgelockerten Boden, strahlt also viel weniger Wärme aus als dieser. Außerdem ist in dem nicht gelockerten Boden die Verdunstung stärker, weil in dem gelockerten Boden die Capillargefäße zu weit werden und das Aufsteigen des Bodenwassers nicht mehr zulassen. In dem ungehackten Boden haben daher die Reben weniger Saft, und auch die jungen Schößlinge sind trockener, erfrieren daher weniger leicht. Aus beiden Gründen wird empfohlen, das Auslockern der Weinberge auf die Zeit nach den drei Eisleiligen zu verschieben. So ergibt schon das erste Gesetz der Strahlung eine Reihe von Maßregeln, die zur Verminderung der Frostschäden dienen können; das zweite Gesetz macht jedoch die Vermeidung der Schäden möglich.

Das zweite Gesetz spricht die sehr natürliche Folgerung aus, daß die Ausstrahlung mit der Temperaturdifferenz zwischen dem Körper und seiner Umgebung wächst, also um so stärker ausfällt, je heißer der Körper und je kälter seine Umgebung ist; die warme Erdoberfläche muß daher in dem ungemein kalten Äther ihre Wärme rasch ausstrahlen. Freilich könnte man einwenden, daß die ausstrahlende Erdoberfläche durch die 12 Meilen dicke Atmosphäre von dem kalten Weltraume geschieden ist. Aber diese Luftschicht ist für Wärme ebenso durchstrahlbar wie sie für Licht durchsichtig ist; in demselben Augenblicke z. B., wo wir die hinter einer Wolke vortretende Sonne sehen, empfinden wir auch schon die wärmende Kraft ihrer Strahlen; nur einen geringen Prozentsatz der Wärmestrahlen, welche durch die Luft gehen, vermag dieselbe in sich aufzunehmen und zu absorbieren, die bei weitem größere Menge geht blißschnell, mit der Geschwindigkeit des Lichtes, durch die Atmosphäre. So durchdringen auch die von der Erdoberfläche emittierten Wärmestrahlen die klare trockene Luft und verlieren sich spurlos im Weltäther. Total verändert aber wird die Ausstrahlung, wenn die Erde in einen Wolkenmantel gehüllt ist; die Erdoberfläche hat dann nicht den absolut kalten Weltraum

vor sich, sondern eine Wolkendecke von durchschnittlich 10° Wärme; daher ist die Ausstrahlung nach dem zweiten Gesetze wesentlich geringer, und die Strahlen, die vom Erdboden nach der Wolkenbank gehen, werden von dieser zurückgeworfen oder aufgenommen, absorbiert, bleiben also in der Lufthülle. Zahlreiche, allbekannte Erscheinungen bestätigen diese Folgerung aus dem zweiten Gesetze. Ist an Wintertagen die Erde mit Wolken bedeckt, so ist die Temperatur durchschnittlich 6–10 Grade weniger niedrig als in klaren, hellen Zeiten; je sternklarere die Winternächte sind, desto grimmiger ist die Kälte. Der Nordwestwind bringt das häßlichste Wetter, weil er heitere, also kühle Nächte und bedeckte, also auch kühle Tage erzeugt. Tau und Reif, welche durch die starke Abkühlung der Erdoberfläche entstehen, bilden sich nur in klaren Nächten, die eine bedeutende Ausstrahlung zulassen, fehlen ganz in wolkenbedeckten Nächten, wo die Ausstrahlung auf ein Minimum reduziert wird. Daß Tau nur in heiteren Nächten fällt, war schon den Römern des ersten Jahrhunderts bekannt (Plinius II., 61); und da sie den Reif für „erstarrten Tau“ hielten, so lag die Folgerung nicht fern, durch künstliche Bewölkung mittels Rauch die Reifbildung zu verhindern. Columella, der landwirtschaftliche Schriftsteller des Altertums, berichtet schon über den günstigen Erfolg des Räucherns der Weinberge zum Schutze gegen Frühjahrsfröste. Das dem Schießpulver und Fanatismus erlegene Jnkavoll bewies seine überlegene Kultur auch durch die Anwendung des Räucherns zum Frostschutze. In neuerer Zeit ist dasselbe Verfahren in Frankreich und Italien, Ungarn und Tirol im großen seit lange in Anwendung. Der deutsche Bauer aber, nach Riehl das konservativste Element unseres Volkstums, hält an seinen alten Bräuchen und Unbräuchen fest und nimmt insbesondere nichts an, was die Wissenschaft ihm rät; er meint, so ein „stubenhoender Schulmeister“ kann doch unmöglich etwas von Landwirtschaft verstehen, und verspottet die rationellen Landwirte als „Manschettenbauern“.

In Baden, wo man von den Räucherfolgen des benachbarten Elsaß überzeugende Kunde erhielt, hat Professor Johannes Neßler in Karlsruhe sogar eigene Räucherfuchen hergestellt, welche den Zweck verfolgen, möglichst billig den stärksten Rauch zu entwickeln, ohne heiße Flammen zu erzeugen. Es wurden nämlich zur Räucherzeugung auch Haufen von dünnen Melden, dürrer Kartoffelstroh u. dergl. mit Pech oder Teer begossen, in Brand gesteckt und dann mit feuchten Melden, Kartoffelkraut u. s. w. zugeworfen; auch Teer wurde in Schalen oder Erdgruben entzündet. Daß hierdurch manchmal große Flammen mit schwachem Rauch aufschlugen, ist erklärlich; die hierbei entwickelte Hitze schädigte aber im weiten Umkreise die Pflanzen mehr als der Frost und brachte so das Räuchern in Mißkredit. Deshalb stellte sich Neßler die Aufgabe, ein Rauchmaterial herzustellen, das ohne Flamme viel Rauch erzeugt und die ganze Nacht hindurch wirkt. Man hatte nämlich irrthümlicherweise geglaubt, das Räuchern zur eigentlichen Frostzeit, also am frühen Morgen sei hinreichend, und hatte dabei die oben gegebene Erklärung des Erfrierens außer acht gelassen, nach welcher die Pflanzen schon unter dem Nullpunkte sind, wenn die Luft noch warm ist; auch in dieser Hinsicht sollten die Räucherfuchen genügen. Sie bestehen aus

einem Gemenge von Sägemehl mit Salpeterlösung und Teer. Das Sägemehl wird mit der Lösung übergossen und gemengt, und dann der Teer dazu gerührt; das Pulver wird an der Luft getrocknet, dann mit Stärkekleister gemengt und zu Kuchen geformt. Ist nun die Frostnacht bevorstehend, so wird eine größere Anzahl von Kuchen in langen Reihen derart aneinander gelegt, daß jeder Kuchen den folgenden ein wenig bedeckt, und der allerletzte wird am freien Ende angezündet. Wenn derselbe abgebrannt ist, so hat er seine Glut dem unter ihm liegenden Ende des zweiten Kuchens mitgeteilt, wodurch jezt dieser weiter brennt und so die Glut durch die ganze Reihe fortpflanzt und stundenlang erhält. In jeder Beziehung genügen also diese Kuchen den weitgehendsten Anforderungen. Der Salpeter giebt ihnen etwas Sprühendes, wodurch der Rauch mit einiger Vehemenz herausgestoßen wird; das verteilte Sägemehl, der verteilte Teer sind durch den Sauerstoff des Salpeters leicht verbrennlich, ohne Flammen zu erzeugen, da die hygroskopische Kraft des Kleisters die Kuchen etwas feucht erhält. Und woran ist nun die Anwendung dieser sinnreichen Erfindung gescheitert, die nicht bloß ein den Volkswohlstand beförderndes Schutzmittel bilden sollte, sondern einen eigenen, neuen, blühenden Industriezweig, die Räucherfuchensabrikation, hervorzurufen könnte? An der Sorglosigkeit des Landvolkes, das wohl für den Augenblick, auch noch für die nächste Ernte denkt und schafft, nicht aber für das nächste Jahr und gar nicht für die späteren Zeiten. Die Kuchen können nämlich nur im Sommer fabriziert werden, weil nur dann das Trocknen des Gemenges möglich ist. Der Fabrikant müßte also ungeheure Räume haben, um die nötige Zahl von Kuchen für das nächste Frühjahr aufzubewahren; denn die Bauern lassen sich nicht bewegen, für das nächste Frühjahr zu kaufen; es könnten ja dann die Maifröste auch einmal ausbleiben. Lieber stellen sie sich hin und lachen den Mausehettenbauer aus, der sein Grundstück mit Kuchen räuchern will und sehen muß, daß der Wind den Rauch auf die Nachbarstücke treibt. Hier kann nur die Gesetzgebung helfen, indem sie allgemeines Räuchern für besonders gefährdete Bezirke, also z. B. für Weinbergsgewannen anordnet.

Indessen ist das Räuchern nicht das einzige Schutzmittel gegen das Erfrieren der Reben; auch das Decken mit Stroh hat sich als vortrefflich bewährt. Man darf hier nicht daran denken, daß es nöthig sei, den ganzen Weinberg wie ein Gartenbeet im Winter mit Strohmatte zu bedecken, vielmehr reichen wenige Halme für einen Rebstock aus. Es wurde nämlich bemerkt, daß manchmal Weinberge mit dicken Pfählen vom Froste nicht oder nur wenig beschädigt wurden, und dies besonders dann, wenn die Pfähle, wie es in manchen Rheingegenden der Fall ist, noch durch Längstangen zu Planken, einer Art von Gitter oder Geländer verbunden sind. Diese Beobachtung lehrt, daß schon eine geringe Störung der Ausstrahlung die Temperaturerniedrigung wesentlich vermindert, daß daher das glatte, helle, wenig strahlende Stroh selbst mit wenigen Halmen günstig wirken kann. Die einfachste Methode der Strohdeckung hat der Landwirt Meister in Effelée bei Quaim 1874 angegeben: Eine Handvoll Stroh wird in der Längemitte umgeknickt, am Buge mit Stroh oder Bindfaden festgebunden, an der Bindestelle

neben einem Rebstock in den Boden gesteckt, wonach mit ein oder zwei Handgriffen das Stroh fächerartig über die Reben ausgebreitet wird. Ein Arbeiter kann in einer Stunde 250 solcher Strohbündel anfertigen und sie in einer zweiten Stunde im Weinberge anbringen, und da das Stroh nach dem Froste noch brauchbar ist oder in den folgenden Jahren in gleicher Weise benutzt werden kann, so ist das Verfahren auch billig genug. Da Meisters Weinberge im Jahre 1874 allein vom Froste verschont blieben, so hat das Verfahren gleich im folgenden Jahre in der ganzen Gegend allgemeine Annahme gefunden. Die deutschen Winzer aber haben auch dieses Verfahren unbeachtet gelassen. Bedenkt man nun, welche ungeheuren Verluste ein einziger Frost herbeiführt und daß nach Eisenlohr in 57 Jahren 27 Frühjahrsfröste in Baden eintraten, so liegt der Gedanke wahrlich nicht fern, das Räuchern oder Decken geflüchtigt anzuordnen.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Geologie.

Sahara und Saharameer.

In einem auch als selbständige Abhandlung separat abgedruckten Teile seiner Beiträge zur Geologie und Paläontologie der libyschen Wüste und Ägyptens entwirft Professor R. A. Zittel, bekanntlich selbst seiner Zeit Teilnehmer der Roblfs'schen Expedition, ein überaus anziehendes und lehrreiches Bild von der physischen und geologischen Beschaffenheit der Sahara.

Diese Schilderung dürfte um so mehr allgemeines Interesse erregen, als die in den letzten Jahren viel erörterte Frage von der möglichen Ausdehnung und Bedeutung der eventuell herbeizuführenden Überflutung der Tunesischen Schottregion mit der Frage eines früheren Saharameeres in enger Beziehung steht.

Für jedermann, der den Fortschritten in der Kenntnis der nordafrikanischen Wüstengebiete nicht gefolgt ist, in dessen Erinnerung vielleicht noch eine jener Karten des afrikanischen Kontinentes fortlebt, wie sie in unseren Atlanten im Anfange der fünfziger Jahre figurirten, für den bietet die Abhandlung Zittels des Überraschenden in Menge.

Auf einer solchen Karte von Afrika, wie sie dem damaligen Standpunkte der Kenntnisse entsprach, zog sich ein breiter Streifen vom atlantischen Ozean bis zum Nil quer durch den Kontinent, der in der gleichmäßigen Punktirung, der gänzlichen Abwesenheit jeglicher orographischer Schraffirung, das Bild einer vollkommen ungliederten, einförmigen Ebene darzubieten schien.

Und so war in der That die frühere Auffassung von der Sahara, man dachte sie sich als eine flache einförmige Mulde, wie sie der Boden eines ein-

stigen großen Binnenmeeres darstellen muß. Die gewaltigen Sandmassen, das Gewand dieser Gebiete, das als eine einfache, alles bedeckende, trostlose Hülle galt, sollten nach dieser Auffassung das ins Trockene gestiegene und von den atmosphärischen Strömungen aufgewühlte Sediment des alten Meeresbodens sein.

Wir werden sehen, wie wenig nach den Schilderungen Zittels von diesen Anschauungen unserer Kinderjahre heute noch übrig bleiben kann.

Die Sahara ist ein Glied des großen Wüstengürtels, der sich zwischen dem 16° und 48° nördlicher Breite, durch ganz Nord-Afrika hindurch über Arabien bis nach Zentral-Asien hinein erstreckt und erst im Osten in den Steppen der Mandschurei endigt.

Die Grenzen der eigentlichen Sahara selbst sind auch heute noch keineswegs feststehend, ganz besonders, wenn man bei ihrer Bestimmung auf den eigentlichen Wüstencharakter Gewicht legt. Dieser ist keineswegs überall im Gebiete jenes Gürtels gleichmäßig vorhanden. Ganz besonders ist aber der südliche Verlauf der Grenzlinie der Sahara ein sehr unregelmäßiger und hier die Bestimmung auch sehr schwierig.

Im Norden liegen die Grenzen am Südostfuße des Atlas und an der Küste des Mittelmeeres, im Westen wird der Sand der Wüste in der ganzen Breite vom 9° zwischen dem 17° und 26° nördlicher Breite vom atlantischen Ozean bespült, im Osten stößt sie noch mit allen Wüstencharakteren an den Nil und an die Kettengebirge am Ufer des roten Meeres, nach Süden bezeichnet eine Linie von der Mündung des Senegal über Timbuktu und dann weiter ostwärts zwischen dem 15° und 17° nördlicher Breite auf- und abwärts undulierend bis nach Abu Hammed am Nil die Grenze.

Innerhalb des Rahmens dieser Grenzen liegt ein Gebiet von 166 000 Quadratkilometern. Wenn auch in demselben orographisch recht verschiedenartige Teile sich finden, so sind doch die geologischen und klimatischen Bedingungen für diesen ungeheuren Landkomplex nahezu ganz dieselben. Namentlich ist auch die geologische Regelmäßigkeit und Einfachheit ganz erstaunlich und fast ohne Gleichen.

Mit der Verschiedenheit der orographischen Gliederung hängt dagegen ein ziemlicher Wechsel im landschaftlichen Charakter zusammen.

Das Gebiet der Sahara in seiner oben angeführten Umgrenzung wird durch das Ahaggargebirge in zwei recht ungleiche Hälften geteilt. Diese zentrale Erhebung ist ein Komplex wilder, bis zu 2000 m emporsteigender Hochebenen, deren Inneres noch vollkommen unbekannt ist. An sie lehnen sich als deren südliche Fortsetzung an das Gebirgsland von Air und Asben und das ausgedehnte Hochplateau der großen Hammada el Homra.

Die westlich dieser hohen Gebirgsscheide gelegene kleinere Hälfte der Sahara zeigt den Zusammenhang mit dem Atlasgebirge, dessen aufgerichtete und gefaltete Schichtenysteme sich allmählich in horizontaler Lage in den Boden dieses Teiles hinein verflachen. Östlich dagegen von der zentralen Erhebung liegen die eigentlichen und typischsten Wüstengebiete; stufenförmig nach Süd, Ost und Nord nieder-

gehende Plateaus, die aus horizontalen Schichten gebaut in ihren höchsten Teilen nicht mehr über 7—800 m hoch sind.

So stellt also im ganzen betrachtet die Sahara keineswegs eine Mulde, sondern gerade im Gegenteil eine nach der Mitte schildförmig anschwellende Fläche dar, als deren Buckel gewissermaßen das Ahaggargebirge bezeichnet werden kann.

Die äußersten Ränder des Schildes verflachen sich sogar bis zu echten Depressionen unter den Meeresspiegel: so nach Osten und nach Norden.

Aus der südöstlichen Sahara erhebt sich ein von W. N. W. nach D. S. O. ziehendes Gebirge mit hochaufragenden Gipfeln, aber ebenfalls nur aus Terrassen aufgebaut, um welche sich ringsum eine Kette riesiger, erloschener Vulkane zum Teil von mehr als 2500 m Höhe scharrt.

Die volle Übereinstimmung der beiden großen Gebirge der Sahara bezüglich ihres Baues ist unverkennbar. Sowohl im Ahaggargebirge als auch in dem Gebirgslande von Tibesti bilden vulkanische Kegel die höchsten Gipfel einer aus Granit, Gneiß, Thonschiefer und Kalkstein bestehenden Erhebung, deren Randzonen überall aus devonischem Sandstein zu bestehen scheint.

Beiden Gebirgen fehlen durchaus aufgerichtete Schichten, Sättel und Mulden, die charakteristischen Zeichen echter Faltungs- oder Kettengebirge. Es sind Plateau- oder Schollengebirge, in denen rektifale Bewegungen die Differenzierung der einzelnen Teile bewirkt haben müssen. Freilich entziehen sich jene noch ganz einer Beurteilung. Treppenförmig steigen die Hochebenen an und türmen sich übereinander, vielfach von Thälern durchschnitten und zu wetterzernagten Gipfeln aufgelöst, darüber die vulkanischen Kegelberge, deren reihenförmige Anordnung im Gebirge von Tibesti den Anschein einer Gebirgskette hervorruft.

Hier verschiedene Formen der Bodenbeschaffenheit kehren in der ganzen afrikanischen Sahara überall wieder, deren drei schon aus den Schilderungen Desfors bekannt sind: Die Plateauwüste oder Hammâda, die Erosionswüste, die eigentliche Sandwüste, und hierzu fügt Zittel noch die Gebirgswüste, da jene 3 eigentlich nur für die ebenen Gebiete Gültigkeit haben.

Die Plateauwüste oder Hammâda ist am verbreitetsten. Harter Felsboden, mit Gesteinstrümmern bedeckt, charakterisiert dieselben: entweder sind dieses kleine Kollsteinchen und Splitter (Serir) oder gewaltige Blöcke, zu wilden Felsenmeeren durcheinander geworfen. (Charafschaf.)

Der Rand jeder Terrasse in einem Plateau ist von einem Gürtel von Inselbergen (5—50 m) hoch umgeben, welche alle von gleicher Höhe wie die Terrasse und aus derselben Gesteinsbank gebildet sind. Sie stellen den zertrümmerten Rand der Terrasse dar und werden von den Arabern „Gara,“ von den Franzosen „témoin“ genannt.

Im Zentralgebiete der Sahara geht die Hammâda in die Gebirgswüste über. Die Hochländer sind trostlose, sterile Einöden von abschreckender Wildheit, die hochragenden Berggipfel wasserdicht und jeder Vegetation bar. Nur in den tieferen Schluchten der Gebirgsränder finden sich Wasserläufe, an die sich eine

sparsame Fruchtbarkeit knüpft, auf der die armselige Kultur der Tuareg und Tubu, dieser ärmsten aller Wüstenbewohner, beruht.

Die Erosionswüste ist durch zahlreiche Einsenkungen von größerem oder kleinerem Umfang charakterisiert, sie heißen Djafer oder Hofra, wenn sie flache wüste Becken darstellen, Schotts oder Daja, wenn sie von steilen Felsrändern oder Böschungen umschlossen sind. In diesen bilden sich die Salzsümpfe oder Sebchas.

Wo der Salzgehalt des Bodens dieser Einsenkungen nicht zu groß und eine genügende Bewässerung vorhanden ist, da wandeln sie sich zu Dasen um.

Die trostloseste und furchtbarste aller Wüstenformen ist die Sand- oder Dünenwüste, die sogenannten Areg. Reiner Quarzsand bildet das Material der Dünen, welche bis zu 150 m hoch wie gewaltige versteinerte Wellen aus dem unabsehbaren Sandmeer emporragen. Bei heftigem Sturm ist die ganze Atmosphäre eine einzige, dunkle Sandwolke. Alles vegetabilische und animale Leben hört hier auf. Nur in der westlichen Sahara zaubern Regengüsse oft auf wenige Tage eine grüne Weide hervor, und dort, wo sich die Feuchtigkeit anzusammelt vermag, entstehen wohl auch dauernd gute Weideplätze.

Der geologische Bau der Sahara ist, wie dieses schon im vorhergehenden angedeutet wurde, ungemein einfach.

Vom Südfuße des marokkanischen Atlas an scheinen horizontale Schichten paläozoischer Gesteine, zum Teil von älteren azoischen Schiefen und kristallinen Gesteinen unterbrochen, die Hauptmasse des ganzen Wüstengebietes bis zu dessen Südrand zu bilden. Vermische, triassische, jurassische und unterkretazische Gebilde konnten bis jetzt weder in der Sahara noch im ägyptischen Grenzgebirge nachgewiesen werden. In dem westlichen Teile zwischen Atlas und Ahaggar bilden mittel- und obertretazische Gesteine die Unterlage, quartärer sandiger Süßwasserlehm mit Gips und Stein Salz die oberflächliche Bedeckung.

Während also der südliche und ein Teil der mittleren Sahara seit dem Abschluß der Devonzeit schon Festland war, wurde der größte Teil der übrigen Sahara erst nach der Kreidezeit trocken gelegt. Nur in der libyschen Wüste hielt sich das Meer noch während des Beginnes und bis in die Mitte der tertiären Zeit.

Während der Diluvialzeit aber war die Sahara sowie ein Teil des südlichen und östlichen Mittelmeeres Festland.

Bezüglich der Existenz eines diluvialen Saharameeres spricht sich Bittel ganz entschieden, und wie uns scheinen will, mit durchaus schlagenden Gründen negativ aus.

Alle Beobachtungen neuerer Forschung durch die Reisen eines Erwin de Bary, Lenz, Rohlf s u. a. haben nicht die geringsten Spuren eines in junger geologischer Vergangenheit existierenden Saharameeres nachzuweisen vermocht. Überhaupt beschränkt sich der Versuch, ein solches nachzuweisen, immer nur auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet zwischen Atlas und Ahaggar. Selbst Pélagaud und Roudaire, die für das Saharameer eintretenden französischen Forscher, haben wohl nicht an ein die ganze Sahara einnehmendes Meer gedacht. Aber selbst

nicht einmal für die tunesischen Schotts ist die Annahme, daß sie noch während der Diluvialzeit mit dem Mittelmeere in Verbindung standen, eine unbestrittene.

Aber nicht nur die direkten Beobachtungen der Gegenwart, auch die genaue Betrachtung der geologischen Vergangenheit weist die Annahme eines diluvialen Saharameeres mit aller Bestimmtheit von der Hand. Auch hierfür erbringt Zittel, indem er das Fehlen der marinen Reste erörtert, sichere Beweise.

Dagegen herrschte in der Diluvialzeit in Nord-Afrika ein ganz anderes, feuchtes Klima, das wahrscheinlich bis zum Beginne der jetzigen Erdperiode fort-dauerte. Dafür aber, daß in historischer Zeit wesentliche Änderungen in den klimatischen Verhältnissen der Sahara eingetreten seien, lassen sich keine Beweise erbringen.

Zahlreiche Anzeichen sprechen für eine frühere reichlichere Bewässerung und durch starke Wasserläufe bewirkte Erosion. Das auffallend wechselvolle, tief ausgefurchte Relief in den Hochplateaus, die Gliederung der Steilränder der Plateaus in die sog. Zeugen, mit den mannigfaltigsten Erosionsformen, das Vorkommen von Höhlen mit Tropfsteinbildungen, endlich auch zahlreiche Reste vergangener Pflanzen- und Tierformen deuten dieses auf das Bestimmteste an.

Und wenn auch die Entstehung des Wüstenandes aus Sandsteinen vorzüglich den Atmosphärien und namentlich dem Einfluß des Temperaturwechsels zuzuschreiben ist, so ist doch auch hierbei und bei der Verteilung des Sandes die Mithilfe fließender Gewässer durchaus notwendig gewesen.

Ganz besonders überraschend erscheint inmitten dieser Gebiete, in denen der Unermeßlichkeit der Zeiträume, während deren sie der Erosion ausgesetzt waren, auch die Großartigkeit der Wirkungen entspricht, in einem Gebiete, das in der gänzlichen Abwesenheit gefalteter Gebirgsschichten als eine uralte Erdscholle, eine Archibole im Sinne Sueß, sich charakterisiert, das Auftreten so gewaltiger Vulkane, wie sie uns z. B. in der Gruppe des Vulkans Tuffide aus den Schilderungen Nachtigals bekannt geworden sind. Außer ihm hat wohl noch keines Europäers Auge jene Gipfel erschaut. Der Tuffide, Timi, Emi, Roma und eine Reihe anderer kegelförmiger Gipfel sind gigantische ausgebrannte Krater, mit tiefen Kraterschlünden, reich an weißen, durch Fumarolen abgesetzten Salzen; nahe heiße Quellen bezeugen noch jetzt, daß diese vulkanischen Schlote noch nicht gar lange in den Zustand der Ruhe übergegangen sind.

So gestaltet sich das Bild der Sahara, einst der Inbegriff innerlich ausgedehnter einförmiger Ebene, zu einem überaus vielgestaltigen und wechselvollen, und jede neuere Forschungsreise in dieses freilich sehr unnahbare Gebiet dürfte unsere Anschauungen weiter von den alten, landläufigen Vorstellungen entfernen und uns neue Überraschungen bieten.

v. Lasaulx.

Nationalökonomie.

Die Phasen der Sozialreform.

Der Sozialismus kam zu uns aus Frankreich während der letzten vierziger Jahre in rein litterarischer Gestalt. Man las in Proudhons Schriften mit Erstaunen, wie wenig Gutes an einem Gesellschaftszustand und einer Wirtschaftsordnung sein sollte, welche uns bis dahin für im wesentlichen unverbesserlich gegolten hatten; man schwang sich mit Cabet auf zu einem Fluge in sein Zukunftsland, das er bezeichnend Skarien nannte, und trat mit Fourier ein ins Phalanster, dessen Name uns klassisch gebildeten Deutschen, von der berühmten alten macedonischen Phalanx her vertraut anklang. Besonders fleißige Leute arbeiteten sich in Lorenz Steius dicken Bänden durch den altemäßigen Bericht über alle in dem Nachbarlande aufgetauchten sozialistischen und kommunistischen Systeme, die wie in der deutschen Metaphysik jedes spätere alle früheren kritisch zerstörte, um auf den Trümmern seine eigene ephemere Existenz zu begründen. Unmittelbare Bedeutung für das Leben gewannen diese Studien nicht. Der den Kommunismus predigende polizeiberühmte Schneider Weitling wurde trotz seiner Allgegenwart bei vermuteten oder faktischen Verschwörungen doch niemals zu einer wirklichen Gefahr, und selbst als im Juni 1848 zu Paris die enttäuschten Müßiggänger der Nationalwerkstätten sich der Staatsgewalt zu bemächtigen suchten, steckte das Beispiel Deutschland nicht mehr an wie im Februar vorher der Umsturz des Orleans-Königtums. Umsonst erschien die Neue Rheinische Zeitung von Marx und Engels einen oder zwei Tage auf rotem Papier: die rote, d. h. die durch Blutvergießen zu tausende soziale Republik blieb für uns ein ganz abstrakter Begriff, dem höchstens einige finstere blickende Studenten Verwirklichungsfähigkeit zutrauten.

Das war also die litterarische Phase der Sozialreform, — die Zeit, in welcher Umwälzungen zur Hebung der Lebenszustände der niederen Klassen theoretisch, radikal und phantastisch genug geplant werden konnten, weil sie von aller praktischen Aussicht so fern wie möglich waren. Sie entsprach etwa demjenigen Stadium unserer großen politischen Reform, das die unklar-schwärmerischen Ideen der Burschenschaften repräsentieren. Nur den gleich unkundigen Philister konnte ein so harmloser Studenten-Sozialismus in Angst versetzen.

Erfuthafter wurde die Sache, als Lassalle von 1862 oder 63 ab die Arbeiter aufzuregen begann. Da traten wir in die revolutionäre Phase der Entwicklung. Eine Macht bildet sich aus mißvergnügten Fabrikarbeitern und Handwerksgefelln, die jeden Augenblick bereit schienen mit ihren waffenlosen Fäusten sich auf die bewehrten Verteidiger des Bestehenden zu stürzen. Indessen starb ihr vor allem Anfang einer entscheidenden Aktion der umentbehrliche Führer weg; und hatte der preußische Verfassungsstreit schon das Interesse geteilt, welches sich an einen Wechsel der staatlichen Macht knüpfen konnte, so nahmen die 1864 anhebenden Einheitskriege der sozialdemokratischen Flamme vollends den Sauerstoff, ohne den sie nicht emporzuschlagen vermochte. Nachher suchten die auf Lassalle gefolgt, von London her durch Marx unterstützten und vorwärtsgetriebenen Agi-

tatoren mit verdoppelter Hitze und Wildheit die verlorene Zeit wieder einzuholen. Aber sie hatten das Unglück, daß zwei verbrannte Köpfe sich zu Attentaten auf die Majestät des ersten deutschen Kaisers hinreißen ließen: da war es mit aller Geduld vorbei. Das Sozialisten-Gesetz von 1878 hat ohne Mühe und Fährlichkeit die revolutionäre Phase unsrer Sozialreform beendet, um eine neue einzuleiten, welche noch fort dauert, nämlich die autoritäre Phase.

Dieser hatten verschiedene Einflüsse wirksam vorgearbeitet. Erstens die Wissenschaft, indem die als Katheder-Sozialisten bezeichneten Nationalökonomien der Gährung im Arbeiterstande gegenüber das Nichtsthun gefährlich erachteten und die Behandlung der gelöhnten Klassen auch mehr oder minder änderungsbedürftig fanden, wobei der Staatsgewalt eine mehr oder minder gebietende Rolle zufallen sollte. Zweitens die Kirche, wenn man auf katholischer Seite den Bischof Ketteler, auf evangelischer den Hofprediger Stöcker und den Pastor Todt als maßgebende Vertreter der Kirche ansehen darf. Diese Neulinge in der Litteratur der sozialen Frage waren zu früh auf die Schriften von Engels und Marx gestoßen und hatten aus denselben, obgleich sie sich größtenteils auf englische Zustands-Untersuchungen einer ziemlich weit zurückliegenden Zeit beziehen, den ergiebigen Text für eine Bußpredigt abgeleitet, welche sich eigentlich gegen die Abtrünnigkeit des lebenden Geschlechts von der Herrschaft des Hohepriestertums kehrte. Drittens und hauptsächlich aber war es doch die große Stellung der Staatsgewalt selbst in dem eben erst durch ihre Hingebung und Kraft geeinigten Vaterland, die den Sozialismus zeitweilig zu ihrer Domäne machte. Sie traute sich auch nach dieser Seite hin etwas zu, und es wurde ihr, die sich in einem Genie wie Bismarck verkörperte, williger als jeder anderen Regierung im Volke zugetraut. Die preussische Bürokratie schien vielen ein ebenso eifrig arbeitendes, überlegenes Instrument zu sein wie die preussische Armee, wenn es darauf ankam zu leisten, was die Welt bisher noch nicht gesehen hatte.

Wir müssen uns ins Ausland, d. h. nach England hinüberwenden, wenn wir noch eine weitere Phase der Sozialreform verwirklicht und klar von anderen Phasen unterschieden vor Augen sehen wollen. Dort fehlt ja ein so durchgreifend und vielgestaltig organisiertes, so vortrefflich geschultes Staatsbeamtentum wie bei uns: mächtiger hingegen leben im öffentlichen Bewußtsein dort die Ideen von der Selbstverwaltung nachbarlich oder sonst verbundener Kreise und von der Freiheit des für sich selbst verantwortlichen Einzelmenschen oder Familienhauptes. Der Vorsprung der Kapitalbildung und des industriellen Unternehmungsgeistes hat es außerdem dahingebracht, daß die britischen Arbeiter den festländischen voraus sind. Darum haben sie die Zeit, in welcher alles oder nichts ihre Lösung war, Umsturz der gesamten Rechts- und Wirtschafts-Ordnung oder dumpfes Beharren bei dem Überlieferten, längst hinter sich und arbeiten in fester Entschlossenheit mit wirksamen Werkzeugen und Waffen unablässig an der Verbesserung ihrer gemeinschaftlichen Lebensverhältnisse. Das ist die Phase effektiver Sozialreform, die den mittellosen Lohnempfänger durch Verbindung seinem Lohnzahler stark genug gegenüberstellt, die aber zugleich, und das ist noch wichtiger, vermöge der näm-

lichen oder ähnlicher Verbindungen den Arbeiter gegen Unfälle sicherstellt, an Sparen und Haushalten gewöhnt, wider die Versuchungen der Genußsucht fei und seine Müße nicht bloß durch erfolgreichere Arbeit auszu dehnen, sondern auch würdiger und edler und beglückender zu nutzen lehrt.

Hier kommt nun seinem eigenen entwickelten Triebe auf halbem Wege oder auf der größeren Hälfte des Weges etwas Anderes entgegen, was zusammen mit der Selbsthilfe der Massen erst die letzte positive Phase der Sozialreform charakterisiert. Das ist, was neulich ein englischer Korrespondent der Newyorker „Nation“ die Entwicklung des Mitleids in der modernen Gesellschaft nannte. In seinem Lande, behauptete er, sei die soziale Bewegung nicht von den armen, sondern von den reichen Klassen ausgegangen; nicht die Leiden der Armen, sondern das Wohlgekommen der Wohlgestellten sich so hingebend um diese Leiden bekümmerten, sei neu. „Alle die Einflüsse, welche wir unter dem Begriff des friedlichen Fortschritts zusammenfassen, haben in Ländern wie England eine Gefühls-Entwicklung herbeigeführt, durch welche weite Kreise so lebhaft die handgreiflichen Leiden Anderer mitempfinden, daß sie sich zu jeder Anstrengung gedrängt fühlen dieselben zu erleichtern oder zu heilen. Die bloße Kenntnis nahebei vorhandenen großen Elends ist zu einer unerträglichen Qual geworden, und das Mitleid zu einer sozialpolitischen Macht.“ So haben sich jene Klassen — schließt A. V. Dicey seine Betrachtung, — welche durch den großartigen Aufschwung von Handel und Gewerbe emporgekommen sind, einer höheren Art von Mitgefühl fähig gezeigt, als der auf Landgütern sitzende und im Staate noch dominierende kriegerische Adel der Vergangenheit.

Der Träger-Name der sozialen Bewegung, welche hier charakterisiert wird, ist freilich ein adliger: des hochverdienten alten Grafen Shaftesbury, der im vorigen Jahre die Gemeinschaft mit dem sozialpolitischen Wortemacher Stöcker so entschieden von sich abwies. Aber sonst ist es sicher richtig, daß ohne die Opferwilligkeit der kaufmännischen und industriellen Kreise die meisten wohlthätig-gemeinnützigen Einrichtungen der Gegenwart nicht hätten getroffen werden können. Auch die Staatsgewalt hat dazu namhaft mitgewirkt: teils durch Gesetze zum Schutze der Unmündigen und Schwachen, teils durch Erziehungs-Anstalten, die Annahme kleiner Ersparnisse auf der Post u. dgl. Aber sie ist nicht anstoßgebend und bahnbrechend aufgetreten, wie sie es jetzt in Deutschland versucht, sondern hat sich mehr nur mitziehen lassen, ist dem Impulse der öffentlichen Meinung oder einzelner erfinderischer Köpfe dabei gefolgt. Das unterscheidet die liberale von der autoritären Phase der Sozialreform, daß bei jener die Initiative kein Vorrecht der Regierung ist, — nicht, daß gar keine gesetzlichen Maßregeln zu Gunsten der Bedrängten für zulässig erachtet würden, gar kein Zwang und gar kein Monopol gelten sollten.

In Deutschland strahlt heute von der Spitze des Reiches her, Dank den sie einnehmenden großen Persönlichkeiten und dem noch immer gewaltig nachwirkenden Eindruck ihrer schöpferischen That, ein so blendender Glanz aus, daß daneben auch ganz ansehnliche Leistungen anderen Ursprungs verblaffen. Sonst würden in der sozialen Sphäre, d. h. auf dem Gebiet, wo es sich um die Hebung

öffentliche Notstände handelt, neben der Ankündigung der Institutionen, welche nach der allgemein angenommenen Redewendung das Sozialistengesetz positiv ergänzen sollen, die vieljährigen, unfassenden und höchst wirksamen Leistungen der innern Mission von Wichern bis Bodelschwingh, würden die im Auslande soviel höher als bei uns gewürdigten Genossenschaften von Schulze-Delitzsch, und würde die Fülle jüngerer gleichartiger Unternehmungen, welche das letzte geschäftlich unfruchtbare Jahrzehnt hervorgerufen hat, in der Vorstellung der Zeitgenossen hinter jene offiziellen Pläne und Entwürfe nicht so oft beinahe völlig zurücktreten. Ist denn das nicht auch Sozialreform, wenn jeder verarmten Familie von der Gemeinde ein liebevoll aufmerksamer Pfleger gesetzt wird? wenn kranke Armenkinder in Sool- oder Seebäder, schwächliche in Sommerfrischen, unbeaufsichtigte in ein Knabenheim geschickt werden? oder wenn wir durch ein vielgestaltig vereintes Zusammenwirken, aber ohne den Staat zu bemühen, die von lohnender Arbeit abgetommenen Wanderbettler in eine große nationale Kur nehmen? Kommt nicht verhältnismäßig am meisten den Mittellosen zugute, was Stiftungen und Vereine heutzutage thun für öffentliche Gesundheitspflege, allgemein zugängliche Baumgänge, wohlfeile Bäder, gute Wohnungen des billigsten Preises, und ähnliches? Wem zuliebe geschieht es denn, daß in Tausenden von Läden Sparmarken feilgehalten und Hunderte von Pfennig-Sparkasten forwährend bedient werden, oder daß sich neben den in Versuchung führenden Branntweinschenken immer mehr Volkstaschekäuser zu unschädlichem Aufenthalt öffnen?

Die unüberschbare, beständige Arbeit tüchtiger Männer und Frauen, welche in allen diesen Unternehmungen steckt, bedeutet nichts als Sozialreform. Sie besorgt denjenigen Teil der Gesamtaufgabe, der sich der Selbsthilfe des Arbeitsstandes — wenn wir unter dieser gangbar gewordenen Benennung einmal die leidenden und bedrängten Schichten der Nation zusammenfassen wollen — mehr oder weniger entzieht. Der Arbeiter oder der Diensthote kann wohl zurücklegen, aber andere müssen ihm seine Ersparnisse verwahren und nutzbringend anlegen. Wenn Arbeiterchaften gemeinsam dem gefährlichen Alkohol-Genuß entsagen wollen, wer anders als erleuchteter freier Gemein Sinn soll ihnen die ersten Lokale herichten, in denen sie sich bei harmloserem Getränk erfrischen und unterhalten oder auf den Ruf zu lohnender Beschäftigung warten können? Nur auf demselben Wege haben wir zu den Knabenhorten, den Ferienkolonien und den Wilhelmsdörfern gelangen können. Auch das mit Recht so berühmte, sich allgemein hin verbreitende Elberfelder Armenpflege-System, das dem Verfall in hoffnungslose Hilfsbedürftigkeit vorbeugt und Strauchelnde wieder aufrichtet, verwirklicht sich nur kraft des Triebes dem Nächsten freiwillig zu helfen, der in unsern Tagen unendlich weit mächtiger ist als je zuvor in der Weltgeschichte. Diejenigen kennen einfach die Arbeit der thätigsten und besten, nachgrade in jeder noch so kleinen Stadt zu findenden Zeitgenossen nicht, die nur in Anwendung von Gewalt die Möglichkeit durchgreifender Sozialreform erblickten.

Einer der Begründer der Ferienkolonien, der nicht etwa zu den Kreisen der

innern Mission gehörige sondern entschieden freisinnige Pfarrer Bion in Zürich schrieb neulich in einem schweizerischen Kirchenblatt:

„Viele in unserer Zeit erwarten das Heil für unsere gegenwärtige Gesellschaft von einer großen sozialen Umgestaltung. Ich auch; nur glaube ich, daß diese nicht auf dem Wege der Gewalt herbeigeführt werden soll, sondern durch die dienende, helfende und rettende Liebe. Ich will die Mitwirkung des Staates durch gerechte und weise Gesetze nicht ausschließen, sondern halte sie für nötig, aber der Schwerpunkt liegt für meine Anschauung in der Kraft jener Liebe, die uns gebietet: „Einer trage des anderen Last.“ Ich hoffe und erwarte das Beste von dem geräuschlosen und beständigen Fortschritt des Geistes christlicher Humanität. Wir können den Schnee im Frühling nicht beseitigen, indem wir ihn von unserer Thüre wegschaufeln, — er weicht nur vor der allgemein wärmer werdenden Temperatur. So kann auch der einzelne unter uns nicht den Pauperismus beseitigen, aber jeder kann etwas beitragen zur Erhöhung der allgemeinen Stimmung der menschlichen Gesellschaft, zur Erhöhung der Temperatur christlich-humanen Geistes. Zuerst, indem der einzelne sich selbst höher stellt durch Fleiß, Sparsamkeit, Liebe, Gerechtigkeit, Frömmigkeit, durch ein edles Leben. Wenn wir das thun, steigern wir den sittlichen Wärmegrad der ganzen Welt. Dann dadurch, daß wir denen helfen, die uns in den Weg kommen, ja indem wir von unserm Wege abgehen, um sie zu suchen und ihnen zu helfen. Ein jeder Mensch kann und soll auch in diesem Sinne seines Bruders Hüter sein. Mögen wir alle so denken wie einer der edelsten und erleuchtetsten Männer unseres Jahrhunderts, der sprach: „Ich möchte, daß auf meinem Grabstein geschrieben würde: Dieser Mensch hatte nur wenig Wissen, und noch weniger Ruhm, doch half er die Ursachen der Armut beseitigen und machte die Menschen besser und glücklicher, — lieber als daß darauf stünde: Hier liegt ein großer Mann, er nahm eine hervorragende Stelle in der Welt ein, besaß Macht und Ruhm, aber er machte keinen Gebrauch davon, indem er die Welt nicht besser und keinen Menschen glücklich machte.“

In merkwürdigen Einklang mit dieser Forderung eines Schweizer Geistlichen bezeichnete fern von Zürich, in einem am 5. März gehaltenen Vortrag zu Landsberg an der Warthe der frühere Abgeordnete Stadtrat Köstel als Aufgabe der Sozialreform: den unablässigen schweren Kampf jedes Menschenlebens anderen zu erleichtern, daß ihnen die Erde nicht erst im Grabe, sondern womöglich von der Wiege an, so lange sie auf ihr mit und neben uns ringen, leichter werde, — und als den Ruf, der von daher an Jeden ergehe: Teilnahme zu bekunden an dem tausendfältigen Menschenleide im nächsten Sinne dieses edlen Wortes, nämlich daß man einen Teil auf sich nehme von der allgemeinen Last. Im Verlauf des Vortrages, der so schloß, waren die nämlichen Bestrebungen zusammenfassend geschildert worden, welche hier flüchtig erwähnt worden sind, als Bestandteile echter Sozialreform, die zwar liberal genannt werden darf im Gegensatz zu revolutionärer und autoritärer, aber weder dem Sinne nach noch in Wirklichkeit von sich die Konservativen oder selbst die Kirchen- und Staats-Gewalt ausschließt,

sondern von der nur durch eigene Schuld diejenigen fernbleiben, welche entweder gar keine Hand rühren wollen oder aus sozialer Reform ein Monopol machen für Staat, Kirche oder eine radikale Arbeiter-Partei. Die thatsächlichen Erfolge sind bisher allein hier, wenn sie auch nicht blendend oder berückend wirken wie siegreiche Schlachten oder Aufstände; und ihr Ruhm fällt keiner Partei, keiner Institution als solcher zu, sondern verteilt sich ausführend über die Gesamtheit eines vorwärtstrebenden, pflichtbewußten Volkes.

A. Lammers.

Medizin.

Über die Behandlung der Tuberkulose mit Arsen. Von Dr. G. Kempner.

Das Arsen, schon in früherer Zeit in Frankreich bei der Behandlung der Tuberkulose in Anwendung gezogen, fand namentlich in Zenard einen begeisterten Lobredner. In Deutschland dagegen ist dieses Mittel bisher einer methodischen Prüfung nicht unterzogen worden. Jüngst aber hat es von Buchner auf Grund bestimmter theoretischer Vorstellungen eine sehr warme Empfehlung gefunden, die durch die Mitteilung von 6 Fällen, in welchen sich das Arsen bei vorgeschrittener Phtise entschieden nützlich erwiesen hat, sehr unterstützt wird.

Jeder, der eine Arsenkur unternimmt, wird sich zunächst fragen, ob man denn mit der Anwendung dieses giftigen Mittels keinen Schaden anrichtet. Man muß diese Frage dahin beantworten, daß nach allen Erfahrungen der Arsengebrauch in den Grenzen, innerhalb deren er zur therapeutischen Anwendung gelangt, ja bei allmählicher Gewöhnung weit über diese Grenzen hinaus, nicht nur vollkommen unschädlich, sondern sogar förderlich für die Gesamternährung des Körpers sich erwiesen hat. Das haben namentlich die experimentellen Arbeiten der neuern Zeit bestätigt. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß man berechtigt ist, eine selbst auf längere Zeit berechnete Arsenkur zu unternehmen, wenn man sich von derselben Erfolg verspricht. Welcher Art sind nun die Erfolge, die man sich bei Behandlung der Tuberkulose mit Arsen versprechen kann?

Die Lehre von der Unheilbarkeit der Tuberkulose ist sicherlich ein unbewiesenes Dogma, und sicherlich bilden viele Fälle von Tuberkulose sich spontan zurück, ohne je zur ärztlichen Kenntnis zu kommen. Diejenigen Fälle, die dem physikalischen Nachweise schon zugänglich sind, sind meist nicht mehr frisch und unbedeutend. Soll das Arsen sich nützlich erweisen, so ist der Hauptwert auf die prophylaktische Wirksamkeit des Mittels zu legen. Gerade der Phtise gegenüber ließe sich eine solche Prophylaxe am leichtesten durchführen, weil gerade die künftigen Opfer dieser Krankheit teils durch Heredität, teils durch allgemeine Konstitution zum großen Teile in einer für den Kundigen kenntlichen Weise gezeichnet sind. In den sogenannten frischen Fällen, in denen noch keine Veränderung des Perkussionschalles vorhanden ist, wird ein Mittel, wie es Buchner im Arsen zu sehen glaubt, im stande sein, die Krankheit ohne für uns nachweisbare Spuren zu tilgen.

Doch werden derlei Fälle zu einer entscheidenden Versuchsreihe über die Wirksamkeit des Arsens nicht geeignet erscheinen, nachdem die Natur daselbe, auch ohne Arsen, zu leisten vermag.

Die weiter vorgeschrittenen Fälle unterscheiden sich nun nicht sowohl durch die Verschiedenheit der Ausdehnung und Schwere der lokalen Veränderungen, als durch die Verschiedenheit der Allgemeinercheinungen. Bekanntlich erfreuen sich manche Phtisiker mit ausgedehnten Zerstörungen in beiden Lungen durch Jahre hindurch eines relativ guten Befindens, während andere, bei denen nur kleine Kämpfungsherde nachweisbar sind, rapide zu Grunde gehen. — In diesem vorgeschrittenen Stadium der Phtise muß man 4 verschiedene Momente in dem Krankheitsbilde auseinander halten: 1. Die Krankheitsprodukte selbst, die tuberkulösen Herde und ihre direkten Folgen, die Cavernen. 2. Die relative Entzündung des Lungenparenchyms um diese Herde herum. 3. Die bacilläre Allgemeinfektion. 4. Die Folgen der lokalen Lungenerkrankung für den Gesamtorganismus. Eine vernünftige Therapie wird nun nicht darauf rechnen, auf die Krankheitsherde selbst heilend einzuwirken; diese Gewebsteile sind dem Tode verfallen. Wohl aber wird ein Mittel, wie es das Arsen sein soll, die entzündeten Partien, welche den Krankheitsherd umgeben, in ihrer Widerstandskraft erhöhen, und so das Weiterschreiten des Prozesses erschweren können. Es wird von dem Ernährungszustande des betreffenden Gewebes abhängen, ob dieses Ziel erreicht wird, denn es ist a priori klar, daß die Zellen schließlich in einen Grad von Erschöpfung verfallen können, in welchem auch das Arsen seine Wirkung verliert und die gesunkene Vitalität in keiner Weise zu heben ist. Hieraus folgt, daß das Arsen kein Universalmittel gegen Phtise sein kann, ganz abgesehen von den Fällen, in welchen die lokalen Zerstörungen mit der Fortdauer des Lebens unvereinbar sind. Gewöhnlich ist das nicht der Fall; die Mehrzahl der Phtisiker stirbt nicht aus Mangel an atmendem Parenchym, sondern an „Konsumtion.“ Diese letztere ist nach Verf. als etwas Spezifisches aufzufassen und zwar als der klinische Ausdruck der bacillären Blutinfektion. Und hier muß der Schwerpunkt für die Wirksamkeit des Arsens liegen. Es kann freilich den tuberkulösen Herd nicht zerstören, aber durch seine über den ganzen Körper verbreitete Wirksamkeit muß es den Widerstand des Organismus gegen die Infektion kräftigen, es muß die Appetitlosigkeit beseitigen, die Abmagerung aufhalten und damit dem Organismus Zeit gewähren, um mit neugewonnener Lebenskraft auch den Lokalherd in der Lunge an weiterer Ausbreitung zu verhindern und schließlich zu veröden. Verf. hat seine Versuche genau nach Vorschrift Buchners angestellt; er hat eine wässerige Lösung von Acidum arsenicosum 1·0 : 2000 angewandt und hat davon, in wenigen Tagen bis zu dieser Dosis aufsteigend, 10 Milligramm täglich, auf fünf Portionen verteilt, in Suppe, Milch oder auch Wasser nehmen lassen. Die Versuche betreffen, bis auf einen, nur schwere, ziemlich weit vorgeschrittene Fälle von Tuberkulose, deren Heilung von vorn herein unmöglich, oder doch höchst unwahrscheinlich erschien, an denen es sich aber desto deutlicher zeigen konnte, ob das Mittel überhaupt eine Einwirkung auf tuberkulos Erkrankte übt oder nicht.

Berf. verfügt über 12 genau beobachtete Fälle: die Diagnose war in allen sowohl durch den physikalischen Befund, wie durch den Nachweis von Bacillen im Auswurf über jeden Zweifel erhaben. Was nun den Lokalbefund anbelangt, so hat Berf. in dem Zeitraum von 8—9 Wochen keine wesentlichen Änderungen desselben nach der Arsentherapie konstatieren können. Die wesentlichen auskultatorischen Phänomene, das Bronchialatmen, die klingenden Rasselgeräusche, die Höhlensymptome blieben unverändert. In dem einen frischen Falle, der zeitweilig Rasselgeräusche in beiden Spitzen zeigte, wurde das Atmungsgeräusch links vollkommen normal. In bezug auf die Perkussionsverhältnisse hat Berf. in 2 Fällen unzuverlässige relative Aufhellung vorher kompakter Dämpfungen gesehen; in den übrigen Fällen war derartige nicht zu beobachten. Die Einwirkung auf den Husten und Auswurf war eine absolut inconstante; bei manchen Patienten konnte man nach kurzem Gebrauche des Mittels auf die Hilfe der Opiate verzichten, bei noch andern wirkte es entschieden reizend. Der Auswurf wurde in manchen Fällen weniger, nahm mehr schleimigen Charakter an, doch hebt Berf. hervor, daß er eine irgendwie sichere und gleichmäßige Wirkung in dieser Beziehung nicht gesehen hat. Was die Allgemeinerscheinungen anbetrifft, so hat sich zunächst das subjektive Befinden bei fast allen Patienten schnell und wesentlich gehoben, selbst da, wo objektiv kaum eine Besserung nachzuweisen war, und wo namentlich das Fieber sich sehr wenig von dem Mittel beeinflusst zeigte. Das Arsen hat sich nämlich nicht als Antipyretikum (fieberwidriges Mittel) erwiesen, d. h. es ist nicht im stande vorübergehende Temperaturherabsetzungen zu erzwingen, unabhängig von dem eigentlichen Krankheitszustand. Es entwickelt vielmehr eine meist langsame und nicht intense Einwirkung auf die Temperatur in den Fällen, in denen überhaupt der allgemeine Krankheitszustand sich bessert. Von Berf.'s 12 Fällen war einer innerer fieberfrei, einer wurde es nach dem 3. Tage, 2 nach dem 6. Tage, einer nach zweiwöchentlicher und einer nach sechswöchentlicher Anwendung des Arsens. Die andern fieberten beim Arsengebrauche weiter, indessen war in den meisten Fällen die Temperatur niedriger, als vor der Behandlung. Bei den deutlich remittierenden Kurven sanken erst die Morgentemperaturen, später auch die Abendtemperaturen. Übrigens erwies sich das Fieber als durchaus nicht maßgebend, weder für das subjektive Befinden, noch für das Verhalten der Gesamternährung. Die Schweisse wurden durch die Anordnung des Arsens nicht so prompt und plötzlich unterdrückt, wie durch Atropin; doch schwanden sie regelmäßig und meist schon in den ersten Wochen der Behandlung. Das weitaus auffälligste Symptom war die Beeinflussung des Appetits durch das Arsen: Patienten, die vorher absoluten Widerwillen gegen jede Nahrung gezeigt hatten, von denen einer künstlich per rectum ernährt werden mußte, zeigten ausnahmslos nach wenigen Tagen ein überaus kräftiges Erwachen des Appetits, die Zunge war rein, hingegen wurde in mehreren Fällen über Leibschmerzen geklagt, die durch Opiumtinktur erfolgreich bekämpft wurden. Im weiteren Verlaufe der Kur traten manchmal gastrische Symptome hervor, doch war es unentschieden, ob es sich in diesen Fällen um Inhalationserrscheinungen handelte, oder ob die Patienten sich einfach infolge

des ungewohnten Appetits den Magen überladen hatten. In solchen Fällen wurde das Arsen einige Tage ausgesetzt und Acidum hydrochloricum (Salzsäure) gegeben. Die Besserung des Appetits trat stets schon in den ersten Tagen der Medikation ein und fehlte auch bei den Patienten nicht, deren Fieber sich durch das Arsen nicht wesentlich beeinflusst zeigte. Behufs sicheren Nachweises einer Verbesserung der Ernährung hat Verfasser wöchentliche Wägungen vorgenommen, wobei er konstatierte, daß von seinen 12 Kranken, bei denen in dem Stadium der Phthise, in dem sie sich befanden, ohne das Dazwischentreten einer Therapie im Zeitraume von 2 Monaten ein erheblicher Gewichtsverlust zu erwarten war nur 2 im Verlauf der Behandlung an Gewicht verloren haben. Sein Urtheil über die Arsenbehandlung der Tuberkulose faßt Verfasser dahin zusammen, daß das Mittel in der von der ganzen modernen Phthisiotherapie (Lungenschwindsucht-Behandlung) angestrebten Richtung, nämlich in roborirendem Sinne, eine mächtige Einwirkung entfaltet und in dieser Hinsicht den Vergleich mit den bewährtesten und kostspieligsten hygienischen Kuren anscheinend nicht zu scheuen braucht. Angesichts der unverkennbaren günstigen Einwirkungen die das Mittel auf die Gesamternährung schwer Erkrankter ausübt, ist es nicht unwahrscheinlich, daß dasselbe imstande sein wird, eine erst beginnende Erkrankung im Keime zu ersticken. Jedenfalls ist diese Medikation einer ernstesten und vorurteilslosen Prüfung wert.

Rokitansky.

Theologie.

Ein neues Dokument zur Geschichte des Urchristentums.

Es herrscht jedesmal einige Aufregung unter Sachverständigen wie unter Unkundigen, wenn die Theologie durch einen neuen Fund bereichert wird, der in Gestalt eines verloren geglaubten Schriftstückes aus irgend einem orientalischen Kloster oder sonst einem Winkel der alten Welt ans Licht gezogen wird. Diesmal handelt es sich um ein Altstück, welches noch Athanasius unter dem Titel „Lehre der Apostel“ zwar nicht zu den kanonischen, aber doch zu den beim kirchlichen Unterricht zu gebrauchenden Schriften gerechnet hat. In der That entspricht wenigstens die erste Hälfte des vom griechischen Metropoliten Bryennios entdeckten und soeben herausgegebenen Dokumentes der angegebenen Bestimmung; sie enthält eine Ausführung der Allegorie von den zwei Wegen (des Lebens und des Todes, nach Jeremia 21, 8), wie wir dieselbe in anderen Formen auch aus dem Schlusse des Barnabasbriefes, den apostolischen Konstitutionen und einem unter verschiedenen Titeln („Zwei Wege“, „Entscheidung des Petrus“, „Anordnungen der Apostel durch Clemens“) kursierenden Apokryphum schon kannten.

Neu dagegen ist der eine Kirchenordnung enthaltende zweite Teil, an dessen hohem Altertum in der That kaum ein Zweifel obwalten dürfte. Dafür spricht zunächst die noch unentwickelte Gestalt, in welcher uns hier der neutestamentliche Kanon entgegentritt. Als Schriftautorität wird nämlich neben dem alten Testamente

nur zitiert „das Evangelium des Herrn“, d. h. Sprüche aus den drei ersten Evangelien. Keine Spur noch von Johannes, keine Andeutung von einer kanonischen Geltung paulinischer Briefe. Bekannt hat der Verfasser bereits das um 140 in Rom entstandene Buch, welches dem Hermas zugeschrieben wird und den Titel „der Hirte“ führt. Als mit diesem und dem nach 150 schreibenden Märtyrer Justin, der eine ähnliche Stellung zum Kanon einnimmt, dürfte unser Schriftstück etwa gleichzeitig gelten.

Sehr primitiver Natur und zugleich von höchstem kirchengeschichtlichem Interesse sind die in unserem Schriftstück vorausgesetzten Verhältnisse der christlichen Gesellschaft, ihrer Verfassung und Lebensbethätigung. Wer den ersten Korintherbrief des Paulus gelesen hat, weiß, wie entfernt das Urchristentum von jedweder amtlichen Regelung des Lehr- und Predigtwesens war. In den Gemeindezusammenkünften waltet fast noch ganz schrankenlos „der Geist“, und die „im Geiste“ reden sind es, welche der Gemeinde Erbauung und Trost spenden; sie heißen „Propheten,“ und der Fall scheint dem Apostel wenigstens nicht undenkbar, daß alle Christen in Korinth zugleich Propheten sind. Es ist mehr die Physiognomie einer separatistischen Gemeinde von Inspirierten, als die eines kirchlichen Gottesdienstes von heute, was uns in solchem Bilde entgegentritt. Unser Schriftstück, zu welchem wir uns herüberwenden, kennt gleichfalls noch die lebendige, nicht die in Buchform erstarrte Inspiration des neuen Testaments. So hoch gewertet ist das freie und unmittelbar vom Geist erzeugte Prophetenwort, daß der evangelische Spruch von der Geisteslästerung als der Sünde, welche nicht vergeben werden kann, auf die Anzweiflung des göttlichen Charakters der Propheten, auf die Kritifizierung ihres Inhaltes bezogen wird. In unvermitteltem Widerspruche damit scheinen allerdings die Anweisungen zu stehen, welche unsere Kirchenordnung giebt, um falsche Propheten von den wahren zu unterscheiden und zu entlarven. Freilich ist es zunächst nicht das Wort, sondern das Verhalten und Thun der Propheten, welches zu diesem Behufe einer kritischen Betrachtung unterzogen wird. Die Propheten sind gleich den Aposteln als Wanderer gedacht, die eine Gemeinde nach der anderen besuchen. Beuten sie aber das Gastrecht, auf welches sie gewiesen sind, dazu aus, länger als zwei Tage an denselben Orte zu verweilen, so sind es falsche Propheten. Bestellen sie Mahlzeiten für die Armen, um selbst Anteil daran zu nehmen, oder erbitten sie Wertsachen, so sind es falsche Propheten. Wir wissen aus der unter dem Titel Peregrinus Proteus gehenden, durch Wielands Bearbeitung in die deutsche Litteratur eingeführte Schrift Lucians, in welcher hohem Grade die Gutmütigkeit, Leichtgläubigkeit und Opferwilligkeit der christlichen Gemeinden des zweiten Jahrhunderts dem Mißbrauche verfallen konnten. Auch unser Schriftstück kennt solche, welche „aus dem Christentum ein Geschäft machen“; es sucht die Gemeinden gegen sie zu sichern, indem es ihnen als Maßstab der Beurteilung den, immerhin von gesundem Menschenverstand zengenden, Grundsatz an die Hand giebt, daß wenn einer im Geiste zu sein vorgiebt, aber Fleisch fordert, dieser sein Geisteszustand in fragwürdigstem Lichte erscheine.

Sehr dunkel ist nun freilich das Verhältnis dieser Wanderlehrer zu den lokalen

Gemeindevorständen, die als „Bischöfe und Diakonen“ bezeichnet werden. Von Presbytern hören wir wohl nur darum nichts, weil sie noch mit den Bischöfen zusammenfallen. Dann ist um so selbstverständlicher, daß hier der eine Bischof, wie er bald nach 150 in den sogen. Ignatiusbriefen auftritt, noch ganz außer Sicht steht. Irgendwie erscheinen nun aber die „Bischöfe und Diakonen“ in unserer Urkunde als die lokalisierten, stationär werdenden „Propheten und Lehrer“. Es wird Vorfrage getroffen, daß unter gewissen Umständen Wanderlehrer sich dauernd niederlassen können. „Auch sie — heißt es — verrichten euch den Dienst der Propheten und Lehrer . . . sie sind mit einem Ehrenamt betraut samt den Propheten und Lehrern.“ Ebendarum soll ihnen auch Lebensunterhalt von der Gemeinde gereicht werden; wie im alten Testament der Priesterschaft sollen ihnen die Erstlinge der Viehzucht und der Bodenkultur zufallen. „Denn die Propheten sind eure Hohepriester.“ Hier stehen wir mithin an einem Punkte der Entwicklung altkirchlicher Verfassungszustände, auf welchen unser Schriftstück ein bisher nicht gekanntes Licht fallen läßt: wir sehen aus dem von Ort zu Ort wandernden Prophetentum das am bestimmten Ort angesiedelte Priestertum hervordringen — entsprechend jenem die ganze Religionsgeschichte beherrschenden Gesetz, daß der opfernde Priester an die Stelle des weissagenden (unter Umständen auch zaubernden) Ekstatikers tritt.

Zugleich beginnt hier, wie man sieht, ganz leise die Übertragung der Formen und Rechte des theokratischen Priesterstaates der Juden auf die christliche Kirchenverfassung. Auch sonst wird jüdischer Brauch einfach in christlichen umgekehrt, das Christentum selbst unter den Gesichtspunkt eines modifizierten Gesetzes, eines verbesserten Mosaismus gestellt. Die Christen fasten am Mittwoch und Freitag, während die „Heuchler“ am Montag und Donnerstag fasten. Der gesetzliche Standpunkt ist somit beiderseits der gleiche, nur die Termine haben sich geändert, daher das Fasten auch ganz als ein verdienstliches Thun, als eine Wirkung auf Gott erscheint. „Bittet — heißt es — für eure Feinde, fastet für die, so euch verfolgen.“ Auch die im nachexilischen Judentum üblichen drei Gebetsstunden sind adoptiert; nur aber sind es nicht jüdische Gebete, die dreimal am Tage gesprochen werden sollen, sondern das Vaterunser. Als drittes der im pharisäischen Sittlichkeitsrezept vorgeschriebenen Tugendmittel und guter Werke galt bekanntlich das Almosen. Auch hier spielt es dieselbe Rolle und wird geradezu als Lösung für begangene Sünden empfohlen. Und wie vollständig wir bereits auf dem Wege der, die alte katholische Kirche kennzeichnenden, Ethik und Asketik uns befinden, erhellt schließlich noch aus der getroffenen Unterscheidung zwischen einer gewöhnlichen, für alle verbindlichen Sittlichkeit und den gesteigerten Anforderungen, welche an solche ergehen, welche „vollkommen“ sein wollen. Auch in dieser Beziehung bietet der Hirte des Hermas mit seinen überverdienstlichen Werken die richtige Parallele zu diesem merkwürdigen Dokument eines gleichsam noch embryonischen Katholizismus.

H. Holtmann.



Litterarische Berichte.

Unsere Klassische Meister. Musikalische Lebens- und Charakterbilder von Otto Gumprecht. Erster Band. Leipzig 1883, Verlag von H. Haessel.

Zu den trefflichsten populär geschriebenen musikgeschichtlichen Werken der Gegenwart müssen wir Otto Gumprechts oben angeführte Arbeit zählen. Der Verfasser hat darin das, was seine, mehr als ein Menschenalter umfassende und von jeher auf Erkenntnis des innersten Wesens der Tonkunst gerichtete kritisch musikalische Thätigkeit in ihm selber geweckt, gezeitigt und gereift hat, zum erstenmal gesammelt, geordnet, gesichtet und in der Form einer Reihe von Abhandlungen, die den Heroen des Mittelalters deutscher Tonkunst gewidmet sind, zu einem reichen und schönen Kranze gebunden. In dem uns vorliegenden ersten Bande des Buches, der, von jenen unseren sechs vaterländischen Großmeistern, die nun einmal keinen siebenten neben sich bilden, die Tonidichter Johann Sebastian Bach, Georg Friedrich Händel und Christoph Willibald Gluck behandelt, erhalten wir von den genannten Tonseignern eine so völlig in den Kern ihrer künstlerischen Persönlichkeit eindringende, charakteristische und relativ selbst erschöpfende Darstellung der Geistesnatur derselben, der besonderen Art ihrer Begabung, sowie ihrer Stellung im Rahmen ihrer Zeit, daß die der Schilderung ihres künstlerischen Erdenwallens sich in allen drei Fällen anschließende Besprechung ihrer hervorragendsten Werke schon einen auf das Günstigste bearbeiteten Boden beim Leser vorfindet, der es dem letzteren ermöglicht, dem Verfasser um so besser bei seiner Analyse unsterblicher Tonhöpfunge zu folgen. Da der überreiche Inhalt der verschiedenen Abschnitte des in Rede stehenden Werkes, sowie die engen Grenzen einer vorläufig nur beabsichtigten Anzeige des trefflichen Buches jedes Eingehen auf Einzelnes an dieser Stelle unterjagt, so beschränken wir uns darauf, dem großen Kreis Gebildeter im deutschen Vaterlande, der in der Musik noch etwas mehr zu sehen begonnen, als ein bloßes, wenn auch geistvolles Spielen mit Tönen, als tönende Arabesken oder eine nur annähernde Ansfällung unserer Musik, das Buch Gumprechts auf das Angelegentlichste zu empfehlen. Nicht nur der es ernst meinende Dilettant, auch mancher tüchtige Musiker wird darin auf gewisse, ihm selber schon mehr oder weniger deutlich aufgestiegene Fragen stoßen und auf dieselben eine oft endgültige, immer aber zu weiterer Nachdenken und Nachempfinden anregende Antwort erhalten. Wir möchten allen denen, die sich mit dem Werke näher befremden, dringend anraten, den ersten

Abschnitt desselben, der die Ueberschrift trägt: „Warum treiben wir Musik?“ nicht etwa, wie eine Vorrede oder Einleitung, in dem Gedanken zu überschlagen, daß die darauf folgenden konkreteres enthaltenden Kapitel des Buches auch ohne Bekanntschaft mit einem Abschnitt von scheinbar so abstraktem Inhalt genossen werden könnten. Der Verfasser wagt hier Ausflüge in das immer noch so sehr undunkelte Gebiet der musikalischen Aesthetik, welche ebensowohl durch ihre, aus langjährigen inneren Erfahrungen emporgewachsene Ueberzeugung und die warme und berebete Sprache, welche die Wahrheit ihren Vorkämpfern einhaucht, als durch neue, überraschende Anschauungen und Andeutungen, die meist jedoch nahe zum Ziel treffen, eine Fülle des Bedeutenden und zu Beherzigenden größeren Kreisen vermitteln. Gumprechts „Klassische Meister“ seien schließlich auch allen solchen Musikfreunden warm empfohlen, die es, (des nunmehr drei Jahrzehnte andauernden unfruchtbaren Parteigegantes müde) nach einer, von aller vorgefaßten Tendenz und Kameraderie freien Darstellung der Persönlichkeit und der Schöpfungen unserer gewaltigsten Tonidichter, sowie der durch dieselben herausgeführten wichtigsten Epoche der Geschichte der Kunst der Töne verlangt. Otto Gumprecht hat nicht nur von jeher, und zwar ohne Rücksicht auf das, was als modisch oder für Fortschritt galt, den Mut seiner Meinung gehabt und dieselbe ohne Rücksicht ausgesprochen, sondern steht auch, wie gerade die Lectüre seines Buches beweisen wird, über den Parteien, sowie über der Einseitigkeit ihrer, schon durch die ausschließlichen Begriffe „Klassisch“ oder „romantisch“ gekennzeichneten Standpunkte. Solcher Männer aber bedarf es in einer Zeit, in welcher ebensowohl vielen Musikern, als einer bloßen, gewisse wohlfeile Gemeinplätze und hohle Phrasen nachbetenden Menge die Grundbegriffe des Wesens aller Kunst und der Bedingungen ihres Daseins abhanden gekommen sind.

Emil Naumann.

Hermann Seltner, Kleine Schriften. Nach dessen Tode herausgegeben. Braunschweig 1884, Verlag von Bieweg & Sohn.

Die Sammlung von 36 in verschiedenen Zeitschriften und Büchern zerstreuten kleineren Aufsätzen und Reden Seltners wird vor allem dessen zahlreichen Freunden und Hörern willkommen sein. Sie giebt ein Bild von der reichen Thätigkeit des verstorbenen Gelehrten vom Jahre 1844 bis auf unsere Tage. Es kam hier nicht unsere Aufgabe sein, diese der vergangenen Zeit angehörnden Leistungen einer

erneuten Kritik zu unterziehen. Wir begnügen uns, auf den Inhalt derselben aufmerksam zu machen. Der erste Teil enthält Biographien von Zeitgenossen, darunter die von Kethel, von Schwind, Semper, Schnorr v. Carolsfeld, Cornelius u. a. Dieselben sind abgesehen von ihrem biographischen Wert auch deshalb interessant, weil sie uns vielfach die genannten Künstler im Urtheil ihrer Zeit zeigen, von dem das unsere schon mannigfach abweicht. Die Aufsätze „Zur Beurteilung Ludwig Feuerbachs“ und „Gegen die spekulative Keitheit“ führen uns mitten hinein in die philosophisch-ästhetischen Kämpfe, welche seiner Zeit durch Hegel und seine Schule hervorgerufen wurden. Aus den Aufsätzen „Zur Kunst“ heben wir hervor: „Die Neapolitanische Malerschule“, die eingehende Charakteristik des Semper'schen neuen Museums zu Dresden, „die Franziskaner in der Kunstgeschichte“ und „der Zwinger zu Dresden.“ Interessant ist auch die Polemik gegen die Pseudogotik der Kreuzschule zu Dresden. Die Rubrik „Zur Litteratur“ vereinigt Aufsätze über Goethe (G. und die Kunst, G. und der Socialismus), Shakespeare, Lessing und Tieck, sowie einen Brief über die allfranzösische Tragödie, worin das klassische Kostüm derselben seine Rettung findet. Den Beschluß machen 6 Gelegenheitsreden Hettmers, deren Letztere uns freilich nur einen schwachen Ersatz für die begreifende und fortreizende Gewalt seines nunmehr verstimmten Mundes bietet. Ueber die vollendet schöne und plastische Form der Aufsätze brauchen wir bei Hettner wohl kein Wort zu verlieren, die Gedanken sind — auch wo wir ihnen nicht zu folgen vermögen, immer anregend. S.

Die Davidsbündler. Aus Robert Schumanns Sturm- und Drangperiode. Ein Beitrag zur Biographie R. Schumanns nebst ungedruckten Briefen, Aufsätzen und Porträtstichen aus seinem Freundeskreise. Von F. Gustav Janzen Mit zwei Bildnissen. Leipzig 1883. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.

Wer möchte nicht mit dankbarer Freude den Versuch des Verf. begrüßen, unserer Zeit ein Musterbild idealen Strebens vorzuhalten, ein Bild jedoch, das nicht aus fernher Vergangenheit uns kalt und fremd anstarrt, sondern noch lebensfrisch in unsere Zeit hereinragt seinen idealisierenden Schimmer über die gegenwärtige Epoche verbreitet? Es genügt heutzutage nur den Namen Schumanns anzusprechen, und augenblicklich fühlen wir uns über die alltäglichen Zeit- und Streitfragen in jene reine Region erhoben, wo die notwendigen Gegensätze in Kunst und Leben nur in den idealen Phantasiegestalten des Florestan und Eusebius sich zeigen. Während bei groß angelegten Naturen die sogenannten Sturm- und Drangperioden ein Aufschwünnen und Ueberströmen der geistigen Kraft bedeuten, wobei

dieser geistige Ueberfluß zu physischen Strapazen absonderlicher Art verwendet wird, während bei genialen Männern gerade in solchen Perioden der aufs höchste gesteigerte Idealismus in das Gegenteil, in materiellen Uebermut umzuschlagen pflegt, können wir bei dem edlen Schumann das Umgekehrte wahrnehmen. Seine Genossen in der stürmischen Jugendzeit waren die „Davidsbündler“, eine rein geistige, ideale Brüderlichkeit, die nur in seiner Phantasie lebte. (W. J. v. Wasilkowski, der als gleichsam privilegierter Schumann-Biograph in einer peinlich wirkenden Schroffheit und Geschäftigkeit einige Irrtümer des trefflichen Janzen'schen Buches in einer Proschüre „Schumanniana“ berichtigt, behauptet, daß Herr Janzen in seiner Darstellung „dasjenige was Schumann auf Conto der von ihm erfundenen inaugurierten Davidsbündlerheit dachte, that und schrieb, noch zu sehr für bare Münze nimmt“). In jene Zeit fällt auch die Gründung der Neuen Zeitschrift für Kunst, die unter Schumanns Leitung auf rein idealer Höhe erhalten wurde. Und vollends ideal ist auch die kritische Thätigkeit Schumanns zu nennen, die er eben darum gern dem strengen Florestan und sanften Eusebius zugleich zu teil, wobei der vermittelnde „Rara“ oft die Gegensätze zu lösen hat. Denn wir aber gar über die von Janzen mitgetheilten geschäftlichen Briefe Schumanns einen idealen Hauch verbreitet sehen, der diese Geschäftsstücke fast wie poetische Gebilde erscheinen läßt, dann wird es klar, daß für unsere Zeitgenossen es nicht nur ein herrlicher Genuß, sondern eine unabweisbare Pflicht ist, das Janzen'sche Buch zu lesen, das uns durchwegs eine ideale Phantasiewelt erschließt. Es dünkt uns trivial nur von angenehmen Stunden zu sprechen, welche „die Davidsbündler“ uns bereitet haben; denn gewisse Eindrücke, welche man bei der Lectüre des prächtig ausgestatteten Buches empfängt, werden wir, wie wohl auch ein jeder andere Leser, durch das ganze Leben trenn bewahren.

R. H.

Der Kampf um die Sprache. Linguistische Plaudereien von Heinrich Feneles. Leipzig. Carl Reissner.

Die vorliegende Proschüre, welche eine Reihe bereits in der Prager „Bohemia“ erschienenen Skizzen zusammenfaßt, hat nicht bloß sprachwissenschaftliches, sondern fast in noch höherem Grade politisches und allgemein kulturtreues Interesse und verdient die Aufmerksamkeit aller derjenigen, welche für die Aufrechterhaltung und den Fortschritt deutscher Kultur eintreten wollen, im höchsten Maße. Im Lande der Benzelsrone ist diese Kultur gegenwärtig bekanntlich eng in die Defensivlage gedrängt, und wie diese Zurückdrängung täglich bedauerlichere Fortschritte macht, Fortschritte, an denen das Leid nicht nur innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle arg verlorrene Zeitungsbeusch einen

wesentlichen Anteil hat, weist Teweles in diesen geistreichen, mit ebensoviel Humor wie Schmeidigkeit und vollkommener Sachkenntnis geschriebenen Skizzen aufs eingehendste nach. „Wir (d. h. die Deutschen in Böhmen),“ sagt er, „leben im steten Kampf. Wir kämpfen um jedes Dorf, um jeden Mann. Die Sprache ist unsre Fahne, sie ist uns geblieben. Bei jeder Schme, bei jeder Amtshandlung vor Gericht, vor der Verwaltungsbehörde, vor dem Gemeindeamt setzt es einen Kampf um die Sprache. Die Sorge um den nationalen Bestand durchdringt uns in allem, was wir thun. Die Feder muß zur Waffe werden.“ Es ist Teweles vollkommen gelungen, nicht nur das Verständnis, sondern auch die Teilnahme für diesen schweren Kampf zu erweitern und wir wünschen seiner Schrift die weiteste Verbreitung auch bei uns im Reiche; es ist dringend nötig, daß den hart ringenden Stammesbrüdern durch die moralische Unterstützung des ganzen deutschen Volkes der Rücken gestützt werde. An hochinteressanten linguistischen Details ist die kleine Schrift überdies sehr reich; wir verweisen z. B. auf das Kapitel über das „Mauscheln“; andere Abschnitte, wie die „Kassische Weltsprache“ sind voll köstlicher Ironie. Das Kapitel „Zeitungsdeutsch“ lüftet freilich den Vorhang von einem großen Elende nur leicht; wir möchten in diesem Punkte wieder und wieder auf Lehmanns vortreffliche Schrift: „Sprachliche Sünden der Gegenwart“ hinweisen. Es ist in der That Zeit, daß hier energisch auf Abhilfe gedrängt wird.

H. T.

Die Prinzipien der gerechten Besteuerung in der neueren Finanzwissenschaft von Dr. Robert Mayer, f. k. Steuerinspektor und Privatdozenten an der Universität in Wien. Berlin 1884. Verlag von Wilhelm Herk (Beyersche Buchhandlung). 413 Seiten.

Der Verfasser wurde, wie er in der Vorrede selbst hervorhebt, zu obigem Thema durch die Abhandlung Fr. S. Neumanns, nämlich „die Steuer nach der Steuerfähigkeit“ (in Conradts Jahrbüchern der Nationalökonomie Statistik, N. F. I. n. II. Band) angeregt; eine schöne aber schwere Aufgabe, deren sich der Verf. unterzog. Die Anordnung des Stoffes ergab sich aus der Natur des Problems. Zunächst wird untersucht, ob ein solcher Grundgedanke der gerechten Besteuerung in der Theorie thatsächlich herrsche, und sonach in dem 1. Abschnitte die Lehre von den Prinzipien der gerechten Besteuerung in der Literatur vom 16. und 17. Jahrhundert an bis auf die Gegenwart entwickelt. Die Darstellung bewegt sich hier in der Form des literaturgeschichtlichen Agerates. Am Schlusse werden die Ergebnisse zusammengestellt. Es geht hieraus hervor, daß, während früher gewöhnlich den Prinzipien der Gerechtigkeit unbedingt der erste Rang eingeräumt wurde,

die neueste Literatur besonders seit Wagner und Raffe, die finanziellen Anforderungen in den Vordergrund gestellt hat. Mit anderen Worten: Weder dem finanziellen noch dem Gerechtigkeits- und Zweckmäßigkeitsprinzip gebührt der Vorrang, keins von beiden hat Anspruch auf ausschließliche Berücksichtigung. Was die materielle Grundlage der Gerechtigkeit der Besteuerung betrifft, so wird naturgemäß die Verteilung der Steuerlast als ein wesentliches Moment angesehen. Damit aber die Steuerverteilung einen gerechten Maßstab trage, müssen vor allem die Prinzipien der Allgemeinheit und Gleichmäßigkeit hierbei beobachtet werden, Prinzipien, welche Wagner als Axiome staatsbürgerlicher Epoche bezeichnet. Das Prinzip der Allgemeinheit enthält im Grunde nur ein negatives Moment, nämlich, daß die Nichtbesteuerung eines einzelnen ungerecht sei. Deshalb drängt sich das ganze Problem in der Gleichmäßigkeit zusammen. Dieses Prinzip wird aber verschieden aufgefaßt je nach den Ansichten über die Natur und den Zweck der Staatsverbindung überhaupt und hieraus entwickelt sich auch eine divergierende Auffassung über den Grund der Steuer. Nach der individualistischen Staatsanschauung gilt die von dem Staate den Bürger gewährte Leistung als Grund und Maßstab der gerechten Steuer; nach der organischen Staatsauffassung wird die Unterthanenpflicht als Grund der Steuer und die Leistungsfähigkeit der Staatsbürger oder das durch die Steuer erlittene Opfer als Maßstab derselben bezeichnet. Diese zweite Auffassung ist jetzt die herrschende geworden. Endlich tritt noch die sozialpolitische Aufgabe der Besteuerung hinzu d. h. die fortrückende Einwirkung der Steuer auf die bestehende Vermögens- und Einkommensverteilung, im Sinne der Ausgleichung der bestehenden Einkommens- und Vermögensungleichheiten. Um aber die Momente kennen zu lernen, welche die Leistungsfähigkeit oder die Größe des Opfers beeinflussen, wird, bevor an die Lösung jener Aufgaben herangetreten wird, in dem 2. Abschnitte eine zusammenhängende Darstellung der Wirkungen gegeben, welche die Steuer auf die Privatwirtschaft ausübt. Wesentlich neue Anschauungen finden wir in demselben nicht, das Verdienst besteht hier in der kurzen Zusammenfassung der Ansichten über diesen Gegenstand. Ein Gesamtergebnis des 2. Abschnittes ist vom Verf. nicht angegeben. Es müßte dahin lauten, daß einerseits, während wohl eine gleichmäßig aufgelegte Steuer denkbar erscheint, eine gleichmäßig wirkende jedoch nicht gedacht werden kann, und daß andererseits jede Steuer eine Ausgleichungsstendenz in sich birgt d. h. nach dieser oder jener Seite hin in verschiedener Weise ausgleichend wirkt, hier negativ, dort positiv. Die Steuerüberwägungslehre strebt den Versuch an, die durch die Steuer bewirkten Verschiebungen kennen zu lernen, und dennoch

scheint es fast unmöglich, dieselben in ihrem ganzen Verlaufe zu verfolgen. Von hohem Interesse ist der 3. Abschnitt, der die Prinzipien der Gerechtigkeit in der Besteuerung behandelt. Hiernach wird die direkte Besteuerung der kleinen Wirtschaften für unpraktisch und geradezu ungerecht gehalten, hauptsächlich weil, abgesehen von der Uneinbringlichkeit und von der Höhe der Erhebungskosten, die augenblickliche Folge der Steuerzahlung hier die Einschränkung der Konsumtion ist und die Nichtbefriedigung der zur Zeit dringenden Bedürfnisse. Der Verfasser erklärt sich aber gegen den Wagner'schen Standpunkt, die Steuerfreiheit des Existenzminimums nur vom sozialen Standpunkte aus zu rechtfertigen. Referent erachtet die Steuerfreiheit des Existenzminimums überhaupt nicht als ein Postulat der Gerechtigkeit, sondern nur der Billigkeit. Denn jenes erfordert einmal Allgemeinheit der Besteuerung. Wird eine solche Steuerfreiheit aber als ein Prinzip der Billigkeit gehalten, so wird dieselbe nicht nur in bezug auf die eigentümliche Wirkung der Steuer gegenüber dem notwendigen Lebensbedarf zu rechtfertigen sein, sondern auch mit Wagner vom sozialpolitischen Standpunkte aus, weil durch eine solche Besteuerung die Verarmung und Belastung der Kommunen sich noch steigern würde. Vom ökonomisch-finanziellen wie sozialpolitischen Gesichtspunkte aus erfordert hiermit das Prinzip der Billigkeit die Steuerfreiheit des Existenzminimums. Dieses Postulat der Billigkeit oder Rechtsangemessenheit hat aber eine unmittelbare praktische Anwendbarkeit nicht zu beanpruchen, sondern wird überall nur in durchaus konkreter und eigentümlicher Gestalt hervortreten, so daß die einzelnen Konsequenzen hieraus nie den Charakter des Absoluten und Allgemeingiltigen annehmen können. Bei einer gerechten Steuer-Verteilung soll nach dem Verfasser auch auf hervorragende gesellschaftliche Stellung (Adel u. s. w.) „als ein den Bedarf der Steuerpflichtigen vermehrendes Moment“ Rücksicht genommen werden. Wir vermissen uns zu einer solchen Anschauung nicht anzuschwingen. Wird der Landesbedarf bei der Steuer-Verteilung mitveranschlagt, dann bleibt wenig oder nichts als Steuerquelle übrig, denn der Stand einer Person richtet sich besonders heutzutage nach der Größe des Einkommens; zugleich muß der Satz „noblesse oblige“ im Interesse des Staates auch für das Steuerzahlen seine Geltung finden, abgesehen von den sonst hieraus erfolgenden unerquicklichen Verwicklungen, die den Maßstab einer gerechten Verteilung ungewiss machen und den ganzen Steuerapparat in seiner anzustrebenden möglichsten Einfachheit nicht wenig beeinträchtigen würden. Nicht bloß aber das Erworbene, sondern auch nicht erworbene Einkommenszüge, wie GlücksgeWINN, Erbschaften, Konjunkturgewinne sollen nach dem Verf. besteuert werden. Unter den indirekten Steuern werden

die Steuern auf die Gegenstände der notwendigen Lebensbedürfnisse als ungerecht bezeichnet, weil dadurch die „Selbstentlastung“ illusorisch wird. Dagegen werden Grundsteuern den Anforderungen der Gerechtigkeit entsprechend gehalten; ebenso gewisse Kategorien von Steuergebühren, die dem Wesen nach den Konsumsteuern gleichartig erscheinen, wie Fahrkarten, Rechnung-, Wechsel- und Quittungstempel. Eine notwendige Ergänzung zu all diesen Steuern bildet die Einkommensteuer, die nur eine allgemeine sein kann. Auf diesem Gebiete drängt die Theorie der Leistungsfähigkeit zu Reformen, ein neues Reformprojekt ist vom Verf. nicht aufgestellt. Der Schluß behandelt die Stellung der Prinzipien der Gerechtigkeit zur sozialpolitischen Aufgabe der Besteuerung. Die Deduktion ist hier nicht richtig, da die Prämissen nicht stichhaltig erscheinen. Der Verfasser schließt in folgender Weise. Die sozialpolitische Funktion der Besteuerung ist weder ein Interesse der einzelnen Privatwirtschaften als solcher noch ihrer Gesamtheit. Das Prinzip der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit stellt den Ausdruck für die verhältnismäßige Wahrung des Privatinteresses gegenüber dem Staatsinteresse in der Besteuerung dar, mag der Staat nur fiskalische oder auch sozialpolitische Zwecke in der Besteuerung verfolgen. Da man nun unter den Prinzipien der Gerechtigkeit der Besteuerung die im Interesse der Einzelnen an die Besteuerung zu stellenden Anforderungen versteht, so darf man die sozialpolitische Funktion der Besteuerung zu den Prinzipien der Gerechtigkeit überhaupt nicht rechnen. Zunächst hat die 1. Prämisse keine allgemeine Wahrheit. Denn wenn z. B. das Existenzminimum in das Besteuerungssystem mitaufgenommen wird und infolge dessen Verarmung, Bettel, Vagabundentum und Verbrechen zunehmen, so liegt die Beseitigung, bzw. Verminderung dieser Mißstände sowohl im Interesse der einzelnen Privatwirtschaften als auch der Gesamtheit, der Kommunen und des Staates. In der 2. Prämisse ist das Prinzip der Opfergleichheit ausgeschlossen. Dieses Prinzip ist aber in gewissem Sinne schon ein sozialpolitisches. Denn hieraus folgt, daß, wenn eine bestimmte Klasse von Staatsunterthanen nur die notwendigen Steuern und der Staat durch den Wegfall der Besteuerung dieser Klasse einen Ersatz dafür notwendig hat, die übrigen vermögenden Unterthanen dieses Opfer auf sich nehmen müssen. Auch hierin liegt ein Prinzip der Gerechtigkeit und Billigkeit. Referent rechnet deshalb die sozialpolitische Funktion der Besteuerung zu dem Prinzip der Rechtsangemessenheit und Billigkeit und fordert von diesem Gesichtspunkte aus eine in dem Steuersystem anzustrebende Nivellierung der allzu scharfen Einkommens- und Vermögensunterschiede.

Diese unterschiedlichen Auffassungen sollen

aber den Wert des Buches durchaus nicht mindern. Die große Mühe und Arbeit, denen sich der Autor unterzogen hat, die objektiv ruhige Darstellungsweise, die ihm eigen ist, werden nicht verfehlen dem Werke Freunde zu erwerben, und dasjenige ist wohl geeignet weitere Anregung auf diesem schwierigen und verworrensten Gebiete zu geben. S.

Monumenta reformationis Lutheranae ex tabulariis secretioribus s. sedis. 1521 bis 1525. Collegit, ordinavit, illustravit Petrus Balan, praelatus domesticus suaesanctitatis et eques troquatus ordinis Francisci Josephi. MDCCCLXXXIV. Ratisbonae, Neo Eboraci et Cincinnati sumptibus Friderici Pustet. 2 fasc. XXIV et 589 pp. gr. 8.

Nachdem in neuerer Zeit durch die wertvollen Veröffentlichungen von Lämmer, Pflugk-Hartung und anderen auf den Reichthum des Vatikanischen Archivs hingewiesen und im verfloßenen Jahre durch das Breve Leo XIII. die Aufmerksamkeit auf diese hochwichtige Fundgrube gelenkt worden ist, hat in diesen Tagen durch das Erscheinen des 2. Heftes eine Publikation ihren Abschluß gefunden, die von berufener Hand vorbereitet, zur Reformationsgeschichte eine Menge neuen Materials beibringt, wie sie durch genauere Mittheilungen von bereits bekannten Aktenstücken frühere Editionen zu corrigieren und zu ergänzen bestimmt ist. Im ganzen sind es 266 Urkunden, in lateinischer und italienischer Sprache abgefaßt; nur eine ist französisch, die Antwort der deutschen Reichsstände auf eine Vorlage ihres Kaisers, bezeichnend für die damaligen Verhältnisse des deutschen Reiches! Die meisten sind Depeschen, entweder an die Kurie oder von derselben geschrieben, die den Anfang von zwei Seiten nicht überschreiten, während andere bedeutend umfangreicher sind, z. B. Nr. 35, welche nicht weniger als 10 Seiten umfaßt und uns in den wichtigsten Gegenstand des 1. Heftes einführt, in die Verhandlungen des Wormser Reichstags. Alles, was von jeher nicht nur dem Historiker, sondern jedem Gebildeten an demselben anziehend war, die Persönlichkeit Luthers, der „dort allein wie eine Feldblume“ stand, der Gang der Verhandlungen, der sich in dramatischer Weise steigerte, der politische Hintergrund, der manche Dunkelheit bietet, erfährt durch die Aktenstücke die vielseitigste Erläuterung. Als Probe wählen wir ein Beispiel, welches nachweist, welchen wichtigen Einfluß die Politik des Kaisers auf die Behandlung der Lutherischen Angelegenheit, namentlich auf die Hauptfrage, die Vorladung Luthers nach Worms, geübt hat. Bereits vor dem Einzuge des Kaisers hatten die kaiserlichen Minister den Kurfürsten von Sachsen angewiesen, Luther mit nach Worms zu bringen. Der päpstliche Nuntius darüber außer sich, daß ein vom Papste bereits mit dem Banne be-

legter Kezer vor Kaiser und Kurie nochmals verhört, und nicht sofort mit der Reichsacht belegt werden sollte, erhob dagegen Vorstellungen und stimmte dem Kaiser nun, vielleicht unter Zuhilfenahme von Zusicherungen bezüglich der päpstlichen Politik, die damals in mannigfacher Beziehung die kaiserliche kreuzte. So wurden dem Reichstage zwei Vorlagen gemacht, von denen die erste die einfache Vollstreckung der päpstlichen Bulle, die andere das Mandat zur Verbrennung der Lutherischen Bücher zum Gegenstande hatte. Beide wurden abgelehnt, bis schließlich eine dritte zur Annahme gelangte, nach welcher Luther von gelehrten, verständigen Männern verhört werden sollte. Die bisherige Anspannung war nun, daß der Kaiser bei seiner Vorladung Luthers einfach den Beschluß des Reichstags zur Ausführung gebracht habe. Allein aus der Depesche des päpstlichen Nuntius vom 19. März ergibt sich eine andere Auffassung. Darnach war anfangs eine härtere und dem Legaten mehr genügende Form in Aussicht genommen. Da ändert sich plötzlich die Sache. Anstatt des Kuriers, der die Vorladung Luther überbringen sollte, wird die den Reformator ehrende Entsendung eines Herolds beschloffen; anstatt der schrofferen Form wird ein freundlicher Ton für den Geleitsbrief gewählt. Und aus der Depesche vom 24. März, S. 138, erfahren wir, daß dies an dem nämlichen Tage geschehen sei, an welchem der Einfall Roberts von der Mark in das Sauburgische Gebiet bekannt wurde, weil man den Papst selbst als „consentiente und complice“ verurtheilte. Alle gegenseitige Versicherung des Legaten konnte nichts ändern. Wohl ruft er aus: Sed dicet quispiam. quid hoc ad Martini negotium? der Kaiser war entgegengesetzter Ansicht: er spielte Luther als Trunpff gegen den Papst und seine Politik aus! Ähnlich wie die Sache Luthers, so erfährt auch das Vorgehen seines eifrigsten Gegners, des päpstlichen Legaten Alexander eine interessante Belandung. Es war bekannt, daß derselbe zur Begründung des kuralen Standpunkts vor den Ständen eine dreistündige Rede hielt. Hier sehen wir die Details: wie Alexander vom Kaiser aufgefordert wird am nächsten Tage zu sprechen, wie er sich den Tag über hinsetzt und die Lutherischen Schriften studiert, wie der seit langer Zeit vom Fieber geplagte die Nacht hindurch arbeitet, um schließlich der Kurie zu melden, daß er nun zum Kampfe gerüstet sei; wie er am Tage nach der Verhandlung nicht ohne Selbstzufriedenheit und Uteilet von den günstigen Urteilen und seiner Stimmung spricht. Das ist alles so anschaulich geschildert, daß man sich nicht wundert, wenn diese Depeschen in neuerer Zeit Gegenstand des lebhaftesten Interesses geworden sind. Nach Friedrichs und Janzens eingehenden Publikationen aus demselben steht noch eine kritische Herausgabe durch Brieger bevor, der wir mit

lebhafter Spannung entgegengehen dürfen, da die Bemerkungen in der Warburger Lutherfestchrift auf bedeutende Differenzen schließen lassen. Aus dem 2. Hefte heben wir einige höchst interessante Berichte über den Bauernkrieg heraus, so das Schreiben Erzherzog Ferdinands an den Papst vom 25. Mai 1525, in welchen der historische Verlauf und die Prinzipien des Bauernkrieges, wie die Maßregeln zur Unterdrückung desselben eingehend zur Darstellung gelangen. Ergänzt wird daselbe durch annalistische Aufzeichnungen Edts, welche die revolutionäre Bewegung bis zum Juni verfolgen. — Aus dem übrigen Material sind zu nennen die Beiträge zur Geschichte des Humanismus. Es finden sich zwei Priece des Erasmus, von denen der eine über den Erfolg seiner Schrift de libero arbitrio berichtet. Interessant ist, wie eingehend die Depeschen an die Kurie über den Humanismus und die Reichsritterschaft Meldung abstaten. Auch des Buchdrucks und seiner Beteiligung an der Bewegung der Geister wird vielfach Erwähnung gethan. Mit Entsetzen erzählt Aleander von der Betriebsamkeit der Buchdrucker und den Erfolgen einzelner Schriften. In den Angaben über Abgang und Ankunft der Depeschen findet sich manche interessante Notiz zur Geschichte des Postwesens. — Ein reichhaltiger, mannigfaltiger Inhalt ist es, der in dem Buche zusammengefaßt ist. Leider erweist sich das Namensregister am Schluß als durchaus unzureichend. G. M.

Maria Karoline von Oesterreich, Königin von Neapel und Sizilien, Anklagen und Vertheidigung. Mit Benutzung von Archivalien des K. R. Hans-, Hof- und Staats-Archivs von Frhr. v. Helfert. Wien 1884. Paul Jaczj.

Der genannte österreichische Historiker hat schon mehrere Schriften der urkundlichen Darstellung des Lebens der Königin Karoline (geb. 1752, verh. mit Ferdinand IV. 1768, gest. 1814) ältesten Tochter der Kaiserin Maria Theresia gewidmet. In dem ersten 1878 erschienenen Werke hat er die Königin im Kampfe gegen die französische Weltherrschaft (1790—1814) dargestellt; in der zweiten Schrift „Zeugenverhör“ hat er die Lebens- und Regierungszeit derselben vor Ausbruch der französischen Revolution einer historischen Forchung unterzogen; endlich in der dritten, „fabrizio Kasso“ betitelt, hat er ihr Verhalten in der Revolution und Gegen-Revolution der J. 1798—99 auf Grund ihrer eigenen Korrespondenz urkundlich festgestellt. Als der Autor zum erstenmal an die gestellte Aufgabe herantrat, fannte er den Charakter und Lebenswandel der Königin nur in der Beleuchtung, in welcher die landläufige Geschichtschreibung das Bild derselben zu entwerfen pflegt. Je mehr er aber in die bisher unbenutzten Quellen des k. f. Archivs eindrang, je mehr überzeugte er sich von dem Urgrunde der meisten gegen die übelverläum-

detste Fürstin der neueren Geschichte erhobenen Beschuldigungen. Der nähere, auf urkundliche Quellen gestützte Nachweis dieser Ueberzeugung ist in dem vorliegenden Werke geführt, und das Resultat dieser Spezialforschungen in einem Gesamtüberblick schließlich zusammengestellt. — Es läßt sich erwarten, daß die Historiker von dieser gründlichen und ohne Befangenheit geführten Ehrenerrettung einer geist- und mutvollen Fürstin Kenntnis nehmen und die gewonnenen Resultate zu ihrer Charakteristik benützen werden. Z.

Illustrierter Führer durch Spanien und Portugal nebst Gibraltar und der Nordküste von Marokko. — Wien, Pest und Leipzig. Verlag von A. Hartleben.

Anfallenderweise entbehrte bis heute die iberische Halbinsel ihres Bädeters. Dieser Mangel war um so fühlbarer, als in neuerer Zeit auch in jene Länder sich Touristen Schwärme begaben, und andererseits die Reize und Schönheiten derselben wohl einen Ausflüg dorthin verdienen. Da ist denn zu rechter Zeit Spiridon Gopcevic, denn er ist der, wenn auch dem Titelblatt nicht genannte Verfasser dieses „Führers“, mit seinem Buche gekommen. Alles, was der Reisende füglich von einem praktischen Ratgeber beanspruchen kann, findet sich darin übersichtlich zusammengestellt. Das Buch giebt ausführlichen Aufschluß über Wahl der Route, Reisezeit, Eisenbahnen, Rundreisebillets, Dilligenzen, Dampfschiffe, Geldwesen, Ansrüstung, Gepäck, Post- und Telegraphenwesen, Hôtels, Kaffees u. s. w.; es enthält ein Verzeichnis aller Sehenswürdigkeiten sowie eine Sammlung von Reisegesprächen, und ist überdies mit 27 Illustrationen und 18 Karten versehen. Die Ausstattung ist äußerst geschmackvoll, der Einband ist rot nach Bädereischer Art. Gopcevic „Führer durch Spanien und Portugal“ füllt eine Lücke in unsrer sonst so umfangreichen und ausgedehnten Reiseliteratur aus. C. v. G.

Otto Kose, Nevada! Bilder aus Paris, Berlin 1884. Robert Oppenheim. XX. 342 S.

Für die beiden jüngsten von Kose und Gemeinheit strotzenden französischen Bücher über Berlin und Dresden ist das liebenswürdige Buch von Kose eine edle, vielleicht zu edle Nevada. Verfasser schildert auf Grund scharfer Beobachtung mit Geist und Witz aber durchaus sine ira et studio Pariser Verhältnisse „Aus der Gesellschaft, aus der Welt der Skoniffen und der Kunst, Pariser Feste, Paris im Freien und auf Reisen“. Die Lesflure des Buches bietet viel Belehrung und reichen Genuß. Verfasser verfügt über ein sehr annütendes Darstellungsvormögen, welches seinen Augenblick Kangevulle aufkommen läßt, er hält sich fern von jener frivolen Behaglichkeit, mit welcher sich Tissot und andere in ihrem erlogenen Schmutze wälzen, und er erkennt eben-

so freudig alles Lobenswerthe an, wie er die Schwächen in seiner Weise an den Pranger stellt. Vielfach werfen die Schilderungen und Andeutungen Köses auf politische Verhältnisse ein ganz neues Licht, denn Staat und Gesellschaft stehen ja hüben wie drüben im engsten Zusammenhange, und die Gesellschaft der Republik ist eine ganz andere als die des Empire. Im ganzen können wir in der That auf dieses Buch stolz sein; gegenüber den eingangs erwähnten französischen Büchern legt es ehrenvolles Zeugnis für deutschen Geist und deutsche Gefinnung ab. P. S.

„**Pompeji in seinen Gebäuden, Altertümern und Kunstwerken**“ von Johannes Overbeck und August Mau durchgearbeitet. 4. Aufl. Leipzig. W. Engelmann. (Ver. 8. 1884. Geh. M. 20, geb. M. 22, in Liebhabereiband M. 25.)

Indem wir bemerken, daß das vorliegende verdienstvolle Werk in seinen drei vorhergehenden Auflagen die wärmste Aufnahme bei Fachmännern sowohl als bei dem großen nicht fachwissenschaftlich gebildeten Publikum gefunden hat, fügen wir hinzu, daß die vier ersten bangehichtlichen Kapitel des ersten Hauptteils, welche ein deutliches Bild von Pompejis Baulichkeiten geben, wie sie einst waren und wie sie jetzt sind, beinahe anschießlich das geistige Eigentum von August Mau sind. Die beigelegten überdieslichen Pläne und Grundrisse, sowie die zahlreichen sein ausgeführten Abbildungen der öffentlichen Gebäude, der Privathäuser, der Grabdenkmäler vergegenwärtigen auf die anschaulichste Weise den Stand der Ausgrabungen bis auf die jüngste Zeit. Die folgenden Kapitel des ersten Teiles, enthaltend die gegenständlichen Hinterlassenschaft pompejanischen Verkehrs und Lebens, sowie der ganze zweite artistische Teil des Buches, der in übersichtlicher Kürze Architektur und Ornamentik, Plastik und Malerei, sowie Mosaikarbeiten und das Kunsthandwerk des alten Pompeji behandelt, gehören allein der bewährten Feder Johannes Overbecks an, und auch hier stehen zahlreiche Abbildungen dem

Text erläuternd zur Seite. Die Verfasser haben der gebildeten Welt mit dem anziehenden interessanten Werk ein wertvolles Geschenk gemacht, das in leicht faßlicher Sprache jedem, der Interesse dafür hat, die antiquarischen Schätze Pompejis erschließt, und auf der Basis wissenschaftlicher Forschung ein feines Bild altpompejanischen Lebens entrollt. R.

Die Sage vom ewigen Juden. Unterjucht von Dr. L. Kenbauer-Elbing. Leipzig 1884. Verlag von Hinrichsche Buchhandlung.

Die Veranlassung zu dieser historischen Monographie der Sage vom ewigen Juden hat eine Bemerkung des französischen Gelehrten Gaston Paris in welcher er auf die Notwendigkeit einer kritischen Bibliographie über diese Sage hinweist. Mit einer nicht genug anzuerkennenden Ausdauer hat der Herausgeber es sich angelegen sein lassen, durch eine weitverzweigte Correspondenz mit den deutschen, französischen, englischen, russischen Bibliotheken die verschiedenen Ausgaben der Sage nicht nur nach Titel und Inhalt zu erfahren, sondern dieselben in Originalen oder Abschrift zu erhalten. Dementsprechend trägt die vorliegende Arbeit einen die Geschichte dieser Sage abschließenden Charakter.

Ein Jahr zu Pferde von Ernst Mevert. 151 S. 8. Wandsbeck 1883.

Behandelt die Kolonialfrage politisch und staatsökonomisch, dann aber auch praktisch, indem der Verfasser Südamerika besucht und in Paraguanj ein seiner Ansicht nach für den deutschen Auswanderer passendes Feld findet. Seine Erlebnisse dort sind anziehend, und die Beurteilung der Landesverhältnisse mit Sachkenntnis geschrieben. Ein in Ansicht gestellter zweiter Band soll die Aufgabe vervollständigen. Sympathisch kann man das Buch schon begrüßen, insofern es gegen den philistrischen in Deutschland vorwiegenden Dogmatismus zu Felde zieht, der jede Kolonialpolitik abweist und verdächtig aus Angst, er möge einer gewissen Klasse oder einer Verstärkung der Regierungsmacht zu gute kommen.



Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Berghaus, Dr. Heinr., Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. 2. 21. Ver. 8. (R. Eichen Schmidt, Berlin.)
Bibliothek für Ost u. West I. (Chiavacci, B., Aus dem Kleinleben der Großstadt. Wiener Genrebilder. 8. (Hugo Engel, Wien.)
Bilder aus vergangener Zeit nach Mitteilungen aus großenteils ungedruckten Familienpapieren. I. Th. 1760—87. Bilder

aus Peter Voels und seiner Freunde Leben gr. 8. (Agentur d. Ranhen Hauses, Hamburg.)
Bilharz, Dr. Alf., Erläuterungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft. 8. (J. F. Bergmann, Wiesbaden.)
Braunfels, Edward, Hofgeschichten aus drei Jahrhunderten. Historische Novellen. (F. W. Steffens, Dresden.)
Bulthaupt, Heinrich, Die Waltefer. Tragödie. (C. Kocuyter, Frankfurt a. M.)

- Catull's Buch der Lieder.** Deutsch von Rudolf Weiphal 1884. 8. (F. C. G. Jendart, Leipzig.)
- Conrad, Dr. J., Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre.** Statistische Untersuchungen. Lex. 8. (Gustav Fischer, Jena.)
- Dahn Relig., Germanische Studien.** 8. (Otto Jante, Berlin.)
- Eberlig, Dr. Emil, Bibliographischer Anzeiger für romanische Sprachen und Litteratur.** Lex. 8. (E. Twietmeyer, Leipzig.)
- Encyklopädie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrat Dr. Schlömilch, Prof. Dr. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. Lex. 8. Mit eingedruckten Holzschnitten. I. Abt. Lief. 37 enthält: Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie Lief. 11. — II. Abt. Lief. 21 enthält: Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Palaeontologie Lief. 6. — Lief. 22 enthält: Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie Lief. 11. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Erlebtes.** Meine Memoiren aus der Zeit von 1848—1866 und von 1873 bis jetzt von Hermann Wagener. I. Abth. Ver. 8. (K. Pohl, Berlin.)
- Goethes Torquato Tasso.** Beiträge zur Erklärung des Dramas von Franz Kern. 8. (Nikolaische Verlagsbuchh., Berlin.)
- Groffe, Julius, Ein bürgerlicher Demetrius.** Roman in 4 Büchern. 8. (F. W. Steffens, Dresden.)
- Hafemann, P., Die Ueberbürdung der Schüler in den höheren Lehranstalten Deutschlands.** gr. 8. (Karl J. Trübner, Straßburg.)
- Herrig, Otto, Friedrich und Ingeborg.** Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. gr. 8. (A. Deubner, Berlin.)
- Hirundo, C., Armengard.** Eine Erzählung vom Ghenegau aus dem 15. Jahrhundert. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.) 8.
- Jäger, Prof. Dr. G., Entdeckung der Seele,** L. 5/6. Lex. 8. (E. Günthers Verlag, Leipzig.)
- Jacoby, Dr. Johann, Geist der griechischen Geschichte.** Nach dessen Tode herausgegeben v. Franz Hübl. Ver. 8. (Th. Hofmann, Berlin.)
- Last, C., Die realistische und die idealistische Weltanschauung, entwickelt an Kant's Idealität von Zeit und Raum.** 8. (Th. Griebens Verlag, Leipzig.)
- Lippert, Julius, Allgemeine Geschichte des Priestertums.** 2 Bde. Ver. 8. (Theodor Hofmann, Berlin.)
- Metric, Adolf, Vorträge für Künstler.** 8. (A. Meißner's Buchhdl., Wien.)
- Milbe, S. J., Die Musik im Lichte der Poesie.** Dichterworte aus der Weltliteratur. 8. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)
- Neubauer, Dr. L., Die Sage vom ewigen Juden.** gr. 8. (F. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig.)
- Die bewaffnete Neutralität 1780—83.** 8. (Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.)
- Rußbaum, Dr. J. N. Ritter von, Ueber Chloroform-Wirkung.** 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Preyer, W., Elemente der allgemeinen Physiologie,** kurz und leicht fasslich dargestellt. 8. (Th. Griebens Verlag, Leipzig.)
- Radstock, Dr. Paul, Genie und Wahnsinn.** Eine physiologische Untersuchung. gr. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Sammlung musikalischer Vorträge.** Giacomo Meyerbeer. Sein Leben u. seine Werke v. A. Niggli. Ver. 8. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)
- Schäfer, Dr. Dietrich, Deutschlands Nationalbewußtsein im Licht der Geschichte.** Ver. 8. (Gustav Fischer, Jena.)
- Freiherr von Soden, Dr. Arthur, Die Einflüsse unseres Gymnasiums auf die Jugendbildung.** Lex. 8. (Franz Fues, Tübingen.)
- Stadion, Graf Emerich, Zigeunerreise aus dem Wanderbuche meines Lebens.** II. 8. (Hugo Engel, Wien.)
- Sturmhoefel, N., Neulatein als Weltsprache.** Ein Vorschlag. Lex. 8. (Walther & Apolant, Berlin.)
- Der vierte Stand und der Staatssozialismus.** Zur Signatur der deutschen Gegenwart von einem Nichtpolitiker. gr. 8. (S. Hirzel, Leipzig.)
- Thoroddsen, Jon Thordarson, Jüngling u. Mädchen.** Eine Erzählung aus dem isländischen Volksleben der Gegenwart. Ver. 8. (Oskar Harjanius, Berlin.)
- Turgenieff, Jw. Serg., Vier Erzählungen.** 2. Folge. Aus dem Russischen übertragen von E. St. (Otto Wigand, Leipzig.)
- Das Deutsche Volkstum und seine nationale Zukunft.** Betrachtungen eines Laien über eine nationale und praktische Politik der Gegenwart von Dr. jur. Karl Theodor Reinhold. Ver. 8. (J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.)
- Weise, Karl, Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Des. Vaterländische Dichtung in 30 Gesängen.** Bevormortet von Friedrich von Braunnstedt. 8. (H. Herrold, Bitterberg.)
- Das Wissen der Gegenwart.** 22. Bd. Der Weltteil Amerika I. Karl Dsheniuss, Chile, Land und Leute. 8. (W. Freitag, Leipzig.)
- Unser Wissen von der Erde.** Pief. 7/10. Ver. 8. (W. Freitag, Leipzig.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben ist erschienen:

Die Geschichte der Familie.

Von
Julius Tippert.

8. Geh. Preis Mark 6.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

GLOBUS.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet von

Karl Andree.

Preis pro Band 12 Mark.

Mit besonderer Berücksichtigung der **Anthropologie** und **Ethnologie.**

Redigiert von

Dr. Richard Kiepert.

Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nummern.

Probe-Nummern können durch jede Buchhandlung gratis bezogen werden. — Abonnements nimmt jede Buchhandlung und Post-Anstalt entgegen.

Im Verlage von **Eduard Trewendt in Breslau** erschien soeben:

Genie und Wahnsinn. Eine psychologische Untersuchung von **Dr. Paul Radestock.** 6 Bogen gr. 8. Eleg. broschiert.
Preis 2 Mark.

Der auf diesem philosophischen Gebiete vorteilhaft bekannte Verfasser, dessen frühere Werke „Schlaf und Traum“ und „Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung“ weitgehende Anerkennung fanden, bietet in dieser Schrift eine eingehende und lichtvolle Studie, die nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei dem grösseren Publikum reges Interesse erwecken dürfte.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Neue, wertvolle Unterhaltungsschriften n. d. Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

(Die Preise verstehen sich sämtlich für elegant und solid gebundene Exemplare.)

Franzosa, R. E., Der Präsident. Erzählung. 2. Aufl. 7,20 Mk.

— — **Junge Liebe.** 4. vermehrte Aufl. Min.-Ausg. 4 Mk.

Gottschall, Rudolf von, Die Papierprinzessin. Roman. 3 Bde. 18 Mk.

Caro, S., Beata und Halszka. Eine polnisch-russische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. 4 Mk.

Derken, Georg von, Pera bei Poetenlicht. 3 Mk.

Turgenev, Ivan, Gedichte in Prosa. Übersetzt von R. Löwenfeld. 3. Aufl. 2,40 Mk.

Cauer, Ed., Zur Geschichte u. Charakteristik Friedrichs d. Gr. Vermischte Aufsätze. 9,50 Mk.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Zweite, neugestaltete Auflage in handlicherem Format.

Prosopie gratis. Erste Lieferung in allen Buchhandlungen vorrätig!

Otto Spamer's
Glossar
Konversations-Lexikon
für das Volk.

Stzt 5—6000 Wort-Erklärungen, Synonymen, Sätzen etc.
In acht Bänden oder 300 Lieferungen à 50 Pf.

Anlage 321,000; das verbreitetste aller deutschen Wörter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



Die Aboenwelt. Illust. Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Täglich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren etc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-N. gratis u. frko. durch die Exp. Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Dperngasse 3.

Vor Kurzem erschien im Verlage der K. Hofbuchh. von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig**.

Aus Litteratur und Symbolik.

Abhandlungen

von

D. Paulus Cassel.

In gr. 8. eleg. br. M. 8, eleg. gebd. M. 9.

Inhalt: Die Sage vom Tannhäuser. — Aus dem Königreich des Gral. — Tristan und Parzival. — Parzival. — Der König. — Barlaam und Josaphat. — Der dreifarbigte Stein. — Gräbersymbolik. — Der Tannenbaum am Weihnachten. — Das Henkelkreuz. — Das redende Lamm. — Athene Tritagenia. — Russen und Waräger. — Shylock.

Das geistreich geschriebene Werk des bekannten Verfassers sei allen Gebildeten bestens empfohlen.

Auf friedlichem Wege.
Ein Vorschlag zur Lösung
der sozialen Frage
von Michael Fürschheim
Verl. v. Oscar Sommermeyer
Baden. 25 Bdg. Preis: 2 M.,
Volksausgabe M. 1.

Dieses 400 Seiten starke Werk eines bekannten Grossindustriellen behandelt in erschöpfender Weise die Frage der Absatzkrisen und der Not des arbeitenden Volkes unter besonderer Beleuchtung der **Judefrage**, des Kulturkampfes, des Sozialistengesetzes etc.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

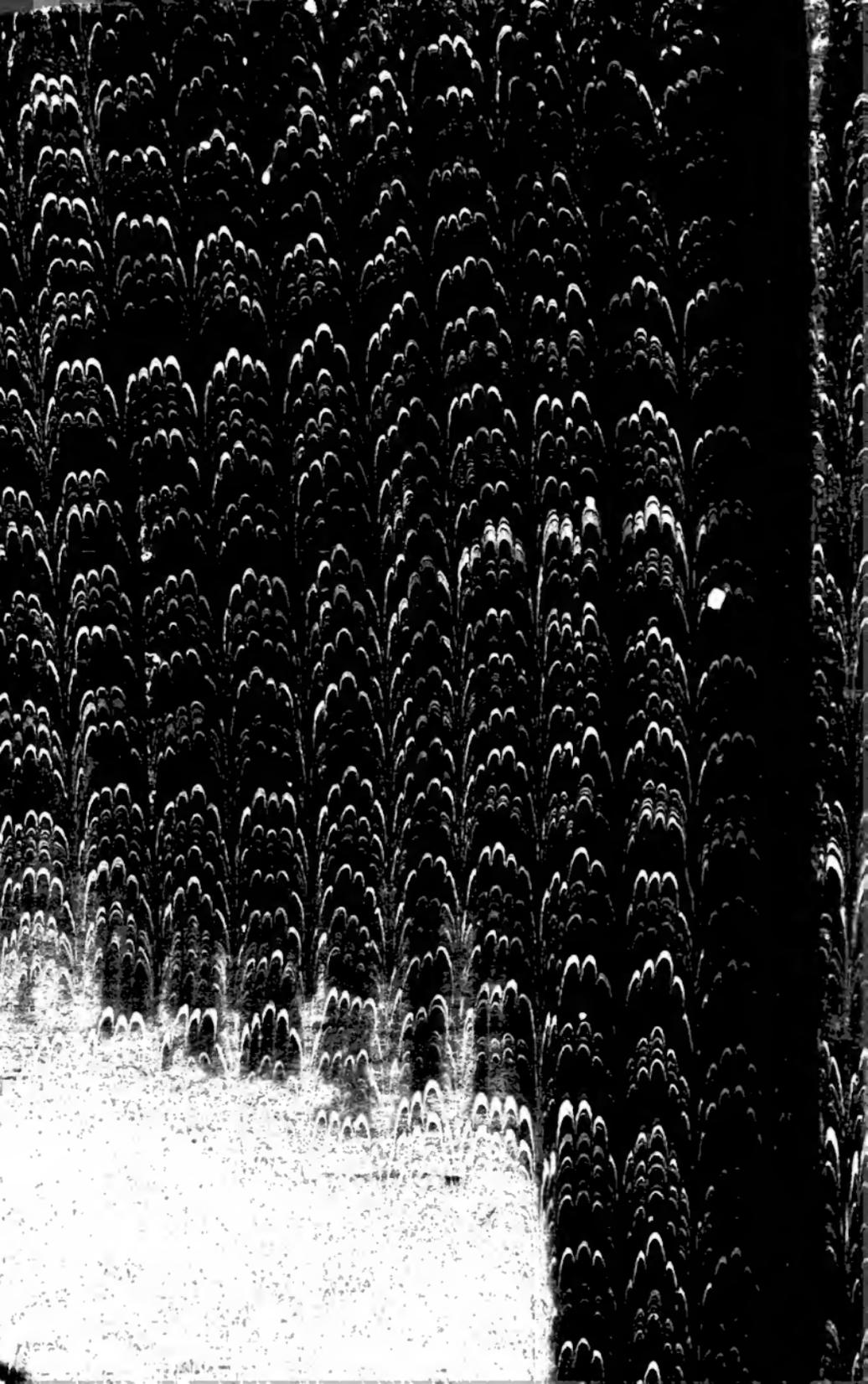
herausgeg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhdlg. 3 Terthefte bilden stets einen Band.

Breslau.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhdlg.





Widener Library



3 2044 098 624 364